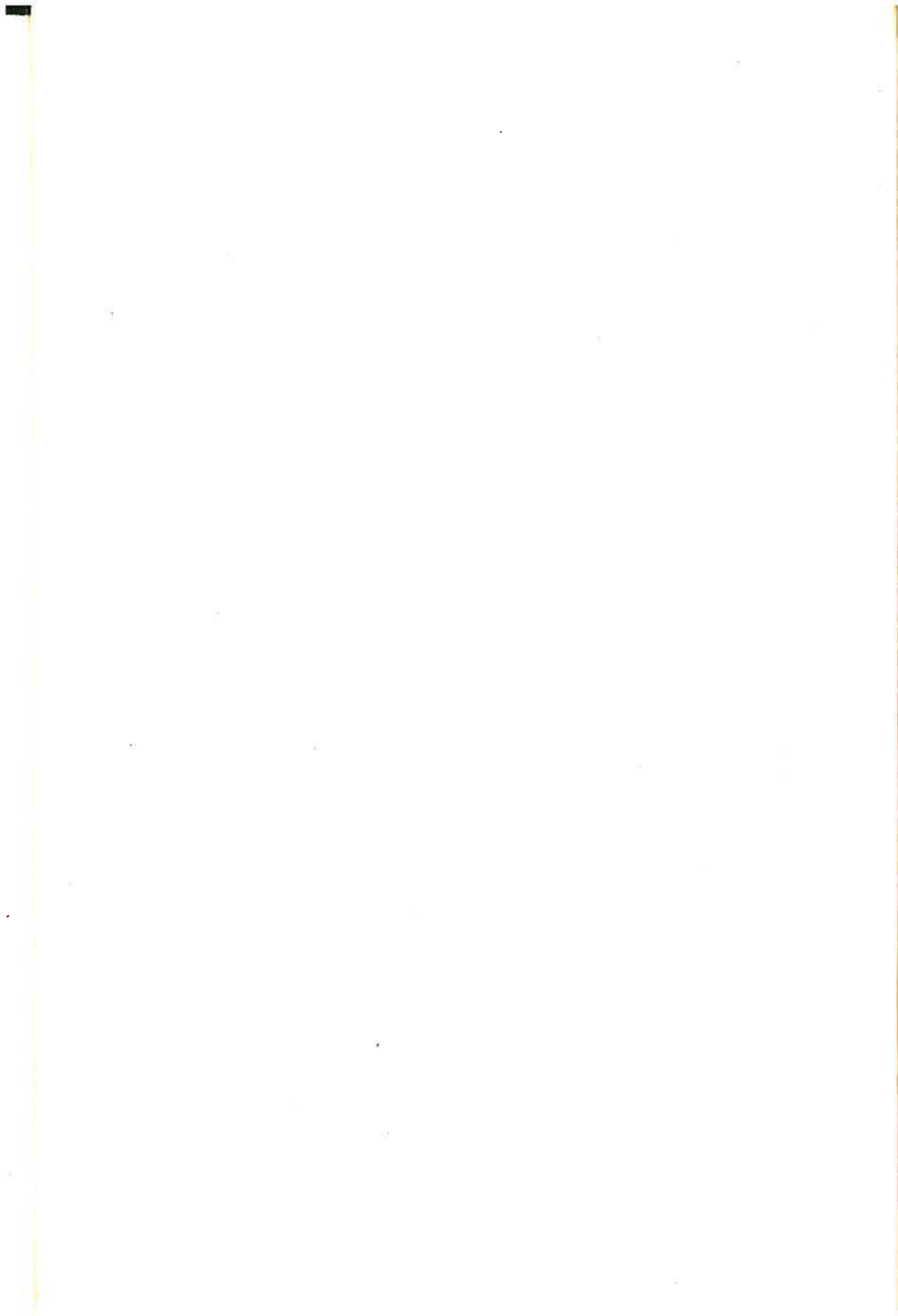
FÜHRERTUM





Führertum



Führertum

25 Lebensbilder von Feldherren aller Zeiten

Auf Veranlassung des

Reichswehrministers Dr. Groener

bearbeitet

von Offizieren des Reichsheeres und der Reichsmarine

und zusammengestellt

von Oberst von Cochenhausen



Mit 22 Bildern und 10 Textskizzen

Verlag von E. S. Mittler & Sohn / Berlin 1930

Gedruckt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW 68

Zum Geleit.

Einem alten Lieblingsgedanken von mir ist das vorliegende Buch entsprungen. Jedem jungen Offizier sollte vor Augen geführt werden, wie die Männer der Geschichte zu bedeutenden Persönlichkeiten wurden, und wie ihr Wirken die Entwicklung der Kriegskunst und die Geschichte ihres Vaterlandes entscheidend beeinflußte.

Möge das Buch die in unserer jungen Wehrmacht lebenden geistigen Kräfte stärken! Möge jeder Offizier aus diesen unsterblichen Gestalten sich Vorbilder wählen, denen nachzustreben das schönste Lebensziel bildet. Möge auch die deutsche Jugend in ihrem Ringen nach neuen Ideen nicht achtlos an diesem Buche vorübergehen. Das Leben großer Männer wird manchem den richtigen Weg weisen!

Weihnachten 1929.





Vorwort.

Das vorliegende Buch ist aus einem Wettbewerb hervorgegangen, an dem sich über 100 Offiziere aller Dienstgrade, ja sogar einzelne Oberfähnriche des Reichsheeres und der Reichsmarine beteiligt haben. Die Wahl der zu schildernden Persönlichkeit war jedem einzelnen überlassen. Wenn auch die Gliederung des Stoffes in großen Zügen vorgeschrieben war, so hatte doch jeder Bearbeiter in der Art der Wiedergabe volle Freiheit.

Ein Buch, an dem über 20 Bearbeiter mitwirkten, kann in Auffassung und Stil nicht völlig einheitlich sein. Charakter, Temperament, schriftstellerische Begabung, historischer Überblick und Lebenserfahrung jedes Mitarbeiters waren so verschieden, daß jedes der wiedergegebenen Lebensbilder bis zu einem gewissen Grad die Persönlichkeit des Verfassers widerspiegeln mußte. Wenn dabei, wie dies hier geschehen ist, eingehendes Quellenstudium die Grundlage für die Bearbeitungen bildete, so brauchte dies kein Nachteil zu sein. Das Buch erhält vielmehr hierdurch einen eigenen Reiz, der noch dadurch erhöht wird, daß jeder Mitarbeiter offenbar von dem Streben beseelt ist, der Persönlichkeit, die er sich als Vorbild erwählt hat, möglichst viel abzugewinnen.

Die Auswahl der Führerpersönlichkeiten war insofern schwierig, als man sich auf die allerbedeutendsten beschränken mußte und manche Persönlichkeit nicht gebracht werden konnte, die es ebenfalls verdient hätte. Die Reihenfolge, in der die einzelnen Lebensbilder erscheinen, entspricht im allgemeinen der geschichtlichen Folge. In einzelnen Fällen wurde davon abgewichen, um die Weiterentwicklung der Kriegskunst zu Lande und zur See deutlicher vor Augen zu führen.

Zur eindrucksvolleren Wiedergabe der einzelnen Abschnitte wurde eine Reihe von Bildern nach Skulpturen oder Stichen der jeweiligen Zeit beigegeben, ferner einige Übersichtsskizzen, die zur Erläuterung des Textes dienen sollen. Am Schluß wurde ein Quellenverzeichnis angefügt, aus dem das zur Bearbeitung der einzelnen Lebensbilder benutzte historische Material ersichtlich ist.

Der Herr Reichswehrminister hat mich beauftragt, allen denjenigen, die an dem Zustandekommen des Buches mitgewirkt haben, an dieser Stelle seinen wärmsten Dank auszusprechen. Ich verbinde damit den Ausdruck meines persönlichen Dankes an Herrn Konteradmiral Lützow und Herrn Oberst von Boetticher, die, ohne an dem Preisausschreiben teilzunehmen, ihre Arbeiten zur Verfügung stellten, ferner an Herrn Generalmajor Erfurth, die Herren Oberstleutnante Bauer und Schaller sowie die Herren Korvettenkapitäne von Bonin und Lohmann, die mit mir gemeinsam die Durchsicht der eingegangenen Arbeiten vornahmen, und schließlich an Herrn Major von Both und Herrn Oberleutnant Daude, die mich beim Lesen der Korrektur unterstützten. Mein besonderer Dank gilt auch dem Verlage E. S. Mittler & Sohn für die geschmackvolle und würdige Ausstattung des Buches.

Dresden, Weihnachten 1929.

von Cochenhausen,
Oberst.

Inhalt.

*) Teil II unter Mitwirkung von Oberleutnant Böhme und Leutnant Bokelberg.

Verzeichnis der Bilder.

Verzeichnis der Skizzen.

Epaminondas.

Von Oberst Wolfgang Muff.

Viertes Jahrhundert vor Christus. Der Kampf um die Herrschaft in Hellas, politisch um die Namen Athen und Sparta, sozial um die ihnen zugehörigen Begriffe Demokratie und Aristokratie geballt, hat in völliger Auflösung der griechischen Volkheit geendet*). In Theben wird im Jahre 378 die durch eine spartanische Burgbesatzung gestützte oligarchische Herrschaft in blutigem Aufstand gestürzt. Zu diesem Zeitpunkt betritt Epaminondas den Schauplatz des politischen Lebens. Auf dem antalkidischen Friedenskongreß, der eine Neuregelung der hellenischen Verhältnisse auf der Grundlage allgemeiner Autonomie herbeiführen soll, fordert er die Anerkennung des böotischen Einheitsstaates und ladet damit Sparta in die Schranken. Bei Leuktra kommt es im Jahre 371 zur Schlacht. Unter des Epaminondas überlegener Führung wird zum erstenmal ein spartanisches Bürgerheer im freien Felde entscheidend geschlagen und der Ruf der militärischen Unüberwindlichkeit Spartas vernichtet. Auf dem ganzen Peloponnes erheben sich nunmehr die Städte gegen seine Zwingherrschaft. Zur Unterstützung der Bewegung führt Epaminondas ein böotisches Heer über den Isthmus bis vor die Tore Spartas, ohne jedoch den Angriff auf die Stadt selbst zu wagen. Aus den befreiten Heloten gründet er den neuen messenischen Staat.

Nun greift aber Athen ein. Diese Rückenbedrohung nötigt den Thebaner zum Rückmarsch. Doch noch in demselben Jahre 370 erzwingt er wiederum den Durchmarsch durch den Isthmus. Nachdem aber ein Angriff auf Korinth gescheitert ist, führt er sein Heer nach Theben zurück.

Der geringe Feldzugserfolg des Generals führt zum Sturze des Politikers. Von der radikaldemokratischen Friedenspartei wird er vor den Staatsgerichtshof gezogen und seines Amtes entsetzt. Verwicklungen seiner Heimatstadt mit Thessalien rufen Epaminondas bald danach als gemeinen Soldaten ins Feld. Der Kriegszug endigt mit einem ausgesprochenen Mißerfolg. Aus der bedrängten Lage rettet das Heer nur die Schilderhebung seines alten Führers, der in einem geschickt geleiteten Rückzuge wiederum seine Feldherrnkunst bewährt.

Doch der Machtanspruch Thebens findet mit der Zeit auch bei den eigenen Bundesgenossen Ablehnung. Mehr um diese im Zaum zu halten, als um Sparta zu bekriegen, setzt Epaminondas im Jahre 367 eine abermalige Unternehmung nach dem Peloponnes durch. Aber die Schwäche seiner politischen Stellung in der Heimat, die Folge des Widerstreits zwischen seinem Dienst im demokratischen Staate und seiner gefühlsmäßig aristokratischen Gesinnung, wirkt sich bis in seine Feldherrntätigkeit hinein aus. Über seinen Kopf hinweg verfügt die thebanische Volksversammlung die Vertreibung der Aristokraten und die Einsetzung demokratischer Gewalten in den Achäerstädten. Deren Anschluß an Sparta ist die Folge. Als auch Arkadien, die letzte Säule der Hegemonie Thebens auf der Halbinsel, der Abwehrfront beitritt, ist die peloponnesische Politik des Böotarchen gescheitert.

---

*) Wichtigere Ortsnamen s. Skizze auf Seite 71.

Wiederum kommt in Theben die Gegenpartei ans Ruder. Wohl um den unbequemen „Kriegstreiber" unschädlich zu machen, stimmt sie seiner Forderung, eine Kriegsflotte zu bauen, zu. Im Jahre 364 sticht Epaminondas nach dem Hellespont in See. Dorthin hat er nach dem Scheitern seiner Landpläne in kühner Wendung seine machtpolitischen Ziele gesetzt. Es kommt jedoch nicht zum Zusammenstoß mit der attischen Flotte, und bald kehrt Epaminondas wieder in die heimischen Gewässer zurück.

Da rufen die Zustände auf dem Peloponnes Theben noch einmal auf den Plan. Ein Hilfegesuch der arkadischen Demokraten wird von Epaminondas genützt, um seine alte Politik wieder aufzunehmen. Doch die Zeit dafür ist vorbei. Als er anno 362 über den Isthmus rückt, sieht er sich einer geschlossenen Koalition gegenüber. Die Überrumpelung Spartas scheitert ebenso wie der Handstreich auf Mantinea. Dort sucht er nun die Entscheidung in einer offenen Feldschlacht. An der Spitze seiner böotischen Phalanx dringt der Feldherr in den Feind und fällt, als der Sieg sich zu seinen Gunsten neigt. Nach seinem Tode erlischt der Kampf ohne Entscheidung. Der Gedanke der böotischen Vorherrschaft stirbt mit seinem großen Vorkämpfer.

„Epaminondas rückte an wie eine Trireme mit drohendem Stoßsporn ...., überzeugt, daß, wenn er nur an einer Stelle die feindliche Front durchbrochen habe, die Flucht bald allgemein sein würde." (Xenophon.)

Die Person.

Der biedere Cornelius Nepos umkleidet Epaminondas in seinem „Leben ausgezeichneter Feldherrn" mit dem Tugendmantel eines ehrenwerten römischen Bürgers und braven, pflichtgetreuen Offiziers aus guter, aber verarmter Familie und legt damit das im übrigen in nur spärlichen Umrissen überlieferte Bild dieses großen Griechen für die Geschichtslegende fest. Die Aufzeichnung seines Bildungsganges allerdings veranlaßt den lateinischen Biographen zu der Bemerkung: „nach heutigen römischen Anschauungen zwar gleichgültige und nebensächliche, nach damaligen griechischen aber wertvolle Dinge", wobei er neben der Ausbildung des Jünglings in Musik, Tanz und Gymnastik seine geistige durch den Pythagoräer Lysis von Tarent hervorhebt, ohne zu begreifen, was der innige Anschluß gerade an diesen Lehrer bedeutet. Unter Philosophie verstand man in der klassischen Zeit kein wissenschaftliches Fach, sondern die Zusammenfassung alles Wissens überhaupt, Erkenntnis im weitesten Umfange von den exakten Wissenschaften bis zu einem ursprünglichen Wissen um die letzten Dinge. So wurden alle Bezirke des Lebens in ein einheitliches Weltbild gefaßt, Persönlichkeiten von großer Geschlossenheit ausgebildet. Welchem Lehrer der junge Grieche sich anschloß, welcher Lehre der Mann anhing, gewann dadurch ausschlaggebende Bedeutung. Nirgends war aber vielleicht die

Einheit von Lehre und Leben so innig wie bei der pythagoräischen Schule, hatte sie sich doch bis zur Aufrichtung eines Mysterienbundes durch den Meister selbst in Kroton in Unteritalien verdichtet. Sein Glaube an eine Seelenwanderung, seine daraus abgeleiteten ethischen Forderungen im Sinne einer sittlich-religiösen Vergeltung, seine Naturerkenntnislehre, die das Weltall als Harmonie aus Gegensätzlichem auffaßte, mußte dem Bund eine aristokratisch-konservative Richtung geben und ihn sogar zu einer politischen Geheimmacht auswachsen lassen. Dies führte schließlich zu seiner gewaltsamen Sprengung. Zu den wenigen der Katastrophe Entronnenen gehörte der Lehrer des Epaminondas.

Von dorther empfängt also der künftige Staatsmann und Feldherr seine Weltanschauung. Mystische Gläubigkeit, aristokratische Seelenhaltung, konservative Grundeinstellung, asketische Lebensauffassung — die Pythagoräer waren Rohkostler und Abstinenten —, Liebe zu Kunst und Wissenschaft, besonders zur Mathematik, dem Hauptfach seiner Lehrmeister, das mögen wohl die Elemente sein, die seine geistige Persönlichkeit ausmachen. Wie diese sich dadurch scharf von den meisten seiner Zeitgenossen mit ihrer sophistischen Oberflächenbildung und seichten Aufklärerei abhebt, so dürfte sie sich aber auch gegen die freiere Humanität, deren Licht in jenen Tagen die Akademie zu Athen aussendet, verschlossen haben.

Es wird nun erklärlich, warum Epaminondas sich bis in sein vierzigstes Lebensjahr vom öffentlichen Leben seiner Vaterstadt fernhält, unangefochten unter der oligarchischen Herrschaft dort leben kann und auch an der Verschwörung nicht teilnimmt. In seinem Innern mögen ihm die aristokratischen Gewalthaber von Spartas Gnaden ebenso peinlich gewesen sein, wie es die radikalen Volksführer sind, die sie abgelöst haben. Daher bleibt er diesen auch immer verdächtig.

Als jedoch der Ruf seines Freundes Pelopidas an ihn ergeht, sich dem Dienst der Stadt, und das heißt unter den gegebenen Verhältnissen zugleich der demokratischen Partei, zu widmen, überwindet Epaminondas alle inneren Hemmungen seiner Veranlagung und Erziehung. An der Seite seines jüngeren Freundes erringt er dann rasch das höchste Regierungsamt durch beider Wahl zu Böotarchen.

Die Leistung.

Wie fast alle großen Männer im klassischen Griechenland ist Epaminondas Staatsmann und Heerführer zugleich. Ein großer Schlachtensieg, über die erste Militärmacht der griechischen Welt errungen, eröffnet seinen Aufstieg und weist sein staatsmännisches Wollen in ganz bestimmte

Bahn. Seine Politik stellt ihn dann vor neue militärische Aufgaben weitesten Ausmaßes. Da aber das politische Ziel mit der Wirklichkeit nicht in Einklang, also außerhalb des Erreichbaren steht, versagt sich auch den militärischen Handlungen der letzte Erfolg. Große Unternehmungen, offensiv und kühn geführt, verpuffen. Ihr Ende ist ein taktischer Sieg ohne strategische und erst recht ohne politische Bedeutung. Ein großer Soldat steigt schließlich erfolglos ins Grab, weil er kein Staatsmann mit Wirklichkeitssinn war. Denn der Politiker Epaminondas erstrebt Unzeitgemäßes: die Hegemonie in Griechenland durch einen Staatenbund oder auch den panhellenischen Staatenbund, auf Hegemonie begründet, und nimmt dadurch einen politischen Gedanken wieder auf, über den die Zeit bereits hinaus ist. In der Tat ist die Stunde für die Verwirklichung solcher Staatensysteme vorüber. Auch Sparta verliert seine Machtstellung nicht so sehr deshalb, weil es die Schlacht bei Leuktra verloren hat, als weil das Selbstbestimmungsrecht der Einzelstaaten auch den lindesten Zwang nicht mehr verträgt. Neue politische Gestaltungen zeichnen sich bereits ab: Die Selbstherrschaft mit starker Kräftezusammenfassung durch und in einem Willen, gestützt auf ein gutes Berufsheer und eine breite Machtbasis. Mit der kleinen Grundlage einer einzelnen Stadt und der schwankenden einer ausgearteten Demokratie ist nichts mehr zu schaffen. Die Stellung eines gewählten und in seiner Amtszeit begrenzten Böotarchen verleiht zu wenig legitime und tatsächliche Macht, das Bürgerheer einer Bauernrepublik mit unzuverlässigen Bundesgenossen ist eine zu schwache Kraft, um die Entwicklung der griechischen Dinge vorwärtszutreiben oder, was in Wirklichkeit des Epaminondas unbewußtes Ziel ist, in bereits einmal gegangene Bahnen wieder umzuleiten. Und so ist das, was er bewirkt, nur ein Umpflügen des Bodens für einen kommenden Säemann. In dem Sinne allerdings treibt er die Entwicklung vorwärts. Die Beschleunigung des Zerfalls der spartanischen Macht und damit des Auflösungsprozesses Altgriechenlands ist sein Werk. Dadurch arbeitet er der Einigung der griechischen Stämme unter mazedonischem Zepter und der Ablösung des partikularistisch-föderativen Staatsgedankens durch den universalen vor.

Dieser, wenn man so will, negativen Seite seiner Leistung steht die positive als Heerführer gegenüber. Als solcher hat er ja Spartas Macht den entscheidenden Schlag zugefügt. Als der eines großen soldatischen Vorbilds und bedeutenden Förderers der Kriegskunst lebt ja auch sein Name in der Geschichte weiter. Er ist verknüpft mit dem Begriff der „schiefen Schlachtordnung“. Durch deren Einführung in die antike Schlachtentaktik schafft Epaminondas den weiteren Begriff des „Schwerpunktes“, der seit-

dem durch alle Zeiten hindurch nicht mehr aus der Kriegskunst verschwinden soll. Aber noch mehr: Die schiefe Schlachtordnung stellt einen ausgesprochenen Flügelangriff dar, der sich im Verlauf des Kampfes zur Umfassung auswächst. So geht auch dieser Begriff schließlich auf den Taktiker Epaminondas zurück. Solche neuen Erfindungen entspringen nun selten, wie die Pallas Athene, dem Haupte des Zeus, dem reinen Denken e i n e s Mannes. Auch Epaminondas knüpft an eine schon vorhandene Eigenart bötischer Kampfweise an. Gerade die organische Entwicklung des neuen Gedankens aus schon Vorhandenem heraus gibt ihm ja seine Stoßkraft. Bei den Böotiern war es von jeher üblich, durch tiefe Aufstellung und die Gewalt des Druckes zu wirken. Ihre Phalanx steht bis zu 25 Mann tief gegen 8 bis 12 Mann der gebräuchlichen griechischen Phalangen. Diese fechten im allgemeinen reine Parallelschlachten aus ohne besonderen Angriffsplan, ohne Einwirkung eines bestimmten Führungsgedankens. Epaminondas nun macht die Schlacht zu einer geleiteten, allerdings, weil auch ihm Reserven noch unbekannt sind, erst nur in ihrem Ansatze, nicht in der Durchführung. Seinen Führungsgrundsatz trifft Friedrich der Große in den Generalprinzipien des Krieges, wenn er schreibt: „Bei solchen Gelegenheiten kann man meine — lies: des Epaminondas — schräge Schlachtordnung mit Erfolg anwenden. Man versagt dem Feind einen Flügel und verstärkt den anderen, der zum Angriff bestimmt ist.

Vorteile:

1. eine kleine Truppenzahl kann sich mit einem überlegenen Feind messen;
2. ein Teil Eurer Armee greift den Feind auf der entscheidenden Seite an;
3. werdet Ihr geschlagen, so ist nur ein Teil Eurer Armee geschlagen und die übrigen drei Viertel, die noch frisch sind, decken den Rückzug."

So bildet Epaminondas bei Mantinea auf dem linken Flügel seiner 1200 bis 1300 Meter langen Phalanx eine Stoßgruppe aus einer 140 Mann breiten und 50 Mann tiefen Hopliten- und einer 40 Pferde breiten und 50 Pferde tiefen Reiterkolonne. Von 30 000 Fußsoldaten und 3000 Reitern sind also etwa 7000 und 2000 im Schwerpunkt eingesetzt. Sein derart gegliedertes Heer führt er nun so an die beiderseits an steile Höhen angelehnte feindliche Schlachtlinie heran, daß sein verhaltener rechter Flügel fast 4000 Meter, der Stoßflügel nur 2500 Meter davon entfernt ist. Dieser muß also bei gleichzeitigem Antreten zum Angriff eine starke Viertelstunde früher an den Feind kommen als jener, bei dem damaligen raschen

Kampfverlauf genügend Zeit, um den Sieg zu entscheiden. Eine Gefahr droht hierbei allerdings der tiefen Angriffskolonne: daß ihr nämlich Teile des Gegners aus seiner nichtangegriffenen Front in die innere Flanke fallen. Sie bannt der General dadurch, daß er ein gemischtes, 3000 Mann starkes Detachement vor dem verhaltenen Flügel nach der Flanke vorwärts herausstaffelt und so seinerseits die mögliche Flankierung durch Flankierung bedroht.

Und noch ein weiteres wird dadurch erreicht: eine Täuschung des Gegners, der das Herausschieben dieser Abteilung als Angriffsbeginn auffaßt. Überhaupt kommt bei dieser Taktik alles auf möglichst langdauernde Verschleierung an, denn sonst kann ja der Gegner rechtzeitig eine Frontveränderung und Kräfteumgruppierung vornehmen. In solcher Verschleierung ist Epaminondas Meister. Seine erste Gefechtsaufstellung nimmt er 7 bis 9 Kilometer vom Feinde entfernt und parallel zu ihm ein, ohne ihr schon hier einen Schwerpunkt zu geben. Von dort marschiert er dann links ab und macht hierbei eine Drehung nach rechts, so daß er nach dem Wiedereinschwenken vor dem rechten Feindflügel und schräg zu dessen Front steht. Dem Gegner wird die Bedeutung dieses eineinhalbstündigen Marsches um so weniger klar, als Epaminondas durch Bewegungen und Verschiebungen kleiner Reiterabteilungen in der neuen Stellung den Übergang von der Marsch- in die Lagerordnung vortäuscht, während er in Wirklichkeit nunmehr seine richtige Schlachtordnung aufbaut. Der Gegner aber, der stundenlang in Kampfbereitschaft gestanden, löst seine Phalanx auf und geht zur Ruhe über. Er wird daher vom Angriff des Epaminondas völlig überrascht. Mit Mühe nur gelingt es seinen Truppen, noch vor dem Einbruch des böotischen Stoßflügels in Schlachtordnung aufzumarschieren. „Alle machten den Eindruck, als ob sie in dem bevorstehenden Kampfe mehr Schläge bekommen als austeilen würden“ (Xenophon).

Für die Wahl des Angriffsschwerpunktes sind aber nicht nur taktische Gründe das für einen raschen und geschlossenen Stoß günstige ebene Gelände, sondern auch operative maßgebend. Die Stoßrichtung führt nämlich längs der großen Straße nach Mantinea, die dicht hinter dem feindlichen Flügel nach außen abschwenkt, so daß der Gegner im Falle eines Sieges von dieser seiner Rückzugsstraße abgedrängt und in ein schwieriges Waldgelände geworfen wird. Der Grundgedanke also der Umfassung!

Alles in allem kennzeichnet sich die Taktik des Epaminondas demnach durch einen klaren Führungsgedanken, in dem taktische Maßnahmen und operatives Wollen zu einer Einheit verknüpft sind, durch eine entschie-

dene Schwerpunktsbildung auf einem Flügel und hinhaltenden Kampf auf der übrigen Front und durch geschicktes Manövrieren zur Gewinnung der richtigen Ausgangsbasis für den Angriff, wobei Angriffsabsicht und Stoßrichtung gut verschleiert und das Gelände zweckmäßig ausgenutzt werden. Dadurch unterscheiden sich die Schlachten des Epaminondas von denen vor ihm. In ihnen kommt zum erstenmal ein bestimmter und durchdachter Gefechtsplan zum Ausdruck. Zum erstenmal werden dabei die verschiedenen Waffengattungen zum einheitlichen Zusammenwirken gebracht, wird das Heer aus einer Summe von Einzelkämpfern, die neben- oder hintereinander für sich fechten, ein Körper verbundener Waffen, von denen jede eine ganz bestimmte Funktion im Schlachtplan zugewiesen erhält, gewinnt die Stellung der Unterführer selbständige Bedeutung, wird endlich der Heerführer aus einem bloßen Organisator, Anführer und Vorkämpfer zum Schlachtenlenker.

Aber erst das Wagen, das sich zum Wägen gesellt, macht ihn zum Herren des Schlachtfeldes. Mit dem Gedanken verbindet Epaminondas den starken Willen zum Sieg. Der führt ihn über seine kühne Taktik hinaus zur großen Strategie. Dazu drängen ihn auch die räumlichen und zeitlichen Vorbedingungen seiner Feldzüge. Sie verlangen rasche Entscheidungsschläge, denn er kämpft fernab von seiner heimatlichen Basis tief in Feindesland, und seine Zeit ist durch seine Amtsdauer begrenzt. Rasch und früh im Jahre zieht er darum im Mantineischen Feldzug von 362 seine Kräfte zusammen, dringt über den Isthmus vor und stellt sich dahinter auf, um das attische Kontingent abzufangen. Als Athen sich daraufhin entschließt, seine Truppen den peloponnesischen Bundesgenossen auf dem Seewege zuzuführen, nimmt der Feldherr eine Zentralstellung bei Tegea zwischen Mantinea, über 16 Kilometer im Norden, und Sparta, über 50 Kilometer im Süden, und steht damit auf der inneren Linie zu seinen Gegnern. Die Festung, in die er, griechischer Gewohnheit im Freien zu lagern entgegen, sein Heer legt, gibt ihm eine gesicherte Basis und die Möglichkeit der Verschleierung seiner Maßnahmen. Dort liegt er auf der Lauer und beobachtet durch einen ausgezeichneten Nachrichtendienst seine Gegner. So weiß er schon eines Mittags, daß der Spartanerkönig am Morgen die Stadt verlassen hat, um im Umgehungsmarsch nach Norden sich mit denen von Mantinea zu vereinigen. Da entschließt sich Epaminondas zum Schlag gegen Sparta, um den spartiatischen Militarismus an seiner Wurzel zu treffen. Bei Eintritt der Dunkelheit, gegen 19 Uhr, bricht er mit 20 000 Mann auf und trifft in einem Marsch von über 50 Kilometern durch gebirgiges Gelände nach 8 Uhr vor der Stadt ein. Doch der Spartaner hat durch einen Überläufer Kunde

vom Abmarsch erhalten. Er alarmiert die Stadt und eilt im Parallelmarsch mit seinem Heere zurück. Epaminondas, dessen Truppen schon in die Vorstadt eingedrungen, jedoch dort auf unerwarteten Widerstand gestoßen sind, bricht den Kampf ab. Bereits werden ihm auch die Mantineer im Anmarsch gemeldet, und die Athener haben den Isthmus durchschritten. In der Nacht reißt er sein Heer zurück, den Abmarsch durch Reiterei verschleiernd und durch Wachtfeuer tarnend.

Sein Ziel ist nunmehr Mantinea, das er von Truppen entblößt weiß. In diesem zweiten, 13- bis 14stündigen Nachtmarsch innerhalb von 36 Stunden erreicht er wieder Tegea. Gleich nach der Ankunft läßt er seine Reiterei nochmals aufsitzen und treibt sie noch über 16 Kilometer gegen Mantinea, dessen nichtkriegsdienstfähigen Bürger vor den Mauern die Ernte bergen. Doch sein Unstern will es, daß soeben, um die Mittagszeit, 600 athenische Reiter im Begriff sind, in der Stadt Unterkunft zu beziehen. Sie werfen sich der überraschten thebanischen und thessalischen Reiterei entgegen und schlagen die ermattete Truppe in heftigem Gefecht zurück. Trotz dieses zwiefachen Mißlingens bleibt die Truppe gut im Geiste und in der Hand ihres Führers, so daß er sie nach wenigen Tagen der Erholung den inzwischen vereinigten Gegnern entgegenführen kann, um nunmehr in offener Feldschlacht die Entscheidung zu suchen.

Rasches und kühnes Planen, tatkräftige und überraschende Durchführung der Operation unter geschickter Ausnutzung der inneren Linie, Biegsamkeit im Entschluß und Geschicklichkeit in dessen Verschleierung, rücksichtslose Anforderungen an die Truppen, besonders an ihre Marschfähigkeit, und als Ziel die Vernichtung des Gegners, das sind die Elemente einer Strategie, die Epaminondas zum unmittelbaren Vorgänger Alexanders des Großen und zum Vorläufer eines Napoleon und Moltke als Vernichtungsstrategen, in vielem aber auch eines Friedrichs des Großen machen, der ja bewußt auf den Thebaner zurückgeht, als einen Lehrmeister in der Kunst, wie man in der Schlacht und in der Operation mit einer Unterlegenheit über eine Überlegenheit siegt.

Die Bedeutung.

So steht der Grieche Epaminondas am Anfang der langen Reihe der großen Feldherrn, die der Kriegskunst neue Ziele gesteckt und neue Wege zu deren Erreichung gewiesen haben. Neue Ziele und neue Wege, die im Grunde doch immer die alten, ewig gültigen sind: Vernichtung des Gegners durch Zusammenfassung der Kräfte im entscheidenden Punkt. Hinter all dem aber immer wieder ein klarer Geist und starker Wille und das feurige

Herz eines Mannes, der mit kühner Hand nach dem Lorbeer des Sieges langt. Doch neben der strahlenden Gestalt des großen Soldaten erhebt sich auch drohend ihr Schatten. Im Todeskampf auf dem Schlachtfelde von Mantinea angesichts des Sieges rät Epaminondas zum Frieden. Solcher Verzicht des sterbenden Staatsmannes auf die Durchsetzung seiner Ziele wird zum erschütternden Geständnis des Feldherrn von der Erfolglosigkeit seines Tuns. Damit zieht er als letztes Ergebnis seines Lebens die Lehre, daß der Soldat dann nur dauernden Sieg an die Spitze seines Schwertes heftet, wenn er es schwingt im Rhythmus der Zeit, die immer nur vorwärts, niemals rückwärts rollt. Ihn zu erkennen, richtiger noch zu erfühlen, ist Sache des Politikers im Feldherrn. Sonst versagt sich diesem das Glück. Ohne die Gunst des Kriegsgottes aber wird ein Feldherr seinem Volke zum Verhängnis, und das ist gleichbedeutend mit Schuld. Epaminondas ist das warnende Beispiel eines solchen glücklosen Feldherrn, weil er, ein letzter echter mittelalterlicher Grieche, aus seiner Weltanschauung heraus den Pulsschlag seiner Zeit nicht mehr spürt. Nicht zufällig ist des Pythagoräers Stern versunken, wohingegen binnen kurzem des jungen Alexanders, des Aristoteles-Schülers, Sonne strahlend am Horizont einer neuen Zeit aufsteigt.

Themistokles.

Von Oberleutnant zur See Ernst August Rehwinkel.

Themistokles wurde im Jahre 525 v. Chr. in Athen geboren. Sein Vater entstammte einer alten, aber nicht vornehmen athenischen Familie. Diese Tatsache sowie die Herkunft seiner Mutter aus einer fremden Stadt und schließlich die bescheidenen Vermögensverhältnisse seiner Familie bedingten, daß er nach athenischer Gesellschaftsordnung der niederen Bürgerklasse angehörte*).

Es gelang Themistokles durch seine außerordentliche Begabung und zähe Energie, die Mängel und Nachteile seiner Herkunft und gesellschaftlichen Stellung zu beseitigen. Als Führer der demokratischen Staatsidee geriet er in Gegensatz zu dem damals bedeutendsten Manne in Athen, dem konservativen Aristides. Nachdem er dessen Verbannung im Jahre 483 v. Chr. erreicht hatte, war er bis nach der endgültigen Beseitigung der Persergefahr Führer der athenischen Politik und Wehrmacht und wurde der Begründer der höchsten Machtentwicklung Athens.

Während er noch in der Schlacht bei Marathon als unbedeutender Unterführer kämpfte, war er bereits bei Artemisium und Salamis Admiral der athenischen Flotte und wurde als solcher der Befreier Griechenlands. Nach den Perserkriegen war er der Organisator des athenischen Staatswesens und seiner Wehrfähigkeit. Athen verdankt ihm die Vorherrschaft zur See.

Im Jahre 470 v. Chr. mußte er dem konservativen Kimon die Führerschaft abtreten und durch das Urteil des Scherbengerichts in die Verbannung gehen. Gründe hierfür waren der Neid seiner Mitbürger und die Ränke der Spartaner, die in ihm den Führer der Demokratie und den Förderer der Vormachtstellung Athens bekämpften. Er lebte zunächst in Argos, mußte aber von dort flüchten, als er im Zusammenhang mit der Verurteilung des Verräters Pausanias schuldlos geächtet wurde. Er ging deshalb nach Kleinasien und fand erst bei dem persischen Könige Schutz vor dem Undank seiner Landsleute.

Themistokles starb im Jahre 465 v. Chr. in Magnesia, wo er zuletzt hochangesehen als Freund des Artaxerxes gelebt hatte. Wahrscheinlich ist er freiwillig aus dem Leben geschieden, um einem inneren Konflikt zu entgehen, in den ihn neue Kriege zwischen den Griechen und Persern gebracht hatten. Denn sein Lebenswerk war die Macht Athens und seine Liebe das freie Griechenland.

Einer der ersten Menschen von Fleisch und Blut, die in der Universalgeschichte hervortreten — keineswegs immer rühmenswert, aber immer groß." (Leopold von Ranke.)

I.

Themistokles ist einer der interessantesten und geistig bedeutendsten Köpfe der griechischen Kulturwelt. Für Künste und schöne Wissenschaften hatte er wenig Sinn, besaß aber eine außerordentliche Begabung für alle

*) Wichtigere Ortsnamen siehe Skizze 2 auf Seite 71.

praktischen Fragen. Die Verhältnisse in seiner Vaterstadt und in der damaligen Kulturwelt begünstigten die Entfaltung seiner reichen Geisteskräfte, denn sein Wirken fiel in die politisch hoch erregte Zeit der Perserkriege. Er bekam dadurch ein ganz großes außenpolitisches Ziel und eine hochbedeutsame militärische Aufgabe. Beim Kampfe zwischen der aristokratischen und demokratischen Staatsidee um die Herrschaft schloß er sich der Demokratie an, weil er ihrer zur Erreichung seiner politischen Ziele bedurfte. In Wirklichkeit war aber Themistokles eine selbstherrliche Führernatur, und deshalb hat ihn tragischerweise später der Demos, dessen Machtentwicklung er gefördert hatte, zu Fall gebracht.

Seine außergewöhnliche Klugheit und sein Verständnis für alle Fragen des öffentlichen Lebens machten sich bereits beim Knaben bemerkbar. Auch in Dingen, die ihm nicht durch eingehendes Studium bekannt waren, bewies er großen Scharfblick, erstaunlich sichere Urteilskraft und schnelle Anpassungsfähigkeit. Er übte sich früh, die für den Politiker wichtige Redekunst zu beherrschen, und während seine Kameraden ihre freie Zeit mit Spielen und Müßiggang verbrachten, arbeitete er Anklage- und Verteidigungsreden für Personen aus, die er sich aus seinem kindlichen Gesichtskreis wählte. In kluger Berechnung suchte er auch den Umgang mit Söhnen vornehmer Familien, aber nicht etwa, um sich als Stutzer ihre kultivierten Lebensformen zu eigen zu machen, sondern um Fühlung mit den Männern zu gewinnen, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielten.

In seiner Jugend riß ihn seine feurige, schwer zu zügelnde Natur oft zu Taten hin, die ihm die Mißbilligung seiner Erzieher eintrugen und sie fürchten ließen, daß ihr hochbegabter Schüler eine Entwicklung zum Bösen nehmen könnte. Themistokles war rücksichtslos und griff Höherstehende unbedenklich an, wenn er es für erforderlich hielt. Er verfolgte seine Ziele unbeirrt und mit allen Mitteln. Er wandte sogar, wenn es ihm nötig schien, Bestechung an, für seine Zeit übrigens etwas Alltägliches im politischen Leben. Ehrgeiz, Ruhmbegier und Herrschsucht sind Charakterzüge des Themistokles, die sein Leben und Handeln stark beeinflußten, und auch Eitelkeit spielte darin eine große Rolle. Es tat ihm wohl, öffentliche Ehren zu genießen. Nur kurze Zeit stand er im öffentlichen Leben, da war er eine stadtbekannte Persönlichkeit, wußte die meisten Bürger mit Namen zu nennen, schlichtete ihre kleinen Streitigkeiten mit imponierender Sachlichkeit und wies alle persönlichen Angriffe mit treffenden Antworten zurück. Von seiner Schlagfertigkeit erzählen zeitgenössische Schriftsteller manche köstliche Anekdote.

Der eigentliche Grund für sein unermüdliches Streben nach persönlicher Macht war aber der Wunsch, sein Vaterland groß und mächtig zu machen. Sein Nationalstolz und seine Vaterlandsliebe waren die gesunden Wurzeln, aus denen sein Handeln erwuchs und die seinem Leben die innere Kraft und den sittlichen Wert gaben. In seinem großgriechischen Denken war er seinen Zeitgenossen weit voraus. Andererseits war er zu sehr Athener, um nicht zu glauben, daß nur durch ihn und Athen Griechenland groß werden könne. Deshalb war er der beste Patriot seiner Vaterstadt. Die Liebe zur Heimat, den Stolz auf griechisches Wesen hat er in seinem Volke durch Wort und Vorbild sein Leben lang zu vertiefen gesucht.

In der Schlacht bei Marathon zeichnete sich Themistokles durch persönliche Tapferkeit aus und ließ damals bereits seine große Befähigung als militärischer Führer erkennen. Des Sieges aber, in dem ganz Griechenland das Ende der persischen Gefahr feierte, wurde er nicht ganz froh; denn er sah voraus, daß das kleine Griechenland die letzte Machtprobe noch würde bestehen müssen und daß sie furchtbar werden würde. Sobald er daher die leitende Stellung im Staate Athen erlangt hatte, setzte er mit aller Energie diejenige Politik durch, für die er immer eingetreten war: Er machte Athen zur Seemacht. So wurde dieser große griechische Staatsmann gleichzeitig der Schöpfer der höchsten militärischen Macht Athens.

II.

In den Jahren 493/492 wurde Themistokles Archont, Staatspräsident der Republik Athen. Das Volk berief ihn in einer Zeit zur Führung des Staates, als die Stadt dem sicheren Untergang entgegensteuerte, wenn sie sich nicht dazu aufraffte, eine militärische Macht zu schaffen. Persien war ein übermächtiger und rachsüchtiger Feind, der Athen die Unterstützung des kleinasiatischen Aufstandes nicht vergaß; in Ägina hatte Athen einen erbitterten Gegner, der ihm zur See überlegen war, und Spartas Haltung war drohend, denn es beobachtete argwöhnisch die demokratische Entwicklung bei seinem Rivalen und wartete auf eine Gelegenheit, den vertriebenen Aristokraten Hippias mit Gewalt nach Athen zurückzuführen.

Themistokles allein schätzte die Gefahr richtig ein, die aus dem Osten drohte. Das Meer war die kürzeste und sicherste Straße für die Perser auf dem Marsche gegen Griechenland, und Athen mußte deshalb auf See stark werden, um dort die Machtfrage entscheiden zu können. Themistokles besaß zwar keine praktische Erfahrung im Seewesen, doch er war klug und wußte aus der an Beispielen reichen Geschichte der griechischen Welt, wie die See-

herrschaft und der von ihr beschützte Seehandel kleine Staaten reich und mächtig gemacht hatte. Zur Zeit besaß Athen kaum eine Flotte und noch viel weniger einen Kriegshafen. Deshalb verschaffte Themistokles der zu bauenden Flotte zuerst einen festen Stützpunkt. Die ungeschützte Bucht von Phaleron wurde als Hafen aufgegeben, und an ihrer Stelle bestimmte er in richtiger Erkenntnis ihres Wertes die drei natürlich geschützten Häfen Piräus, Munichia und Zea auf der Halbinsel Piräus als Flottenbasis, von denen ersterer gleichzeitig einer großen Handelsflotte Platz und Schutz bot. Themistokles begann sofort den Ausbau und die Befestigung dieser Plätze mit großem Eifer, doch wurde die Ausführung seiner weitblickenden Pläne für einige Jahre durch das Archontat des Miltiades und den Landsieg der Griechen bei Marathon unterbrochen. Die Interessen des Volkes wurden dadurch wieder von der See abgelenkt, und eine solche Sorglosigkeit griff in Athen um sich, daß man die Persergefahr für beseitigt hielt. Themistokles zweifelte, wie schon gesagt, nicht, daß diese Gefahr seit Marathon das Dasein Griechenlands ernster bedrohte denn je zuvor.

Inzwischen vollzog sich im Jahre 487 v. Chr. eine Verfassungsänderung in Athen, die das höchste Amt im Staate zu einer stark entwerteten Ehre machte. Denn die Archonten wurden von nun an wie alle Beamten durch das Los bestimmt. Nur die Strategen wurden noch gewählt, und ein glückliches Geschick bescherte dem atheniſchen Volke in der folgenden schweren Zeit den Themistokles als Leiter der Wehrmacht, die unter seiner zehnjährigen Amtsdauer zur mächtigen Waffe wurde.

Themistokles setzte jetzt seinen ganzen politischen Einfluß für das große Werk ein und hörte nicht auf, seinen Mitbürgern immer wieder die Bedeutung und Notwendigkeit der Seeherrschaft klarzumachen. Aber er brauchte für den beschränkten Gesichtskreis seiner Landsleute ein greifbares Ziel, denn der Hinweis auf den persischen Machthunger hätte die gleichgültigen Bürger als zu entfernt liegend nicht aufzurütteln vermocht. Themistokles fand ein anderes Ziel, das ihnen mehr einleuchtete. Das feindliche Ägina war Athen zur See weit überlegen und hatte ihm wiederholt empfindliche Schlappen beigebracht. Es galt also erst einmal, die Macht Äginas zur See zu brechen. Auf dem Wege zu diesem Ziele vermochte Themistokles das Volk tatsächlich zur Gefolgschaft mitzureißen.

Mit der Verbannung seines Gegners Aristides durch das Scherbengericht gelang ihm 483 v. Chr. der entscheidende Schritt; dadurch war die konservative Partei ihres Führers beraubt und Themistokles konnte ein Gesetz vorschlagen, durch das eines der schwierigsten Hindernisse bei Durchführung seines Flottenprogramms, der Geldmangel, beseitigt wurde. Der

Ertrag der laurischen Silberbergwerke pflegte jährlich unter die Bürger verteilt zu werden. Themistokles forderte nun, daß die Athener zugunsten des Baues einer großen Flotte auf diese Einkünfte verzichten sollten. Die Annahme dieses Flottengesetzes war ein großer Erfolg. Nur ein Mann wie Themistokles konnte ihn erringen, dessen politische Beredsamkeit von vaterländischem Geiste beseelt war und dessen Führereigenschaften im Volke das nationale Pflichtbewußtsein wachriefen, lebendig hielten und immer mehr zu steigern vermochten.

Bereits nach einem Jahre waren hundert Trieren fertig, zu deren Bau Themistokles korinthische Schiffsbaumeister berufen hatte, die als besonders geschickt galten. Gleichzeitig wurde die Befestigung des Piräus beschleunigt, Werften und Arsenale errichtet und der Bau einer gewaltigen Mauer begonnen, die die ganze Halbinsel Piräus mit den drei Häfen umschließen sollte. Auf diese Weise wollte Themistokles ein befestigtes Lager schaffen, in das sich die Athener bei Bedrohung ihrer Stadt zurückziehen konnten, um von hier aus mit einer starken Flotte jeden Feind zu bekämpfen.

Im Jahre 480 hatte sich das Flottengesetz bereits so weit ausgewirkt, daß die Athener eine schlagfertige Kriegsflotte von 200 Trieren besaßen. Diese Schiffe waren vorzüglich geeignet für die Aufgaben, die ihnen Themistokles zugedacht hatte, denn sie waren seetüchtig genug, um den Krieg auf dem offenen Meere zu führen, und trotzdem leicht und beweglich, wie es der zu erwartende Verteidigungskrieg in den engen heimischen Gewässern gegen eine vielfache Überlegenheit der Perser erforderte. Ihre Hauptwaffe wurde der Sporn, mit dem sie den Gegner zu rammen hatten; nur 18 Soldaten waren an Bord, 14 Schwerbewaffnete und 4 Bogenschützen. Von der bisher angewandten Taktik, bei der wie in der Landschlacht die Zahl und Bewaffnung der Soldaten beim Enterkampf meistens den Ausschlag gab, wich Themistokles also ab und erzog dadurch die Flotte zu den Aufgaben, die eine eigentliche Seeschlacht an sie stellt. Die seemännische und taktische Führung einer seemännisch durchgebildeten Besatzung sollte die Entscheidung bringen. Als die Flotte kurz darauf zum Schlagen kam, war sie vortrefflich eingeübt und ausgerüstet.

Im Jahre 481 wurde das griechische Festland durch Nachrichten beunruhigt, die von gewaltigen Rüstungen des Perserkönigs erzählten. Bald bestätigte es sich, daß Xerxes eine für damalige Begriffe unerhörte Streitmacht zu Wasser und zu Lande aufgeboten hatte, um sie zum Rachefeldzug gegen Griechenland zu führen. Gelang er, so bedeutete das die

Vernichtung der griechischen Freiheit. Der große Krieg war da, den Themistokles vorausgesehen hatte. Er fand jedoch die Griechen uneinig: wie gelähmt erwarteten sie den Stoß der ungeheuren Welle, die sich aus dem Osten heranwälzte. Allein in Themistokles bringt der jetzt beginnende Kampf alle Kräfte zur Anspannung und gibt ihm so Gelegenheit, sich als ein Führer zu erweisen, der alle Mittel der Kriegskunst beherrscht und ausnutzt. Bewundernswert sind sein unbeugsamer Wille zum Siege, seine richtige Einschätzung der eigenen Machtmittel und ihr wohlüberlegter Einsatz.

Themistokles sucht alle Kräfte des Landes zum nationalen Widerstande zusammenzufassen. Doch das klare Kriegsziel, das Voraussetzung dafür ist, wird von vielen griechischen Kleinstaaten aus unvernünftigen, egoistischen Gründen nicht beachtet und muß ihnen deshalb immer wieder vor Augen gestellt werden. Themistokles tut es mit aller Energie, aber trotz seiner unentwegten Hinweise kann er nur einen Teil der Staaten zur Beilegung ihrer inneren Streitigkeiten bewegen und zu einem Verteidigungsbunde vereinigen. Der Oberbefehl wird Sparta übertragen, auch zur See, obwohl die Athener allein in der vereinigten griechischen Flotte etwa die Hälfte der Schiffe stellen und ihnen der Oberbefehl zweifellos zugekommen wäre. Aber Themistokles will an dieser Frage das Gelingen des Freiheitskampfes nicht scheitern lassen. Er stellt deshalb alle persönlichen Wünsche um der großen Sache willen zurück, bleibt jedoch nach wie vor der eigentliche Leiter des Kampfes.

Sein Siegeswille überwindet alle Zweifel der Griechen und richtet die Mutlosen auf. Geschickt stellt er die Propaganda in seinen Dienst, wozu ihm Glaube und Aberglaube oft Gelegenheit bieten. So weiß er in den vielen Orakeln oder Zeichen, die auf den Krieg Bezug haben, durch geistreiche Einfälle dem Volke den Willen der Götter in seinem eigenen Sinne zu erklären. Den Aristides, der auf sein Betreiben verbannt wurde, läßt er durch Volksbeschluß zurückrufen, da er seine Beliebtheit beim Volke kennt und in dieser Zeit seinen Einfluß und seine aufopfernde Hingabe an die griechische Sache nicht entbehren kann. Er hat sich nicht getäuscht, sondern findet in dem aufrechten Manne einen wertvollen Helfer.

Die Flotte war die wirksamste Waffe der Griechen, denn die zu Lande verfügbaren Streitkräfte konnten der vielfachen persischen Übermacht gegenüber voraussichtlich nicht lange standhalten. Andererseits war das an sich schon schwer bewegliche Heer der Barbaren von seiner Kriegs- und Transportflotte in höchstem Maße abhängig, da die Landetappe eine ungeheure Ausdehnung gewann. Ohne Flotte wäre daher das persische Heer hilflos gewesen, zumal sich in seinem Rücken unterworfene Völkerschaften befanden, die jederzeit durch Aufstand gefährlich werden konnten. Die Lage zwang

also die Griechen, die Entscheidung auf dem Meere zu suchen, und die Geschichte gab dem Themistokles recht.

Bei Artemisium kam es im Sommer 480 zum ersten Zusammenstoß mit der feindlichen Flotte. Nachdem Nordgriechenland bereits aufgegeben worden war und sich den Persern unterworfen hatte, sollten annähernd 300 Schiffe die Flanke der festen Landstellung bei Thermopylä, wo der Spartaner Leonidas den ersten energischen Widerstand leistete, vor einer Umgehung von See her schützen. Die griechische Flotte stand unter dem Oberbefehl des Spartaners Eurybiades nordwestlich der Insel Euböa in dem engen, flachen Oreos-Kanal. Auf die Nachricht vom Nahen der gewaltigen persischen Flotte gingen die Griechen sofort nach Chalkis zurück. Als aber bekannt wurde, daß der Feind durch einen schweren Sturm viele Schiffe verloren hätte, trieb der Offensivgeist des Themistokles die Griechen wieder in die alte Stellung vor. Wieder wurden die Bundesgenossen schwankend, als sie erfuhren, daß der Großkönig immer noch über 1200 Schiffe verfügte, doch abermals gelang es dem von der Notwendigkeit des unbedingten Einsatzes überzeugten Themistokles, die Flottenführer zum Schlagen zu überreden.

Die Schlacht bei Artemisium dauerte drei Tage. Nach ihrem unentschiedenen Ausgang zog sich die griechische Flotte zurück, da ihre Stellung durch den inzwischen erfolgten Fall der Thermopylen bedeutungslos geworden war. Dennoch war ein unbestreitbarer Gewinn errungen worden. War doch die Flotte durch den tapferen, ehrenvollen Kampf gegen die Übermacht zu einer Einheit geworden. Besonders die Athener hatten bewiesen, daß ihr Lehrmeister Themistokles ihre Flotte in wenigen Friedensjahren zur kriegsbereiten Waffe geschult hatte. Das Selbstvertrauen der Griechen war gehoben, und sie hatten die Kampfweise des Feindes kennengelernt. Den hervorragendsten Anteil an diesem Erfolge hatte Themistokles, denn nach seinem Plan waren die Schiffe so aufgestellt worden, daß die feindlichen Schiffe durch ein zweites Treffen abgefangen wurden, so oft sie ihre Taktik des „Durchfahrens“ durch die griechische Linie anwandten. Er führte seine Schiffe immer wieder zum Angriff gegen die schwächsten Punkte der persischen Linie und übernahm nach der Schlacht mit seinen Athenern die Deckung des Rückzuges.

Hierbei benutzte er wieder insofern ein geschicktes Propagandamittel, als er an den Ankerplätzen auf Felsen weithin sichtbare Inschriften anbringen ließ, in denen er mit warmen begeisternden Worten alle Griechen zur Unterstützung der guten Sache gegen die Barbaren aufforderte. Auf diese Weise wollte er den Abfall der kleinasiatischen Griechen, die in der

Perserflotte einen wesentlichen Bestandteil bildeten, erreichen und die Streitkraft des Feindes zersetzen.

Die griechische Flotte ging jetzt an die Küste des nun am meisten bedrohten Attika zurück. Inzwischen fielen die Perser hier ein, verwüsteten das Land und zerstörten das ungeschützte Athen, aus dem Themistokles vorher alle nicht wehrfähigen Einwohner auf den vorgelagerten Inseln in Sicherheit gebracht hatte. Dieser bewundernswerte Entschluß der Athener, die Heimat preiszugeben und die Rettung allein der Flotte anzuvertrauen, zeugt von dem Vertrauen, das man der überlegenen Führung des Themistokles entgegenbrachte.

Die Peloponnesier beabsichtigten nunmehr auf diese schlimmen Nachrichten hin, Mittelgriechenland aufzugeben und den gesamten Widerstand zu Lande und zu Wasser am Isthmus von Korinth zu vereinigen. Themistokles sah von neuem seine Pläne gefährdet. Die letzte Möglichkeit, den Feind in einer für die Griechen günstigen Stellung zum Kampfe zu zwingen, wollte man ungenützt lassen, und das athenische Volk auf den Inseln sollte schutzlos den vordringenden Barbarenhorden preisgegeben werden. Als deshalb alle seine Überredungsversuche nichts fruchteten, wählte Themistokles das äußerste Mittel, die griechische Flotte unter seinem Willen zusammenzuzwingen. Er drohte, das ganze athenische Volk würde auf seiner nunmehr 200 Trieren starken Flotte absegeln und sich in Italien eine neue Heimat gründen. Das wirkte. In den engen Gewässern zwischen dem Festlande und der Insel Salamis stellte sich die griechische Flotte zur Schlacht. Um aber die Gunst der Lage rasch auszunutzen, schickt Themistokles heimlich einen Boten an Xerxes mit der Botschaft: Er, ein Freund des Großkönigs, rate den Persern, sich die günstige Gelegenheit zur Vernichtung der griechischen Flotte nicht entgehen zu lassen und deshalb anzugreifen, ehe sich die Griechen vor seiner Übermacht zurückzögen. Xerxes befiehlt daraufhin den Angriff.

Ende September 480 kämpfen rund 350 griechische Schiffe bei Salamis gegen eine dreifache Übermacht, kämpfen für die Freiheit des Vaterlandes, kämpfen im Geiste und unter der Leitung des Themistokles, der seine Flotte zum ersten großen Siege in der Seekriegsgeschichte führt. Er hat die griechischen Schiffe so aufgestellt, daß sie den Persern an Bewegungsfreiheit überlegen sind. Diese können wegen des engen Fahrwassers einen großen Teil der Flotte nicht am Angriff teilnehmen lassen, während der von den Athenern gebildete linke Flügel infolge des geringeren Tiefganges der griechischen Schiffe die persische Linie an einer flachen Stelle überflügeln kann. Themistokles zögert den Angriff hinaus, bis der zu einer bestimmten

Tageszeit auftretende frische Seewind die hochbordigen Schiffe der Feinde in ihrer Manövrierfähigkeit beeinträchtigt. Dann aber, im geeigneten Augenblick, ist er die Seele des Angriffs, verliert nie die Übersicht, sondern verwertet die taktischen Erfahrungen von Artemisium. Als die Perser durch die ersten überraschenden Erfolge der Griechen und die Unmöglichkeit, sich zu entwickeln, in Verwirrung geraten, nutzt Themistokles die Lage zu immer wiederholten energischen Vorstößen in die feindliche Linie aus. Die Flotte soll den Beweis ihrer Notwendigkeit erbringen. Deshalb setzt er sie mit rücksichtsloser Energie ein und erringt einen vollen Sieg der griechischen Waffen. Der Wert des Sieges bestand nicht allein in den größeren Verlusten der Perser an Menschen und Schiffen. Die eigentliche Bedeutung lag vielmehr in dem moralischen Zusammenbruch des Feindes. Xerxes hatte jegliches Vertrauen auf seine immer noch zahlenmäßig überlegene Flotte verloren und zog sie zurück, während die Griechen ihre Kräfte zu einer neuen Schlacht sammelten. Themistokles ließ dem Großkönig mitteilen, die Griechen beabsichtigten, die Hellespontbrücken anzugreifen und zu zerstören und so das persische Heer von der Heimat abzuschneiden, und erreichte dadurch, daß Xerxes den Rückzug von Heer und Flotte befahl. Als er dann aber die Perser tatsächlich verfolgen wollte, um am Hellespont den vernichtenden Schlag gegen Xerxes zu führen, da brachten ihn Verständnislosigkeit und Engherzigkeit seiner Verbündeten um die besten Früchte des Sieges.

Nach dem Kampfe wirkte Themistokles in folgerichtiger Fortsetzung seiner Politik, die ein geeintes Großgriechenland unter klarer Hegemonie des seemächtigen Athen erstrebte, weiter am Ausbau der Wehrhaftigkeit. Vor dem Wiederaufbau seiner Vaterstadt betrieb er ihre Befestigung durch starke Mauern, so daß sie gegen die damaligen Belagerungsmittel genügenden Schutz auch für die flüchtenden Landbewohner bieten konnte. Das Wichtigste war ihm aber die Befestigung des Hafens, die jetzt nach den begonnenen Plänen durchgeführt wurde. Als das mißgünstige Sparta versuchte, diese Maßnahmen zu verhindern, wußte er es geschickt zu vereiteln.

Die Krönung seines Werkes, Stadt und Hafen durch starke Mauern zu einer großen Festung zu verbinden, sollte er freilich nicht mehr erleben. Als im Jahre 470 v. Chr. das undankbare Athen seinen größten und verdienstvollsten Bürger in die Verbannung schickte, war seine Laufbahn als athenischer Admiral beendet. Der unermüdliche Mahner zur Wehrfähigkeit mußte aus dem Staatsleben Athens ausscheiden. Parteiinteressen und Unfähigkeit ließen die Waffen verrosten, die er für sein Vaterland geschmiedet hatte. Der weitsichtigste Staatsmann und genialste Stratege der griechischen Kulturepoche starb als ein Geächteter in der Fremde.

Alexander der Große.

Von Major Hans Mundt.

Alexander der Große wurde im Herbst des Jahres 356 v. Chr. geboren und kam — nachdem er schon mit 16 Jahren in Vertretung seines Vaters die Regierungsgeschäfte geführt hatte — 20jährig auf den Thron*). In einer von allen Griechenstaaten außer Sparta beschickten Versammlung zu Korinth wurde er, wie vorher sein Vater, mit dem Oberbefehl des Bundesheeres in dem längst beschlossenen Feldzug gegen die Perser betraut.

Im Jahre 335 brachte Alexander zunächst die aufsässigen Völker auf der Balkanhalbinsel und an der unteren Donau zur Ruhe und zerstörte Theben, das sich erhoben hatte. 334 zog er nach Kleinasien. Unweit der Stätte von Troja setzte er über den Hellespont. Am Granikus traf er zum erstenmal auf ein persisches Heer und besiegte es. Durch Kleinasien südwärts ziehend, befreite er die dortigen Kolonistenstädte vom persischen Joch, wobei Milet und Halikarnaß längeren Widerstand leisteten. Sein Weitermarsch führte ihn in das Innere Kleinasiens und von da nach Syrien, wo er bei Issus, in der Nordwestecke des Landes, im November 333 das Hauptheer des Perserkönigs Darius schlug. Alexander marschierte nun weiter nach Süden. Die Stadt Tyrus wurde nach siebenmonatiger, Gaza nach zweimonatiger Belagerung genommen. In Ägypten, wohin er weiter marschierte, fand Alexander keinen Widerstand. Er gründete hier Alexandria und unternahm einen Zug zu dem Heiligtum des Gottes Ammon in der Libyschen Wüste, wo ihn die Priester als Sohn ihres Gottes begrüßten.

Im Frühjahr 331 wandte sich Alexander wieder gegen den Perserkönig, der ihn mit einem neuen Heere bei Gaugamela am Ostufer des Tigris erwartete. Auch diesmal erfocht er einen entscheidenden Sieg. Babylon und Susa wurden besetzt. Weiter ging der Zug in das eigentliche Persien. In den alten Königsstädten Persepolis und Pasargadä fiel Alexander unermeßliche Beute zu. Im Frühjahr 330 nahm er die Verfolgung des Darius wieder auf, der auf der Flucht von seinem Satrapen Bessus ermordet wurde. Alexander vollendete dann in den Jahren 330—327 die Eroberung des Perserreiches, zog durch das heutige Afghanistan und ging über den Hindukusch bis ins Land der Skythen südostwärts des Aralsees.

Gegen Ende des Jahres 327 brach Alexander zum Zuge gegen Indien auf. Nach heftigen Kämpfen mit Bergvölkern und nach Überschreiten des Indus im Fünfstromland schlug er im Mai 326 den Inderfürsten Porus am Hydaspes, gewann ihn aber durch seine Großmut zum Freunde. Alexander marschierte weiter bis zum Hyphasis; hier aber weigerten sich die erschöpften Truppen, weiter in das Gangesgebiet vorzudringen. Alexander sah sich daher im Herbst 326 zur Umkehr gezwungen. Er zog den Indus hinab, von dessen Mündung aus ein Teil des Heeres zu Schiff unter Nearchos an der Küste entlang durch den Indischen Ozean und den Persischen

*) Wichtigere Orte s. Skizze 1 auf Seite 27.

Golf bis zur Tigrismündung fuhr, während Alexander selbst mit dem Rest des Heeres 60 Tage unter schweren Entbehrungen und Verlusten auf dem Landwege zurückmarschierte. Ende des Jahres 325 vereinigte er die getrennten Heeresteile wieder in Karmanien und kehrte nach Susa zurück. Er hatte sich in Baktrien mit Roxane, der Tochter eines einheimischen Fürsten, verheiratet und nahm jetzt auch — immer mehr orientalische Sitten annehmend — noch eine Tochter des Darius zur Frau. Mit großen Kolonisations- und Entdeckungsplänen beschäftigt, starb Alexander in Babylon im Juni 323 am Fieber im 33. Jahre seines Lebens.

„Suche Dir ein anderes Königreich,
Mazedonien ist für Dich zu klein."
(Philipp von Mazedonien zu seinem
Sohne nach der Schlacht bei Chäronea.)

I.

Philipp II. von Mazedonien, der Begründer der mazedonischen Macht, der Exerziermeister seines Volkes, der Einiger Griechenlands gegen Persien, der siegreiche Heerführer in mancher Schlacht, — und Olympias, eine leidenschaftliche, herrschsüchtige Frau, die es Philipp nie vergaß, daß er noch andere Frauen liebte — Philipp und Olympias, die beide eines unnatürlichen Todes starben —, sind die Eltern Alexanders des Großen.

Der elterliche Hof zu Pella war kein weimarischer Musensitz. Eher glich er dem Hauptquartier eines Landsknechtsheeres. Mit der in ihrem weiblichen Stolz aufs tiefste verletzten Mutter verließ Alexander ihn in früher Jugend. In der Stille der kleinen Stadt Mieza erhielt er eine sorgfältige Erziehung, die ihm die griechischen Kulturwerte vermittelte. Er genoß den Unterricht des Aristoteles, der in der Welt des Geistes über Jahrtausende hinaus gewirkt hat, und sicherlich hat er hier die Achtung vor den Wissenschaften, vor allem aber das Bewußtsein der Überlegenheit hellenischer Kultur als größtes Gut mit auf seinen Lebensweg bekommen. Vater und Sohn versöhnten sich später wieder, und Alexander kehrte nach Pella zurück. So hat dieses Wechselspiel von griechischer Philosophie und mazedonischer Wehrhaftigkeit seinen Charakter in eigenartiger Weise gebildet. Geist und Wille wurden zu einem harmonischen Ganzen entwickelt.

Mit 20 Jahren kam Alexander zur Herrschaft. Nicht ohne Gewalt, denn mehrere Widersacher, darunter alte Offiziere des Heeres, mußte er beseitigen lassen, ehe er des Thrones sicher war. Auch auswärtige Feinde regten sich; aber im Gegensatz zu den zur Milde ratenden Stimmen seiner Umgebung griff er durch. Die barbarischen Stämme im Norden und im

Westen Mazedoniens brachte er zur Ruhe, das aufsässige Theben wurde vom Erdboden weggefegt. Er machte ganze Arbeit, dieser junge König! Es zeigt sich hier bereits eine der hervorstechendsten Eigenschaften seines Charakters: Was er beginnt, führt er mit unbeugsamem Willen bis zu Ende. Ob er später an der Küste Kleinasiens mit seinem Heer einen Weg nimmt, den das Meer überspült, ob er auf der Verfolgung des Darius tage- und nächtelang nicht Ruhe und Rast kennt, ob er die Bergfesten des Hindukusch erstürmt oder durch die gedrosische Wüste zieht, immer treibt ihn jener dämonische Drang, den Plutarch mit den Worten ausdrückt: „Sein unwiderstehlicher Starrsinn brauchte die Gewalt nicht nur gegen seine Feinde, sondern auch gegen Ort und Zeit.“

Und doch entbehrt diese überschäumende Kraft seiner Jugend nicht der menschlich schönen Seiten innerlicher Vornehmheit und königlichen Großmuts, nicht der Ritterlichkeit gegenüber der Frau, wenn diese ihm in würdiger Haltung gegenübertritt. Dies ist das wahrhaft Große an ihm, daß ihn diese Großmut selbst die Zuneigung seiner Feinde gewinnen läßt: Kein anderer als der besiegte Darius betet zu den Göttern, daß, wenn das Ende seiner Herrschaft nach ihrem Ratschluß gekommen sei, Alexander auf des Cyrus Thron sitzen möge.

Über der ganzen Erscheinung Alexanders liegt ein Glanz romantischer Jugend, idealer Freundschaft, sorgloser Freude nach überstandenen Mühen und Kämpfen. Wenn sein Charakterbild auch manche Schatten zeigt, wenn seine Erfolge ihn zeitweise herrisch, ja tyrannisch machen, so bleibt er doch immer der beste Kamerad seines Heeres. Nachdem er ganz Persien erobert, das indische Wunderland mit seinen Schätzen geschaut, Herr über Millionen von Menschen geworden ist, kehrt er mit einem Teil seines Heeres durch die gedrosische Wüste aus Indien zurück, wählt damit den gefährlichsten Weg für sich, darbt und dürstet wie der letzte Soldat, schüttet das Wasser aus, das man ihm bietet, als er sieht, daß es eben nicht für alle reicht und er der einzige ist, den es laben kann. Er ist Soldat des Soldatentums wegen.

Alexander war tapfer, hilfsbereit, fröhlich im Kreise der Seinen, nach den ausgestandenen Strapazen gern und lange beim Wein, und wenn es die Zeit erlaubte, auch tagelang nicht vom Zechen abzubringen; jähzornig, brutal, ja bis zum Freundesmord sich hinreißen lassend, wenn er in der Trunkenheit gereizt wurde — und dann in Reue sich härmend. Und doch kein Prasser: Soldatenkost und Königstafel wechselten, wie die Zeit es gab. Niemals schob er Geschäfte auf um der Bequemlichkeit willen, nie hing er an Prunk und Pracht, wenn er sie auch als König zu zeigen verstand. Als

Kulturmensch aber war er Grieche, gebildet, geistvoll, aufmerksam gegen Mutter und Lehrer, ehrerbietig gegen das Alter, im königlichen Feind den König — und sich selber ehrend, ohne die nationalen Fehler der Griechen: Gewissenlosigkeit und Habsucht. Eher war er ein Verschwender: Als er nach Asien aufbricht, verteilt er seine Güter, und von den persischen Königsschätzen hat er sich das wenigste genommen. Welteroberer sind keine Schlemmer, wahre Soldaten keine Genießer: und wenn die unerhörte Spannung der Schlachten, tage- und monatelangen Marschierens, Kämpfens, Hungerns und Durstens sich in überschäumender Lust bei Wein und Weib auslöst, so ist das die natürliche Reaktion ungebrochener Jugend, der all diese Strapazen nicht die Lebenslust und Genußfähigkeit geraubt haben. Mag Alexander — wie Plutarch erzählt — den Königspalast in Persepolis auf Kurtisanenwunsch in der Weinlaune angezündet haben oder — wie vorsichtigere Beurteiler meinen — den Persern zum Zeichen, daß er jetzt Herr sei über Asien und ihre Schandtaten und Tempelbrände in Griechenland mit Gleichem vergelte: gleichviel, es bedeutet nicht, daß Alexander auf seinen Lorbeeren jemals gerastet hätte. Hinter Persepolis liegt noch die Verfolgung des Darius, des Bessos, der Marsch über die verschneiten Pässe des Hindukusch, dahinter noch der Krieg in Indien, die Schlacht am Hydaspes, der Marsch durch die Wüsten Gedrosiens, Taten, denen heute moderne Heere kaum gewachsen wären.

Alexander ist kein rauher Landsknecht, kein verwüstender Ländereroberer gewesen. Seinen Siegeslauf bezeichnen Städtegründungen, sein Heer begleiten Gelehrte, sein Zug nach Indien endet in der Fahrt seiner Flotte zur Entdeckung des Seeweges vom Indus zum Tigris. Ungeheure Bildungsmöglichkeiten hat er erschlossen, mit seinem Alexandria an der ägyptischen Küste ein Weltkulturzentrum ersten Ranges gegründet, und seine letzten Pläne galten Entdeckungsreisen großen Stils.

Er war aber auch ein Führer im wahrsten Sinne des Wortes. Er ging persönlich voran, zeigte den Weg, den seine Truppe nur zu folgen brauchte. Er war der Tapferste im Heer, unermüdlich bei Tag und Nacht. Und wenn Napoleons fortreißendes Beispiel auf der Brücke von Lodi zu den soldatisch schönsten Taten seines Lebens zählt, so kann man von Alexander sagen, daß er in seinen Schlachten immer dieses Beispiel gab. Er war stets der Vorderste: als Panzerreiter an der feindlichen Front, als Kämpfer zu Fuß auf der feindlichen Mauer. Er hat manche Wunde empfangen, oft am Rande des Todes gestanden. Sein Glaube an sich selbst, der auch in den Krisen seiner Feldzüge und Schlachten nicht wankte, war es, der immer wieder seine Truppe zu unerhörten Taten fortriß.

So trifft auch die Kritik daneben, die behauptet, daß er den alten Offizieren aus der Schule seines Vaters seine Siege verdanke. Die Schlacht am Granikus sowohl wie die bei Gaugamela wurde von ihm gegen den Rat des erfahrenen Parmenio geschlagen. Immer war es Alexanders rechtzeitiges Zugreifen, sein Suchen nach der Schlachtentscheidung, sein sicherer taktischer Blick, der zum Erfolge führte.

Er war mehr als ein gottbegnadeter Feldherr, er war ein Genie, dem als Triebkraft das Dämonische gegeben war. Und hierin ist er einer der wenigen Großen der Geschichte, die diese unablässig vorwärts drängende Gewalt, den Zwang zum Wirken in sich fühlten. Diese griechisch-phantastische Dämonie Alexanders des Großen ist anders geartet als die realstaatsmännische Cäsars. Alexanders Genius schafft in einem unerhörten Siegeszug das gewaltige Reich, er kennt kein Maßhalten in der Zielsetzung. Erst als sein Heer sich ihm versagt, gewinnt er seinen Wirklichkeitssinn wieder. Deshalb ist seine Staatenschöpfung nichts Bleibendes. Die von ihm neu geschaffene griechisch-orientalische Kultur gibt ihr zwar einen ideellen Zusammenhang, der weiter fortbesteht, kann aber den staatlichen Verfall nicht hindern.

Auf der Höhe seines Ruhmes, in einem Alter, in dem andere Sterbliche erst ihr Lebenswerk beginnen, ereilt ihn der Tod. So ist er im antiken Sinne ein Liebling der Götter gewesen, die ihn, nachdem sie ihm eine Fülle von Erfolgen und Siegen geschenkt, in der Kraft seiner Jugend zu sich beriefen.

II.

Nur spärlich fließen die Quellen über Mazedoniens Heer und Kriegskunst beim Regierungsantritt Alexanders des Großen. Sein Vater Philipp hatte dieses Heer geschaffen und mit ihm bei Chäronea die Hegemonie über Griechenland erstritten. Darüber, wie es im einzelnen aussah und mit welchen Mitteln er den Sieg erfocht, ist wenig bekannt. Daher sind die Fortschritte, die die Kriegskunst durch Alexander macht — und er in ihr — in den Anfängen nicht ganz einwandfrei festzustellen. Aber nirgends in der Geschichte — auch nicht in derjenigen der Kriegskunst — bricht die Entwicklung ganz plötzlich ab, setzt sie ganz unvermittelt neu ein. So führt auch von Epaminondas über Philipp zu Alexander eine Brücke.

Mit etwa 30 000 Mann Infanterie und 5000 Reitern brach Alexander im Jahre 334 v. Chr. nach Kleinasien auf. In Mazedonien blieben unter Antipater etwa 13 000 Mann zurück, die Griechenland im Zaum halten und zugleich als Ersatztruppe der Feldarmee dienen sollten.

Das Heer Alexanders setzte sich wie folgt zusammen:

Infanterie. Mazedonische Pezetären: Gefolgsleute des Königs zu Fuß, die in geschlossener Phalanx, in Taxen zu 1500 Mann gegliedert und 8 bis 16 Mann tief aufgestellt, den Sturmangriff mit gefällter Lanze, der 5½ m langen Sarisse, durchführten.

Mazedonische Hypaspisten, die, ebenfalls mit der Lanze bewaffnet, ein für den Einzelnahkampf durchgebildetes Elitekorps waren. Sie standen in der Schlacht zwischen der schweren Angriffsreiterei und der Phalanx der Infanterie.

Leichte Infanterie: Schleuderer, Speerwerfer und Bogenschützen zu Fuß für den Fernkampf.

Kavallerie. Schwerbewaffnete Hetären: gepanzerte Gefolgsleute des Königs zu Pferde, mazedonischer Adel, insgesamt acht Ilen zu je etwa 200 bis 300 Mann, darunter die Leibschwadron des Königs, die er persönlich führte.

In der Bewaffnung und Einteilung glichen ihr die Ilen der thessalischen Ritterschaft, die aber Alexander in seinen großen Schlachten nicht auf dem Angriffsflügel verwandte. Außerdem gab es Sarissophoren, die ebenfalls mit der langen Sarisse bewaffnet waren und Aufklärungsdienst sowie Marschsicherung versahen.

Da Alexander gegen die Perser einen Koalitionskrieg führte, standen in seinem Heere außerdem Truppen der griechischen Bundesgenossen und der Balkanvölker. Aber der Kern und die Befehlsführung — auch über die einzelnen Truppenteile — waren mazedonisch, und in den Schlachten wurden stets die mazedonischen Truppen auf dem Angriffsflügel eingesetzt.

Die Kraft dieses Heeres war in drei Dingen begründet: erstens in seinem vortrefflichen Offizierkorps, das dem mazedonischen Adel entstammte und zu seinem König in engen persönlichen Beziehungen stand; zweitens in der landsmannschaftlichen Zusammensetzung der einzelnen Truppenteile innerhalb der Waffengattung, ein Grundsatz, der sich auch hier als bester Kitt erwiesen hat, und drittens in seiner festen Disziplin, die erst nach neun Jahren ungeheurer Anstrengungen und Kämpfe in dem völlig erschöpften Heere versagte. Aber das war eine ganz vorübergehende Erscheinung; immer ist es Alexander bald wieder gelungen, das Heer wieder zum Gehorsam zurückzuführen. Diese Grundlagen seines Heeres bedeuten für die damalige Zeit einen großen Fortschritt, nämlich den vom bewaffneten Bürger zum geschulten Soldaten, vom Volksaufgebot zur Truppe.

Die Organisation dieses Heeres stand niemals still. Sobald die Art des Feindes und seine Kampfweise es verlangte, änderte der König

seine Zusammensetzung und Kampfweise, was oft genug den Unwillen der Mazedonen erregte. Mehr und mehr tritt im Lauf der Zeit der schwerbewaffnete Teil zahlenmäßig hinter dem leichtbewaffneten und den in aufgelöster Ordnung kämpfenden Truppen zurück. Die Kämpfe im iranischen Hochland und im Hindukusch, mit den Reitervölkern des Ostens machten die Angriffe der geschlossenen Phalanx gegenstandslos, erforderten vielmehr vor allem Fernkampfwaffen, aufgelöst kämpfende Infanterie und leichte Reiterei. Dem trug Alexander Rechnung.

Der Troß des Heeres war außerordentlich zahlreich. Folgte in ihm doch der ganze Verwaltungsapparat nicht nur der Armee, sondern auch des Staates, das Gepäck der Truppe, das Belagerungsgeschütz usw. Auch große Verpflegungsmengen mußten mitgenommen werden, da man weite unfruchtbare Strecken durchschreiten mußte.

Bereits die ersten Kämpfe in Kleinasien zeigten Alexander auf neuen Wegen der Kriegskunst. Als die Stellung des Feindes am Granikus gemeldet wurde, ließ der König aufmarschieren und in Schlachtordnung an den Fluß heranrücken, hinter dem in breiter Front die persische Reiterei auf überhöhendem Ufer hielt. Hinter ihr standen in einigem Abstand auf einer Höhe die im persischen Heere dienenden griechischen Söldner in der Phalanx, ihrer heimischen Kampfform. Das mazedonische Heer war demgegenüber in einem einzigen Treffen aufmarschiert: die äußersten Flügel bildeten die schweren Reiter, nach der Mitte standen die Schlachtreihen der Infanterie, die Bogen- und Wurfschützen, die Sarissophoren und die Hypaspisten. Die Reiterei des rechten Flügels eröffnete unter der Führung Alexanders die Schlacht, die vom ganzen mazedonischen Heer angriffsweise geführt wurde.

In außerordentlich hartnäckigem Ringen wird zuerst die persische Reiterei geschlagen, dann wirft sich Alexander auf die griechischen Söldner und greift sie mit der Phalanx seiner Infanterie in der Front, mit der Kavallerie beiderseits umfassend an. „So in die Mitte genommen, wurden sie in kurzer Zeit niedergehauen: kein Mann entkam, außer wer sich etwa unter den Leichen versteckte . . .“, berichtet Arrian. Man sieht auf mazedonischer Seite den Vorteil der einheitlichen Kampfführung und des Zusammenwirkens aller Heeresteile, auf persischer die Nachteile getrennter Aufstellung von Reiterei und Fußvolk in zwei taktisch nicht zusammenwirkenden Treffen.

In dem nächsten Kampfe bei Issus focht der Perserkönig selbst mit seiner gesamten Streitmacht gegen Alexander. Dieser war schon an der syrischen Küste südwärts an Issus vorbeimarschiert, als Darius in seinem

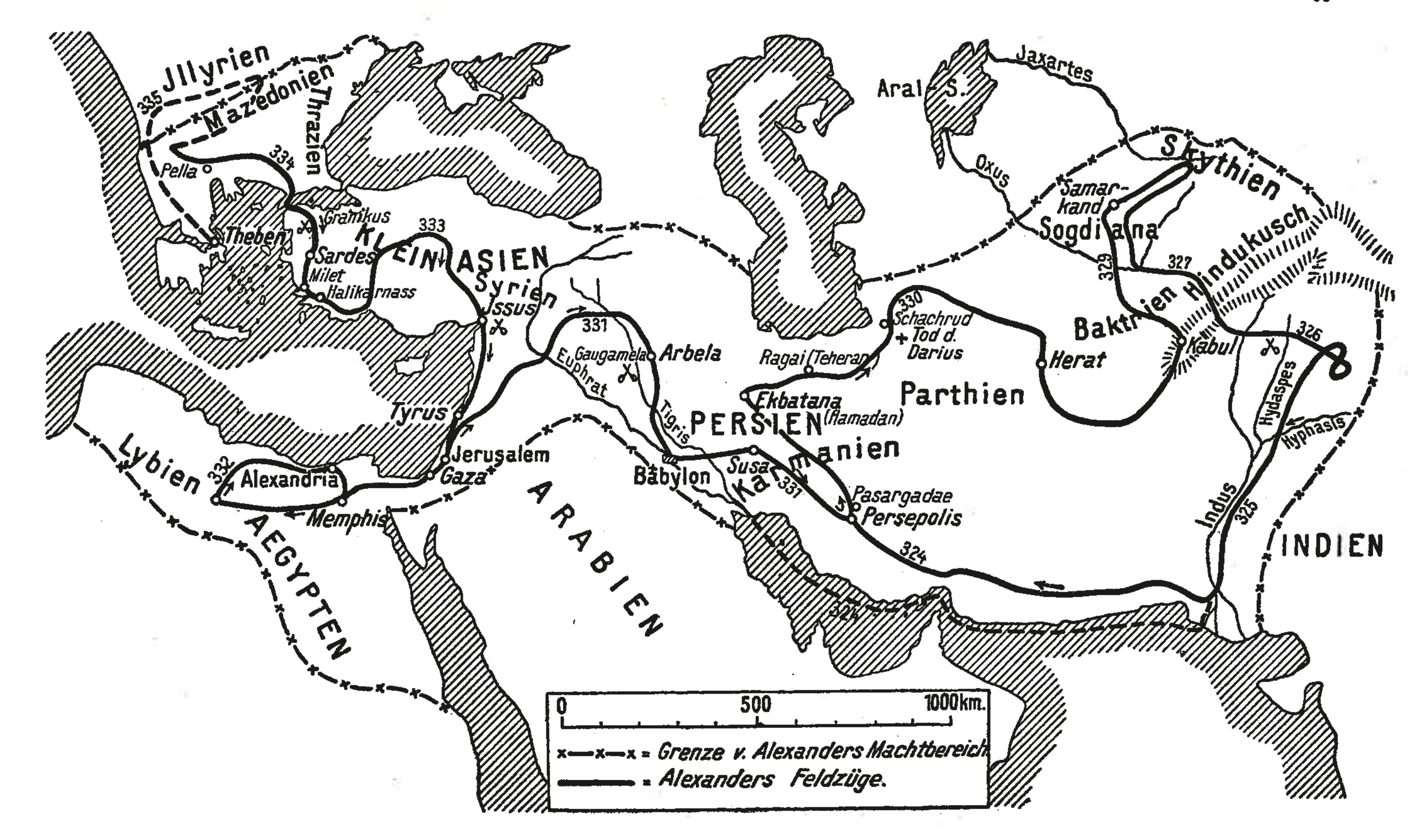
Rücken erschien. Alexander machte sofort kehrt. Es kommt zur Schlacht mit verkehrten Fronten. Darius stellt sein Heer wiederum hinter einem Fluß auf, den rechten Flügel am Meere, den linken an einer Bergkette, die er besetzen läßt. Alexander steht also vor der Aufgabe, einen beiderseits angelehnten Feind hinter einem nicht unbeträchtlichen Fronthindernis — das noch durch Erdarbeiten verstärkt ist — anzugreifen. Dabei muß er sein Heer nicht weit vom Feinde aus einem Engpaß heraus entwickeln. Doch der Feind stört ihn nicht. Wieder leitet Alexander den Kampf durch die Attacke seiner Kavallerie ein, der der Sturmangriff der Infanterie sich anschließt. Der Einbruch am rechten mazedonischen Flügel gelingt, Alexander schwenkt links ein und bringt so das Perserheer zum Weichen.

In der Schlacht bei Gaugamela steht in der Mitte der mazedonischen Schlachtordnung wieder die Phalanx und auf der rechten Heereshälfte die mazedonische Reiterei unter Alexander, daneben noch leichtbewaffnete Hilfsvölker und Speerwerfer. Den linken Flügel führt wie immer Parmenio mit den Reitern der hellenischen Bundesgenossen und der thessalischen Ritterschaft. Flankenschutz, in die Tiefe gegliedert, steht auf beiden Flügeln. Im persischen Zentrum stehen hundert Sichelwagen zum Vorstoß bereit, gegen die Alexander Schleuderer und Bogenschützen ansetzt. Er selbst sucht mit seinem Angriffsflügel sich etwas nach rechts vorwärts zu ziehen, um an der voraussichtlichen Fahrbahn der Sichelwagen vorbeizukommen.

Nun prellen die feindlichen Reiter zum umfassenden Angriff gegen den mazedonischen rechten Flügel vor; schwer ringt Alexanders Flankenschutz mit Szythen und Baktriern. Da fahren auch die persischen Sichelwagen an: aber ein Hagel von Speeren, Steinen und Pfeilen empfängt sie, die mazedonischen Bogenschützen werfen sich den stutzenden Pferden in die Zügel, hauen das Riemenzeug durch und ziehen die Wagenlenker herab. Als nun auch noch weitere Teile des Perserheeres sich seitwärts auf den Flankenschutz Alexanders werfen und sich dadurch von ihrem Zentrum trennen, erkennt dieser den entscheidenden Moment zur Attacke und stürzt mit seinen Schwadronen, gefolgt von den Pezetären, unter lautem Schlachtruf in die Lücke der feindlichen Linie. Der wilde Stoß der Mazedonier wirft die linke Hälfte des feindlichen Heeres über den Haufen. Darius flieht.

Noch aber hält die rechte Hälfte der Perser. Ihr gegenüber ist durch Alexanders stürmischen Angriff in der mazedonischen Schlachtordnung eine Lücke entstanden, in die persische und indische Reiter einbrechen. Eine Krisis entsteht: Parmenios Flügel ist schwer bedroht. Aber Alexander wirft sich auf den noch standhaltenden Feind, und nach langem, schwerem Kampf

Skizze 1.


Jllyrien
Mazedonien
Thrazien
Pella
Theben
Granikus
Sardes
Milet
Halikarnass
KLEINASIEN
Syrien
Jssus
Tyrus
Jerusalem
Gaza
Memphis
Alexandria
AEGYPTEN
Lybien
ARABIEN
Euphrat
Gaugamela
Arbela
Tigris
Babylon
Susa
PERSIEN
Karmanien
Pasargadae
Persepolis
Ekbatana (Hamadan)
Ragai (Teheran)
Schachrud + Tod d. Darius
Parthien
Herat
Baktrien
Kabul
Hindukusch
Sogdiana
Samarkand
Skythien
Jaxartes
Oxus
Aral S.
Indus
Hydaspes
Hyphasis
INDIEN
335
334
333
332
331
330
329
327
326
325
324
0 500 1000km.
Grenze v. Alexanders Machtbereich
Alexanders Feldzüge.

wird der Sieg errungen. Nun setzt Alexander zur Verfolgung an. Vier Stunden jenseits des Schlachtfeldes erreicht er den Lykusfluß. Das Gedränge flüchtender Feinde, die hereinbrechende Nacht, die einstürzende Flußbrücke ergeben hier ein grauenhaftes Durcheinander. Wenige Stunden Rast gönnt Alexander der erschöpften Truppe, dann jagt er weiter nach Arbela. Mit Gaugamela ist das persische Feldheer vernichtet und des persischen Großkönigs Vertrauen in seine eigene Kraft endgültig gebrochen.

Am Ostufer des Hydaspes im indischen Pendjab schlägt Alexander seine letzte große Schlacht. Hier bringen die Inder mit ihren Kriegselefanten eine Waffe in den Kampf, die den Mazedonen bisher wenig bekannt ist. Als Alexander den Fluß erreicht, bezieht er ein Lager und sucht mit allen Mitteln den Feind über seine Übergangsstelle zu täuschen. Unterdessen wird ein günstiger Punkt für den Flußübergang gefunden. Gewitter und Platzregen übertönen in der Nacht vor dem Übergang den Lärm, den das Heranbringen der Übersetzmittel an das Ufer macht. Als am Morgen sich Wind und Regen legen, gehen 6000 Mann Infanterie und 5000 Reiter über den Fluß, etwa 26 Kilometer entfernt von der Stelle, wo der Inderkönig Porus mit seinem Heere am Ufer steht. Sein Sohn, den er mit 2000 Reitern und 120 Schlachtwagen Alexander entgegenschickt, wird mit seiner Schar vernichtet.

Nun setzt sich Porus mit seinen Hauptstreitkräften in Marsch, deren Kern und Mitte die Elefanten bilden. Alexander läßt 1000 berittene Bogenschützen die Front des linken feindlichen Flügels mit Pfeilen überschütten, während er gleichzeitig mit seinen Panzerreitern gegen diesen zur umfassenden Attacke ansetzt. Der rechte Flügel der indischen Kavallerie fällt jetzt — wahrscheinlich vor der eigenen Schlachtfront entlang jagend — über Alexander her, um den linken zu entlasten: das ist der Augenblick, den Alexander vorausgesehen hat. Nun stürzt sich befehlsgemäß der Mazedone Koinos mit seiner bisher zurückgehaltenen Kavallerie auf die feindlichen Reiterscharen, die Alexander umringen. Aber noch ist damit die Schlacht nicht entschieden. Noch bedarf es des Angriffs der mazedonischen Infanterie gegen die Kriegselefanten, ehe die Inder — fast von allen Seiten umringt — vernichtend geschlagen sind.

In seinen vier großen Schlachten machte Alexander sich nie von der in der Kriegskunst damals üblichen Gepflogenheit frei, mit einem Flügel anzugreifen. Epaminondas griff grundsätzlich mit dem linken an, Alexander mit dem rechten. Das bedeutete an sich keinen Fortschritt. Der Fortschritt liegt aber darin, daß Alexander die Schlacht durch die geschlossene

Attacke der Kavallerie eröffnete, die den Angriff der Infanterie wesentlich erleichterte. Der Infanterieangriff behielt dabei seine volle Bedeutung bei. Der Stoß der Phalanx bildete nach wie vor einen Hauptteil der Schlacht — nur schuf Alexander der Infanterie in der Kavallerie eine Schwesterwaffe, mit der zusammen sie den Sieg errang.

Zweifellos ist diese Entwicklung dadurch begünstigt worden, daß Alexander persönlich einer der größten Reiterführer aller Zeiten war. In seinen ersten Schlachten führt er die Attacke noch frontal. Am Hydaspes aber zeigt sein erster Angriffsbefehl bereits deutlich das Streben, dem Feinde die Flanke abzugewinnen.

Dieses Zusammenwirken der Waffen beschränkte Alexander nicht auf die Infanterie und Kavallerie. Auch die Fernkampftruppen, selbst die Wurfgeschütze zog er zur gemeinsamen Lösung der Kampfaufgaben heran. Bogenschützen und Schleuderer übernahmen die Abwehr feindlicher Sichelwagen, berittene Bogenschützen griffen die Front des Feindes an, während gleichzeitig Kavallerie seine Flanke attackierte. Bogenschützen und Speerwerfer halfen den anderen Waffen beim Kampf gegen die Elefanten. Bei den Belagerungen kleinasiatischer Seefestungen — von denen noch die Rede sein wird — schloß sich auch die Flotte dieser gemeinsamen Kampftätigkeit an. Diese Zusammenarbeit der einzelnen Waffengattungen in der Schlacht im Sinne ihrer gegenseitigen Ergänzung ist Alexanders eigenes Verdienst und bedeutet einen außerordentlichen Fortschritt in der Taktik.

In den Schlachten gegen die Perser stand die Phalanxinfanterie in der Mitte. Dabei bildete sie aber keineswegs ein Zentrum im taktischen Sinne wie bei den Persern, wo der König mit seinen zuverlässigsten Truppen im Zentrum der Schlachtaufstellung stand. Das mazedonische Heer war vielmehr flügelweise aufgestellt; die rechte Hälfte des Heeres griff an, die linke verhielt zunächst. Jede Hälfte — hier nicht zahlenmäßig zu nehmen — hatte einen Führer. Die linke verhaltende führte Parmenio, die rechte angreifende Alexander. Wenn auch im allgemeinen mit dem Ansatz der Truppe, dem Befehl zum Angriff die taktische und befehlstechnische Seite des Führertums Alexanders beendet ist, so ist in einzelnen Schlachtkrisen, wie wir gesehen haben, sein Eingreifen doch unverkennbar.

Je mehr sich seine Kriegszüge nach Raum, Zeit und Angriffsobjekt ausdehnten, um so zahlreicher wurden die Probleme, vor die er gestellt wurde. Alle taktischen und operativen Fragen des großen Krieges traten an ihn heran.

Der Vormarsch nach Asien verlangte zunächst die mit weiten Zielen angesetzte Aufklärung über den Feind, die die Unterlagen für die Entschlüsse

der oberen Führung liefern sollte. Nach dem Überschreiten des Hellespont setzte Alexander sie gegen die Perser in der Stärke von 1000 bis 1500 Mann leichter und schwerer Kavallerie an. Als er sich dem Granikus näherte, also Gefechtsberührung mit dem Feinde in Aussicht stand, schickte er die Sarissophoren, diesmal mit 500 Leichtbewaffneten zu Fuß voraus, diesen Truppen die Aufgaben der Nahaufklärung und der Marschsicherung zugleich übertragend. Vor der Schlacht bei Gaugamela brachte ein durch Alexander persönlich geleiteter Reiterkampf mit persischer Kavallerie nähere Nachrichten über Stärke und Verbleib des feindlichen Heeres. Dann ging der König mit den schweren Reitern und leichtem Fußvolk zur Erkundung des voraussichtlichen Kampfgeländes und der feindlichen Aufstellung vor. Alexander handhabte seine Aufklärung daher bereits in durchaus neuzeitlichem Sinne.

Wie er unter dem Schutze von Vorposten das Heer vor der Schlacht bei Issus ruhen läßt und in den iranischen Feldzügen häufig Vorposten aufstellt, so verwendet er auch Nachhuten und Seitendeckungen zur Sicherung des Heeres. In Indien folgte der Statthalter Philipp drei Tagemärsche hinter dem am Hydaspes entlang ziehenden Heere, um dessen Abmarsch zu decken. Kurze Zeit darauf übernahm Philipp am Akesinus die linke Seitendeckung der Hauptstreitkräfte, die westlich von ihm auf- und beiderseits des Hydaspes weiterzogen.

Die von Alexander durchgeführten Verfolgungen sind ein weiteres neues Element in den Operationen. Ihre Kämpfe ersparende Wirkung ist ihm wohl selbst erst im Laufe seiner Feldzüge völlig klar geworden. Nach der Schlacht am Granikus wird von einer Verfolgung noch nicht berichtet, aber schon Issus zeigt uns Alexander auf energischer Verfolgung des fliehenden Darius; freilich setzt hier die Nacht dem Nachdrängen bald ein Ende. Darius vermag am folgenden Tage wieder 4000 Mann zu sammeln und mit ihnen den Euphrat zu gewinnen. Nach Gaugamela aber hindert auch die Nacht Alexander nicht mehr am Nachsetzen. Bis zu dem 100 Kilometer vom Schlachtfeld entfernten Arbela setzt er die Verfolgung fort und jagt dem Feind den Kriegsschatz und sein gesamtes Heeresgerät ab.

Kurz darauf, als es feststeht, daß Darius zunächst nicht an eine neue Schlacht denkt, sondern weiter zurückgeht, beschließt Alexander, sich der Person seines Feindes zu bemächtigen. Und hier gibt er der Kriegsgeschichte das erste Beispiel rastloser Verfolgung bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Diese Hetzjagd hinter dem geschlagenen Feind ist von geradezu dramatischer Spannung: zunächst verfolgt er noch drei Tage lang mit dem Hauptteil des Heeres. Schon will er die Sache aufgeben, da kommt neue Nachricht vom Verbleib des Darius. Nur von seinen Hetären und Vor-

trabern und den kräftigsten Leuten zu Fuß begleitet geht es weiter. Lediglich die Waffen und für zwei Tage Proviant führt man mit sich. Nach drei Tagen und drei Nächten läßt er das Fußvolk zurück und setzt mit 500 Reitern die Verfolgung fort. Nach 60 Kilometern Nachtmarsch stößt er auf die feindlichen Reiter. Sie durchbohren ihren König Darius noch im Wegreiten mit den Lanzen und lassen ihn seinen Verfolgern als Leiche zurück.

Bewundernswert sind die Marschleistungen, die Alexanders Heere aufzuweisen haben. So legte er vom Frühjahr bis zum Herbst des Jahres 335 auf der Balkanhalbinsel in 180 Tagen 1530 Kilometer, vom Frühjahr 331 bis zum Juli 330 von Memphis über Gaugamela—Babylon—Susa—Persepolis—Ekbatana—Ragai—Schachrud in 480 Tagen 4600 Kilometer zurück. Im ganzen stellen seine Feldzüge eine Marschleistung von rund 20 000 Kilometern in elf Jahren dar.

Den Festungskrieg hat Alexander stets angriffsweise geführt. An Stelle des bei den Griechen üblichen Aushungerns hatte bereits Philipp von Mazedonien immer die förmliche Belagerung angewandt. Alexander aber führte diese mit der ganzen ihm eigenen Energie durch. Jede feste Stadt, die ihm nicht die Tore öffnete, wurde durch Kampf genommen. Milet nahm er mit stürmender Hand unter Mitwirkung der Flotte, die die Stadt gegen die unweit davon liegenden persischen Schiffe absperrte. Schwieriger war schon der Angriff auf Halikarnaß. Ein Handstreich mißglückte, die förmliche Belagerung begann. Unter dem Schutze von Schildkröten wurde gegen den Stadtgraben vorgegangen, um ihn zuzuschütten. Mit Katapulten bestückte Wandeltürme deckten die Arbeit. Da, wo der Stadtgraben zugeschüttet war, wurden Sturmböcke an die Mauer gebracht, um sie zum Einsturz zu bringen.

Tyrus, eine auf einer Meeresinsel liegende Festung, konnte erst nach sieben Monaten bezwungen werden. Vom Strand aus wurde ein Damm an die Inselstadt herangebaut, um die Belagerungsmaschinen vorzuführen, die griechische Baumeister und Ingenieure besonders verfertigt hatten. Die Höhe der beweglichen Türme, die über dem aufgeschütteten Damm an die Mauern von Tyrus herangerollt wurden, um mit dem auf ihnen aufgestellten Geschütz die Mauern von Verteidigern zu säubern, betrug über 50 Meter in 20 Stockwerken. Selbst auf Schiffen wurden Wurfmaschinen aufgestellt, um auch von der See her die Stadt zu beschießen. So gelang schließlich der Sturm, nachdem zwei auf Schiffen angebrachte Wurfmaschinen Bresche in die Mauer geschossen hatten, durch die dann Alexander in die Stadt eindrang. Auch Gaza wurde nach zwei Monaten in ähnlicher Weise bezwungen.

Wenn wir uns die gewaltigen Leistungen dieses Mannes auf allen Gebieten der Kriegskunst noch einmal vergegenwärtigen und nach den Gründen für seine Erfolge suchen, so ist es nicht allein jener unbändige Siegeswille, der Plutarchs Staunen erregte. Alexander hat vielmehr bereits erkannt, daß der kapitalste Siegeswille niemals die Kunst der Strategie und Taktik ersetzen kann. So bewundern wir in seinen Schlachten und Belagerungen ebensosehr die Beweglichkeit und Vielseitigkeit seines Geistes, der nie in den Fehler des überheblichen Eigensinns verfällt.

Aus der Enge der mazedonischen Heimat, aus griechischen Kleinstaatkämpfen führt Alexander sein Heer in die Weite des persischen Weltreiches. Mit seinen Erfolgen wächst er selbst, wachsen seine Ziele. Am Granikus besiegt er Satrapen, bei Issus den Großkönig der Perser selbst. Und nun geht der Kampf nicht mehr nur um die Befreiung Griechenlands von der persischen Bedrohung und Hegemonie, sondern um die Vernichtung des feindlichen Staates, und an der Schwelle Indiens entsteht die Idee der Weltherrschaft.

Doch Alexanders früher Tod setzt alledem ein Ende. An seiner Leiche schon streiten sich seine Generale um die Macht. Und bald fällt Alexanders Weltreich wieder auseinander. Aus seinen Teilen entstehen die Königreiche der Diadochen, keine Machtzentren mehr, aber Pflanzstätten des Hellenismus, der nun die Welt durchdringt.

Diesem Hellenismus aber hat erst Alexanders Zug bis zum Indus die Tore der Welt geöffnet. Nicht im kriegerischen Tun, nicht im Vorbild als Soldat und Feldherr erschöpft sich daher Alexanders Größe: Weltgeschichtlich sind die Folgen seines Wirkens geworden. Das Hellenentum wird durch ihn zum Vermittler orientalischer Kultur und Wissenschaft, wie es die kulturelle Grundlage des römischen Reiches geworden ist. Und so wie das Christentum des Imperium Romanum bedurfte, um über den Weg der römischen Staatsreligion zur Weltreligion zu werden, so bedurfte es auch der geistigen und kulturellen Vorarbeit des Hellenentums, um ihm den Weg in die Herzen der Menschheit zu bereiten.



Alexander der Große

Herme. Louvre, Paris.



Hannibal.

Von Oberleutnant Josef Kammhuber.

Hannibal wurde im Jahre 247 v. Chr. als Sohn des karthagischen Feldherrn Hamilkar Barkas geboren*). Dieser nahm ihn bereits als neunjährigen Knaben mit auf den Feldzug nach Spanien. Unter ihm lernte der Jüngling die hohe Schule des Krieges und wurde Soldat durch und durch. Als Hamilkar 229 fiel, war Hannibal noch zu jung, um sofort an seine Stelle zu treten; diese Aufgabe fiel seinem Schwager Hasdrubal zu. Als nach acht Jahren auch dieser den Tod fand, wurde Hannibal vom Heere, das ihn über alles liebte, zum Oberbefehlshaber ausgerufen (221). Hannibal hatte sich die Zertrümmerung der römischen Vorherrschaft zur Aufgabe gesetzt; dieses Ziel glaubte er nur durch Angriff gegen Rom in Italien selbst und Sprengung des italischen Bundes erreichen zu können. Im Jahre 218 überschritt er daher mit einem auserlesenen Heere von Spanien aus die Pyrenäen und die Alpen, besiegte noch in demselben Jahre die Römer in zwei Schlachten, am Ticinus und an der Trebia, und faßte damit in Oberitalien festen Fuß. Im nächsten Jahre rückte er nach Etrurien vor und trug am Trasimenischen See einen noch größeren Sieg über den Konsul Flaminius davon, der mit der Hälfte seines Heeres umkam. Um zunächst die italischen Völker auf seine Seite zu bringen und sich für den Angriff gegen Rom verstärken zu können, zog er hierauf an der adriatischen Küste südwärts nach Apulien. Hier gelang es ihm, das römische Heer, das sich unter dem Konsul Terentius Varro zur Schlacht stellte, am 2. August 216 bei Cannä vollständig zu vernichten. Doch auch dieser beispiellose Sieg brachte nicht den erhofften Gewinn. Während Rom sich aufs äußerste zur Abwehr rüstete, blieb der erwartete Zustrom von Verstärkungen aus, und Karthago selbst tat nichts, um seinen siegreichen Feldherrn zu unterstützen. Der Angriff gegen Rom selbst konnte daher nicht gewagt werden. Als im Jahre 207 Hannibals Bruder Hasdrubal, der ihm aus Spanien ein Heer zuführen wollte, am Metaurus geschlagen wurde, schwand die Hoffnung vollends, Rom in Italien niederringen zu können. Inzwischen war der Konsul Scipio mit einem Heere nach Afrika übergegangen und bedrängte die Karthager im eigenen Land (204). In dieser Not wurde Hannibal aus Italien zurückgerufen (203). In der Entscheidungsschlacht bei Zama/Narragara wurde er von Scipio besiegt (202). Nun riet Hannibal selbst zum Frieden, trotzdem dieser Karthago die drückendsten Bedingungen auferlegte. Er selbst trat an die Spitze des Staates und arbeitete sechs Jahre lang an seinem militärischen und wirtschaftlichen Wiederaufbau. Durch einschneidende Reformen bei den eigenen Landsleuten mißliebig geworden, wurde er von diesen selbst an die Römer verraten, die nunmehr seine Auslieferung verlangten. Er flüchtete daher nach Kleinasien und endete, um seinen Todfeinden nicht in die Hände zu fallen, sein Leben durch Gift (183).

---

*) Wichtigere Ortsnamen s. Skizze 2 auf S. 71.

„Die Vernichtungsschlacht kann heute nach demselben Plane, wie ihn Hannibal in vergessenen Zeiten erdacht hat, geschlagen werden."
(Graf Schlieffen.)

I.

Als Hannibal, von den eigenen Landsleuten verraten, vom Hasse der Römer verfolgt, an den Hof Antiochus' III. von Syrien geflüchtet war und auch hier die römischen Gesandten ihn dem Könige verdächtig zu machen suchten, da erzählte er dem Antiochus die ergreifende Geschichte, wie ihn sein Vater Hamilkar als neunjährigen Knaben an den Altar treten, mit seinen kindlichen Armen die Hörner des Baal umspannen und schwören ließ, ewig ein Feind der Römer zu werden. Wie gewaltig mußte der Eindruck dieser feierlichen Handlung auf das junge Gemüt wirken, noch unbewußt den Grundstein in ihn legend für sein Lebensziel! Denn Haß gegen Rom, Kampf auf Leben und Tod um die Vormachtstellung in der Welt, das war das Erbe Hamilkars, das er mit diesem Schwure übernahm, das wurde die Richtschnur seines Lebens, die er mit einer beispiellosen Energie und Beharrlichkeit verfolgte bis zu seinem Tode.

Wurde somit der Knabe Hannibal bereits von frühester Jugend an auf ein Ziel hingewiesen, das er zunächst nur zu ahnen vermochte, so war noch wichtiger für ihn und ausschlaggebend für seine ganze Entwicklung das Beispiel, das er durch seinen großen Vater vor Augen gestellt erhielt. Dieser war ein Feuerkopf, mit den höchsten soldatischen Tugenden ausgestattet, kühn in allen Gefahren, dabei ein kluger, geschickter Feldherr, der auf Sizilien den Römern erfolgreich Widerstand geleistet und eben seine Vaterstadt Karthago gegen meuternde Söldner und Libyer siegreich verteidigt hatte. Eine bessere Erziehung konnte dem Jüngling nicht zuteil werden als im Feldlager seines Vaters. Er lernte hier den Soldatenberuf „von der Pike auf". Seinem Vater glich er in allem, und als ihn das Heer nach Hasdrubals Tode zum Oberbefehlshaber ausrief, da glaubte es, in ihm den Jüngling Hamilkar wiederzusehen.

Hannibal war somit mit 26 Jahren Statthalter der spanischen Provinz und Oberbefehlshaber der gesamten karthagischen Wehrmacht geworden. Er stand so in etwa dem gleichen Alter, in dem auch Friedrich der Große und Napoleon ihre Feldherrnlaufbahn begonnen haben.

Die Aufgabe, die er mit seinem Amte übernommen hatte, war ungeheuer schwierig. Sie zu lösen bedurfte es eines ganzen Mannes, eines genialen Feldherrn und eines genialen Staatsmannes, dazu eines Menschen, der eine unerschütterliche Charakterstärke sein eigen nennen konnte, um trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten das als richtig er-

kannte Ziel festzuhalten, selbst gegen die Meinung des eigenen Volkes zu dessen Vorteil. Hannibal vereinigte alle diese Eigenschaften in seiner Person. Er hatte erkannt, daß der Entscheidungskampf Rom—Karthago unvermeidlich war, wenn Karthago nicht von vornherein seine bisherige Stellung im Mittelmeere aufgeben wollte. Hannibals großes Verdienst ist es, den Entschluß gefaßt zu haben, diese Verteidigung seines Vaterlandes angriffsweise zu führen. Durch Hinübertragen des Krieges nach Italien selbst mit der Absicht, den italischen Bund damit zu sprengen, sollte Rom niedergerungen und zu einem Frieden gezwungen werden, der es für alle Zeiten von einer Weltmachtstellung ausschloß und damit die Gefahr für Karthago endgültig beseitigte. Die Größe des Entschlusses, der an sich schon den genialen Führer erkennen läßt, wird noch erhöht durch die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen er rechnen mußte.

Da der kürzere Seeweg nicht in Betracht kam, mußte das Heer auf dem Landweg nach Italien marschieren, mußte zwei mächtige Gebirge, die Pyrenäen und Alpen, und außerdem zwischen beiden einen breiten Fluß, die Rhone, überwinden. Die Alpen waren bis dahin überhaupt noch niemals von einem größeren Heereskörper überschritten worden. Dazu kam die Unmöglichkeit, über die Gebirge einen geregelten Nachschubdienst einrichten zu können, so daß das Heer, jenseits am Fuße der Alpen angekommen, völlig auf sich selbst gestellt war. Es gab nur eines: siegen oder sterben. Alles hing von den Anfangserfolgen in Oberitalien ab, durch die erst die Grundlage für die weiteren Operationen zu schaffen war. Es gehörte schon ein felsenfestes Vertrauen auf das eigene Können, auf die eigene Kraft und ein hoher Wagemut zu dem mehr wie kühnen Entschlusse. Hannibal besaß beides.

Zu den Schwierigkeiten, die ihm von außen durch den Feind und die Ungunst der geographischen Verhältnisse erstanden, gesellten sich die inneren Hemmungen, die ihm durch die eigenen Landsleute bereitet wurden. Die Verständnislosigkeit der karthagischen Bürger gegenüber Hannibals großzügigen und weitsichtigen Plänen äußerte sich in einer engherzigen Ablehnung jeder Unterstützung seines Unternehmens. Die Gedanken dieser Leute waren nur auf Gegenwartsgewinn gerichtet und erstrebten lediglich den Erwerb der reichen Provinz Spanien. Die Gefahr, die ihnen von Rom drohte, war ihnen noch nicht aufgegangen. Wie richtig Hannibal diese Gefahr eingeschätzt hatte, beweist der Untergang Karthagos, durch den es 37 Jahre nach Hannibals Tode aus der Geschichte völlig ausgelöscht wurde.

Wahre Größe und Charakterstärke eines Menschen zeigt sich am besten nach einem großen Erfolge und im großen Unglück.

Hannibal hatte seinen größten Sieg erfochten, ein ganzes feindliches Heer war bei Cannä vernichtet worden. Damals soll ihm der Reitergeneral Maharbal vorgeschlagen haben, nunmehr auf Rom zu marschieren, die Stadt zu stürmen und damit die Weltherrschaft Karthagos zu begründen. Hätte Hannibal diesem Vorschlag zugestimmt, so könnten wir in ihm höchstens den tollkühnen, angriffsfreudigen und siegesbewußten Soldaten bewundern, nicht aber den klugen, sich selbst beherrschenden Feldherrn, der, die eigenen und die feindlichen Kräfte in richtigem Maße abwägend, mit nüchternem, klarem Urteil die Grenzen des Erreichbaren erkennt und sich selbst durch den Erfolg des Augenblicks nicht blenden läßt. Hannibals Heer wäre zu schwach gewesen, um selbst nach dem Siege von Cannä Rom mit Erfolg zu belagern und einzunehmen. Hierzu wäre es nötig gewesen, das Heer erheblich zu verstärken und sich eine breite Basis zu schaffen, die mit der Heimat in Verbindung stand und von der aus der voraussichtlich lang dauernde Kampf um Rom fortlaufend wirksam genährt werden konnte. Doch während Rom den furchtbaren Ernst der Lage, in der es sich befand, klar durchschaute und mit den Worten: „Hannibal ad portas!" die äußersten Kräfte anspannte zur Abwehr des Todfeindes, sah sich Hannibal von der Heimat verlassen. Die so nötigen Unterstützungen und Verstärkungen blieben aus.

Hatte Hannibal auf der Höhe des Erfolges sich als besonnene, charakterstarke Persönlichkeit erwiesen, so waren auch die Mißerfolge der nächsten Jahre nicht imstande, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, solange noch die geringste Möglichkeit bestand, sein Heer verstärken zu können, um den Kampf gegen Rom erneut aufzunehmen. Aber auch die letzten Hoffnungen schwanden dahin: Hasdrubal wurde geschlagen, ein Bündnis mit dem König von Mazedonien blieb ohne Belang, von Karthago kam keine Hilfe. Auch jetzt noch hielt Hannibal in Unteritalien, wohin er von dem allmählich immer mehr erstarkenden Rom zurückgedrängt wurde, aus, noch hoffte er auf Hilfe durch seinen jüngeren Bruder Mago. Wußte er doch, daß mit seinem Abzug aus Italien das Schicksal Karthagos besiegelt war. Bewundernd stehen wir vor der Größe seiner Widerstandskraft, vor der Zähigkeit und Beharrlichkeit in der Verfolgung seiner Ideen. Erst der Hilfeschrei aus Karthago, das durch Scipio in schwerste Bedrängnis gekommen war, vermochte ihn zum Abzug zu bewegen. Die ganze menschlich schlichte Größe Hannibals steigt auf aus den Worten des römischen Schriftstellers, wenn er sagt: „Knirschend und kaum der Tränen wehrend verließ

Hannibal den Schauplatz seiner Siege!" Er mochte wohl knirschen über den Unverstand seiner Vaterstadt, die es versäumt hatte, ihren überragenden Feldherrn rechtzeitig zu unterstützen, und die nun den Lohn erntete für ihre Untätigkeit.

In Afrika erlitt Hannibal im nächsten Jahre seine erste und einzige Niederlage. Rom triumphierte und legte Karthago die drückendsten Friedensbedingungen vor. Man möchte nun erwarten, daß Hannibal jetzt die äußersten Anstrengungen gemacht hätte, um seine Landsleute zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen bis zur letzten Entscheidung um Sein oder Nichtsein. Doch das Gegenteil war der Fall. Nicht um eigenen Ruhm und Ehre hatte er gekämpft und gesiegt, nur des Vaterlandes Wohl und Wehe lag ihm am Herzen. Jetzt besaß er den höchsten Mut, den es gibt, nämlich die Größe und Tragweite einer Niederlage mit schonungsloser Offenheit einzugestehen und die sich hieraus ergebenden Folgerungen zu ziehen. Das Ziel, das er zeitlebens zur Richtschnur hatte, Rom niederzuwerfen, ließ er auch dabei nicht aus den Augen, aber er hatte erkannt, daß der Weg zu seiner Erreichung geändert werden mußte. Karthago bedurfte erst einer längeren Friedensspanne, um sich von dem furchtbaren Schlage erholen zu können, neu zu rüsten und sich vorzubereiten auf die Zeit, in der es sich wieder stark genug fühlte, die Fesseln des Friedensvertrages zu sprengen und den alten Kampf um die Vormachtstellung aufs neue zu beginnen. Gegen die öffentliche Meinung in Karthago, die auf Fortsetzung des Krieges drängte, riet er zum Frieden und ergriff selbst die Zügel der Regierung. Er, der sieggewohnte Hannibal, der geschworene Todfeind allen Römertums, unterschrieb den schändlichen Vertrag und sorgte für die Tributzahlungen an Rom — eine Selbstverleugnung, die die allergrößte Bewunderung verdient. Indem er so nach außen hin dem Lande den Frieden sicherte, arbeitete er nach innen mit der ganzen Energie und Macht seiner Persönlichkeit an dem wirtschaftlichen und militärischen Wiederaufbau seines Vaterlandes.

Aber das Krämervolk der Karthager, genußsüchtig und verweichlicht, war eines solchen Führers unwert. Sein persönliches Opfer, das er dem Staate gebracht hatte, weckte keinen Widerhall. Als er nun auch vom Volke, vor allem von der Schicht der Reichen, Opfer materieller Art für das Vaterland verlangte, da ward er als unbequemer Mahner von den eigenen Landsleuten verraten und mußte fliehen.

Hannibals Lebenswerk war zerbrochen, sein Lebensziel jedoch behielt er auch jetzt noch unerschütterlich bei: Kampf gegen Rom um jeden Preis. Wo immer er weilte nach seiner Flucht aus der Heimat, da sehen wir ihn

tätig am Werk, an irgendeinem Kriegsplan gegen Rom. Und war es nicht Rom, so waren es die Bundesgenossen Roms, gegen die er zu Felde zog. So sehen wir ihn an der Spitze einer Flotte, die er im Dienste des Königs Antiochus von Syrien gegen die mit Rom verbündeten Rhodier zur Schlacht führt, so sehen wir ihn endlich zum Hofe des Königs Prusias von Bithynien eilen, um diesem einen Feldzugsplan gegen den Römerfreund Eumenes von Pergamon zu entwerfen. Welch ungeheuere Entsagungskraft und innere Überwindung mag es den nun fast Sechzigjährigen gekostet haben, von der Höhe seines Lebens, vom siegreichen Feldherrn, von der höchsten Führerstelle im Vaterlande herabzusteigen zu einem Mietling in fremden Diensten, nur um den Kampf gegen Rom nicht aufgeben zu müssen! Wie gewaltig muß sein Lebensziel seine Brust erfüllt haben! Es trieb ihn immer wieder aufs neue zur Flucht vor dem Todfeinde, nicht um sein Leben zu erhalten für sich selbst, sondern um seine Kraft zu nützen im Kampfe gegen Rom. Erst als der letzte Ausweg sich verschloß, als Rom mit beiden Händen nach ihm griff, da endete er sein Leben durch Gift, sich selbst getreu bis in den Tod.

Hannibals Charakter zeigt somit eine Stetigkeit und Festigkeit, der wir unsere höchste Anerkennung nicht versagen können. An der Härte des Schicksals, das ihm trotz äußerster persönlicher Leistungen den erstrebten Erfolg versagte, wuchs er zu übermenschlicher Größe empor.

Das Geheimnis der militärischen Erfolge Hannibals lag, abgesehen von seiner Feldherrnkunst, in der Macht, die er durch seine überragende Persönlichkeit auf das Heer ausübte. In der Tat kann man sich — selbst nach dem Urteil seiner Todfeinde — kaum einen mit mehr soldatischen Tugenden ausgestatteten Führer denken als Hannibal. „Er besaß die größte Kühnheit, wo es Gefahren zu bestehen galt, und die größte Kaltblütigkeit in der Gefahr selbst. Keine Mühsal vermochte seinen Körper zu ermüden oder seinen Mut zu besiegen. Wärme und Kälte ertrug er gleich leicht. Das Maß an Speise und Trank richtete sich nach dem natürlichen Bedürfnis, nicht nach dem Genuß; die Zeiten des Wachens und des Schlafens schieden sich nicht nach Nacht und Tag; nur was die Arbeit übrig ließ, ward zur Ruhe verwandt; diese wurde weder durch ein weiches Lager noch durch Stille herbeigeführt; viele haben ihn oft nur mit einem leichten Mantel bedeckt auf dem bloßen Boden unter den Wachtposten liegen sehen. Seine Kleidung hob sich in nichts von der seinesgleichen ab; seine Waffen und Pferde dagegen fielen ins Auge. Zu Pferd und zu Fuß war er bei weitem der Erste; als Vorderster ging er in die Schlacht, als Letzter aus dem Kampf." Soweit Livius.

Seine Gewalt war nicht auf Furcht begründet, sie stützte sich auf die Verehrung und abgöttische Liebe, die er von seinen Untergebenen genoß. Der schlagendste Beweis für die Macht, die in seiner Persönlichkeit gelegen haben muß, ist der, daß niemals während seiner ganzen Feldherrntätigkeit sich je ein Aufstand oder eine Meuterei gegen ihn erhob. Gegen Alexander erhoben sich seine Untertanen, Cäsar hatte mit Aufruhr seiner Soldaten zu kämpfen, Wallenstein wurde von den eigenen Offizieren ermordet, Napoleon schließlich von seinen Marschällen verlassen — gegen Hannibal hat sich nie eine Hand erhoben! Und dabei war sein Heer keineswegs ein geschlossener nationaler Körper, sondern ein vielsprachiges Völkergemisch, Afrikaner, Spanier, Gallier, Griechen, Italiker und andere, eine bunte Söldnerschar, die nichts anderes als der gemeinsame Sold verband! Und die Entwicklung der Dinge war nicht geradlinig verlaufen, sondern vielgestaltig, Erfolg und Mißerfolg wechselten! Daß in Bruttium, wohin Hannibal in den letzten Jahren des Aufenthalts in Italien zurückgedrängt worden war, trotz Lebensmittel- und Geldknappheit kein Aufstand ausbrach, ist kaum zu begreifen. Hannibal konnte es wagen, in der Schlacht bei Cannä in die am stärksten dem feindlichen Angriff ausgesetzte und daher gefährlichste Front die jüngst hinzugekommenen Iberer und Gallier zu stellen; indem er seinen Platz bei ihnen wählte, verlieh er ihnen eine solche Kampfkraft und Stärke, daß sie trotz starker Verluste und trotz der Rückwärtsbewegung, die sie notgedrungen ausführen mußten, aushielten, bis der Angriff in Flanke und Rücken wirksam wurde. Welch unbegrenztes Vertrauen zu dem Führer liegt in diesem Ausharren! Das Heer glaubte an ihn wie an einen Gott und hielt ihm die Treue auch in der Not und im Tod. Und schließlich bei Zama/Narragara starben seine alten Soldaten, mit denen er die Alpen überschritten und die herrlichen Siege errungen hatte, willig an seiner Seite.

Fragen wir nach der Ursache dieser Treue, so ist sie leicht zu finden. Hannibal beanspruchte keinen Vorzug vor seinen Leuten; er war ihr großer, auf dem Weg zu unerhörten Siegen sicher voranschreitender Führer; aber er teilte ihre Gefahren, ihre Mühen und Entbehrungen, und vor allem: er sorgte für sie wie ein Vater. Wo einer sich auszeichnete, da durfte er der Anerkennung sicher sein in einem Maße, daß Hannibal darüber sich selbst vergaß. Keine Anforderung wurde von ihm gestellt, die er nicht selbst erfüllt hätte.

Was noch besonders an Hannibal hervortritt, ist der Grundzug der unbedingten Ritterlichkeit. Im Feind sah er auch den Krieger, der seinen Waffen durch Tapferkeit Ehre macht und der Ehre verdient; er erwies sie

ihm selbst im Tode. Wenn ein römischer Schriftsteller ihn als „unmenschlich grausam“ bezeichnet und ihm „eine mehr als punische Treulosigkeit“ nachsagt, so ist zu bedenken, daß dieses Urteil aus dem Munde seiner Feinde stammt, die wahrlich allen Grund hatten, Hannibal nichts Gutes nachzurühmen; vor sachlicher Prüfung hält dieses Urteil nirgends stand.

War Hannibal somit der vollendete Soldat und Führer und glänzte er vornehmlich in Dingen, die dem Soldaten ans Herz gewachsen sind, so vernachlässigte er keineswegs die Wissenschaften. Er besaß eine Bildung, die weit über das gewöhnliche Maß hinausging. Auch beherrschte er eine Reihe von Sprachen, so daß er mit den Soldaten der hauptsächlichsten Stämme jederzeit ohne Dolmetscher verkehren konnte, was zu seiner Beliebtheit wesentlich beigetragen haben mag.

Seine Ritterlichkeit gegenüber dem tapferen Feinde erstreckte sich in gleichem Maße auf die Behandlung der gefangenen und mitgeführten Frauen. Ein römischer Schriftsteller ist es, bei dem wir die Stelle finden, daß „Hannibal inmitten so vieler gefangener Frauen eine Züchtigkeit bewahrt habe, daß jeder sagen mußte, er könne nicht in Afrika geboren sein“. Das Bild eines vollendeten Ritters steigt auf aus diesen Worten, eines Menschen, der nicht nur durch seine unvergleichlichen Siege als Feldherr und seine Einsicht und Klugheit als Staatsmann höchste Bewunderung verdient, sondern der fast noch mehr uns in seinen Bann zieht durch die Macht seiner Persönlichkeit, mit der er die Herzen seiner Untergebenen gewann und sie zu den höchsten Leistungen mit sich fortriß. Hannibals Charakterbild bleibt für alle Zeiten ein leuchtendes Vorbild einer überragenden Führerpersönlichkeit.

II.

Um die Frage zu prüfen, was Hannibal zur Entwicklung der Kriegskunst beigetragen hat, ist es nötig, auf die beiden Hauptschlachten, die er während seiner Feldherrntätigkeit geschlagen hat, näher einzugehen. Die eine ist die Schlacht von Cannä, in der er seinen größten Sieg errang und die das Vorbild der vollendeten Vernichtungsschlacht wurde, die andere die Schlacht bei Zama/Narragara, in der er von Scipio besiegt wurde. In dem Zeitraum zwischen beiden Schlachten vollzieht sich der Umschwung von der normalen Phalanx-Taktik zur Treffen-Taktik, der wir zum erstenmal in ausgeprägter Form in der Schlacht bei Zama/Narragara begegnen, und zwar gleichzeitig auf beiden Seiten. Die Erfindung der Treffen-Taktik ist Hannibals Verdienst. Aus der Schlacht bei Cannä,

die bereits in gewissem Sinne eine Vorstufe zur Treffen-Taktik darstellt, haben die Römer die taktischen Lehren gezogen und auch ihrerseits eine Umwandlung vollzogen. Es ist ein seltsames Geschick, daß Hannibal in der letzten großen Entscheidungsschlacht, in der er die Treffen-Taktik zum erstenmal in reiner Form anwandte, mit dieser seiner eigenen Taktik geschlagen wurde.

Betrachten wir zunächst die Kampfweise der Römer, so wie sie in die Schlacht bei Cannä eintraten. Ihre militärische Ausbildung gipfelte bis dahin in der sogenannten „Manipular-Taktik". Während in der alten griechischen und altrömischen Phalanx Mann neben Mann ohne Zwischenraum und Abstand aufgestellt wurde, was für die Bewegung ein nahezu ebenes, hindernisloses Gelände verlangte, war die römische Manipular-Phalanx bereits in mehreren Kolonnen nach Länge und Breite gegliedert. In der Legion, die sich zu je einem Drittel aus Hastaten (jüngste Jahresklassen), Principes (mittlere Jahresklassen) und Triariern (ältesten Jahresklassen) zusammensetzte, standen die 10 Manipel der Hastaten in vorderer Linie, die einzelnen Manipel (120 Mann in 6 Gliedern zu je 20 Mann) in sich geschlossen, aber mit Zwischenräumen zwischen den Manipeln (etwa auch in Manipelbreite). Hinter den Hastaten folgten die 10 Manipel der Principes ohne Abstand, genau so aufgestellt wie erstere, aber auf Vordermann jeweils auf die Zwischenräume der Hastaten-Manipel, dahinter ebenso die 10 Manipel der Triarier (diese nur 60 Mann stark, in 3 Gliedern zu je 20 Mann oder 6 Gliedern zu je 10 Mann). Die ganze Aufstellung erhielt dadurch ein schachbrettförmiges Aussehen. Sie hatte zweifellos den großen Vorteil gegenüber der alten Phalanx, daß sie sich wesentlich leichter auch auf unebenem Boden bewegen ließ; aber eine andere Bedeutung als diese bewegungstechnische hatte sie nicht, denn in der Schlacht schlossen sich die Lücken durch das Einrücken der hinteren Manipeln und die alte Phalanx-Schlachtordnung war wiederhergestellt. An und für sich war die Legion bereits in drei Treffen gegliedert: Hastaten, Principes, Triarier. Aber die einzelnen Treffen hatten keine selbständige Manövrierfähigkeit, sie konnten keine andere Bewegung ausführen als die des Einschiebens nach vorne. Der Schwerpunkt auch der Manipular-Taktik lag genau so wie früher nur in dem wuchtigen Massenstoß geradeaus nach vorne. Damit behielt sie die Vorteile der alten Phalanx bei, aber auch ihre Nachteile. Die großen Nachteile der Phalanx lagen von jeher in der Ungeschütztheit der beiden Flanken und des Rückens. Zwar um die Flanken zu schützen, konnte man die Reiterei auf die Flügel verteilen, der Rücken blieb jedoch fast immer ungeschützt. Gelang es aber dem Gegner,

die Reiterei aus dem Felde zu schlagen, so waren Flanke und Rücken der Phalanx ohne jeden Schutz. Die äußeren Glieder konnten zwar nach den Seiten und nach rückwärts Front machen und sich rein abwehrend verteidigen. Damit wurde aber gleichzeitig der ganze Vorteil der tiefgegliederten Phalanx, der ja nur in dem moralischen und physischen Druck der hinteren Glieder auf die vorderen in der Stoßrichtung bestand, aufgehoben: die ganze Phalanx kam zum Stehen. Eine angriffsweise Verteidigung nach den Seiten und dem Rücken war schlechterdings unmöglich, denn damit wäre die ganze Schlachtordnung von selbst auseinandergefallen.

Das Heer, das der Konsul Terentius Varro in der Schlacht bei Cannä befehligte, umfaßte 16 Legionen. Zahlenmäßig ausgedrückt waren es, nach Abzug der Lagerbesatzung und Abgänge, 55 000 Schwerbewaffnete, 8000 Leichtbewaffnete und 6000 Reiter. Stellte man die 16 Legionen nebeneinander in der üblichen Weise auf, so ergab dies eine Frontbreite von etwa 4 km. Terentius jedoch verzichtete freiwillig auf eine solche Frontbreite, da er bei der bekannten Überlegenheit der karthagischen Reiterei ein Überflügeln des feindlichen Heeres seinerseits für nicht aussichtsvoll hielt. Er schwor auf die ungeheure Stoßkraft einer tiefgegliederten Phalanx und hoffte mit ihr das feindliche Zentrum zu durchstoßen, bevor die feindliche Kavallerie gegen seinen Rücken wirksam werden konnte. Deshalb vertiefte er die Kolonnen der einzelnen Manipel um mehr als das Doppelte, so daß die ganze Phalanx mindestens 30, vielleicht sogar 60 Mann und noch tiefer stand. Die Frontbreite verkürzte sich dementsprechend auf etwa 1 bis 2 km. Vor der Front standen die Leichtbewaffneten, auf beiden Flügeln je 3000 Reiter, ihr rechter Flügel angelehnt an den Fluß Aufidus.

Es war die größte Masse von Schwerbewaffneten, die jemals in der bisherigen Phalanx-Taktik in solcher Tiefe sich vorwärtsschob, einer Dampfwalze vergleichbar, bereit alles zu zermalmen, was sich ihr in den Weg stellte. Die ganze bisherige Kriegskunst und Kriegsweisheit gipfelten in diesem ungeheuren Massenstoß, zu dessen Wirken es keines anderen Zeichens und Befehles mehr bedurfte als des einen zum Antreten. Die Führung, der Geist waren ausgeschaltet, die Masse allein sollte und mußte den Erfolg bringen.

Hannibals Heer war bei Cannä an Zahl weit unterlegen; er verfügte nur über 32 000 Schwerbewaffnete, 8000 Leichtbewaffnete, jedoch über 10 000 Reiter. Bei gleicher Tiefe der Aufstellung wie sein Gegner mußte seine Phalanx überflügelt werden, bei gleicher Breite wurde sie schwächer, dünner. Wendete er dieselbe Taktik an wie die Römer, mußte er nach menschlichem Ermessen unterliegen.

Doch Hannibals Kriegskunst hatte bereits neue Wege eingeschlagen. Von Anfang an beherrschte ihn in dieser Schlacht ein leitender Grundgedanke, eine bestimmte Idee, für die es kein Vorbild gab, die er aus sich heraus, aus seinem genialen Erfindungsgeist schöpfte. Diese Idee war die Vernichtung des ihm gegenüberstehenden Heeres. Mit einem „ordinären" Sieg war ihm in seiner schwierigen Lage in Italien nicht viel gedient. Nur ein ganz großer Schlag konnte ihn seinem strategischen Kriegsziel näherbringen. Kein Mann des feindlichen Heeres sollte entkommen. Eine völlige Vernichtung aber war nur möglich, wenn es gelang, das Heer von allen Seiten einzuschließen, bewegungsunfähig zu machen und wie in einem Kessel zusammenzuhauen. Einem solchen Plane arbeitete die Aufstellung des römischen Heeres direkt in die Hände. Der Kriegsgott schenkte Hannibal einen Terentius Varro zum Gegner, der freiwillig seine eigene Überlegenheit durch stärkste Massierung auf engstem Raume beseitigte. Und Hannibal verstand den Wink des Schicksals!

Dem Vernichtungsgedanken entsprach seine Aufstellung zur Schlacht. In die Front, gegen die sich die ganze Wucht des feindlichen Stoßes entladen sollte, stellte er die 20 000 Iberer und Gallier, die seine jüngsten Zugänge darstellten. Da er gleiche Breite wie die Römer einnahm, kann seine Phalanx höchstens 12 Mann tief gestanden haben. Ihr fiel die ungeheuerliche Aufgabe zu, den furchtbaren Stoß einer dreifachen Überlegenheit aufzufangen und nur schrittweise, ohne sich durchbrechen zu lassen, langsam zurückzuweichen, bis der Rückenangriff der Reiterei die feindliche Phalanx zurückriß und damit zum Stehen brachte. Nur ein Hannibal konnte es wagen, einen solchen Auftrag zu geben, denn er selbst stellte sich an die bedrohteste Stelle, in die Mitte des Zentrums, und mit der Macht seiner Persönlichkeit überwand er die Gefahr des Durchbruchs. Die Reiter verteilte er ebenso wie Terentius auf die Flügel, aber bereits mit einer ausgesprochenen Schwerpunktsbildung auf dem linken Flügel, wo sein Bruder Hasdrubal 6000 Reiter unter seinem Befehl vereinigte. Die wesentlichste Neuerung aber war: seine Kerntruppe, die Afrikaner, die mit ihm über die Alpen gekommen waren, stellte er als eine Art zweites Treffen in zwei gleich starken Tiefkolonnen (je 6000 Schwerbewaffnete) hinter die Reiterei, etwa an der Stelle, wo sich ihre inneren Flügel mit denen der Phalanx berührten. Den Befehl über ihren Einsatz behielt er sich vor. Verlief die Schlacht nach seinem Plane, dann sollten sie gegen die Flanken der römischen Phalanx einschwenken, während gleichzeitig die Reiterei deren Rücken angriff. Verlief sie jedoch ungünstig, d. h. zerbrach die eigene Front, bevor der Rückenangriff wirksam wurde, dann konnte er sie zur

Stützung der Front ansetzen, und die Schlacht war zum mindesten nicht verloren, wenn auch die Vernichtung nicht mehr erreicht wurde.

Zum erstenmal sehen wir daher einen Feldherrn in der Schlacht „führen", während sich bisher — wie auch noch auf der Gegenseite — seine Tätigkeit mit der Aufstellung zur Schlacht und dem Geben des Zeichens zum Beginn derselben erschöpfte. Dann konnte er sich wohl nur selbst als Einzelkämpfer an irgendeiner ihm besonders wichtig erscheinenden Stelle am Kampf beteiligen und durch sein Beispiel wirken. So sehen wir noch Alexander den Großen bei Gaugamela, so sehen wir selbst noch Hannibals Vater Hamilkar in Sizilien und Spanien den Flamberg schwingen. Erst durch das Zurückhalten von Heeresteilen, durch Treffenbildung, durch Reserven erwächst dem Feldherrn die Möglichkeit, ihren Einsatz während der Schlacht zu bestimmen, nach einem Plane zu „führen". Und während auf römischer Seite eine geistlose Masse führerlos losgelassen wird, steht auf der andern Seite bereits der vollendete geniale Führer und Feldherr und siegt kraft seines überlegenen Geistes mit einer Minderheit gegen die erdrückende Masse. 48 000 römische Leichen auf dem Schlachtfeld von Cannä, auf engstem Raum zu Bergen geschichtet, sind die stummen Zeugen seines unerhörten Sieges. Die vollkommenste Vernichtungsschlacht, kühn angelegt, kraftvoll durchgeführt, war gelungen. —

In der Schlacht von Zama/Narragara war das Kräfteverhältnis nahezu umgekehrt. Scipio dürfte etwa 35 000 Schwerbewaffnete gehabt haben, Hannibal dagegen etwa 40 000. Umgekehrt war aber auch das Verhältnis der Reiterei. Den 6000 römisch-numidischen Reitern standen nur 2000 bis 3000 karthagische gegenüber. Der Schlachtplan von Cannä, der zur Voraussetzung hatte, daß es der Reiterei gelang, die feindliche vom Schlachtfeld zu verjagen und dann sich gegen den Rücken der Phalanx zu wenden, versagte hier. Im Gegenteil, bei dem gegebenen Kräfteverhältnis war mit einem feindlichen Rückenangriff zu rechnen. Doch Hannibals überragender Genius wußte auch hier Rat, seine Kriegskunst schuf eine neue Form. Er rechnete wohl von Anfang an damit, daß seine Reiterei geschlagen würde. Um der feindlichen es unmöglich zu machen, den Rücken der Phalanx angreifen zu können, teilte er diese in zwei Treffen. In das erste stellte er die jüngeren Jahrgänge, vermischt mit karthagischen Bürgern, die wußten, daß es um die Existenz ging. Das zweite Treffen, seine alte Garde, die Afrikaner, die mit ihm in Italien Sieg auf Sieg errungen hatten, stellte er mit etwa 300 Schritt Abstand vom ersten Treffen auf. Damit war diesem der Rücken gedeckt, denn keine noch so tapfere Reiterschar mochte sich zwischen die beiden Treffen ein-

schieben. Beide Treffen behielten Bewegungsfreiheit, konnten jederzeit bei ungünstigem Schlachtverlauf zurückmarschieren, da eines das andere deckte, und konnten vor allem selbst zu Flankenangriffen vorgehen.

Die Schlacht hatte begonnen. Wie Hannibal erwartet, so traf es auch ein: seine Reiterei wurde von der feindlichen verjagt. Diese stürmte im Siegesrausch hinter ihr her und entfernte sich immer mehr und mehr vom Platz der Entscheidung. Vielleicht hat Hannibal sogar selbst seinen Reitern die Aufgabe gestellt, der feindlichen Reiterei auszuweichen und sie hinter sich herzuziehen; denn alles kam darauf an, daß diese vom Schlachtfelde auf irgendeine Weise entfernt wurde. Kaum waren sie daher in der Ferne verschwunden, da setzte Hannibal sein zweites Treffen, das er selbst befehligte, in Bewegung, um auf die Flügel rechts und links zu eilen und wiederum die römische Phalanx in beiden Flanken anzugreifen, während das erste Treffen mit den römischen Hastaten kämpfte. Es ist dies dieselbe Bewegung wie bei Cannä, nur mit dem Unterschied, daß sie nicht aus der Tiefenkolonne, sondern aus der Breitenkolonne erfolgt, daß der Weg ein weiterer ist und daß der gleichzeitige Rückenangriff fehlt. Und weiter mit dem Unterschied, daß die römische Phalanx zahlenmäßig diesmal schwächer war, so daß sich Hannibals erstes Treffen ohne Schwierigkeit behaupten konnte. Traf nun der doppelseitige Umfassungsangriff der alten Garde des zweiten Treffens die ungeschützten Flanken der römischen Phalanx, so war die Schlacht trotz der Überlegenheit der römischen Reiterei doch noch gewonnen, ein zweites Cannä war geschlagen.

Da geschah das Unerwartete! Auch auf der römischen Seite stand kein Terentius Varro mehr, sondern ein Feldherr, der zu führen verstand, der die Taktik seines furchtbaren Gegners durchschaut hatte und ihn mit seiner eigenen Waffe schlug!

Wir kennen die alte Einteilung der römischen Legion in Hastaten, Principes, Triarier. Während diese drei Treffen in der Schlacht bei Cannä noch fest aneinanderklebten und ein einheitliches Ganzes bildeten, waren sie inzwischen getrennt worden. Scipio stellte in der Schlacht bei Zama/Narragara die Manipel der Principes und Triarier „mit Abstand“ von denen der Hastaten auf, so daß sie während der Schlacht beliebig nach dem Willen des Feldherrn eingesetzt werden konnten.

Als nun Hannibals Garden auf die Flügel eilten, um zu umfassen, da eilte auch Scipio mit seinem zweiten Treffen auf die Flügel. Statt auf die Flanken der römischen Phalanx stieß Hannibal auf eine verlängerte Schlachtlinie und der Kampf blieb, was er gewesen, eine Parallelschlacht.

Trotzdem hatten die römischen Legionen gegen die verzweifelte Tapferkeit der alten karthagischen Garde einen schweren Stand, und es scheint, daß sie nahe daran waren, zu erliegen. Da kehrte die römisch-numidische Reiterei von ihrem wilden Verfolgungsritt zurück und fiel der karthagischen Phalanx in den Rücken! Das Schicksal der Welt hing an diesen Minuten! Es hatte sich für Rom entschieden!

Um zwei der wichtigsten Neuerungen hat Hannibal die Kriegskunst bereichert. Die eine ist die Lehre von der Vernichtungsschlacht, bewirkt durch doppelseitige Umfassung und, wo möglich, gleichzeitigen Angriff gegen den Rücken; sie hat ihre ideale Lösung gefunden in der Schlacht von Cannä. Die zweite ist die Erfindung der Treffentaktik, die von so außerordentlicher Bedeutung war, daß sie die Entwicklung der Kriegskunst grundlegend bestimmte. Zum erstenmal wandte sie Hannibal bei Cannä an, allerdings noch in verhüllter Form. Aus der furchtbaren Niederlage lernten ihrerseits die Römer, und der Kriegsgott schenkte ihnen zu ihrem Glücke einen Feldherrn, der die Zeichen der Zeit verstand und die neue Form sich zu eigen machte, da sie die einzige war, mit der er den großen Gegner schlagen konnte. So kam es, daß bei Zama/Narragara die neue Taktik gleichzeitig auf beiden Seiten Anwendung fand. Der alte Meister wurde mit der eigenen Waffe geschlagen. Karthago ging in Trümmer, und nichts blieb von ihm erhalten in der Geschichte der Völker. Aber die Taktik, die Kriegskunst eines Hannibal war übergegangen auf die Römer, die sie fortentwickelten unter Cäsar und weitergaben an ihre Nachfolger im Abendlande.

Die Treffentaktik, so einfach und selbstverständlich sie uns heute scheint, war für die damaligen Verhältnisse eine ungeheuerliche Neuerung. Die römischen Hastaten mögen sich halb verraten vorgekommen sein, als ihnen die Principes nicht mehr unmittelbar folgten. Beruhte doch die ganze Kraft der Phalanx in dem Nachdruck aus der Tiefe. Nun war plötzlich die rückwärtige Hälfte losgelöst und die vordere dadurch des Druckes beraubt. An Stelle des Bewußtseins der unmittelbaren Unterstützung Schulter an Schulter mußte ein Neues treten: das Vertrauen zum Führer, zum Feldherrn, die Zuversicht, daß durch seine Führung die Hilfe rechtzeitig zur Stelle war. So gering der erste Abstand der Treffen, etwa 300 m, an sich war, so erforderte er doch ein ganz anderes Kriegswesen, einen ganz anderen Geist, im Feldherrn sowohl wie in den Soldaten. Um solchen Geist zu erhalten, war Rom gezwungen gewesen, sein Bürgerheer mit Bürgerfeldherrn in ein Berufsheer mit einem Berufssoldaten an der Spitze umzuwandeln. Durch Hannibal wurde Rom zu dieser

außergewöhnlichen Kraftanstrengung unter Aufgabe seiner bisherigen Grundsätze gezwungen; denn ein Bürgergeneral konnte die Treffentaktik nicht handhaben, und der beste Feldherr konnte sie mit Bürgersoldaten kaum in Anwendung bringen. Der Furcht vor Hannibal und der Notwendigkeit, sich vor seinen Schlägen zu schützen, verdankt Rom die Entstehung seines wohldisziplinierten Berufsheeres, das allein die Treffentaktik handhaben und weiterbilden konnte, und mit dem es sich die Welt eroberte.

So ist Hannibal sowohl direkt wie indirekt eine Quelle, aus der die Kriegskunst neue Nahrung schöpfte und sich fortentwickelte zu neuen Formen, neuem Wesen.

Cäsar.

Von Hauptmann Norbert Holm.

Am 12. Juli des Jahres 100 vor Beginn unserer Zeitrechnung wird Cajus Julius Cäsar als Sproß eines der ältesten Adelsgeschlechter Roms und Sohn eines hohen Staatsbeamten geboren*). Vorzügliche Erziehung, besonders durch die kluge Mutter, recht guter Unterricht und eigener Fleiß entwickeln die ungewöhnlichen Anlagen des Knaben. Einige Jahre verbringt er im Auslande, beim Heere und auf der Flotte, nimmt dann am öffentlichen Leben regen Anteil und gewinnt früh Einfluß. Nach Bekleidung verschiedener Ämter wird er als Achtunddreißigjähriger Statthalter der Provinz Spanien, erobert in einem kurzen Feldzuge Portugal und erwirbt durch seine weitsichtige und — damals eine Ausnahme — unbestechliche Verwaltung das Vertrauen der spanischen Bevölkerung. Im Jahre 60 schließt Cäsar mit den beiden mächtigsten Männern Roms — Pompejus und Crassus — ein politisches Bündnis, das für Cäsar, den erst Aufstrebenden, durch die Anerkennung der Gleichberechtigung einen gewaltigen Schritt vorwärts bedeutet. Er wird Konsul und übernimmt dann die Verwaltung von Gallien und Illyrien. In den Jahren 58 bis 51 zwingt er die in soldatischer Schulung den Römern unterlegenen, durch Zahl, persönliche Tapferkeit und vaterländische Freiheitsliebe von jeher als gefährlichste Gegner Roms bekannten Völker des heutigen Frankreich und Belgien zur restlosen Unterwerfung. Zweimal während dieser Zeit überquert Cäsar den Englischen Kanal und verschafft durch seine beiden Rheinübergänge dem römischen Namen auch bei den Deutschen Achtung. Mont Beuvray (Bibrakte 58), Mülhausen (58), Aisne (57), Sambre (57), Charleroy (54), Gergovia (52) und Mont Auxois (Alesia 52) sind die Marksteine dieser teilweise recht ernsten Kämpfe.

In Rom herrscht Pompejus — allein, nachdem Crassus gestorben. Die Bande zwischen ihm und Cäsar sind zerrissen. Verhandlungen bleiben erfolglos. Da jagt Cäsar mit blitzschnellen Schlägen alles, was pompejanisch heißt, in wenigen Wochen von Norden durch ganz Italien und über die See, macht sich durch einen kurzen Feldzug in Spanien den Rücken frei, um dann seinen Gegner in Griechenland zu stellen. Bei Durazzo (Dyrrhachium) erleidet Cäsar eine Niederlage, schlägt aber kurze Zeit später den Pompejus entscheidend in der thessalischen Ebene (48 bei Pharsalus).

Drei Jahre noch dauert es, bis die Pompejaner sich besiegt bekennen. Dann geht Cäsar — der ungekrönte Herrscher der Welt — daran, sein in kurzen Pausen zwischen den Kämpfen begonnenes Werk zu vollenden, seinen Jugendtraum zu verwirklichen. Schaffen will er ein einiges Römisches Reich, in dem alle Untertanen nach Leistung und Kultur Sitz und Stimme haben. Mit ungeheurer Arbeitskraft legt er die Grundzüge fest, zeigt Wege und Ziele, und ist noch lange nicht fertig; da trifft ihn der aus Neid, Haß und Angst vor der Größe geschmiedete Dolch. Am 15. März des Jahres 44 wird Julius Cäsar in einer Senatsversammlung ermordet. Sein Werk lebt fort: Der Staatsmann hat den Untergang Roms 400 Jahre hinausgeschoben; die Lehren des Feldherrn gelten noch heute; der Name Cäsar ist Begriff geworden.

---

*) Wichtigere Ortsnamen s. Skizze 2 auf Seite 71.

„Veni, vidi, vici."

I.

Eine gut gewachsene, schlanke — beinahe zierliche —, mittelgroße Gestalt, deren vornehme, sichere Bewegungen die durch Abhärtung gewonnene Beherrschung des Körpers verraten, sorgfältiger, sehr eleganter Anzug, ein regelmäßiges Gesicht, in dem die breite Stirn und die sehr klugen, dunklen Augen auffallen: das ist der erste Eindruck, den man von dem jungen Cäsar erhält. Ein hoch und niedrig gegenüber stets gleichbleibend höfliches, liebenswürdiges Wesen, freundliches Entgegenkommen und ein weit über seine Jahre hinausgehend sicheres und würdiges Auftreten zeigen die sehr gute Erziehung des jungen Mannes und erobern ihm alle Herzen. Fröhlich und scheinbar nur an der Oberfläche schwimmend, empfänglich für die äußeren Genüsse des Lebens, der Kunst und allem Schönen zugeneigt, genießt er seine Jugend. Wer aber Gelegenheit hat, ihn näher kennenzulernen, ist zunächst überrascht. Dieser kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling verfügt über eine Bildung, die seinen Lehrern und dem eigenen Fleiß Ehre macht. Er entwickelt mit frischer, wohllautender Stimme Gedanken, deren Klarheit und Tiefe ungewöhnlich scharfen Geist und nüchternen Verstand verraten. Und während noch Cäsar freimütig zugibt, daß die schimmernde Außenseite des Lebens ihm durchaus Freude macht, erkennt der Beobachter als wahren Kern seines Wesens einen tiefen Ernst. — Das Streben, allen Dingen unnachsichtig auf den Grund zu gehen, läßt Cäsar bereits früh zum eigenen Leben Stellung nehmen. Was er will, weiß er: einer der ganz Großen in Rom werden, um sein Vaterland so zu gestalten, wie er es sich denkt; anders, besser, mächtiger, als es jetzt ist. Und schwebt auch das Ziel dem ehrgeizigen Jüngling noch in weiter, nebelverhüllter Ferne, seinem täglichen Leben gibt es Halt und zeichnet ihm die Bahn. Dem Knaben gelehrt, vom Jüngling als Grundlagen des Aufstiegs zum Führertum erkannt, sind ihm oberste Gesetze: Selbsterziehung, Pflichterfüllung, Arbeit. —

Die Erziehung des Ich umfaßt Körper und Geist. Ursprünglich zart, stärkt der Knabe unter der Anleitung von Eltern und Lehrern durch Sport und Spiel seinen Leib und erreicht, daß der Jüngling und Mann nicht allein den Anstrengungen des Feldlebens ohne Schwierigkeiten gewachsen ist, daß der Feldherr sich darüber hinaus mehr zumuten darf als seiner Truppe, auch körperlich ihr Beispiel ist und ihre Leistungen zu beurteilen weiß. Und da sein Geist gesund, der Körper zu Kraft und Gesundheit erzogen wurde, liegt ihm das Soldatenleben überhaupt. Der Verzicht auf ein weiches Bett und ein reichliches Mahl ist ihm kein notwendiges Übel

des Berufes, sondern selbstverständlich. Das elegante Kleid und der Luxus haben im Felde nichts zu suchen. Die Ansprüche des Feldherrn Cäsar an Unterkunft und Verpflegung sind denkbar niedrig, seine Lebensweise ist spartanisch einfach. Ob er reitet, fährt oder stundenlang an der Spitze der Kolonnen mit dem Helm in der Hand zu Fuß geht, von einem großen, reichen Stabe sieht man nicht viel. Durch freiwilligen Verzicht auf die Vorteile, die Name, Stellung und Vermögen ihm anbieten, vergibt er sich nichts; Wesen und Art bleiben dieselben. Körperliche Abhärtung schließlich bewahrt Cäsar vor dem Schicksal Napoleons I., dessen Stern sinkt, da ein kranker Leib die Kräfte des Geistes verzehrt.

Als Grundlage der Entwicklung seines geistigen Ich nimmt Cäsar, was die Natur ihm gegeben, und was er selbst über sich denkt. Die Anlagen sind ganz ohne Zweifel überragend. Sein scharfer, durchdringender Verstand befähigt ihn, nicht nur schnell zu begreifen, sondern sofort an allem das Wesentliche zu erkennen, Falsches von Wahrem zu trennen. In ganz ungewöhnlicher, schon beim Jüngling auffallender Weise beherrscht er die Sprache. — Der junge Cäsar glaubt an sich und seine Berufung zum Führertum. Er sieht nicht nur, daß er klüger ist als die Altersgenossen, er fühlt auch den Bann, in den seine geistige Überlegenheit und die Kraft seines Wortes die Menschen zwingt. Hinzu kommt der Stolz auf die Zugehörigkeit zu einer der ersten Familien Roms. Cäsar spricht gern von dem Alter und Adel seiner Familie. Nicht aber leitet er hieraus das Recht zu herrschen und zu befehlen ab, sondern die Verpflichtung zu besonderen Leistungen. Im römischen Reiche der Zukunft, das des Jünglings heißem Herzen als Ideal vorschwebt, soll der Adel herrschen, gewiß; aber ein Adel, der durch Verdienst und Lebensweise sich über die Masse erhebt, der durchdrungen ist von seinen hohen Pflichten gegenüber Staat und Gesellschaft — edel ist. Cäsars Stolz und Selbstbewußtsein streifen zuweilen die Grenze des Erlaubten: Sein Stern war noch nicht aufgegangen, als er seine grundlos der Untreue bezichtigte Frau von sich stieß. „Die Frau des Cäsar darf nicht einmal ein Verdacht treffen!" —

Eine starke Triebfeder seines Denkens und Handelns ist Ehrgeiz. Cäsar will „lieber auf dem Dorf der Erste als in Rom der Zweite" sein. Nie ist er mit dem Erreichten wirklich zufrieden; seine Ziele steckt er immer weiter, je höher er steigt. Cäsar ist zu klug, die Mitwelt merken zu lassen, wie es in ihm gärt. Aber manchmal bricht das Temperament sich Bahn durch die Mauern, die Verstand ihm aufbaut: „Ich habe noch nichts getan in einem Alter, da der große Alexander sich bereits die ganze Welt unterworfen hatte!" Das ist zu jener Zeit, da noch der Diktator Sulla die Zügel führt

und niemanden neben sich gelten läßt. Ehren und Auszeichnungen schätzt Cäsar durchaus; aber die beispiellosen Feiern, die ihm veranstaltet werden, sind ihm weniger schmeichelhafte Befriedigung seines Ehrgeizes als Mittel, sein Ansehen und seine Macht zu festigen. Über der Erkenntnis dieses sicher sehr starken Ehrgeizes darf nicht vergessen werden, daß Cäsar, was er für sich getan, für sein Vaterland getan hat; daß Rom dem Cäsar zu danken hat, wie keinem seiner großen Söhne vorher und nachher; und daß Cäsars staatsmännische Handlungen nur Rom nutzten, ihm selbst Feindschaft und Gefahren schufen, nicht zuletzt zu seinem gewaltsamen Ende beigetragen haben. Der große Mann muß von einer tiefen Liebe zu seinem Vaterlande durchdrungen gewesen sein, wenn er auch nie davon gesprochen hat. Vielleicht war ihm dies Gefühl zu heilig, um darüber zu reden, vielleicht auch zu — selbstverständlich.

Seine geistige Überlegenheit über die Menschen hat Cäsar erkannt. Aber ebenso klar erfaßt er, daß noch so hervorragende Anlagen, aller Ehrgeiz und auch die Überzeugung vom Wert der eigenen Persönlichkeit wertlos sind, ja schädlich wirken müssen, wenn nicht über ihnen ein Wille steht, der sie lenkt, und dem alle Kräfte des Geistes wie des Körpers gehorchen nach den Richtlinien, die ein klarer, zielsicherer Verstand gibt. Deswegen bildet Cäsar seinen Willen, gibt ihm Richtung, Ziel und Kraft. Des Jünglings Wille ist noch nicht gebändigt, nähert sich zuweilen stark dem Eigensinn. So, als der Sechzehnjährige dem Diktator Sulla nicht gehorchen will und lieber wochenlang trotz Fiebers flüchtig umherirrt, als sich zu beugen; bis die Verwandtschaft sich für ihn einsetzt. Das sind die Jahre, da noch das Empfinden über das Denken triumphiert, da man mit dem Kopf durch die Wand möchte. Sulla sieht ganz richtig die Stärke des Willens, die in diesem Brausekopf steckt, und die Gefahren, die drohen, wenn die noch gärenden Anlagen bewußt in den Dienst des Verstandes gestellt werden: „Er wird eines Tages den Untergang der Partei der Großen, für die wir (der Adel) zusammen gekämpft haben, herbeiführen."

Cäsar hatte damals bereits seine Wahl getroffen. Herz und Verstand trennen ihn von den Kreisen, denen die Geburt ihn zugewiesen hat. Der Adel in seiner Masse ist nicht mehr das, was der Name von ihm verlangt. Verweichlichung und moralische Minderwertigkeit haben bedenklich um sich gegriffen. Der innerlich gesunde Jüngling fühlt sich unter seinen Standesgenossen nicht wohl. Sein weit und ins Große blickender Geist sieht den Untergang seines Vaterlandes voraus, wenn es nicht gelingt, durch politische und gesellschaftliche Neuordnung dem Staate eine feste, gesunde und breite Grundlage zu schaffen. So schließt er

sich der im Gegensatz zum Adel stehenden Volkspartei an, der er in seinen Taten die Treue bis zum Ende gehalten hat, mochte auch die Form und der Name wechseln. Es sind nicht nur die Ideale dieser Partei, die sein Jünglingsherz gefangen nehmen. Sein nüchterner Verstand erkennt zugleich die Kraft und die Zukunftsmöglichkeiten ihrer Grundsätze. Aber zum Parteimann ist er viel zu klug und zu ehrgeizig. Die Partei bleibt ihm immer nur Mittel zum Zweck. Das hindert nicht, daß er die ganze überschäumende Kraft seines Geistes in ihre Dienste stellt, bis er selbst etwas ist. Er tut es, um durch die Partei zu steigen.

In diesem Kampf der Meinungen, in dem weniger das Schwert als das Wort spricht, tritt der in das vierte Jahrzehnt seines Lebens gehende Cäsar in einer Form, die Freunde wie Gegner erstaunen und erschrecken läßt. Aus dem sprühenden Temperament der meisterhaften Reden offenbart sich ein ganz überragender Kopf, ein weitsehender Staatsmann, dessen immer klares, nüchternes, unerbittlich logisches und großzügiges Denken über einen Willen verfügt, dessen eiserner Kraft man einzeln nicht mehr zu widerstehen wagt. Cäsar hat die Jahre, da die Persönlichkeit im Werden war und äußere Umstände ihm zu schweigen geboten, gut genützt. Die angeborene Kraft des Willens hat der sich immer selbst Beobachtende und Erziehende gewaltig entwickelt, so daß sie anfängt, nicht nur die Menschen zu beherrschen, sondern, was viel mehr ist, ihn selbst. Schon beginnen Regungen des Herzens seltener nach außen zu treten, unwillkürliche Ausbrüche eines starken Empfindens kommen nur ausnahmsweise noch vor; menschlichen Gefühlen steht er scheinbar fremd gegenüber, das Wort Gemüt scheint er nicht zu kennen. Napoleon I. ist bewußt ein Schüler Cäsars gewesen, hat viel von ihm gelernt und manche Eigenschaft des großen Lehrmeisters sich zu eigen gemacht. Erreicht hat er ihn nicht; denn das Gewaltigste blieb ihm versagt: die Herrschaft über sich selbst. Sie besitzt Cäsar in einem Maße, wie es kaum in der Geschichte wiedergefunden wird. Der Ursprung aller seiner Taten ist der Verstand, nur der Verstand. Er gibt dem Willen Richtung und Ziel. Und dieser Wille mit seiner ungeheuren Kraft unterdrückt alles, was in Cäsar selbst seinen Zielen nicht dienlich ist oder ihnen entgegensteht. Sogar das Denken zwingt er in die gewollte Richtung. Daher kommt es, daß der Charakter Cäsars so einfach, so klar, so ausgeglichen erscheint. Alles ist auf einen Nenner gebracht; selbständige Gedanken, Empfindungen und Gefühle werden nicht geduldet.

So auch erklärt sich in seinem Handeln die mit den Jahren immer klarer hervortretende und immer feiner werdende Übereinstimmung von

Mittel und Zweck, seine Ruhe im Zorn und sein immer gleichbleibend höfliches Wesen. In sich hineinzuschauen gestattet er niemandem. Der Mann hat sich vollkommen in der Hand, soweit ein Mensch überhaupt Vollkommenheit erreichen kann. Selten nur versagt die Herrschaft des Verstandes. Dann weist der Charakter wohl auch Seiten auf, die zwar recht römisch, aber doch dunkel sind: eiserne Härte, Rücksichtslosigkeit, Rachsucht und Roheit. Die Ausrottung eines ganzen gallischen Volksstammes ist weder aus der Schwere der vorangegangenen Kämpfe zu verzeihen, noch war sie politisch klug. Auch die Entschuldigung, „selbst Cäsar war ein Kind seiner Zeit", will hier nicht recht stichhaltig erscheinen. Ein bedauerlicher Schatten auf dem Bilde des großen Mannes; und nicht der einzige. Wer so wie Cäsar alles dem Zweck dienstbar macht, dem heiligt der Zweck auch die Mittel. Seinen Worten zu glauben, bedeutet für den Gegner Gefahr; seinen Versprechungen zu trauen, kann der Anfang vom Ende sein. Auf der Höhe seines Lebens scheint Cäsar nur aus Verstand und Willen gebildet. Und nun fällt die Welt ihr Urteil: Groß aber kalt! Und übersieht dabei, wie alles gekommen ist. Vergißt, wie der Mann gerungen hat mit sich selbst, welche unendliche Arbeit und Selbstüberwindung es den Jüngling und Mann gekostet hat, um des Zieles willen sich selbst in diese Fesseln zu schmieden, weil er erkannte, daß, was er wollte, nicht anders zu erreichen sei. Cäsar ist die Tragik fast aller großen Männer der Geschichte nicht erspart geblieben: Je höher sie steigen, desto einsamer werden sie und desto falscher werden sie beurteilt. Sie erscheinen unpersönlich und werden den Menschen fremd. Weil ihr Handeln nicht mehr dem einzelnen gilt, sondern der Gesamtheit, zu deren Nutzen der einzelne zurückstehen, leiden, auch untergehen muß; und weil sie sich selbst in den Dienst ihres Handelns stellen.

Cäsar scheint kalt, er ist es nicht. Der Politiker Cäsar erwirbt sich die Zuneigung des Volkes nicht so sehr durch seine Reden und Anträge als durch sein Wirken in den Alltäglichkeiten des Lebens. In der Art, wie er mit dem einfachen Manne spricht, wie er Verständnis und Mitempfinden für seine Sorgen und Nöte zeigt, wie er zu helfen und zu trösten sucht, wo er nur kann, ist nichts Gemachtes. Das ist kein Seelenfang, der da betrieben wird: das ist Herz. Gerade das einfache Volk empfindet zu fein, um sich täuschen zu lassen. Man muß Cäsar unter seinen Soldaten sehen, um überzeugt zu sein, daß auch diesem scheinbar so unpersönlichen Manne ein warmes Herz in der Brust schlägt. Schon, daß sie ihn lieben wie keinen andern, ist Beweis. In seinem Sorgen für die Truppen kennt er keine Müdigkeit und keine Grenzen. Immer wieder versucht er, die Stellung des

verdienten Veteranen im Staate zu heben, und ihn für den Rest seines Lebens sicherzustellen. Um jeden seiner Untergebenen, der mit Sorgen zu ihm kommt, kümmert er sich; nimmt die Hilfe des Staates in Anspruch oder hilft aus eigenem. Cäsar ist der Vater seiner Soldaten, und als solchen betrachten sie ihn auch. Nicht nur das Vertrauen in sein Genie läßt sie nach ihm rufen, wenn sie in Not sind; es ist das blinde Vertrauen des Kindes zum Vater: er verläßt mich nie! — Auch Kamerad ist der Feldherr seinen Soldaten. Eine armselige Hütte, in der kaum ein Mensch Platz hat, bietet dem General Unterkunft in tobender Gewitternacht. Da erfährt er, daß einer seiner Offiziere erkrankt ist. Ohne sich zu besinnen, veranlaßt er die Überführung des Kranken in seine Hütte und nächtigt im Freien: „Gebt den Großen Ehre, den Kranken aber Schutz!" —

Was der Geist Cäsars erdachte, konnte fruchtbar werden, da er über eine ganz gewaltige Arbeitskraft verfügte, die nicht nur ausdauernd, sondern auch schnell schaffte. Wie er im Gefecht an den entscheidenden Stellen selbst sah und befahl, so bearbeitete er alles Wichtige selbst. Die Leitung eines Staatswesens, wie Roms Weltreich es war, ohne den Beamtenapparat, den in seinem ganzen Umfange erst Cäsars Nachfolger geschaffen haben, konnte nur ein Genie leisten, wenn man gelten läßt, daß Genie Arbeit ist. In der Jugend anerzogen, ist die Arbeit dem Manne Bedürfnis geworden. Und forscht man nach, so blickt aus ihr ein tiefwurzelndes Gefühl für die übernommene Pflicht, das auch seine Verwaltung Spaniens und seine Fürsorge für die Soldaten erkennen lassen. Und noch etwas leuchtet aus Cäsars Arbeit, was wieder die ununterbrochene Selbsterziehung auch noch des Mannes beweist: Immer ist er bestrebt zu lernen. Als der Zwanzigjährige seine ersten Kriegserfahrungen sammelt, läßt er sich nicht wie seine Altersgenossen an der Sonne des Generals, den sie begleiten, genügen und genießt nicht nur die angenehmen Seiten des Feldlebens; er bemüht sich vielmehr, Kampf und Führung zu erforschen. Als er später selbst General und Feldherr ist und rasch auf der Leiter des Ruhmes emporsteigt, blendet ihn der Glanz und des Volkes Jubel nicht. Mit aller Nüchternheit und dem ganzen Scharfsinn seines Geistes durchdenkt er die verflossenen Feldzüge und die geschlagenen Schlachten, erkennt Unvollkommenheiten und Fehler und lernt aus ihnen für das nächste Mal, um dann erneut sich rücksichtslose Rechenschaft über das eigene Tun zu geben. Nie ist er eigentlich ganz mit sich zufrieden; immer bleibt etwas zu bessern. So ergänzt und erweitert Cäsar sein Können ständig, wird immer vielseitiger, befreit sich von jedem Schema, erhebt das Handwerk zur Kunst und schwingt sich zu einem Feldherrntum auf, vor dem wir heute noch bewundernd stehen.

In dem Feldherrn Cäsar offenbart sich die ganze Größe seiner Persönlichkeit. In allen großen Führern finden sich Züge von ihr wieder; weil die Gesetze des Krieges ewig sind, müssen auch die, die sie erfolgreich anwenden, verwandt sein. Friderizianische Art liegt in der Weise, wie Cäsar mit seinen Soldaten verkehrt und wie er die Menschen beherrscht. Auf dem Marsche reitet er wohl neben der Truppe, unterhält sich zwanglos und launig mit den Leuten. Da fliegt ein derber Scherz aus der Kolonne. Schlagfertig antwortet der Feldherr und zwingt die Lacher auf seine Seite. Aber eisern ist die Disziplin, und wehe dem Manne, der nicht bis zum Tode seine Pflicht tut, wie der Führer es verlangt, der doch selbst das beste Beispiel gibt. Da kennt Cäsar keine Milde, kann hart sein, bis zur Grenze der Grausamkeit. Erfüllung der Pflicht ist ihm höchste Soldatentugend, für den Offizier wie für die Truppe. Wo er sie erkennt, spart er nicht mit Anerkennung und Belohnung und läßt auch kleine Schwächen gern durchgehen: „Meine Soldaten riechen nach Parfüm. Aber laßt sie; wenn sie sich nur gut schlagen."

Cäsars Macht über die Massen ist unbegrenzt. Die Kunst der Menschenbehandlung, „die wichtigste und vielleicht seltenste der Feldherrngaben", handhabt er, der sich gewöhnt hat, alles und alle genau zu beobachten und mit seinem scharfen Verstande zu durchdringen, meisterhaft. Es ist die Gesamtheit seiner Persönlichkeit, aus Anlagen, Arbeit und Erfahrung geschmiedet, die den Menschen herrschen läßt über die Seelen seinesgleichen. Das Napoleon I. als feiner psychologischer Schachzug nachgerühmte Verfahren, seinen Gegnern vor Austrag der Entscheidung die Hand zur Versöhnung zu bieten und dadurch die Stimme der Öffentlichkeit zu gewinnen, wendet Cäsar mit gleicher Kunst und gleichem Erfolge an. Als Pompejus und Cäsar sich vor Ausbruch des Bürgerkrieges wie sprungbereite Löwen gegenüberstehen, ist es Cäsar, der seinem Gegner wiederholt Verhandlungen vorschlägt. Vor der letzten Entscheidung zwischen beiden bei Pharsalus sendet er dem feindlichen Feldherrn einen Boten mit Friedensvorschlägen. Ernst ist es ihm mit seinen Schritten beide Male wahrscheinlich ebensowenig gewesen, wie Napoleon an den Erfolg seiner Versöhnungsversuche am Vorabend kriegerischer Entscheidungen geglaubt hat. Aber die Öffentlichkeit schrie „Hosianna!", und das war der Zweck.

Mutet Cäsar seinen Truppen Leistungen zu, die menschliche Fähigkeiten zu überschreiten scheinen, und macht sich hier und da ein Versagen bemerkbar, dann ist er plötzlich unter ihnen und reißt sie mit einem Wort zusammen: „Von Euch kann ich mehr verlangen als von andern!" Im Lager zu Besançon brechen Unruhen aus, verursacht durch Angst,

daß Cäsar gegen die Germanen marschieren will. Besonders die jungen Truppen werden ergriffen. „Ich habe gehört, man weigere sich zu gehorchen und zu marschieren. Solches Gerede rührt mich nicht. Laßt sie bleiben, wo sie sind. Ich werde mit der 10. Legion (seiner Garde) allein gegen die Germanen ziehen.“ Das geht den jungen Soldaten an ihre Ehre; sie bitten um Verzeihung. Die Garde aber ist stolz und fühlt sich ihrem Führer noch fester verbunden als bisher. Auch sie versagt einmal. Über zehn Jahre ist diese Kerntruppe ihrem vergötterten Feldherrn auf alle Schlachtfelder gefolgt und hat zu seinem Ruhm, der auch der ihre ist, geblutet. Durch Versprechungen ihres Generals und die unwiderstehliche Macht seiner Persönlichkeit wurde sie immer wieder zu neuen Taten angefeuert. Sie hat ihre großen Verdienste und nimmt dementsprechend eine besondere Stellung im Heere ein. Ihre Angehörigen — zum großen Teil Männer in reifem Alter — haben etwas Landsknechtartiges und verlangen eine ihr Verdienst, Alter und Stellung berücksichtigende Behandlung. Nun liegen sie mit anderen Legionen zur Erholung im südlichen Italien, während Cäsar in Rom ist. Die lange Ruhezeit gibt Gelegenheit zum Grübeln; die scharfe Zucht des Krieges hat sich gelockert. Und man sehnt sich nach endgültigem Schluß. Schon oft ist die Entlassung und Ansiedlung in Aussicht gestellt worden. Warum wird man noch unter den Waffen gehalten? Das Gift der Unzufriedenheit frißt! Da kommt Befehl zum Aufbruch — nach Afrika, in den Krieg! Das ist zuviel; die Empörung bricht offen aus. Ein Teil der Offiziere schließt sich den Meuterern an; wer sich zu widersetzen wagt, wird niedergeschlagen. Auf nach Rom, um die Erfüllung der Forderungen zu erzwingen! Als der zügellose, bewaffnete Haufen von mehreren tausend Mann sich den Toren der zitternden Hauptstadt nähert, reitet Cäsar ihm trotz eindringlicher Warnung mit wenigen beherzten Begleitern entgegen. Man stutzt; schon sein Anblick wirkt abkühlend. „Was wollt ihr?“ — „Unsere Entlassung! Land! Geld!“ — Und nun hören sie, denen ihr Soldatentum ihre Ehre ist: „Bürger! Ihr seid entlassen. Selbstverständlich erhaltet Ihr alles, was ich Euch versprochen habe. Nur müßt Ihr noch etwas warten, denn jetzt gerade habe ich Wichtigeres zu tun; ich muß nach Afrika. Wenn ich dann aber heimkomme und an der Spitze meiner siegreichen Truppen feierlichen Einzug in Rom gehalten habe — Ihr könnt daran ja leider nicht teilnehmen, da Ihr entlassen seid —, dann mögt Ihr Euch wieder bei mir melden.“ Wendet sein Pferd und reitet langsam zurück. Ungeheure Bestürzung. „Das haben wir nicht gewollt!“ Man läuft Cäsar nach; bittet, fleht, beschwört ihn; er möge verzeihen, sie strafen, tun, was er wolle; nur verachten solle er sie nicht. Lange läßt der Feldherr sie bitten; er brauche sie nicht, habe genug Soldaten.

Bis er fühlt, der Höhepunkt der Zerknirschung ist erreicht. Da gibt er nach: „Nun gut, Ihr dürft Soldaten bleiben und dürft mit nach Afrika.“ Nur der zehnten Legion verzeiht er nicht; sie hat die Treue gebrochen. — In seiner römischen Geschichte sagt Mommsen von diesem Vorgang: „Ein größeres psychologisches Meisterstück kennt die Geschichte nicht; und keines, das vollständiger gelungen wäre.“ —

Die Soldaten Cäsars fürchten und achten ihren Feldherrn, weil sie seine ungeheure geistige Überlegenheit fühlen, sie vertrauen ihm, weil sie sich gut geführt sehen, sie lieben ihn, weil er sich als einer der ihren gibt und auch die Gefahr mit ihnen teilt. Die angeborene Kühnheit verwandelt der alles bezwingende Wille in eine Nichtachtung des Selbsterhaltungstriebs, daß von ihm gesagt wurde, ihm sei „über menschliche Natur und Vorstellung gehender Mut“ eigen gewesen. Nicht jede Schlacht sieht ihn selbst am Kampf teilnehmen. Die Zeiten, da der Führer seine Anordnungen zur Schlacht gab, um dann die Zahl der Fechter um einen zu vermehren, sind vorbei. Zieht Cäsar das Schwert, so hat er seine besonderen Gründe. Dann bleibt er aber auch nicht hinter der ersten Linie zurück und gibt ein Beispiel von hinreißender Kraft. Munda! Der Höhepunkt und Abschluß der Laufbahn des Feldherrn; seine letzte Schlacht. Cäsar ist 55 Jahre alt, Diktator auf Lebenszeit, Herrscher über ein Reich von vielen Millionen, das das gesamte Mittelmeer umfaßt, dessen Grenzen von der Nordsee bis zum Schwarzen Meere reichen. Gegen ihn steht Labienus, einst sein bester General, jetzt sein Todfeind. Die Entscheidung liegt auf des Messers Schneide, alle Reserven sind in den Kampf geworfen, nur die Güte der Truppen oder ein Zufall vermag noch den Ausschlag zu geben. Cäsar setzt das letzte ein: sich selbst. In vorderster Reihe ficht der alternde Feldherr und feuert seiner Soldaten Mut durch Wort und Beispiel an. Da sieht man einzelne Leute beim Feinde zurückgehen — es mögen Verwundete sein. Cäsar weist nach vorn: „Sie fliehen!“, springt vor und reißt die Nächsten mit. Ein Augenblick des Stutzens beim Gegner genügt, um den Einbruch gelingen zu lassen. Der Sieg gehört Cäsar. —

Das würdigste und schönste Denkmal großer Männer sind ihre Taten. Sie sind zugleich der Spiegel ihrer Persönlichkeit. Die Feldzüge und Gefechte Cäsars zeigen die ganze Vielseitigkeit seines Geistes, seine fast übermenschliche Willenskraft, sein klares Urteil über Menschen und Dinge, seine ungeheure Arbeitskraft, seinen Mut, seinen Ehrgeiz und sein — Glück. Sie sind einzeln wie in ihrer Gesamtheit Werke von bewundernswürdiger Größe. Cäsars Gegner müssen unterliegen, und seien sie noch so begabt, ihr Kampf gegen Cäsar ist der Kampf des Talents gegen das Genie. Keine

Armee, die gegen Cäsar im Felde gestanden hat, mochten es die losen Haufen der Gallier oder des Pompejus eiserne Legionen sein, mochte ihre Zahl klein sein oder über die 20 000 gehen, hat ihre Niederlage überlebt. War taktisch der Untergang des Gegners nicht zu erreichen, so setzte eine strategische Verfolgung ein, deren Geschwindigkeit und Vollständigkeit überwältigend wirkte; um so mehr, wenn Hinhalten, Verhandlung oder Stellungskrieg der Entscheidung vorausgegangen waren. Fast immer erkennt Cäsar die Absichten seiner Gegner und trifft danach seine Maßnahmen. Ihn durchschauen die anderen nicht. Und er tut doch immer nur das einfachste, nämlich das Zweckmäßige! Die Formen seiner Kriegführung wechseln ständig; nur ein Ziel steht unverrückbar fest: Vernichtung! Darum gibt es auch keine cäsareanische Strategie. — Bei Ilerda will der Gegner die Schlacht nicht annehmen, weil er fühlt, er wird dann verloren sein. Und wird ohne einen Schwertstreich zu Tode manövriert, daß er im freien Felde die Waffen strecken muß. Der Krieg zwischen Pompejus und Cäsar beginnt so, daß jener nach langen Verhandlungen gewaltige Kräfte in Italien zusammenzuziehen beginnt, während Cäsar nur erst über ein kleines Korps verfügt. Cäsar erkennt die Gefahr seiner Lage, faßt einen Entschluß von beispielloser Kühnheit und springt los; mitten in den Feind hinein. Wie der Blitz fährt er in die feindliche Versammlung, geht heute, über 200 km auseinandergezogen, gegen die Hauptstadt vor, um wenige Tage später in geschlossenem Stoße Abteilungen des Gegners abzufangen oder aufzulösen; fegt wie ein Orkan durch ganz Italien und steht binnen weniger Wochen als sein Herr da.

Während Cäsars Sieg Vernichtung bedeutet, ist sein Heer und seine Schlagkraft nach einer Niederlage ungebrochen. In kürzester Frist wird aus der verlorenen Schlacht ein gewonnener Krieg. Die Operationen zwischen der schweren Schlappe bei Durazzo und dem Sieg in der thessalischen Ebene sind das Genialste, was Cäsar geleistet, und zählen zu dem Großartigsten der Kriegsgeschichte überhaupt. In meisterhafter Weise löst sich der Geschlagene vom Gegner, täuscht ihn über seine Bewegungen und seine Stärke und schlägt ihn nach einigen Wochen vernichtend. Die Verfolgung findet ihr Ende erst am Strande Afrikas mit Pompejus' Tod. Des besiegten Feldherrn Heer ist gewesen. — Der Sieger zieht am Abend der Schlacht den Schlußstrich unter die letzten beiden Jahre: „Ich konnte nicht anders. Hätte ich nach der Rückkehr aus Gallien mein Heer entlassen, ich wäre verloren gewesen." Das die Begründung des schwersten und folgenreichsten Entschlusses seines Lebens; klar, einfach und unwiderlegbar, weil richtig. Der vielleicht noch in dem Gefühl, einen ungeheuren Druck losgeworden zu sein, getane Ausspruch beleuchtet blitzartig Charakter und Denkweise des Mannes.

Eine leicht entschuldigende Geste: Es tut mir ja leid, daß es zum Bürgerkrieg kommen mußte. Aber das durfte meinen Entschluß nicht beeinflussen: hier hieß es Pompejus oder Cäsar. Cäsar ist zu Großem geboren, also mußte ich meinen Weg gehen, wenn Rom auch blutet. —

Zu Cäsar gehört sein Glück. Taten von so unerhörter Kühnheit, wie Cäsar gewagt hat, mußten vom Glück begünstigt werden, um zu gelingen. Cäsar setzt unter geringer Bedeckung mit einem Teile seines Heeres nach Griechenland über. Auf dem Adriatischen Meere weiß er eine starke pompejanische Flotte, der er unter keinen Umständen gewachsen ist. Die aber liegt hinter Korfu und tut nichts. Nun klammert Cäsar sich mit seinen schwachen Kräften an die griechische Küste und wartet sehnsüchtig auf den Rest seiner Armee, der aus Italien nachkommen soll. Wenige Meilen davon steht Pompejus mit einem übermächtigen Heere. Er braucht nur zu marschieren, um Cäsar zu erdrücken. Pompejus marschiert nicht. — Cäsar glaubt an sein Glück. Als er allein über das winterliche Meer fahren will, und der Schiffer sich weigert, sein Fahrzeug der sturmgepeitschten See auszuliefern, beruhigt er ihn: „Fürchte nichts, mein Lieber, du fährst Cäsar und sein Glück!" Es ist kein Aberglaube, der Cäsar so sprechen läßt; das Bewußtsein seiner Bedeutung gibt ihm die Überzeugung, daß selbst das Schicksal für ihn eintreten muß.

Das Römische Reich ist zerfallen, die „Hauptstadt der Welt" unter Trümmern begraben, die Sprache ihrer Bewohner gestorben. Liest man die Geschichte der Römer, so steht vor dem geistigen Auge ein Volk auf voll Kraft, Härte, Kühnheit, Nüchternheit und Klarheit; ein Volk von Männern. Sein Ziel ist herrschen, sein Leben Kampf. Nicht Recht oder Unrecht gilt, rücksichtsloser Kampf um Dasein und Macht heißt seine Moral. Darum ist der Weg der Römer wie kaum eines andern Volkes Straße mit Blut und Tränen getränkt. Roms Geschichte ist die Geschichte von Kriegen, seine großen Söhne sind Soldaten. Der erste unter ihnen aber ist Julius Cäsar, Roms bedeutendster Staatsmann, einer der größten Feldherren aller Zeiten. Cäsar ist Rom. Sein Charakter vereinigt die Vorzüge und Fehler seines Volkes, sein Leben ist das getreue Spiegelbild der römischen Geschichte.

II.

„Der Vater der Strategie" ist Cäsar genannt worden. Es hat schon vor ihm Feldherren großen Ausmaßes gegeben. Epaminondas, Alexander, Hannibal, Scipio haben in Gefechtsführung wie Kriegsleitung Bedeutendes geleistet und ihren Feldzügen durchaus den Stempel ihrer Persönlichkeit

aufgedrückt. Übersetzt man aber Strategie in Kriegskunst und ist sich bewußt, daß jede Kunst ihre eigenen, vom Wechsel der Zeiten und des Materials unabhängigen Gesetze hat, dann ist die Bezeichnung doch treffend. Kein Führer vor Cäsar hat sich so verschiedenen und so vielseitigen Aufgaben gegenüber gesehen wie er. Und immer blieb er Meister. Cäsar hat als erster alle Formen der Kriegführung beherrscht und durch seine Taten die richtige Anwendung der immer gültig gewesenen und bleibenden Gesetze des Krieges gelehrt. Dieselben grundlegenden Lehren für Krieg- und Gefechtsführung, die wir heute aus den Feldzügen des Schlesischen und Siebenjährigen Krieges, der napoleonischen Schlachten und des Befreiungskampfes, aus den Einigungskriegen und den Kämpfen des Weltkrieges ableiten, lassen sich fast restlos und vielleicht mit geringerer Mühe als aus der Verworrenheit moderner Kriege aus Cäsars Feldzügen ziehen; wobei — und das ist das wichtige — der Lehrer Cäsar heißt.

Cäsar hat seine Kriege selbst fast vollständig beschrieben; das Fehlende hat ein Bewunderer des großen Mannes ergänzt. Mag es auch sein, daß seine Berichte wie die Memoiren von St. Helena ein „wunderbares Gewebe von realistischer, eindringlicher Wahrheit und völlig bewußter und beabsichtigter Täuschung“ sind, Forschungen und Vergleiche haben doch für uns heute die Tatsachen einwandfrei hingestellt. Die Lektüre ist ganz bestimmt alles andere als „pikant“. Es gibt kaum etwas Trockeneres und Unpersönlicheres als diese Berichte. Aber gerade die nüchterne Sachlichkeit wirkt überwältigend durch die Lehren für die Kriegführung, die dahinter hervorleuchten. Cäsar zeigt ebenso, daß die Verteidigung die an sich stärkere Form der Kriegführung ist, da sie einen Ausgleich der Kräfte gestattet, wie, daß die Entscheidung suchende Verteidigung immer mit Angriff gepaart sein muß. Er lehrt, daß der Wille des Feldherrn das einzig Feststehende im Kriege ist, und betont gern die Notwendigkeit, den Zufall zu beachten, der „aus geringem Anlaß oft gewaltige Änderungen der Lage bewirkt“. Seine Kriege beweisen, daß es ein Rezept des Sieges nicht gibt, daß jedes Schema, jedes System einen Schlag in das Gesicht der Kriegskunst bedeutet, daß aber immer das Ziel die Vernichtung des Feindes sein soll. Fast unendlich ist die Zahl der Lehren, die Cäsar teils selbst ausspricht, teils durch sein Handeln zeigt. Die Berichte über den Gallischen und über den Bürgerkrieg bilden noch heute für jeden Soldaten eine reichhaltige Fundgrube des Wissenswerten. Und am Schlusse kommt man zu dem „herzerfrischenden“ Ergebnis, das Moltke in Worte gefaßt hat: daß höchstes Feldherrntum schließlich nur auf der Anwendung gesunden Menschenverstandes beruht. — Durch die Niederschrift der Geschichte seiner Feldzüge

hat Cäsar sich um die Entwicklung gerade der modernen Kriegskunst große Verdienste erworben: sie ist zum Lehrbuch Napoleons I. geworden.

An dem Kriegsinstrument, das er vorfand, hat Cäsar nichts geändert. Er hat auch die Gefechtstaktik der römischen Legionen so beibehalten, wie sie schon vor seiner Zeit üblich gewesen war. In der Führung der Operationen und der taktischen Verwendung der Verbände schuf sein überragender Geist Neues; nicht um originell zu sein, sondern weil er Fesseln nicht kannte.

Das Wichtigste und Großartigste — von uns heute wieder als Lehre des Weltkrieges besonders betont — ist die planmäßige Verbindung von Angriff und Verteidigung als gleichberechtigte Mittel des Vernichtungswillens. Er wendet sie an sowohl im großen als Operation wie auf dem beschränkten Felde der Schlacht. Das klarste Beispiel gibt der Kampf am Mont Auxois. Cäsar belagert die Gallier. Gleichzeitig wird er aus der Feste und von dem anrückenden Entsatzheere angegriffen. Nachdem die Römer eine Zeitlang nur in der Verteidigung gestanden haben, erkennt Cäsar den schwachen Punkt des feindlichen Angriffs, wirft alle verfügbaren Kräfte dorthin und schreitet hier, während die übrige Front zunächst in der Abwehr bleibt, zum Entscheidung suchenden Angriff. Aus diesem Verhalten darf keine Regel abgeleitet werden, etwa als solle man eine Operation von Haus aus so anlegen. Will man eine Regel finden, so ist es die, daß der Führer auch in schwieriger Lage seine Entschlußkraft nicht aufgeben soll.

Unerhört in der Geschichte der Kriegskunst des Altertums war es, daß Cäsar es wagte, auf die Jahreszeit keine Rücksicht zu nehmen; auch dem Gegner nicht die Ruhe des Winterlagers gestattete. Den Anstoß gaben allerdings die Gallier durch einen winterlichen Überfall. Dann aber macht Cäsar die Kriegführung in der kalten Jahreszeit zur Gewohnheit. Der Bürgerkrieg beginnt mitten im Winter; desgleichen die Überfahrt nach Griechenland. Auch Tapsus und Munda werden bei Kälte geschlagen. Winterquartiere kennt Cäsar nicht mehr.

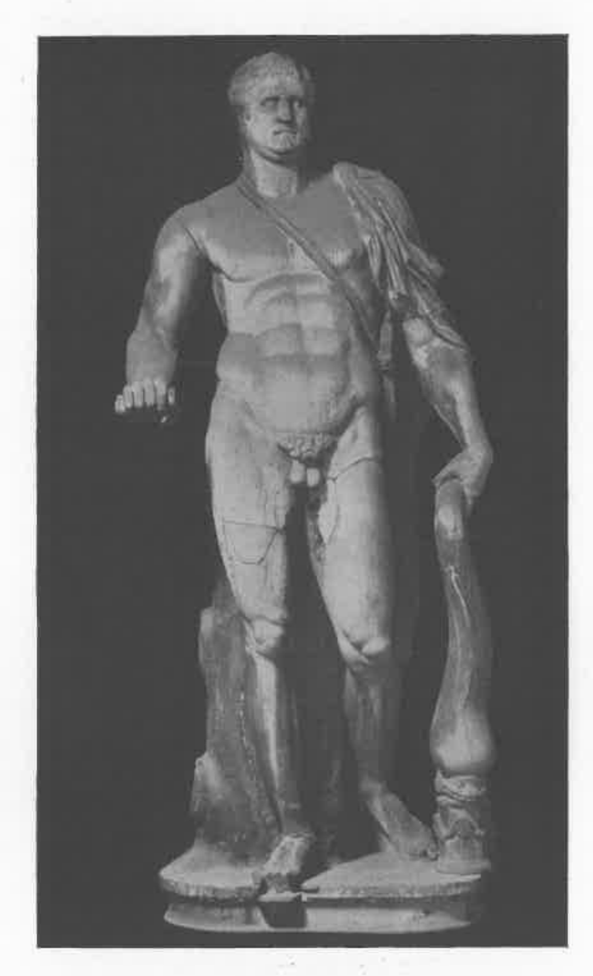
Eine seiner Neuerungen, damals eine Umwälzung der Taktik bedeutend, ist uns heute selbstverständlich. Die Beweglichmachung der Reserven. Vor seiner Zeit war die Reserve örtlich gebunden, ihr Einsatz meist zu Beginn der Schlacht schon festgelegt. Cäsar schuf sich für jedes Gefecht eine Verfügungstruppe von wechselnder Stärke und Zusammensetzung, deren Einsatz — zeitlich wie örtlich — er sich durchaus vorbehielt und der Lage entsprechend vornahm. Durch diese Lösung von Fesseln der Vergangenheit hat Cäsar mancher Schlacht die entscheidende Wendung zu seinen Gunsten gegeben.

Was Cäsar für die Entwicklung der Kriegskunst getan hat, ist hiermit nicht völlig erschöpft. So hatte der Feldherr eine ausgesprochene Begabung für die Technik und wird sie gefördert haben. Ob aber die bei ihm zuerst auftauchenden Belagerungsmaschinen seine Erfindung waren, ist unsicher; wir wissen auch nicht, ob die Bauart der Rheinbrücken ihm zuzuschreiben ist. Abgesehen davon aber hatten diese und andere Fortschritte für seine Zeit wohl ihre Bedeutung, für die Entwicklung zur modernen Kriegskunst spielen sie keine Rolle, da sie mit späterem Wechsel in der Art der Kriegführung und Bewaffnung gegenstandslos wurden und verschwanden.

Cäsars Feldherrnlaufbahn begann vor nunmehr 2000 Jahren. Die Verhältnisse, unter denen er gelebt, gekämpft und gesiegt hat, sind von den unsrigen so sehr verschieden, daß wir geneigt sind, die Bewunderung seiner Leistungen den Geschichtsforschern zu überlassen. Auch wissen wir aus der Schule, daß die Ausdehnungen an Zeit, Raum und Zahl gegenüber den heutigen derart gering waren, daß ein Vergleich kaum möglich scheint. Im Weltkriege standen sich Millionen gegenüber, auf dem Schlachtfelde von Pharsalus vereinigten beide Gegner zusammen vielleicht 50 000 Mann. Man möchte annehmen, daß es Cäsar doch sehr viel leichter gehabt haben muß, als es heute einem General gemacht wird, zu siegen. Wir glauben ja auch, daß der Krieg 1870/71 ein Kinderspiel gewesen sei, weil in seinem ganzen Verlauf nicht entfernt soviel Granaten verschossen wurden als an einem ruhigen Tage auf der Westfront des Weltkrieges. Solcher Glaube, der einen spöttischen Zug um die Mundwinkel gräbt, verrät maßlose Überheblichkeit und Unfähigkeit, die Geschichte der Menschheit zu verstehen. Er übersieht, daß jeder Mensch in seine Umgebung und seine Zeit hineingeboren wird, die ihm damit zu Selbstverständlichkeiten werden; daß die Masse der Menschen heute wie vor 2000 Jahren ihre ganze Kraft braucht, um sich überhaupt nur zu behaupten. Der Kampf des Römers mit dem Schwert ist mindestens so hoch zu bewerten, wie das Aushalten des heutigen Menschen unter einem Trommelfeuer des Weltkrieges. Vielleicht sogar höher, da der Mensch des Altertums sich in viel stärkerem Maße als wir heute einem erbarmungslosen Schicksal ausgeliefert glaubte. Und der Fluch des Menschengeschlechtes, daß jeder Schritt vorwärts und aufwärts mit Strömen von Schweiß und Blut erkauft werden muß, lag auf den Völkern niederer Kultur viel härter und schwerer als auf unserer fortgeschrittenen Zeit. Darum sollen wir uns beugen vor allem, was Menschen vor uns geleistet haben, sollen ihre Taten sehen im Spiegel ihrer Zeit; und wir werden erkennen, daß immer wie heute nur ganze Männer Geschichte gemacht haben.



Cäsar
Britisches Museum, London.



Agrippa
Original in Venedig.

Agrippa.

Von Kapitänleutnant Norbert von Baumbach.

Weder von einem Dichter besungen, noch von einem Geschichtschreiber aufgezeichnet, sind Kindheit und Herkunft Agrippas in unaufhellbares Dunkel gehüllt*). Erst im Jünglingsalter tritt seine Person aus dem Dunkel der Geschichte hervor. Die Schriftsteller des Altertums stimmen darin überein, daß er von niederer Herkunft war, unebenbürtig dem vornehmen Geschlecht der Julier, mit dem er im Laufe seines Lebens eng verschwägert wurde. Mit vielen denkwürdigen Männern alter und neuer Zeit hat er gemein, daß er sein Dasein zuerst durch seine Taten kundtut. Im gleichen Jahre wie Octavian, 63 v. Chr., geboren, wurde er durch das Schicksal bereits im Jünglingsalter mit diesem zusammengeführt, an seiner Seite blieb er das ganze Leben hindurch. Als Ankläger des Cäsarmörders Cassius trat er zwanzigjährig im Jahre 43 zuerst öffentlich hervor. Steil zog nach den ersten Erfolgen im Perusinischen Kriege seine Laufbahn dann aufwärts. Im Jahre 39 sehen wir ihn die römischen Heere in Gallien und Germanien führen. Bei der Verpflanzung der Ubier an den Rhein gründete er eine Militärkolonie, aus der die deutsche Stadt Köln entstanden ist. Im Jahre 37 rief ihn Octavian zurück, um ihm den Oberbefehl über die Flotte im Kampfe gegen Sextus Pompejus zu übertragen. Jetzt brach die Zeit seines größten Ruhmes an. In diesem Kriege errang er entscheidende Siege bei Mylae und Naulochus. Nach wenigen Jahren des Friedens begann dann der Entscheidungskampf mit Antonius. Den Oberbefehl auf See führte wiederum Agrippa. Bei Actium vernichtete er mit einem großen Schlage die Flotte des Antonius. Das Zeitalter der Bürgerkriege ist beendet, der Grund zur Alleinherrschaft gelegt. Im folgenden Jahre ließ Octavian ihn mit unbeschränkter Gewalt in Italien zurück, wo er die zur Zeit seiner Ädilität begonnenen Bauten fortsetzte. In den Jahren 28 und 27 bekleidete er das Konsulat, das er schon vorher einmal innehatte. Als Augustus im Jahre 23 durch Krankheit dem Tode nahekam, übertrug er Agrippa durch Aushändigung des Siegelrings in Gegenwart der höchsten Beamten die Nachfolgerschaft. Hieraus entstand das einzige große Zerwürfnis zwischen dem Kaiser und dem Feldherrn. Nach kurzer Verbannung auf Lesbos rief Augustus ihn zurück und gab ihm seine Tochter zur Frau. Dio Cassius überliefert eine Bemerkung des klugen Ratgebers des Kaisers, Maecenas: Augustus habe Agrippa so hoch steigen lassen, daß ihm nur noch die Wahl bliebe, ihn zum Schwiegersohn zu machen oder ihn zu töten. Später adoptierte er die Söhne des Agrippa. Im Jahre 18 ließ er ihm die tribunizische Gewalt übertragen, die ihm bis zum Lebensende verblieb. Vom gleichen Jahr an galt Agrippa als Mitregent des Kaisers, ohne ausdrücklich hierzu oder zum Nachfolger ernannt zu sein. Bis an seinen Tod war Agrippa die festeste Stütze der Regierung des Augustus. Er ging nochmals nach dem Osten, führte den Pontischen Krieg, unterwarf den Bosporus und zog in den Pannonischen Krieg. Auf der Rückkehr ereilte ihn im Jahre 12 nach kurzer Krank-

---

*) Wichtigere Orte s. Skizze 2 auf Seite 71.

heit der Tod. Augustus ließ ihm ein glänzendes Begräbnis nach dem Plan des eigenen zuteil werden und hielt die Leichenrede. Den Leichnam Agrippas ließ er in seinem Mausoleum beisetzen. Aus einer Tafel des berühmten ancyranischen Monuments darf man schließen, daß er der Vergötterung teilhaftig wurde. Von seinen direkten Nachkommen erreichten Caligula, sein Enkel, und Nero, sein Urenkel, die Kaiserwürde. Seine Nachkommenschaft hat, durch seine Tochter Agrippina und seine gleichnamige Enkelin mit den Juliern gemischt, das düstere Schicksal dieses Geschlechtes geteilt, das an den Untergang eines späteren Kaisergeschlechtes, der Hohenstaufen, in vielen Zügen erinnert.

„Non natus nobilis, sed factus!"
(Seneca.)

I.

Der Wanderer, der Rom durchquert und von der Via Orfani zur Piazza della Rotonda vordringt, erblickt über dem von lebendigem, lärmendem Treiben erfüllten Platz einen eindrucksvollen Kuppelbau, den stummen und erhabenen Zeugen einer großen, gewaltigen Vorzeit: das Pantheon des Agrippa, unter den antiken Gebäuden der heiligen Stadt als einziges völlig erhalten und als deren schönstes angesehen. „Marcus Agrippa ließ diesen Bau in seinem dritten Konsulat errichten" künden Buchstaben auf der Stirnwand. Gesprächiger als diese schlichte Inschrift ist das Gestein des Tempels, das den gewaltigen und unbeugsamen Charakter seines Schöpfers der vergeßlichen Nachwelt lebendiger darstellt als der Griffel des Historikers.

Das Material, das die antiken Geschichtschreiber über das Leben und die Person Agrippas hinterlassen haben, ist überaus dürftig. Den Gepflogenheiten der damaligen Zeit entsprach es, die Großtaten des Staatswesens, die Eroberungen und Siege der römischen Heere als persönliche Erfolge und Leistungen des herrschenden Kaisers darzustellen. So schreiben Dio Cassius und Plutarch den Sieg bei Actium Octavian zu. Bei der Schilderung des Cantabrischen Krieges macht Florus Agrippa zu einem untergeordneten Legaten und den Kaiser zum siegreichen Führer. Ähnlich stellt es Strabo dar. Durch Vellejus Paterculus wissen wir jedoch den wahren Sachverhalt. Sind die Berichte einerseits zuungunsten Agrippas gefärbt, so sind sie andererseits in den wenigen Fällen, wo er zu seinem Rechte kommt, überaus knapp und flüchtig. Die einzige überlieferte Rede Agrippas, die Dio Cassius im Wortlaut verzeichnet, wird von den Philologen der Neuzeit übereinstimmend als freie Dichtung bezeichnet. Auch sie kann deshalb nicht als Grundlage zur Erforschung des Charakters des großen Römers dienen. Eine Selbstbiographie

Agrippas hat noch Philargyrius in Händen gehabt, ist aber in späterer Zeit verlorengegangen. Auch Aussprüche Agrippas sind nicht bekannt. Nur wenige karge Inschriften an seinen Bauten künden Worte aus seinem Munde. Als Quelle für die Ergründung seines Charakters verbleiben demnach nur seine Taten und Handlungen, die wie leuchtende Zinnen aus der Nacht der Geschichte emporragen. Aus ihnen muß man zu schließen versuchen, auf welchem Unterbau sie erwachsen sind. Ihre genaue Prüfung im Rahmen der damaligen Zeit gibt Aufschlüsse über das Wesen und die Eigenart dieses großen, von der Nachwelt fast vergessenen Mannes.

Im Palazzo Grimani in Venedig befindet sich ein prachtvolles, unversehrt erhaltenes Standbild des großen Römers. Auf ebenmäßigen, kräftig gebauten Gliedern erhebt sich der breitschultrige, gedrungene Körper. Der ungewöhnlich entwickelte Nacken trägt ein wuchtig gemeißeltes Haupt; Blick und Gedanken scheinen in die Ferne gerichtet. Das Kleine und Alltägliche, das manches Gesicht beherrscht, hat auf diesen ehernen Zügen keine Spuren einzugraben vermocht*). Die Büste Agrippas im Louvre, im Kreise der Cäsaren aufgestellt, verrät die gleichen Merkmale und zeigt ein Antlitz von ruhiger Würde und Geschlossenheit. Über den Augen mächtig vorgewölbt, deutet die Stirn auf ungewöhnliche Gaben des Geistes. Vor allem anderen prägen sich aber aus ein jeden Widerstand zermalmender, unbeugsamer Wille, eine unerschütterliche Standhaftigkeit und stoischer Gleichmut. Das ist der Mann, den man in den ferneren Kolonien des Imperiums, vor allem im Osten und in Palästina, dem Kaiser gleichstellte und schon zu Lebzeiten mit göttlichen Ehren bedachte.

Aus seinem Charakter schöpfte Agrippa die Kräfte, die ihn zu den Taten seines Lebens befähigten. Die Natur hat diesem Römer etwas nicht Erlernbares mitgegeben, das ihn später in steiler, nie gebrochener Kurve aufwärts trug. In früher Jugend sieht man bereits die großen Eigenschaften, die ihn später über alle Hindernisse hinforttrugen. Sein erstes Erscheinen in der großen Politik deutet bereits auf seine Ungewöhnlichkeit hin. In Apollonia ist er es, der den achtzehnjährigen Octavian zu dem weltgeschichtlichen Entschluß drängt, nach Rom zu gehen und das Erbe Cäsars anzutreten. Seine Entschlossenheit, sagt man, bestimmte den unentschiedenen Freund zur Tat. Kurze Zeit darauf folgt Agrippa selbst, um die Anklage gegen den Mörder Cäsars, Cassius, öffentlich zu erheben und zu vertreten. Dieses Auftreten angesichts einer durchaus nicht günstigen Volksstimmung erforderte Kühnheit und Geschicklichkeit. In den Jahrzehnten der Proskriptionen war es um den Kopf dessen, der sich zu weit her-

*) Siehe Bild auf Seite 63.

vorwagte, leicht geschehen. Die Triumvirn verpflichteten sich gegenseitig, das Leben selbst der eigenen Freunde den anderen Mitgliedern im Triumvirat preiszugeben. So fiel Cicero, der Vormund Octavians, damals dem Hasse des Antonius zum Opfer. Agrippa war der Bruder eines unter Cäsar Proskribierten, dessen Leben zu retten ihm mit Mühe gelungen war. Auch ihn, der mit der Anklage gegen Cassius das Signal zum Angriff gegen die Mörder Cäsars gab, hätte der Lauf der Dinge zerschmettern können.

Nach mehreren Jahrhunderten stolzer aufstrebender Geschichte schien die Res publica Romana die unermeßliche Kraft, die sie mittels ihrer Staatsform aus dem römischen Volke gezogen hatte, erschöpft zu haben. Altehrwürdige Einrichtungen der Republik, die sich lange Jahrhunderte hindurch bewährt hatten, verloren ihre Gestaltungs- und Bildungskraft. Dem sinnreichen und kunstvollen Bau des römischen Staatswesens wurde das Schicksal aller menschlichen Werke zuteil. Nach langem, kraftvollem Leben verlor es die alte Zähigkeit und Geschmeidigkeit; es wurde starr und brüchig. Wie das Blut in dem Körper des Greises verwässerte der Geist, der die republikanischen Traditionen Roms belebt und viele Zeitalter hindurch in altem Glanz wachgehalten hatte. An Stelle des hinreißenden Schwunges früherer Zeiten trat Eigennutz, an Stelle republikanischen Opfermutes Selbstsucht, Ehrgeiz und Machtgier persönlichster Art. Die ehrwürdige Versammlung des Senats sank zu einer Zusammenrottung von Schwätzern, Strebern und Augendienern herab. Das Ende der glorreichen Republik nahte heran. Auf große Seelen zugeschnitten war sie unfähig, im Zeitalter der Kleinherzigen und Selbstsüchtigen fortzubestehen. Sie wäre von selbst zusammengefallen, hätte sie nicht durch ein Geschlecht entschlossener Männer den Todesstoß erhalten. In einem großartigen, ein Jahrhundert währenden „Stirb oder Werde“ sank die römische Republik dahin, um in dem Kaiserreich eine glanzvolle Auferstehung aus der Asche zu erleben, die unter der Führung der Selbstherrscher die Herrschaft des römischen Volkes über die damals bekannte Welt um mehr als vier Jahrhunderte verlängerte. Der Mann, der den Schlußstein unter diese denkwürdige Verwandlung setzte, war Octavian, der spätere Augustus. Er erfüllte seine geschichtliche Bestimmung mit den außerordentlichen Geistesgaben seiner Natur, mit Mut, Geschicklichkeit, Entschlossenheit und politischer Klugheit; vor allem aber dank der gewaltigen Feldherrngröße seines Jugendfreundes Agrippa.

Die Mehrzahl der Kriege, die Agrippa bis an sein Lebensende führte, spielte sich zu Lande ab. Besondere Vorbereitungen waren in der Regel nicht notwendig. Im Perusinischen Krieg erhoben sich die Veteranen unter

seinem Befehl und eilten gegen Fulvia und Antonius. Es kam darauf an, sie geschickt zu führen, ihren Kampfgeist zu erhalten und im Augenblick der Entscheidung die Legionen zum Siege mitzureißen. Dies alles hat Agrippa vom Beginn seiner ersten Führerschaft an verstanden. Rückschläge und Mißerfolge irgendwelcher Art haben ihn nicht betroffen. In dem schwierigen Feldzuge gegen aufständische spanische Gebirgsvölker verweigerten die Veteranen den Gehorsam. Obwohl es ihm gelang, sie durch Ermahnung und Drohung zur Pflicht zurückzubringen, schritt der Feldzug nicht vorwärts. Vor die Entscheidung gestellt, den Krieg unvollendet mit Schande aufzugeben, entschloß er sich zu äußerster Grausamkeit und Härte. Er ließ die waffenfähigen Cantabrer teils niedermachen, teils entwaffnen und in andere Gegenden verpflanzen. Damit war der Feldzug beendet.

Seekriege erforderten auch in damaliger Zeit ausführlichere Vorbereitungen als Kriege auf dem Lande. Immerhin war es möglich, Kampfflotten in einem Zeitraum von weniger als einem Jahre aufzustellen, auszubilden und gefechtsfähig zu machen. Im Jahre 37 befand sich Octavian in einer fast verzweifelt zu nennenden Lage. Sextus Pompejus hatte sich seit mehreren Jahren mit einer beträchtlichen Seemacht in Sizilien festgesetzt. Er beherrschte das Meer und zwang schon im Jahre 38 Antonius und Octavian durch Abschneidung der Seezufuhr Roms zur Verständigung. Sie nahmen ihn in ihre Gemeinschaft auf und überließen ihm außer Sizilien Sardinien, Korsika und den Peloponnes. Als Beherrscher des Meeres hatte Pompejus die Hand an der Kehle der Hauptstadt; er stellte damit eine ständige unerträgliche Bedrohung Octavians dar. In dem unvermeidlichen Kriege wurde eine Flotte Octavians zunächst bei Cumae völlig vernichtet. Eine Blockade des von der Getreidezufuhr über See ganz abhängigen Rom wäre Octavian zum Verderben geworden. Jetzt rief er Agrippa aus Gallien zurück und übertrug ihm den Oberbefehl zur See. An der Durchführung dieses Feldzuges erkennt man die ganze kriegerische Bedeutung Agrippas. Er, der noch nie zur See gekämpft hatte, ging mit überraschender Geschicklichkeit und erstaunlicher Umsicht zu Werke. Als erster Feldherr der römischen Geschichte schuf er eine Operationsbasis für die Flotte. In kurzer Zeit war durch Vereinigung des Lucriner und Averner Sees mit dem Meere in einem genialen Wurf der Portus Julius — von ihm, nicht von Octavian, wie Sueton behauptet — geschaffen. Mit bewundernswerter Frische ging er dann an die seemännische Ausbildung der Schiffsbesatzungen. In Servius' Kommentar zum Vergil liest man, wie er, der selbst seeungewohnt war, die Matrosen und Legionäre im Sturm bei hochgehender See zu seefesten und furchtlosen Seeleuten machte.

Der Lohn seiner Umsicht blieb nicht aus. Im Frühjahr 36 war die Flotte schlagbereit; im Sommer wurde der Sieg bei Mylae erfochten, im Oktober derjenige bei Naulochus, der das Schicksal des Sextus Pompejus besiegelte. Octavians Herrschaft war durch Agrippa wiederhergestellt und stärker befestigt denn je.

Durch die ununterbrochene Kette seiner Erfolge errang Agrippa bald großes Ansehen als Krieger. Als im Jahre 32 der Krieg mit Antonius begann, besaß Octavian auf dem Lande kaum eine nennenswerte Streitmacht. Mühelos hätte Antonius auf Rom marschieren und den Gegner vernichten können. Übereinstimmend wird berichtet, daß er diesen einfachen Plan, dessen Ausführung sich zunächst keinerlei Widerstand entgegensetzte, aufgab, als er, im Begriff von Korfu nach Italien überzusetzen, auf einige Schiffe des gefürchteten Agrippa stieß. Kaum ein Jahr später wurde bei Actium seine Macht völlig gebrochen.

Beobachtet man bei der Durchführung der Feldzüge an Agrippa die klassischen Charakterzüge des großen Feldherrn: Zähigkeit, Zielbewußtheit, Umsicht und Kühnheit, so zeigen seine Friedenswerke auch ausgeprägte staatsmännische Züge. Die freiwillige Übernahme der Ädilität, der die Unterhaltung der öffentlichen Bauten und Straßen und die Veranstaltung von Festspielen zufiel, zeigt sein Verständnis für die Psychologie des Volkes. Nahm man dem römischen Volk die republikanische Freiheit und Selbstbestimmung, so mußte man es auf andere Weise zufriedenstellen oder ablenken, damit es den neuen Machthabern völlig Gefolgschaft leistete. Während seiner Ädilität ging Agrippa zunächst daran, die unmäßig verstopften Kloaken zu reinigen. Er ließ, so wird berichtet, sieben Bäche zusammenfassen und durch die unterirdischen Kanäle hindurchleiten. In kurzer Zeit gelang das Werk auf ebenso einfache wie billige Weise, das unter seinen Vorgängern als unlösbar gegolten hatte. Alsdann begann er in großzügiger Weise, die Stadt mit Wasseranlagen auszustatten. Etwa 170 Bäder sollen durch Agrippa erbaut und dem Volk zur Verfügung gestellt worden sein. Er sorgte für Beseitigung des Wassermangels der Stadt durch den Bau der Aqua Julia, einer Wasserleitung, die das Wasser von der Ferne heranführte. Später legte er noch die Aqua Virgo an. Drei alte Aquädukte stellte er wieder her. Er veranstaltete auf eigene Kosten zur Belustigung des Volkes Spiele und ließ dabei unentgeltlich Lebensmittel verteilen. Schließlich ließ er eine Reihe von Bauten zur Verschönerung der Stadt ausführen, unter denen das Pantheon in vorderster Linie steht. Man mag sagen, dies alles wäre damals üblich gewesen. Niemals jedoch wandte vor ihm ein römischer Staatsmann so ungeheure Mittel für den

Staat und für die Erringung der Volksgunst auf, ohne Aussicht zu besitzen, später persönliche Vorteile daraus zu ziehen. Zur Zeit Agrippas lag die Macht bereits fest in den Händen Octavians, dem er durch seine sozialen, hygienischen und kulturellen Werke von außerordentlichem Nutzen war. In höherem Sinne handelte Agrippa jedoch für die Res publica Romana, deren höchste Vertreter Octavian und er damals waren. Wir sehen Agrippa also als standfesten und erfolgreichen Soldaten, als klugen und umsichtigen Staatsmann und als weitschauenden und bahnbrechenden Volkshygieniker.

Es rundet das Bild dieses großen Mannes, wenn man weiß, daß er auch auf einem wissenschaftlichen Gebiet, der Erdkunde, ein umfangreiches und einzigartiges Werk zustande brachte. Er ließ die unter Gajus Julius Cäsar begonnene Vermessung des Römischen Reiches fortführen und zum Abschluß bringen. Die durch die Vermessung und auf anderen Wegen gewonnenen geographischen Kenntnisse hat er zu einer Abbildung des Erdkreises auf den Wänden des Porticus Polae benutzt. Nach den Überlieferungen des Plinius muß Agrippa außerdem ein Werk über Erdkunde verfaßt haben, das der Nachwelt nicht erhalten blieb. Es soll fast alle Länder der damals bekannten Welt, von Lusitanien bis zum Kaspischen Meer und zum Indischen Ozean behandelt haben. Der Charakter Agrippas weist auch kolonisatorische Seiten auf. In Gallien, Spanien und Oberitalien förderte er den Straßenbau. Der berühmte Aquädukt von Nimes, eines der sieben Wunder Frankreichs, wurde von ihm errichtet.

Die dürftigen geschichtlichen Unterlagen berichten kaum Nachteiliges über seinen Charakter. Vellejus erwähnt an mehreren Stellen seinen Ehrgeiz, seine Herrschsucht und Ruhmgier. Sueton stimmt ihm hierin zu. Es wäre sonderbar, wenn Agrippa ohne Makel und ohne Schwächen gewesen wäre. Der Gang seines Lebens ist durch sie gewiß nicht gestört, vielleicht sogar angetrieben worden. Agrippa ist einer der wenigen, der die Glücksgöttin bis an sein Ende an sich zu fesseln verstand — wenn Moltkes Wort richtig ist, muß er also ein wahrhaft Tüchtiger gewesen sein. Von ihm kann man sagen, daß er sich durch eigene Kraft, fortdauernde Bewährung und unermüdliche Ausdauer von dem Nichts zu den Cäsaren emporgeschwungen hat.

II.

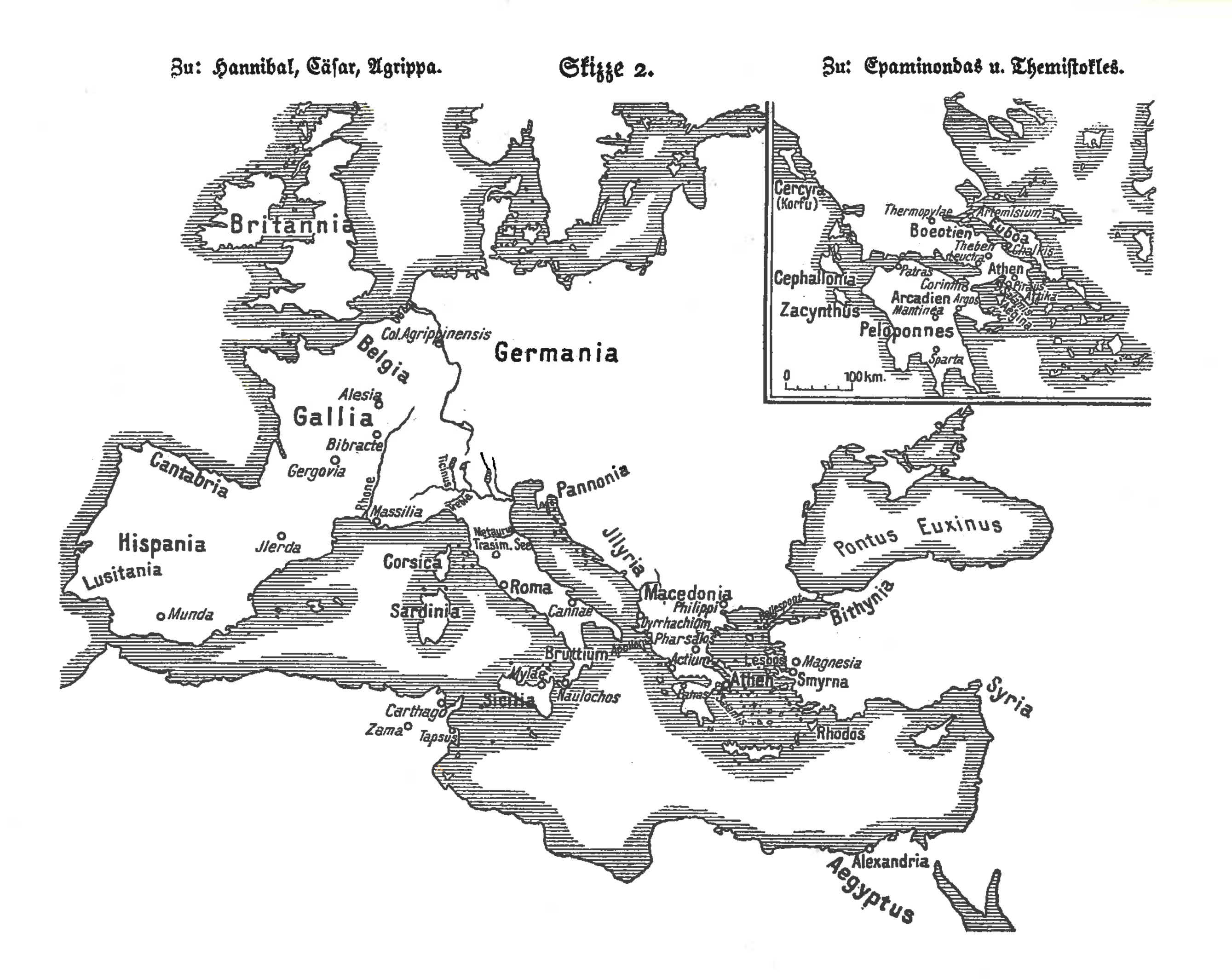
Wenn wir uns nunmehr der Frage zuwenden, was Agrippa für die Fortentwicklung der Kriegskunst zur See geleistet hat, so erheben sich drei Fragen: Was war vor ihm da? Was wurde ihm überliefert? Was hat

die Nachwelt von ihm übernommen? Wenn man diese Fragen auf den Seekrieg bezieht, könnte man geneigt sein, sie mit einem dreifachen Nichts zu beantworten. Es gab damals noch keine Überlieferung, wie es überhaupt keine regelrechte Kriegswissenschaft gab. Trotzdem ist das, was er aus sich heraus schuf und erdachte, beachtlich und bedeutungsvoll für die spätere Entwicklung der Kriegskunst. Daß der mehrhundertjährige Friede, der durch das augusteische Zeitalter eingeleitet wurde, seine Gedanken in Vergessenheit versinken ließ, darf sein Verdienst nicht schmälern, die Kriegskunst nicht unwesentlich vorwärtsgebracht zu haben.

So tüchtig und geschickt die Römer auf dem Lande waren, so fremd war und blieb ihnen der Seekrieg. Nur unter drohendem Zwang entschlossen sie sich, den Krieg auf das Meer hinauszutragen, obwohl ihr Reich unter Ausnutzung der See mit viel geringeren Schwierigkeiten und mit viel geringeren Blutopfern aufzubauen gewesen wäre, als es in den ungeheuren Landfeldzügen geschah. Mit erheblichem Widerstreben unternahmen die Römer in den Punischen Kriegen den Flottenbau gegen die Karthager, denen sie sich zur See unterlegen fühlten. Sie erdachten deshalb die Enterbrücke, mittels deren sie den Kampf Schiff gegen Schiff zu einem Landgefecht auf dem Deck der beiden Schiffe zu verwandeln verstanden. Bezeichnend für das ständige Abreißen jeder Seekriegsüberlieferung ist, daß zu Agrippas Zeiten, 200 Jahre später, die erfolgreichen Enterbrücken überhaupt nicht mehr verwandt wurden. Dem Seekrieg fremd, vertrauten die Römer die Führung ihrer Flotten meist griechischen Freigelassenen an. Sextus Pompejus war wahrscheinlich der erste Römer, der die Bedeutung der See als Beherrscherin der Zufuhrstraßen erkannte. Agrippa war der erste und einzige römische Feldherr, der weltgeschichtlich bedeutungsvolle Feldzüge durch einige geschickt ausgeführte Schläge zur See zu entscheiden verstand. Bereits bei der Leitung des ersten Seekrieges zeigte er, der Landsoldat, überraschendes Verständnis und Einfühlungsvermögen. Die Gründung eines Stützpunktes in der Nähe des Kampfgebietes ist in der römischen Geschichte etwas ganz Neues, das taktisch erhebliche Bedeutung besaß. Die Verluste der Römer zur See wären in früheren Zeiten nie so schwer gewesen, wenn ihre Flotten ohne nähere Zufluchtsplätze nicht stets den langen Weg bis Ostia an der keinen Schutz bietenden Küste hätten zurücklegen müssen. Die Schaffung des Portus Julius ist als ein kühner und genialer Schritt anzusehen.

Agrippa begnügte sich aber nicht mit dieser strategischen Neuerung. Reich an Einfällen, stattete er die Schiffe auch technisch neu aus. Um den gefährlichen Rammstößen vorzubeugen, ließ er die Schiffe in der Wasser-

Zu: Hannibal, Cäsar, Agrippa. Skizze 2. Zu: Epaminondas u. Themistokles.



linie mit einer schweren Holzverschalung umkleiden, die man als den ersten Vorläufer des späteren Gürtelpanzers ansehen kann. Eine andere Erfindung Agrippas ist der harpax, das Entergeschoß, das aus einem mehrere Meter langen schweren Balken bestand, der mit Leinen auf dem eigenen Schiffe verankert war. Der harpax sollte von den schweren Schiffen auf die kleineren des Gegners abgeschossen werden. An den Leinen zog man dann den Gegner heran, um ihn im Enterkampf zu überwältigen. Hierdurch sollte die Beweglichkeit der Schiffe des Pompejus, die ihre Stärke war, gelähmt und zunichte gemacht werden. Wie weit diese technischen Neuerungen entscheidend waren, ist unbekannt. Die Seeschlachten bei Mylae und Naulochus, die im folgenden Jahre geschlagen wurden, endigten mit vollen Siegen Agrippas.

Bei der nun folgenden Vorbereitung des Krieges gegen Antonius machte Agrippa hinsichtlich der Bewertung der Schiffe eine Schwenkung, die den Seekriegshistorikern ein bisher nicht gelöstes Rätsel aufgibt. Die schweren Ruderschiffe, mit denen er wenige Jahre zuvor die kleinen Schiffe des Sextus Pompejus besiegt hatte, gab er völlig auf, um einen viel leichteren Typ von Schiffen zu erwählen, die nach einem illyrischen Seeräubervolk Liburnen genannt wurden. Dieser ungewöhnliche Übergang von einem großen Schiffstyp zu einem kleineren angesichts eines mit großen Schiffen versehenen Gegners ist der einzige derartige Fall, den die Seekriegsgeschichte verzeichnet. Bedauerlicherweise gibt keiner der antiken Schriftsteller eine Erklärung über die Beweggründe zu diesem Umschwung. Stets versuchten die Flottenführer sonst, durch Bau größerer Typen der gegnerischen Flotte gewachsen, wenn nicht überlegen zu werden, und sich den Sieg dadurch von vornherein zu sichern. Die Historiker des Seekrieges erklären Agrippas Maßnahme teils mit Geldmangel, teils mit der Erbeutung einer größeren Zahl dieser leichteren Schiffe im Illyrischen Kriege, teils mit der Möglichkeit, diese kleinen Schiffe rasch zu erbauen. In geldlichen Schwierigkeiten kann die Ursache meines Erachtens nicht zu suchen sein, da Octavian und Agrippa in den beiden vorangegangenen Jahren des Friedens, die eigentlich schon ein kaum verhüllter Kriegszustand mit Antonius waren, außerordentliche Mittel für öffentliche Bauten und Feste ausgaben. Daß sie gleichzeitig auf die Anhäufung von Geldern für den Bau schwerer Schiffe verzichtet hätten, kann keinesfalls angenommen werden. Agrippa scheint auf Grund seiner Erfahrungen im Seekriege gegen Pompejus zu höherer Einschätzung der Geschwindigkeit gegenüber den anderen Kampfeigenschaften gekommen zu sein. Ich halte es auch für möglich, daß der bewegliche, vielgewandte Mann bewußt durch eine an Zahl weit überlegene Flotte kleiner

beweglicher Schiffe und durch deren fremdartige Kampfweise Antonius zu überraschen beabsichtigte. Die Verwendung der kleinen Schiffe war ihm aus den Kriegen gegen die Liburner und gegen Sextus Pompejus bekannt. Es kam vor allem darauf an, daß sie die schweren Schiffe des Gegners nicht zu eng zusammengeballt antrafen, daß vielmehr zwischen diesen genug Spielraum blieb, um sie wie Hornissen umschwärmen zu können. Alsdann stieß man auf die Schwerbeweglichen los, brach ihre Riemen ab, rammte sie und machte sie wrack, um sie schließlich im gleichzeitigen Angriff zu dritt und zu viert von allen Seiten zu erstürmen. Wie vertraut Agrippa hiermit war, zeigt seine Taktik in der Schlacht bei Actium. Vor die Öffnung des Ambrakischen Meerbusens legte er seine Schlachtlinie. Dort erwartete er die Flotte des Antonius, die sich nach vergeblichem Warten auf den Angriff Agrippas gezwungen sah, herauszukommen und in das freie und tiefe Wasser vorzudringen. Damit war das Ziel Agrippas erreicht. Die feindliche Linie löste sich auf und wurde nach vielstündigem Einzelkampf überwältigt.

Auch seine Strategie weist in diesem Kriege bemerkenswerten Scharfblick und Geschicklichkeit auf. Nachdem Antonius ein Jahr lang mit seinem Heer auf dem Peloponnes bei Patras gelagert hatte, vereinigte er seine Streitmacht mit der Flotte bei Actium nördlich vom Eingang der Bucht. Während des ganzen Aufenthaltes in Griechenland war er auf regelmäßige Lebensmittelzufuhr über See aus dem Orient angewiesen. Dies machte sich Agrippa mit größtem Erfolge zunutze. Vermutlich als erster in der Seekriegsgeschichte begann er einen zähen und geschickten Kleinkrieg gegen die Seezufuhr des feindlichen Heeres. Mit der Flotte erkämpfte er einige feste Punkte auf dem Peloponnes, Patras, Korinth und Leukas, als Flankenstellung und brachte von hier aus das Heer des Antonius in die größten Schwierigkeiten. Krankheit und Hunger brachen in seinem Lager aus. Als seine Lage unhaltbar geworden war, entschloß er sich, nach Ägypten zurückzukehren. Die Schlacht bei Actium ist daher nicht, wie man bis in die neueste Zeit annahm, eine von Agrippa erzwungene Angriffsschlacht, sondern eine Durchbruchsschlacht des Antonius mit dem Ziel, die Blockade zu sprengen und seinem Heere die Rückkehr nach Ägypten zu ermöglichen. Hieraus geht hervor, daß der sentimentale Vorwurf, der seit zweitausend Jahren gegen Antonius erhoben wird, er habe die kämpfende Flotte verlassen, um hinter der flüchtenden Geliebten, der ägyptischen Königin, herzueilen, unbegründet ist. Als den 60 Schiffen der Kleopatra der Durchbruch gelungen war, hatte das Schicksal bereits gegen Antonius entschieden. Wirkt es menschlich auch abstoßend, so war es im

Interesse der Fortführung des Krieges doch richtig, daß Antonius, trotz des Vorwurfes schmählicher Flucht, der ihn treffen mußte, nach Ägypten zurückkehrte, um neuen Widerstand zu organisieren — ähnlich wie Napoleon 1799 die ägyptische Armee verließ.

Die Leistungen Agrippas treten erst in das richtige Licht, wenn man sein Verhältnis zu Augustus betrachtet. Die in der Geschichte häufig so verhängnisvolle Antithese zwischen Staatsmann und Feldherrn ist bei ihnen vermieden geblieben. Octavian sah nach seinen ersten militärischen Mißerfolgen bei Philippi und vor allem nach seinen Schlappen zur See bei Cumae und Tauromenium ein, daß ihm jedes Feldherrngeschick fehlte. Diese Selbsterkenntnis war sein Glück; ihr verdankt er vermutlich den erstaunlichen politischen Aufstieg, der ihn schließlich auf die höchste Höhe der Menschheit führte. Octavian und Agrippa gaben der Geschichte ein Vorbild idealen Zusammenwirkens. Agrippas Schwert ist der eigentliche Begründer des römischen Kaisertums. Nur selten begegnet man in der Geschichte Männern, die wie Heinrich der Löwe oder Bismarck durch die Zeitläufte in der zweiten Linie bleiben, obwohl sie dazu geboren sind, die Ersten zu sein. Agrippa gehört zu diesen Charakteren, die zu den ungewöhnlichsten Leistungen fähig sind und die größten Hindernisse niederwerfen, ohne ein persönliches Ziel dabei im Auge zu haben. Ohne Agrippas Hilfe dürfte es dem jungen Erben des ermordeten Cäsar weder möglich gewesen sein, an die Spitze des römischen Staates zu treten, noch sich auf dieser schwindelnden Höhe zu behaupten. Regelmäßig entsandte Augustus ihn, wenn sich in irgendeinem Teil des riesigen Reiches Schwierigkeiten erhoben. Trotz seiner ungewöhnlichen Rolle ist Agrippa, den nie der Neid und Ehrgeiz nach Höherem fortriß, niemals aus seiner Zurückhaltung hervorgetreten. Niemals hat er sich angemaßt, das Schwert gegen den von ihm erhobenen Imperator zu wenden. Augustus gab ihm allerdings, obwohl nicht frei von Mißgunst gegen seinen Feldherrn, was ihm gebührte. Er setzte ihn in die höchsten Ämter des Staates ein, von denen er einige, das Konsulat und die tribunizische Gewalt, mit ihm teilte; er gab ihm seine Tochter zur Frau, bestimmte ihn zum Nachfolger und Mitregenten, überhäufte ihn mit den ungewöhnlichsten Ehrungen und ließ ihn nach seinem Tode der Vergötterung teilhaftig werden. Dank dieser klugen Haltung des Imperators begnügte sich Agrippa mit der Rolle des Zweiten. Häufig trat er bewußt zurück, um die Kreise des Kaisers nicht zu stören oder um seinen Neid nicht zu erwecken. Er verzichtete vorzeitig auf die Prätur und lehnte dreimal angebotene Triumphe ab. In weiser Selbstbeschränkung blieb er im Laufe eines langen Lebens stets der Ausführende,

der fern von allem Eigennutz einer höheren Sache — der Sache des römischen Staates — Dienende, die schließlich zu seiner eigenen wurde. In der Aufnahme des machtvollen Kriegers in die kaiserliche Gewalt hat Augustus allen späteren Staatsmännern ein Beispiel der Weisheit gegeben; mit seiner Selbstbescheidung gab Agrippa allen späteren Feldherren ein Vorbild verständnisvoller Einordnung im Staate, dessen Führung in den Händen des Staatsmanns liegen muß. Hierin mag vielleicht der bedeutungsvollste Fortschritt in der Kriegskunst zu erblicken sein, der von seiner Person ausgegangen ist. So wurde er nach Dio Cassius Worten:

„Ἄριστος τῶν καθ' ἑαυτὸν ἀνθρώπων διαφανῶς γενόμενος).“*

*) Ohne Widerspruch der beste Mann seiner Zeit.

Frundsberg.

Von Hauptmann Hermann Foertsch.

Georg von Frundsberg wurde am 24. September 1473 auf der Burg Mindelheim in Schwaben geboren*). Sein Vater war einer der ersten Hauptleute im Schwäbischen Bund. Mit ihm nahm Georg von Frundsberg 1492 an dem Zug gegen Herzog Albrecht IV. von Bayern teil. Nach der Schlacht bei Regensburg 1504 im Landshuter Erbfolgestreit wurde er von Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen, zog in seinem Dienst 1505 gegen den Herzog von Geldern und nach Italien, wo er an dem Krieg der Liga von Cambrai gegen Venedig teilnahm. Er rettete Verona durch seine Verteidigung und entschied durch sein Eingreifen die Schlacht bei Vicenza (1513). Im Kampf gegen Herzog Ulrich von Württemberg befehligte er das gesamte Fußvolk des Schwäbischen Bundes. 1521 erhielt er auf dem Reichstag zu Worms — Begegnung mit Luther — von Kaiser Karl V. den Befehl über ein Heer zum Kampf gegen Franz I. von Frankreich, mit dem er in der Pikardie ohne Erfolg focht (Rückzug von Valenciennes). 1522 führte er dem Kaiser 6000 Landsknechte nach Italien zu, nahm Mailand, siegte bei Bicocca über Schweizer Fußvolk und entschied die Schlacht bei Pavia (1525), in der Franz I. gefangen wurde, für den Kaiser. 1526 warb er 12 000 Landsknechte zur Verstärkung des Heeres des Connetable von Bourbon. 1527, auf dem Zug nach Rom, erlitt er einen Schlaganfall, als seine Knechte bei San Giovanni wegen Ausbleibens der Löhnung murrten. Er konnte den Zug nach Rom nicht fortsetzen, blieb noch kurze Zeit bei seinem Heere und starb am 28. August 1528 in Mindelheim.

„Viel Feind, viel Ehr.“

Die Zeit.

Zeitenwende. — Des Deutschen Reiches Kaiserkrone trägt Maximilian, „der letzte Ritter“. Des Abendlandes Kaiserherrlichkeit zerbricht. Im Westen und Norden festigen sich die Nationalstaaten. Frankreich, Spanien und England gewinnen endgültige Gestalt. Im Osten unterliegt der Deutsche Ritterorden dem Polen. In Böhmen steht ein König auf. Der Kern des Reiches aus alter Zeit wird Habsburgs Hausmacht. Fürsten und Städte beherrschen den Rest. Staaten entstehen aus dem Lehnswesen, das seinen Sinn verlor, weil man gelernt hat, in Geld zu denken statt in Gütern. Des Spaniers Columbus Fahrt nach dem fernen Land steht bevor. Vasco da Gama fährt zur See nach Indien. Handel und Gewerbe blühen. In reichen Städten wirken Maler, Bildhauer und Erzgießer,

*) Lage der wichtigeren Orte siehe Skizze 3 auf Seite 107.

Kunst- und Zunftmeister. Albrecht Dürer, Ernst Holbein, Peter Vischer sind bekannte Namen. Der Minnesang ist dem Meistersang gewichen. Die Bauern fühlen eigene Kraft. Gutenberg hat die schwarze Kunst erfunden. Copernicus kämpft für seine neue Lehre vom Sonnensystem. Die Scholastik verliert an Ansehen, der Humanismus erobert die Gedankenwelt. Die Macht der allmächtigen Kirche wankt. Die Zeit naht, in der Luther, der Reformator, die Geister aufrührt. Das 15. Jahrhundert geht zur Neige. Neues reift; Fesseln springen; Ideen drängen zur Form. — In diese Zeit hinein war Frundsberg geboren.

Der Mann.

Georg von Frundsberg war vierzehntes und letztes Kind aus altem Tiroler Adelsgeschlecht. Den Namen gab ihm Sankt Georg, der Heilige der Burgkapelle von Mindelheim. Hier lehrten ihn Vater und Oheim die Waffen führen, Reiten und Fechten, Jagen und Streiten, wie es Ritterbrauch war. Trockene Wissenschaft galt nicht viel in Ritterburgen. Herz, Kopf und Hand schulten sich für den Lebenskampf in der Natur.

Der Neunzehnjährige zog zum erstenmal ins Feld. Der Vater führte Ritter und Knechte gegen den Bayernherzog Albrecht. Es kam nicht zum Kampf. Die Enttäuschung des Jungen mag groß gewesen sein. Nicht lange darauf, als Schwabens Bund für den Kaiser Maximilian gegen die Pfalzgrafen Philipp und Rupprecht stritt, als 1504 bei Regensburg der Sieg auf die schwäbische Seite schlug, erfüllte sich des jungen Frundsberg sehnlicher Wunsch. Des Kaisers Gnade schlug ihn auf dem Schlachtfeld selbst zum Ritter. Symbol einer Zeit, die im Schwinden war, die zu überwinden dem alten Frundsberg das Schicksal als Aufgabe stellte. Er war nun Ritter und — blieb es nicht.

Bei den Schweizern hatte er gesehen, wie eine neue Zeit eine eigene Wehr gestaltet hatte. Das Schweizer Fußvolk, Kämpfer aus eigenem Recht und für eigenes Recht, hatte guten Ruf und galt als unbesieglich. Mit Scham und Zorn erkannte der schwäbische Rittersproß, wie Zucht und Ordnung der Schweizer den deutschen Knechten überlegen war, wie gemeinsamer Wille einiges Handeln schuf, wie geordnete Massen auf den Gegner wirkten. Und dunkel kam ihm die Erkenntnis, daß etwas anders werden müsse in den Reihen der Kämpfer des Bundes und des Kaisers. Er sah den Ritter abtreten von der Stelle des Siegers, sah, daß das Fußvolk in seine Rechte getreten war und ahnte, daß in der Kunst des Krieges ein Wandel kam.

Nach wenigen Jahren stand Frundsberg zum erstenmal als Hauptmann über einem Fähnlein. Dies ist ihm Anstoß gewesen zur Aufgabe

seines Lebens. Wie andere sammelte er die Soldknechte aus aller Herren Ländern, wie andere zog er mit ihnen, für Ruhm und Geld zu streiten. Und doch erkannte er, was fehlte in der Zucht der Knechte, was schlecht war an ihrem Geist, was ausblieb zum Sieg. Er sah die Laster; erkannte, daß sie nicht Ehre trieb zum Kampf, daß ihnen wie den Führern Sold und Beute, Saufen und Prassen ein Ziel war.

„Wir han gar keine Sorgen
Wohl um das römisch Reich.
Es sterb heut oder morgen,
Dies gilt uns alles gleich."

Der Sang mißfiel dem Frundsberg. Er wollte eine eigene Schar formen. Kühn und tapfer wollte er sie. Dem Tag sollten sie leben, wenn es nicht um Höheres ging, aber für ein Ziel fechten, das mehr war als nur klingender Lohn, im Glauben leben und nicht Unrecht tun, keine Geißel des Landes sein, sich nach Zucht und Sitte halten. Die Knechte horchten auf. Das war ein ungewohnter Ton. Doch wurde ihnen bald zur Gewohnheit, was anfangs lästig fiel. Unter solchem Führer, der nicht für den eigenen Beutel schaffte, der gleiches Maß an sich und seine Knechte legte, der zu ihnen stand im Kampf und in Not, im Recht und im Streit, war gut zu leben und zu fechten. Sein Ruf ging mit ihnen in die Welt, wenn die Fehde beigelegt war, und drang zum Kaiser Maximilian, der, auf eine treue Truppe bedacht, das Landsknechtswesen zu reformieren strebte. So wurde Frundsberg vor den Thron nach Innsbruck berufen, dem Kaiser zu raten, wie man das Kriegsvolk in eine neue Ordnung bringen könnte. Das Größte sei, das Herz des Mannes zum Führer hinaufzuziehen, bekannte Frundsberg. Er wollte den Unterschied zwischen Ritter und Knecht aufheben, sie zu gemeinsamen Trägern der gemeinsamen Sache machen. Er wollte, daß die Knechte ihr Recht erhielten und der Führer Ansehen und Macht. So schuf er eine Verfassung für die Landsknechtstruppe und die Artikelbriefe, Grundlage der Kriegsartikel für den deutschen Soldaten. Ein Ehrenspiegel der Zeit berichtet uns, daß die löbliche Anstalt, „den Krieg in einen ordentlichen Staat zu verfassen" mit Frundsbergs Rat getroffen sei. Da stand für jeden Hauptmann über ein Fähnlein, für jeden Obristen zu lesen, wie man die Landsknechte werben, mustern und vereidigen solle, da waren die militärischen Ämter in den Haufen bezeichnet, die Pflichten und Rechte des Obristen und der Hauptleute, des Schultheißen, der Wacht- und Quartier-, Proviant- und Pfennigmeister, des Profosen und Feldarztes, des Troßweibels, des Fähndrichs und des

Kaplans, das Gerichts- und Soldwesen und alles, was der Truppe inneres Leben betraf.

So hielt Frundsberg es dann selbst in allen Jahren, in den mehr als zwanzig offenen Feldschlachten und fünfzehn Gefechten, die mit seinem Namen und Ruhm verknüpft waren. Des Kaisers Gnade verlieh ihm Amt und Gehalt eines Feldhauptmanns in Tirol. Als Karl V. den deutschen Thron bestieg, blieb ihm die kaiserliche Gunst erhalten. So kämpfte er, der ritterliche Landsknecht in ihren Reihen, der gewaltig starke und seltsam ruhige Mann, der treuherzige und einfache Geist in einer Zeit durchtriebener Ränke, fest und unerbittlich in seinem Willen, voll Gottvertrauen und Zuversicht. So gab er den Schmuck seiner Familie hin, um die Landsknechte bei der Fahne zu halten, als der Fürsten versprochener Lohn nicht eintraf. Sein Ansehen war ein guter Schuldschein. Er feuerte die Knechte an, wenn sie zum Kampf schritten: „Wohlauf denn, in einer guten Stunde, in Gottes Namen!" Er ließ sie fromme Lieder singen. Er führte sie mit ruhiger Hand zurück, wenn ihm Gefahr zu drohen schien, die den Verlust an Blut nicht lohnte. Er ließ auch wohl den geschlagenen Feind entkommen, wenn er fühlte, Verfolgen ginge über die Kraft seiner Knechte, und tat ihrem Ehrgeiz Genüge mit dem Wort: „Wir haben heute genug Ehre eingelegt." „Viel Feind, viel Ehr", der Spruch aus Frundsbergs Mund, hat seinen Ruhm in die Jahrhunderte getragen. Georg von Frundsberg, „aller deutschen Landsknechte lieber Vater".

Schwiegen die Waffen, gab es andere Sorgen. Viel Schatten lag auf diesen Zeiten, wenn die Gläubiger drängten, den für die Landsknechte versetzten Schmuck einzulösen, wenn Stadt und Burg ihr Recht verlangten, wenn Krankheit und Tod der Seinen ihn betrübte. Im Lande rührte sich der Streit um Gottes Wort. Dem Kriegsmann lag es nicht, zu grübeln und zu streiten wie der Wittenberger Augustinermönch. Wohl gefiel ihm der streitbare Luther. „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unserer allerernstlichsten Schlachtordnung nicht getan haben. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahr in Gottes Namen fort und sei getrost. Gott wird Dich nicht verlassen." Aber mit Luther zu gehen, schien ihm Verrat. Er war des Kaisers Diener. Hutten und Sickingen sah er auf der anderen Seite. Manch Prediger der neuen Lehre suchte ihn zum Übertritt zu bewegen. Frundsberg blieb fest. Er wußte als Führer, was Spaltung hieß. Lange, als schon die Rede im Lande ging, Frundsberg sei neuen Glaubens, stand er treu zur Kirche seines Herrn. Erst als das Spiel des Papstes mit dem Kaiser ihn empörte, trat auch er zur neuen Kirche über.

Da stand er auf der Höhe seines Ruhms. Ihm war vergönnt gewesen, die Schweizer zu schlagen, die unbesiegbar hießen. Er hatte dem Kaiser Mailand erhalten. Sein Name ging in alle Welt. „Der Frundsberg zieht nach Rom", klang es im deutschen Land, und alles, was Waffen zu tragen sich entschloß, zog ihm zu. Nicht streitsüchtig, nicht voller Ruhmsucht, in Pflicht und im Glauben an die Sache seines Herrn zog der alte Frundsberg über die Alpen, mühselig auf einem Maultier unter seinen Knechten reitend, mit krankem Leib. „Drei Dinge" — meinte der Kriegsmann — „sollten jeden vom Krieg abschrecken: Die Verderbung und Unterdrückung der armen, unschuldigen Leut', das unordentlich' und sträflich' Leben der Kriegsleute, die Undankbarkeit der Fürsten." Doch des deutschen Fußvolkes Ruhm war verknüpft mit seinem Namen. Ihn nannte man, ihn kannte man, er war die Hoffnung der Seinen, der Schrecken der Feinde. Im eigenen Land von wunderbarer Mäßigung, im Kampf gegen den Feind der Deutschen von grimmem Zorn.

Das Schicksal hat ihn hart sterben lassen. Spanische Knechte reizten sein Fußvolk zum Murren. Der Lohn war ausgeblieben. Frundsberg ließ die Knechte zu sich kommen und redete zu ihnen „mit solchem Grund und Ernst, daß er einen Stein sollte beweget haben". Sie ließen nicht ab und versagten ihm den Gehorsam. Das traf den Frundsberg so, daß er zusammenbrach. Man schaffte ihn fort. „Ist das Volk noch beisammen?" war seine erste Frage nach dem Erwachen. Frundsberg blieb bei seinen Knechten. Er wollte ihnen auch in diesen Kämpfen Rückhalt sein. Aber sein Körper blieb siech. Nach beschwerlicher Fahrt, von Freund und Feind bewirtet und geehrt, erreichte er die Heimat und starb. Die Knechte aber, erschrocken über die Folge ihres Murrens, zogen nach Rom und sangen seinen Ruhm.

Kein Denkstein zeigt die Stätte, an der „der deutschen Landsknechte lieber Vater" ruht.

Georg von Frundsberg hat sein Leben selbst in eigenen Versen so gesehen:

Mein Fleiß und Müh'
Ich nie hab g'spart,
Und allzeit g'wart
Dem Herren mein
Zum Besten sein
Mich g'schickt hab drein:
Gnad', Gunst verhofft;
Doch G'müt zu Hof verkehrt sich oft.

Wer sich zukauft,
Der lauft weit vor,
Der kommt empor.
Wer lange Zeit
Nach Ehren streit',
Muß dannen weit.
Das thut mich krankt,
Mein treuer Dienst bleibt unerkannt.

Kein Dank noch Lohn
Davon ich bring.
Man wiegt mich g'ring
Und ist mein gar
Vergessen; zwar
Groß Noth und G'fahr
Ich bestanden han.
Was Freude soll ich haben dran?



Frundsberg
Kupferstich von Ph. Galle.
Kupferstichkabinett, Berlin.



Moritz von Oranien
Kupferstich von Willem Jacobsz von Delff.
Kupferstichkabinett, Berlin.

Aber Adam Reißner, der treue Freund und Schilderer seines Lebens, rühmt von ihm:

Georg von Frundsberg
Von großer Stärk,
Ein theurer Held
Behielt das Feld,
In Streit und Fehd
Die Feind besteht
In aller Schlacht
Er legt Gott zu die Ehr
und Macht.

Er überwand
Mit eigner Hand
Venedisch Macht,
Der Schweizer Pracht,
Französisch Schar
Legt nieder gar,
Mit großer Schlacht
Die päpstisch Bündniß zu
Schand er macht.

Der Kaiser Ehr
Hat er g'macht mehr;
Ihr Land und Leut
Beschützt all' Zeit.
Mit großer G'fahr
Er sieghaft war;
Ganz Ehrenreich,
Man find nicht bald, der
ihm geleich.

Das Werk.

Kriegskunst ist zeitgebunden. Ihr Zweck fordert, daß sie alle Kräfte ihrem Ziel nutzbar macht, Wandlungen des Lebens erkennt, sich ihnen angleicht. Georg von Frundsberg war in eine Zeitenwende gestellt. Das städtische Gewerbe und der Handel, die Geldwirtschaft mit der Möglichkeit, Soldtruppen zu halten, hatten das Bild des Kriegswesens verändert. Reichsfreie Gemeinden rüsteten für ihre Ziele, mit ihren Mitteln. In der Schweiz, dem Land ohne Pferdezucht, war, sozial und national bedingt, das neue Kriegsinstrument gewachsen. Der Schweizer Siege bei Morgarten, Granson und Murten und bei Nancy bedeuteten das Ende des Ritterkampfes. Nationale Monarchien lösten sich vom Lehnswesen. Die Herrschaft der Ritterheere war beendet, mit ihr, begründet auf dem erblichen Kriegerstand, die Epoche der Einzelkämpfer. Die Zeit des Fußvolkes war angebrochen. An die Stelle des Einzelkampfes trat der Massenkampf. Er erforderte Führung, Zusammenhalt. Zwei neue Faktoren wirkten ein: die Vervollkommnung der Bewaffnung, die Unterschiede der Feuerwaffen und die Geländebenutzung. Waffengattungen traten auseinander. Der Kern der künftigen Infanterie war gelegt. Eine Taktik begann sich abzuzeichnen, noch roh und ohne Kunst. Es fehlte ihre bewußte Anwendung und der organisatorische Unterbau.

Das war Georg von Frundsbergs Werk: Er hat das Wesen der Zeit und ihre Forderungen an die Kriegskunst erkannt; er hat durch das Vorbild seiner Landsknechte eine „Ordnung des Kriegswesens" geschaffen; er hat sie zum Siege verwenden gelehrt. Ihm schien erwiesen, daß der Massenkampf mit neuen Waffen eine Truppe forderte, die wie die Schweizer zusammenhielt. War es dort der nationale Gedanke gewesen, so galt es da, wo dieser fehlte, einen ähnlichen Kitt zu schaffen. Die Landsknechte kamen aus aller Herren Ländern. Sie trieb die Sucht nach Geld und

Ruhm, nach Beute und freiem Kriegerleben. Hier war ein Korpsgeist zu schaffen und durch ihn die nationale Idee zu wecken, die weitertrug zum Ziel. Wie Frundsberg diese Truppe schuf, ist angedeutet. Falsch wäre, zu glauben, daß Frundsbergs Knechte nicht ihresgleichen fanden. Es gab auch andere Führer solcher Art. Sie alle aber rankten sich an ihm empor. Sein Ruf hat alle übertönt. Sein Kriegsvolk war Vorbild. Ihm bleibt das Verdienst, das Werkzeug einer neuen Kriegskunst zuerst geformt zu haben.

Frundsberg war nicht Stratege. Um diese Fragen mühte sich Machiavell, der geistreiche Italiener. Man führte Krieg oft um des Krieges willen, vermied sogar gern die Schlacht. „Gott gebe mir hundert Jahre Krieg und keinen einzigen Schlachttag, aber hier bleibt nichts anderes übrig“, sprach ein Söldnerführer dieser Zeit. Auch Frundsberg wußte nicht viel von dem Zusammenklang der Schlachten zum strategischen Erfolg. Aber ihm galt es doch, den Feind zu schlagen. Er kannte die Mittel und suchte den Weg. Wie keiner vor ihm in dieser Zeit sorgte er für eine gute Bewaffnung. Er war ein guter Kenner seiner „Arkeley“ und verstand sie selbst zu meistern. Die Waffen wertete er allein nach ihrer Kampfwirkung und ordnete ihre Anwendung dem Ziele ein, den Feind zu treffen. Was bisher oft zufälliges Zusammenwirken war, wurde nun Plan. Uns ist eine Schrift erhalten, der „trewe Rat und Bedenken eines alten wol versuchten und erfahrenen Kriegsmanns“. Man schreibt sie wohl mit Recht Frundsberg zu. Da gibt er Weisungen über die Zahl der Glieder und Rotten, ihr Verhältnis zueinander, über Front und Tiefe des Haufens im Kampf. Wie man die Feuerwaffen großen und kleinen Kalibers, die leichten und schweren Reiter zum Stoßen und Halten verwende, wie groß die Zahl der Schützen sei, wie man die Treffer der Artillerie vermeide, das Gelände ausnutze, hat Frundsberg seiner Zeit gelehrt. So finden wir auch in Frundsbergs Schlachten eine bewußte Führung, eine Taktik, die Neues war. Kein Exerzieren, keine festen Marschformen, erst die einfachsten Gliederungen und Formen für Kampf und Marsch waren bekannt. Wir sehen aber, wie der Haufen sich am Feinde in den „verlorenen“ und den „hellen“ Haufen, in Vorhut, Gros und Nachzug teilt, wie Frundsberg die Waffen zum Stoß ansetzt, wie er die Reiter den Rückzug decken läßt, Schützen zum Feuerüberfall bereithält, wie er ein Vorfeld schafft, um loszubrechen, wenn der Feind die größte Schwäche bietet, wie er zum Salvenfeuer greift und der Artillerie den Feuerschutz befiehlt. Wir erleben, daß den kampfwütigen Knechten die Verteidigung nicht unehrenhaft erscheint, und finden den Grundgedanken der Umfassung in der Anweisung, die Front dreimal so breit zu machen wie die Tiefe. Denn, so sagt der „trewe

Rat", so viel eine Ordnung breiter sei als die gegnerische, so weit breche man in die Seiten ein und fasse die schmale Ordnung zwischen die Arme; „das ist der rechte todt und gewinn der Schlacht". Wir hören wohl auch klagen in dem Kriegsbuch eines Ulmer Bürgers dieser Zeit: „So wird schier kein Mann oder Tapferkeit in Kriegssachen mehr gebraucht, dieweil alle List, Betrug, Verräterei samt dem gräulichen Geschütze so gar überhand genommen, also daß weder Fechten, Balgen, Schlagen, Gewehr, Waffen, Stärke, Kunst oder Tapferkeit mehr helfen oder etwas gelten will, denn es geschieht oft und viel, daß etwa ein männlicher, tapferer Held von einem losen verjagten Buben durch das Geschütz erlegt wird, welcher einen sonst nicht freventlich durfte besehen oder ansprechen". Solch Klagen zeigt die Wandlung an.

Man hat den Franzosen und Italienern dieser Zeit geniale Pläne zugeschrieben, hat die Spanier die Meister der Erfindungen genannt, die Deutschen aber die Praktiker der Kriegskunst. Ihr Förderer war Frundsberg. Bahnbrecher seiner Zeit, hat er der Waffe zum Sieg verholfen, die Herrin des Schlachtfeldes blieb bis auf unsere Zeit,

der deutschen Infanterie.

Moritz von Oranien.

Von Hauptmann Kurt Dittmar.

Moritz, Prinz von Oranien, Graf von Nassau, wurde als zweiter Sohn Wilhelms I., des Schweigers, 1567 zu Dillenburg geboren*). Seine Mutter, Anna von Sachsen, war eine Tochter des in der Geschichte der deutschen Reformation bedeutungsvollen, ehrgeizigen und begabten Kurfürsten Moritz.

Während sein Vater als Seele und Triebfeder der niederländischen Unabhängigkeitsbewegung den seit 1565 entbrannten Kampf gegen die spanische Weltmacht führte, genoß Moritz eine vortreffliche geistige Ausbildung auf den Hochschulen zu Heidelberg und Leyden. Die ihm hier vermittelten beiden Geistesrichtungen des Humanismus und eines streitbaren, zu starker politischer Aktivität neigenden Kalvinismus blieben für seinen gesamten Werdegang entscheidend.

Nachdem Wilhelm 1584 durch Mörderhand gefallen war, wurde Moritz in einer sehr kritischen Lage des niederländischen Freiheitskampfes zum Statthalter von Holland und Seeland, 1590 zum „Statthalter und Generalkapitän der Union" gewählt. In dieser Stellung focht er mit ständig wachsendem Erfolge gegen den Landesfeind, meist in der durch die Eigenart des niederländischen Kriegsschauplatzes bedingten Form des Kampfes um die festen Plätze. Im ersten Jahre seiner Generalstatthalterschaft nahm er Breda, eine Eroberung, die den Wendepunkt nach langen Jahren militärischer Mißerfolge der Niederlande bildete. Die Einnahmen von Gertruidenborg, Groningen usw., der letzten Stützpunkte der spanischen Macht in den nördlichen Provinzen, schlossen sich an. Den Höhepunkt von Moritz' militärischer Führertätigkeit bildete der 1600 erfochtene Sieg bei Nieuwport, der erste von den Niederländern im freien Felde errungene Waffenerfolg.

Im Jahre 1609 wurde ein auf 12 Jahre befristeter, tatsächlich aber die Unabhängigkeit der Niederlande verbürgender Waffenstillstand abgeschlossen. Nach Abwehr des äußeren Feindes verschärften sich die Gegensätze zwischen der aristokratisch-republikanischen Regentenpartei und der militärisch-monarchisch gesinnten Volkspartei zu offenem Konflikt. Moritz trat auf Seite der letzteren und endete dadurch den inneren Streit zu deren Gunsten. Ein Wiederaufleben des Kampfes gegen Spanien war das außenpolitische Ergebnis. Die folgenden kriegerischen Ereignisse münden in das große weltgeschichtliche Geschehnis des Dreißigjährigen Krieges. An ihnen hat Moritz tätigen Anteil nur noch in geringem Maße genommen. Er starb im Jahre 1625 unvermählt. Sein Bruder Wilhelm Heinrich folgte ihm in der seit 1619 erblichen Würde eines Generalstatthalters der vereinigten Niederlande, die unter ihm und durch ihn zu einer politischen und wirtschaftlichen Großmacht ersten Ranges geworden waren.

---

*) Lage der wichtigeren Orte siehe Skizze 3 auf Seite 107.

„Sie haben bewiesen, daß Methode und Arbeit die rohe Gewalt übertreffen."
(Wilhelm Ludwig von Oranien an seinen Vetter Moritz.)

I.

Als Moritz im Jahre 1590 das Erbe seines Vaters antrat, stand vor dem wenig mehr als Zwanzigjährigen eine Aufgabe, die weit Größeres bedeutete als die geradlinige Fortsetzung eines vorgezeichneten Weges. Gewiß, die politischen Grundlagen der niederländischen Unabhängigkeit waren vollendet, das Nebeneinander der von Spanien abgefallenen Gemeinwesen zu einem wenn auch noch lockeren Staatsverband zusammengefügt. Ein System außenpolitischer Bündnisse mit England und den französischen Hugenotten war geschaffen. Aus einem Kampf mit beschränktem Ziele um ständische und religiöse Freiheiten war ein neues, zukunftreiches Glied in der Reihe der sich bildenden europäischen Nationalstaaten hervorgegangen.

Aber noch fehlte eins durchaus: Die Sicherung des Neugeschaffenen. Wilhelm, nach Anlage und unter dem Zwange der Umstände weit mehr Politiker als Soldat, hatte auf der schwankenden Grundlage eines erst im Werden begriffenen Staatswesens sie nicht zu erkämpfen vermocht. Wohl hatten die Wassergeusen den Spaniern manchen Schaden zugefügt, wohl hatte diese und jene Stadt sich erfolgreich der Belagerer erwehrt. Aber die große Masse der Niederländer blieb unkriegerisch und geneigt, den Kampf außerhalb des Weichbildes ihrer Stadt geworbenen Truppen zu überlassen, die ebenso unzuverlässig waren wie ihre Geldgeber säumig im Zahlen des Soldes. Diese dem militärischen Instrument anhaftenden Mängel hatte kein überlegenes Feldherrntum auf niederländischer Seite wettgemacht. Den großen spanischen Führern Alba, Don Juan d'Austria und vor allem Alexander Farnese von Parma blieben Wilhelm und seine tapferen Brüder ebenso unterlegen wie ihre Aufgebote den kriegsgewohnten, durch einen ausgeprägten Nationalstolz zusammengehaltenen spanischen Kerntruppen.

Die Jahre um 1585 bezeichnen in der Geschichte des niederländischen Freiheitskampfes einen Tiefpunkt, aus dem zeitweise kein Wiederaufstieg möglich schien. Der geschickten Diplomatie Farneses war es gelungen, die südlichen katholisch gebliebenen Provinzen zurückzugewinnen. Was hier noch der Freiheitsbewegung anhing, die Städte Gent und Antwerpen insbesondere, war seiner überlegenen Angriffskraft erlegen. Der Verlust von Maastricht und Groningen trennte die noch im Kampfe verharrenden Teile der Niederlande von ihren vornehmlich in Deutschland liegenden Werbegebieten. Zwar gelang es, England zur Entsendung eines Hilfskorps unter Leicester zu bewegen. Aber weder die Stärke der Hilfstruppen noch die

Führereigenschaften Leicesters genügten. Die Verknüpfung des spanisch-niederländischen Kampfes mit den anderen großen politischen Problemen des damaligen Europas rettete noch einmal die staatliche Selbständigkeit der Vereinigten Provinzen: Farnese mußte 1587 dem von den französischen Hugenotten hart bedrängten Paris Entsatz bringen. Der Mißerfolg der „Armada" gegen England, die im Jahre darauf unter schweren Verlusten dem Wetter wie den Angriffen der verbündeten Engländer und Wassergeusen erlag, bedeutete auch für die Niederländer eine wesentliche Entlastung. Aber doch bei weitem noch keine Entscheidung! Im Gegenteil, es lag nahe, daß Spanien, in seiner europäischen Vormachtstellung beschränkt, sich nunmehr mit ungeteilter Kraft näherliegenden Zielen zuwenden würde. Keines konnte verlockender sein als das, auch die nördlichen niederländischen Provinzen der Krone Spaniens zurückzugewinnen. Ein hierauf gerichteter Versuch, unter Einsatz aller der spanischen Monarchie noch immer zur Verfügung stehenden überreichen Mittel unternommen, konnte nach menschlichem Ermessen kaum mißlingen.

Es war der Zauber des großen väterlichen Namens, der die leitenden Staatsmänner der Niederlande veranlaßte, den Sohn des Schweigers zu seinem Nachfolger zu wählen. Nur insofern war Moritz Erbe, als dieser Name ihm, dem Jüngling, schon von vornherein ein gewisses Maß von Autorität sicherte. Nichtsdestoweniger bleibt das Selbstvertrauen wie das Pflichtgefühl bewundernswert, mit dem Moritz der an ihn ergangenen Berufung folgte und eine Aufgabe übernahm, deren Erfolgsaussichten keineswegs groß erscheinen konnten. Man darf nicht übersehen, daß kein dynastisches Pflichtgefühl, auch nicht die Notwendigkeit, eigene bedeutende territoriale Interessen zu schützen, die Oranier auf die Seite der Niederlande stellte. Sie waren in gewissem Sinne nur Beamte der ständischen Gewalten, in ihren Entschlüssen, selbst in militärischer Hinsicht, keineswegs unabhängig und ihren Auftraggebern verantwortlich. So ergab sich für sie eine Beschränkung in der Zielsetzung wie in den verfügbaren Mitteln, die der Betätigung eines kraftvollen Willens keineswegs günstig waren.

Die Hemmungen, die sich aus der Eigenart der staatsrechtlichen Verhältnisse für die politische und militärische Führung ergeben mußten, haben Moritz nicht gehindert, weitgesteckten Zielen nachzugehen. Aber sie haben ihn frühzeitig gelehrt, schrittweise, methodisch, oft scheinbar zögernd, aber immer unbeirrt, allen Reibungen und Schwierigkeiten zum Trotz seinen Weg zurückzulegen. Hier ist er so sehr Blut vom Blut seines Vaters, daß das, was Treitschke an den Oraniern im allgemeinen und an dem

Politiker Wilhelm im besonderen rühmt, ruhige Gelassenheit bei feurigster Tatkraft, auch auf den Soldaten Moritz im vollen Umfange zutrifft.

Soldat war Moritz in dem gleichen Maße überwiegend, wie sein Vater Staatsmann gewesen war. Aber wenn Moritz auf eine politisch ausschlaggebende Rolle verzichtete, so geschah dies aus einer nüchtern gelassenen Beurteilung der Gesamtlage heraus, die ihn lehrte, daß alle politischen Fragen ihre Lösung zunächst in der militärischen Sicherung des Errungenen finden müßten. An dieser Erkenntnis hielt er fest, ihr ordnete er alles übrige mit äußerster Folgerichtigkeit so sehr unter, daß er durchaus auch in das politische Geschehen eingriff, wenn auf andere Weise das gesteckte Ziel nicht zu erreichen war. So ist wohl am besten die nicht umstrittene Rolle zu erklären, die Moritz in den inneren Kämpfen der Niederlande in den Jahren 1617—19 spielte. Die Hinrichtung des greisen, hochverdienten Johann von Oldenbarneveldt entspringt der gleichen eisernen Folgerichtigkeit, die sein ganzes Wesen kennzeichnet, und die in ihrer leidenschaftslosen, aber harten Art durchaus an Cromwell erinnert.

Es ist kennzeichnend für die exakte, sozusagen rein sachlich eingestellte Geistesrichtung Moritz', daß er einmal, im Briefwechsel mit seinem Vetter und seinem treuesten Mitarbeiter, dem Grafen Wilhelm Ludwig, Latein und Geometrie als die für einen Feldherrn notwendigsten Wissenschaften bezeichnete. Latein als das Mittel, das Kriegswesen der Antike zu studieren, die Geometrie als Grundlage der Befestigungs- und Belagerungskunst. Man könnte aus dieser mehrfach betonten Einstellung auf ein vorwiegend an überlieferte Methoden angelehntes, die Formen betonendes Denken schließen. Das Feldherrntum des Oraniers gibt aber für eine solche Auffassung keine Stütze. Er handelte in der Praxis durchaus nach den Umständen. Sehen wir ihn bei der Einnahme von Gertruidenborg eine „förmliche" Belagerung durchführen, die sein dem Humanismus begeistert ergebener Vetter als „ein zweites Alesia" preist, so nimmt er doch andere feste Plätze, ohne Rücksicht auf Doktrinen und Lehrsätze, durch Überrumpelung oder Beschießung, je nach der Lage. Seine Gewohnheit, befestigte Lager vornehmlich an den großen Strömen des Landes aufzuschlagen, bedeutete eine höchst geschickte Ausnutzung der unbestrittenen Seeherrschaft der Niederländer für die Zwecke der Landkriegführung. In diesem Sinne also war er durchaus Feldherr, daß er das jeweils Notwendige zu erkennen und seine Maßnahmen mit dem Gebot der Umstände in Einklang zu bringen vermochte, immer auf Aushilfen sinnend und ohne Bindungen an Methoden.

Vergessen wir im übrigen nicht, daß Moritz' Schaffen mitten in eine Zeit gestellt war, die auf allen Gebieten, auf religiösem, staatlichen und nicht

zuletzt auf dem des Kriegswesens, alte Formen abgestreift hatte und nach neuen rang. So ist die Betonung des Formellen und die Anlehnung an Überkommenes, wie sie in der Bewertung des antiken Kriegswesens zum Ausdruck kommt, nicht als ein Mangel an eigenen Gedanken aufzufassen. Moritz war genial in der Erkenntnis, daß das Vorhandene nach Form und Inhalt nicht genügte, um ihm das Kriegsinstrument zu schaffen, dessen er bedurfte. So mußte er, immer unter dem Druck der militärischen Lage, in die er hineingestellt war, umschaffen, was er vorgefunden hatte, und einer Entwicklung den Weg bahnen, von der er — auch das ist genial — fühlte, daß ihr die Zukunft gehöre. Daß er, um das als notwendig Erkannte zu verwirklichen, auch bei der Vergangenheit Anleihen machte, beweist nur die Vorurteilslosigkeit, mit der er alles übernahm, was seinen klar vorgezeichneten Zwecken dienen konnte. Wo er das Kriegswesen des Altertums unmittelbar kopiert wie in der Übernahme der altrömischen Kommandosprache unter sinngemäßer Übersetzung in das Holländische, da geschieht es bewußt, um bewährte Formen an Stelle eines Zustandes zu setzen, den nicht nur er, sondern alle denkenden Soldaten seiner Zeit als Formlosigkeit empfanden. Nicht er selbst, wohl aber sein Lehrer auf dem Gebiete des antiken Kriegswesens, der Leydener Professor Lipsius, verwahrt sich im übrigen auch dagegen, Vorschriften für jeden Fall geben zu wollen: Nicht mehr als Anregungen könnten durch das Studium der Antike vermittelt werden. Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, daß der Praktiker Moritz in dieser Auffassung noch weiter gegangen ist als sein wissenschaftlicher Berater.

Mit Recht rühmen die Zeitgenossen Moritz als den Mann, der durch die Wiedererweckung der antiken Kriegskunst dem Kriegswesen seiner Zeit einen gewaltigen Aufschwung gab. Aber dieses Lob wird doch immer nur einem Teil seines Wesens gerecht. Nie ist er nur der Wiederbeleber einer großen Vergangenheit. Nie vergißt er, daß neben dem Übereinstimmenden auch tiefgehende Unterschiede bestehen, daß weder die altrömische Staatsverfassung noch das Wehrsystem einen Vergleich mit dem der damaligen Niederlande zulasse. Er verfällt nicht dem Fehler, dem zu Beginn des Jahrhunderts der Florentiner Machiavell erlegen war, als er den toskanischen Heerbann zwar römische Fechtweise, nicht aber römisches Staatsgefühl und römische Disziplin zu geben vermochte. Moritz bleibt solchen Phantasiegebilden gegenüber immer auf dem Boden der Wirklichkeit. Er übersieht nicht, daß die Geschehnisse der Vergangenheit nur bis zu einem gewissen Grade auf die Gegenwart übertragen werden können. Nicht eine künstliche Wiedererweckung vollzieht er auf diese Weise, sondern eine Renaissance,

eine Wieder- und Neugeburt, die gerade deshalb, weil sie aus seiner Zeit und für seine Zeit entsteht, durchaus den Charakter des Zeitlosen, auch in der Zukunft Fortwirkenden trägt.

So erscheint es wohl in diesem Zusammenhange als eine Frage minderer Wichtigkeit, ob Moritz den großen Feldherrn der Kriegsgeschichte zuzurechnen ist oder nicht. Auch das Feldherrntum ist nicht unabhängig von den Mitteln und Möglichkeiten, die seine Zeit ihm gibt, und ist von der Gewalt der Umstände, förderlichen und hindernden, bedingt. In dem ihm gezogenen Kreise — wir haben gesehen, daß dieser recht eng gezogen war und daß Moritz ihn erst mühsam erweitern mußte — hat er Großes geleistet. Unbestritten galt er seinen Zeitgenossen, auch denen, die ihn nur widerstrebend anerkannten, als bedeutendster der damals lebenden Feldherrn. In seinem Feldlager sammelten sich alle diejenigen, welche im damaligen Europa die Kriegskunst an der Quelle studieren wollten. Daran änderte nichts, daß ihm der bedeutendste seiner Gegner, Spinola, in mancher Beziehung gewachsen war und daß der Oranier Ostende nicht zu retten vermochte, dessen Kapitulation die Spanier 1604 nach einer aufsehenerregenden Belagerung erzwangen. Was die lernbegierigen Soldaten immer wieder in sein Heer trieb, war das Gefühl, daß dieser Mann in erster Linie Lehrmeister war.

Vielleicht machte Moritz gerade deshalb Schule, weil bei ihm das Lernbare, die Methode über das Geniale, Unübertragbare zu überwiegen schien. Man kann auch zugeben, daß ihm zum höchsten Feldherrntum der Wagemut fehlte, daß er es liebte, sicher zu gehen. Manches an dieser Eigenschaft wird aus der Eigenart seiner Stellung, aus dem Zwange, sein fast aus dem Nichts geschaffenes Heer, das einzige Instrument des Sieges, sorgsam zu schonen, unschwer erklärt werden können. Viel davon mag auch seiner sorgfältig abwägenden Natur zuzurechnen sein, die frühzeitig hatte lernen müssen, mit wenigem hauszuhalten und mit kühler Berechnung Erfolg und Einsatz gegeneinander abzuwägen. Aber gerade diese Eigenschaften sind es andererseits, die ihn veranlaßten, sein vornehmstes Augenmerk auf die Schaffung eines sicheren, in jeder Hinsicht zuverlässigen Kriegsinstrumentes zu richten. So würde er zum Taktiker, zum Ausbilder und zum Organisator. Was er auf diesem Gebiete geschaffen hat, rechtfertigt es, ihn unabhängig von seiner Wertung als Feldherr unter die bedeutendsten Soldaten in der Geschichte der Kriege und der Heere einzureihen.

II.

In welchem Maße Moritz auf die taktische und organisatorische Weiterbildung des Heerwesens eingewirkt hat, wird am besten ersichtlich, wenn wir die Zustände, wie sie vor ihm bestanden, ins Auge fassen. Es bedarf hierzu eines kurzen Rückblickes: Dem Rittertum war im ausgehenden Mittelalter das Landsknechtwesen gefolgt. Die tiefgehenden Wandlungen der beginnenden „Neuzeit", der Übergang von der Naturalwirtschaft des Mittelalters zu einer mehr und mehr vom Geldumlauf beeinflußten Wirtschaftsstufe, nicht weniger auch eine die alten feudalen Ordnungen und Hemmungen durchbrechende staatliche Zusammenfassung finden in den Landsknechtheeren ihre militärische Ausdrucksform. Die taktischen Wandlungen, die sich an den Übergang der kriegerischen Privilegien vom Lehnsaufgebot auf geworbene, den Krieg sozusagen nach Handwerksbräuchen führende Söldner schlossen, sind bekannt. Die entscheidende Rolle im Gefecht ging von der Reiterei und ihrem lockeren Anhang, den Bogen- und Armbrustschützen, auf die massierte Stoßwirkung der in Gevierthaufen zusammengefaßten „langen Spieße" über. In dieser Form wurden die Schlachten des Reformationszeitalters durchgekämpft. Gegenüber der unzusammenhängenden, auf Einzelkämpfe eingestellten Attacke der Lehnsreiterei besaß der einheitlich geführte Massenstoß des eng geschlossenen Fußvolks eine unbedingte Überlegenheit. Seit den Niederlagen Karls des Kühnen von Burgund gegen die Schweizer gehörte ihm das Schlachtfeld.

Der weitere Gang der Entwicklung ließ aber mehr und mehr die den dichten Infanteriekörpern anhaftenden Nachteile in Erscheinung treten. Auch die Angriffskraft der Kavallerie wuchs mit der Änderung ihrer Zusammensetzung und mit der strafferen taktischen Gliederung und Führung, der sich die berittenen Söldner, die jetzt die große Masse der Reiter stellten, williger unterwarfen als die ritterbürtigen Herren von ehedem. Um sich der Chokwirkung der geschlossenen Reiterei zu erwehren, bedurfte das Fußvolk für den Kampf und für alle Bewegungen auf dem Gefechtsfelde der nach Front, Flanken und Rücken gleich starken, völlig mit Menschen ausgefüllten Karrees. Eine ungeheuerliche Schwerfälligkeit dieser Massenvierecke war die Folge. Schnelle, kühne Bewegungen waren unmöglich, jede Überraschung schon durch die Schwierigkeit, die Masse zum Gefecht zu gliedern, ausgeschlossen. Zudem kämpfte im eigentlichen Sinne des Wortes immer nur ein Bruchteil der ins Gefecht geführten Haufen. Die große Menge wirkte mehr durch die träge, rein mechanische Kraft des Nachschiebens und Drängens. Vor allem aber trugen die Gevierthaufen, die für die Zeit der Schlacht von Pavia noch durchaus genügen

mochten, immer weniger den Fortschritten Rechnung, die im Laufe der Jahrzehnte von den sich langsam aber stetig fortentwickelnden Feuerwaffen gemacht worden waren. Schon in den Hugenottenkriegen waren mehrfach die dichtgedrängten Gevierthaufen erst durch Artillerie- oder Gewehrfeuer erschüttert und sodann vom Reiter- oder Infanterieangriff zersprengt worden. Je dichter die Massierung, um so größer war naturgemäß die Empfindlichkeit gegen diese Art der Feuervorbereitung. Die dicht gedrängte Aufstellung machte es überdies sehr schwer, die eigene Feuerkraft zur Geltung zu bringen. Die Fronten der Spießhaufen waren aus den obengenannten Gründen nur schmal. Ohne Anlehnung an diese aber war der Schütze besonders der Kavallerie gegenüber hilflos, denn für eine Abwehr lediglich durch Feuer war die Schußfolge viel zu langsam. Noch waren außerdem ja Feuer- und Stoßkraft der Infanterie zwei durchaus getrennte Begriffe. Vor drohendem Nahangriff gingen die Schützen in oder hinter die Spießhaufen zurück, ein Verfahren, das die Zahl der mit Nutzen verwendbaren Feuerwaffen von vornherein stark beschränkte oder, wenn man auf eine möglichst große Feuerkraft Wert legte, Gefahren für die Ordnung der Spießträger gerade im kritischen Moment einer drohenden Attacke mit sich brachte.

Diese Unzuträglichkeiten in der damaligen Gefechtsführung erkannte Moritz mit klarem Blick. Ihre Beseitigung bildete die Grundlage aller seiner Reformen. Hier war es vor allem, wo er sich, von dem bereits erwähnten Lipsius beraten, an die Fechtweise der Antike anlehnte. Die römische Manipulartaktik, so wie sie das Jahrhundert des Humanismus in Anlehnung an Livius, Cäsar und an das auf älteren Schriftstellern fußende Lehrbuch des Kaisers Leo*) verstand, bildete das Vorbild für ein besseres, zeitgemäßeres Verfahren. Die unbeweglichen Gewalthaufen wurden in kleine, wenige hundert Mann umfassende, den altrömischen Kohorten und Manipeln entsprechende Einheiten geteilt. Diese Einteilung bildete an sich nichts Neues, denn auch das spanische Heer war nicht viel anders gegliedert. Aber hier handelte es sich im wesentlichen um disziplinare und wirtschaftliche Einheiten, nicht so sehr um eine feinere Gliederung für das Gefecht. Anders bei Moritz. Die Einteilung für den Innendienst war gleichzeitig die Grundlage für den Einsatz in der Schlacht. Die so geschaffenen kleinen Einheiten wurden in einer im Vergleich zu früher sehr flachen, meist zehn Glieder tiefen Aufstellung in den Kampf ge-

*) „*Παράδωσις τῶν ἐν πολεμῷ τακτικῶν σύντομος.*“ Das Buch wird dem oströmischen Kaiser und mehrfachen Besieger der Araber, Leo III. (718–741), zugeschrieben.

führt, die bei gleichbleibender Gesamtzahl eine breitere, zu umfassenden Bewegungen geeignete Front gestattete. Diese Gliederung gab zugleich die Möglichkeit, wesentlich mehr Feuerwaffen als bisher gleichzeitig zur Geltung zu bringen. Die Lücken zwischen den einzelnen „Manipeln" sicherten den Schützen ein schnelles Zurückweichen hinter die deckenden Spieße.

Die flache Aufstellung erhöhte naturgemäß die Gefahr, durchbrochen oder von den Flanken aus aufgerollt zu werden. So wurde eine Gliederung der Schlachtlinie in mehrere hintereinander gestellte Treffen notwendig, die wiederum ein Kämpfen aus der Tiefe gestatteten und es ermöglichten, den Schwerpunkt der Kräfte dorthin zu verschieben, wo man die Entscheidung suchte. Schnell bildete sich eine besondere Betonung von Flügel und Flanke heraus als derjenigen Stellen, auf denen man selbst am meisten gefährdet war, andererseits aber dem Feind durch Umfassung am leichtesten Vorteile abzugewinnen vermochte. Hier war danach der gegebene Aufstellungsort für zurückgehaltene Staffeln des Fußvolkes und besonders der Schlachtenkavallerie.

Vergleicht man mit dieser Gliederung die Schlachtordnung der Landsknechtheere nach dem herrschenden Schweizer Vorbild, die sich zumeist auf wenige gewaltige Gevierthaufen beschränkt hatte, so wird ersichtlich, welche weit reicheren Möglichkeiten die neue, von Moritz verwirklichte Taktik einem überlegenen Feldherrnwillen zu geben vermochte.

Konnte sich Moritz bei der Einführung der neuen Formen für das Infanteriegefecht wesentlich auf die militärischen Lehren der Antike und die hierüber von Machiavell angestellten Betrachtungen stützen, so bleibt es sein ureigenstes Verdienst, als kühl rechnender Praktiker alle notwendigen Folgerungen für die Verwirklichung des als richtig Erkannten gezogen zu haben. Die neue Fechtweise war aber auch nicht frei von Nachteilen und Gefahren. Die schwerfälligen Bewegungen der Gevierthaufen waren sehr einfach gewesen. In ihrer Masse war auch der Ungeübte verschwunden, ohne im Kampfe nachteilig aufzufallen. In den kleinen taktischen Einheiten Moritz' war das anders. Ihre Bewegungen waren künstlicher, mußten es aber sein, um aus ihnen den erwarteten Nutzen ziehen zu können. In den Gevierthaufen kam es in erster Linie auf die Vorkämpfer, die vordersten Spießträger an. In der flachen Manipulartaktik des Oraniers mußte mehr oder weniger jeder Mann Vorkämpfer sein. Daraus erwuchs die Notwendigkeit einer Ausbildung, auch im Verbande. Mit der vorwiegend auf handwerksmäßiger mündlicher Tradition und auf gelegentlicher Waffenübung des einzelnen beruhenden Schulung der Landsknechtheere war es fortan nicht mehr getan. An ihre Stelle tritt im Heere der Niederlande eine

ständige, von der Schulung des einzelnen bis zu Übungen in größeren Verbänden fortschreitende Exerzierausbildung. Auch früher hatte es zwar, wie berichtet wird, Übungen in größeren Verbänden gegeben. Aber sie hatten vor allem Parade- oder auch Demonstrationszwecken gedient. Jetzt, im Heere des Oraniers, wurden die „Scheingefechte" zu einem wesentlichen Bestandteil der Ausbildung, ein wichtiges Mittel, um die Truppe auf den Ernstfall vorzubereiten. Auch die Kommandosprache wurde meist wörtlich aus den antiken Schriftstellern übernommen und sinngemäß in die holländische Landessprache übersetzt, in ein festes System gebracht. Manche der so gewonnenen eindeutigen Ausdrücke leben noch heute in unserer Befehlssprache fort*). Besonders geübt wurden auch Formveränderungen nach Signalen und Zeichen. Staunend berichten Zeitgenossen, daß Moritz auf diese Weise die Zeit, die ein Regiment brauchte, um sich in Gefechtsgliederung aufzustellen, fast um die Hälfte habe verkürzen können.

Daß zum Ausbilden, so wie die neue Taktik es forderte, in erster Linie auch Ausbilder gehörten, die zugleich geschulte Führer sein mußten, entging dem Scharfblick Moritz' keineswegs. Die Heere der Landsknechtzeit hatten, das liegt auf der Hand, ohne eine militärische Führerschaft ebenfalls nicht existieren können. Aber unter den meist ritterbürtigen Kommandeuren, die zugleich eine Art militärischen Unternehmertums darstellten, stand als Führer der unteren Einheiten nur eine Klasse von Landsknechten zur Verfügung, die sich weder durch soziale Stellung noch durch ihre Bildung von der großen Masse der Soldaten unterschied. Sie waren nach Erfahrung, körperlichen und geistigen Eigenschaften in erster Linie die Vorkämpfer im Gefecht, nicht Erzieher und Ausbilder für den Kampf. Hier schuf Moritz grundlegend Wandel: Schon die geforderte Beherrschung der lateinischen Sprache und gewisser mathematischer Grundbegriffe unterstrich den Unterschied zwischen Führern und Geführten, wenn auch diese Anforderungen sich nur teilweise verwirklichen ließen. Um aber ein Verleihen der Offizierstellen lediglich nach Geburt oder Besitz zu verhindern, wurde eine mehrjährige Dienstzeit in der Front zur Vorbedingung für die Ernennung zum Offizier gemacht. So wurden damals schon Richtlinien für die Offizierslaufbahn gegeben, die mit denen unserer Zeit in den wesent-

---

*) Als Beispiel: Das altrömische Kommando für Änderungen der Marschrichtung „torquere agmen ad dexteram" bzw. „ad sinistram" (Cäsar, Bellum civile, I, 69) von Moritz in „Rechts (links) schwenkt euch" übersetzt. Die von ihm eingeführten Kommandos für „Griffe" zur einheitlichen Handhabung der langen Spieße und die Befehle für Aufmärsche und Abbrechen („Rechts doppeliert eure Glieder") erinnern durchaus an die heute noch übliche Kommandosprache.

lichsten Punkten übereinstimmen. Die Gründung der ersten deutschen Kriegsschule in Siegen ist unmittelbar auf den von Moritz ausgehenden Einfluß zurückzuführen.

In der reichlichen Ausstattung der Verbände mit Führern unterer Grade sah Moritz eine wichtige Vorbedingung für die Anpassung der Truppe an die von ihm geschaffene neue Fechtweise. Nach dem Grundsatz, daß schwache Verbände mit zahlreichen Führern kampfkräftiger seien als starke mit unzureichender Führerzahl, setzte er die Sollstärken der kleinen Einheiten beträchtlich herunter, schuf aber gleichzeitig in jeder Kompanie eine für jene Zeiten unerhörte Zahl besserbesoldeter Unteroffizierstellen, deren Inhaber sich wie das Offizierkorps in eine genau abgestufte Rangordnung gliederten. Gerade diese Maßnahme erregte das Staunen der an das Streben nach Masse gewöhnten Zeitgenossen.

Die große Zahl von Vorgesetzten, die Moritz für die Durchführung seiner taktischen Neuerungen für erforderlich hielt, bot ihm zugleich eine Gewähr für die Aufrechterhaltung der militärischen Disziplin, die er nicht weniger als die exerziermäßige Durchbildung der Truppe als Vorbedingung für deren Leistungsfähigkeit im Gefecht ansah. Schon das Exerzieren war ihm ein wichtiges Disziplinmittel. Auch der Arbeitsdienst galt ihm in gleicher Weise als Abhilfe gegenüber dem Zucht und Ordnung gefährdenden Müßiggang der Soldaten wie als wichtiges Mittel der Kriegführung. Die Eigenart des niederländischen Kriegsschauplatzes und die Ziele, die beiden kriegführenden Parteien gesetzt waren, brachten es mit sich, daß sich die Kämpfe vornehmlich um den Besitz fester Plätze abspielten. Was hierbei ein nicht nur an den Kampf, sondern auch an Arbeitsleistungen gewöhntes Heer für den Feldherrn bedeutete, wird besonders deutlich, wenn man aus den zeitgenössischen Quellen die Abneigung erkennt, mit der der Soldat damals besonders auf die „Bauernarbeit" des Schanzens herabblickte. Die Schnelligkeit, mit der Moritz in Angriff und Verteidigung Befestigungsarbeiten auszuführen vermochte, sicherte ihm ein erhebliches Übergewicht über seine Gegner, die nicht in gleicher Weise wie er in ihren Truppen auch ein zahlreiches und geschicktes Heer von Arbeitern zur Verfügung hatten.

Der untrügliche Wirklichkeitssinn, der Moritz beseelte, übersah nicht, daß die eiserne Disziplin, die er forderte, nicht nur durch Exerzieren und Arbeitsdienst und durch scharfe Strafbestimmungen aufrechterhalten werden könne, sondern daß es nicht minder eines Lockmittels bedürfe, um die Mannschaften willig und freudig zu erhalten und seinem Heer die Anziehungskraft auf den großen Werbeplätzen jener Zeit zu erhalten. Als solches diente

ihm der stärkste Faktor in der damaligen Kriegführung, das Geld. Geregelte, nie über Gebühr wie anderwärts verzögerte Soldzahlung, verbunden mit einem in jenen Zeiten unbekannten geordneten Verwaltungsdienst, sicherten dem Soldaten im niederländischen Heere eine weit bessere Lebenshaltung als in den anderen Heeren. Dieser Umstand war es besonders, der den niederländischen Truppen, die auch Moritz noch keineswegs auf landsmannschaftlicher Grundlage hatte aufbauen können, ein Übergewicht selbst über die spanische Armee gab, deren ausgeprägtes Nationalbewußtsein und starkes Zusammengehörigkeitsgefühl häufig doch nicht ausreichten, um ihr trotz ausbleibender Soldzahlungen die Schlagkraft zu erhalten.

Es ist allzu erklärlich, daß Moritz die einschneidenden Reformen, durch die er das Heer der unabhängigen Provinzen aus einer unzuverlässigen, dem eigenen Lande oft mehr als dem Gegner gefährlichen Horde in ein zuverlässiges Kriegsinstrument umbildete, nicht ohne zahlreiche Widerstände durchsetzen konnte. Neben treuen Mitarbeitern fand er in den Vertretern einer älteren, rein praktisch eingestellten Schule im eigenen Lager scharfe Gegnerschaft, die sein Exerziersystem, seine Art, durch Besprechungen und Übungen mit Bleisoldaten die neuen Formen zu verbreiten, als lächerliche Spielereien im innersten verachtete. Schlimmer noch waren die Widerstände, die ihm von denen entgegengesetzt wurden, auf die letzten Endes alles ankam, die regierenden Gewalten in den Niederlanden selbst, die gar zu gern die Hand auf den Geldbeutel legten und die Höhe der Summen bemängelten, die Moritz dem aufblühenden Handel der vereinigten Provinzen zum Schutze des Landes auferlegen mußte. Rechnet man dazu, daß alles, was geschaffen wurde, während eines zwar an Pausen und Unterbrechungen reichen, aber doch ständig fortdauernden Kriegszustandes entstand, so bleibt das Geschick und der unbeirrbare Wille bewunderswert, mit dem Moritz nicht nur Improvisationen und im Drange des Augenblickes geborene Abhilfen, sondern weit mehr als das zu schaffen vermochte. Was er durchsetzte, bedeutet eine Vorwärts- und Aufwärtsentwicklung im gesamten Kriegswesen, die in ihrer Wichtigkeit für Gegenwart und Zukunft es rechtfertigt, wenn auch heute noch mit dem Namen des Oraniers der Beginn einer neuen militärischen Epoche verknüpft wird.

Die taktischen Formen, die Moritz erdachte, die Ausbildung, durch die er sie verwirklichte, die Disziplin, die ihm die Zuverlässigkeit seines Heeres schaffen half, das Offizierkorps und die Unteroffiziere als Rückgrat der Truppe — das alles sind Schöpfungen, die deshalb einen gewaltigen Fortschritt im Heerwesen bedeuten, weil erst sie dem überlegenen Feldherrntum ein im besten Sinne angemessenes Instrument in die Hand

gaben. Es ist bekannt, daß unter den großen Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges mancher sein unmittelbarer Schüler war und daß insbesondere der bedeutendste, am meisten in die Zukunft wirkende unter ihnen, Gustav Adolf, in mehrfacher Beziehung sein Nachfolger, Weiterbilder und Vollender gewesen ist. Was Moritz vornehmlich für die Infanterie geschaffen hat, eine neue wirksame Fechtweise, das übertrug der Schwedenkönig auch auf die anderen Hauptwaffen. Er vertiefte die von Moritz zwar nicht geschaffene, aber doch zum ersten Male wieder in den Mittelpunkt des soldatischen Denkens gestellte Idee der militärischen Pflichterfüllung durch Betonung des staatlichen und nationalen Momentes, ein Gedanke, der erst in den Schöpfungen der großen Hohenzollern und in den Scharnhorstschen Reformen seine Vollendung finden sollte. So spinnen sich vom Lebenswerk des Oraniers unmittelbare Fäden bis in unsere Zeit.

Gustav Adolf.

Von Hauptmann Friedrich Wolf.

Gustav Adolf wurde am 9. 12. 1594 in Stockholm geboren*). Seine Mutter war eine Deutsche, Christine von Holstein. Die Erziehung des Knaben leiteten der schwedische Gelehrte Skytte und der Brandenburger von Mörner. Sein militärischer Lehrer war der Franzose Graf de la Gardie. — 1611 bestieg Gustav Adolf den Thron. Mit ihm übernahm er drei unerledigte Kriege gegen Dänemark, Rußland und Polen, die gemeinsam versuchten, das aufstrebende Schweden zu unterdrücken. Den Dänischen Krieg beendete er 1613 durch den Frieden zu Knäred, in dem er den Dänen ihre Eroberungen abkaufte. Der hierauf erfolgreicher geführte Krieg mit Rußland brachte im Frieden von Stolbowa 1617 Karelien und Ingermanland in den Besitz Schwedens. Am längsten dauerte der Kampf mit Polen. Nach mehrmaligen Unterbrechungen des Krieges stieß Gustav Adolf 1626 bis tief in das unter polnischer Hoheit stehende Preußen vor und kämpfte hier bereits gegen kaiserliche Truppen, die Polen zur Hilfe gesandt waren. In dem durch Frankreichs Vermittlung 1629 zu Altmark auf 6 Jahre abgeschlossenen Waffenstillstand erwarb Gustav Adolf Livland und wichtige preußische Plätze und Häfen.

1618 brach in Deutschland der Religionskrieg aus, in den Gustav Adolf mehrmals eingriff. 1624 versuchte er vergeblich einen Bund der protestantischen Mächte unter seiner Führung gegen Habsburg zustande zu bringen. 1628 unterstützte er das von Wallenstein belagerte Stralsund. Der Waffenstillstand mit Polen gab ihm die Möglichkeit, selbst in diesen Krieg einzutreten. Im Juni 1630 landete er an der Odermündung und eroberte ganz Pommern. Von hier aus ging er im nächsten Jahre nach Mecklenburg und in die Mark vor. Der Versuch, durch einen Stoß oderaufwärts, bei dem er Frankfurt und Landsberg einnahm, Tilly von der Belagerung Magdeburgs abzuziehen, mißlang. Jedoch zwang er Brandenburg zum Bündnis und behauptete sich im befestigten Lager bei Werben gegen Tilly. Der Anschluß Sachsens führte dann zu der entscheidenden Schlacht bei Breitenfeld (17. Sept. 1631), in der Gustav Adolf Tillys Heer vernichtete. Nord- und Mitteldeutschland war in seiner Gewalt. Der anschließende Siegeszug bis an den Rhein und die Alpen machte ihn nach einem zweiten Siege über Tilly bei Rain am Lech (4. April 1632) auch zum Herrn von Süddeutschland. Das Auftreten Wallensteins und die dadurch hervorgerufene Gefahr des Abfalls seiner Verbündeten nötigte ihn im Sommer 1632, sich gegen diesen neuen Gegner zu wenden. Bei Nürnberg trafen sie aufeinander. Gustav Adolf war an Kräften unterlegen, und fast zwei Monate standen sich beide Heere hier in befestigten Stellungen gegenüber. Nach vergeblichen verlustreichen Angriffen zog Gustav Adolf infolge unüberwindlicher Nachschubschwierigkeiten nach Süden ab. Wallenstein folgte nicht, sondern wandte sich nach Sachsen. Gustav Adolf eilte ihm nach und stellte ihn bei Lützen am 6. November 1632 zur Schlacht. Hier fand er, noch nicht 38 Jahre alt, im Kampf den Tod.

*) Lage der wichtigeren Orte siehe Skizze 3 auf Seite 107.

„Ich habe in der Welt keinen anderen Schatz gesucht, als den, die Pflicht des Amtes zu erfüllen, das Gott mir gegeben.“ (Brief Gustav Adolfs an Oxenstierna vom 4.12.1630.)

I.

Der feste Charakter und der sittliche Wille einer Persönlichkeit sind es, nicht wägbare Macht, die in großen Entscheidungen den letzten Ausschlag geben. Das zeigt die Wendung, die Gustav Adolfs Taten in der Geschichte bewirkt haben. Allein mit den Kräften des kleinen Schweden nahm er in den beiden letzten Jahren seines Lebens den Kampf auf gegen die größte Macht seiner Zeit, das katholische Habsburg, entriß ihm den sicheren Sieg und rettete den Protestantismus vor dem Untergang. In der kurzen Spanne Zeit, die ihm zum Wirken vergönnt war, reihte Gustav Adolf seinen Namen ein in die Zahl „jener ungeheuren Herrscher-Feldherren, von denen die Weltgeschichte bis jetzt nur die Hälfte eines Dutzend zu nennen vermag*).

Hochgewachsen, blond, blauäugig, voll menschlicher Hoheit und Adel der Seele, in edler Würde und gewinnendem Wesen trägt das Bild dieses nordischen Königs der Schweden und Goten die idealen Züge des germanischen Helden. Germanisch war auch der Charakter seines Volkes, seines Geschlechtes, war das Königtum der Wasas.

Im kargen Norden wuchs dieses Bauernvolk heran unverweichlicht, einfach, trotzig, tatenfroh, dabei gemütstief und empfänglich in Herz und Geist. Im Kampf gegen die dänische Fremdherrschaft erwarb das Geschlecht der Wasas, hervorragend durch eine Fülle von Begabungen, das Volkskönigtum, das durch einen nationalen Gedanken getragen, von ganz anderer Art war, als die übrigen auf dynastischer Grundlage beruhenden Monarchien dieser Zeit. Diese schwedische Erhebung war auf das engste verknüpft mit dem Siege des Protestantismus, mit dem deutscher Geist bildend und herrschend einzog. Hier, wo hinfort dieser Glaube ein Stück der staatlichen Freiheit bedeutete, gewann das Luthertum wieder seinen streitbaren Charakter.

Auf diesem Grunde steht die Persönlichkeit Gustav Adolfs.

Er erbte alle die reichen Anlagen seines Stammes. Der körperlich und geistig überaus begabte Knabe, Sohn eines strengen, vortrefflichen Vaters und einer stolzen, hochgebildeten Mutter, erhielt eine ausgezeichnete Herrschererziehung. Von der ersten Jugend an wurde er abgehärtet, schon der Vierjährige wurde ins Feldlager mitgenommen. Der Vater, von

*) Graf Yorck v. Wartenburg, Weltgeschichte in Umrissen.

dem er kühne Tatkraft und kühles Urteil erbte, sorgte von früh an für die Unterweisung des künftigen Königs in seinen Pflichten. Vom zehnten Lebensjahre ab mußte er Beratungen beiwohnen, als Fünfzehnjähriger in der Verwaltung einer Provinz arbeiten. Seine Bildung war nicht nur für jene Zeit ungewöhnlich vielseitig. Außer Schwedisch und Deutsch beherrschte er vier Sprachen und verstand mehrere andere. Er besaß eine umfassende Geschichtskenntnis, hatte hohes technisches Verständnis und liebte die Künste, vor allem die Musik. Sein Denken umfaßte den ganzen Kreis des gesamten Lebens seiner Zeit.

Mit der Ausbildung der reichen Begabung des frühreifen Knaben war eine vortreffliche Erziehung der sittlichen Anlagen seines Charakters verbunden. Ihre Grundlage war ein frommer Glaube. Als Protestant geboren und erzogen, war Gustav Adolf von der Wahrheit dieser Lehre überzeugt. Dabei erfaßte ihn aber mehr die religiöse als die konfessionelle Seite des Glaubens. Frei von Frömmelei und Fanatismus hat er später niemals Bekehrungsversuche unternommen, er hat im Gegenteil in fremden Landen die Ausübung des katholischen Gottesdienstes geschützt. Lebendige Gottesfurcht stärkte seinen Tatenmut. Er war von dem Gefühl erfüllt, ein von Gott beauftragter Vorkämpfer des evangelischen Glaubens zu sein. Auf diesem starken religiösen Gefühl beruhte auch die Festigkeit seines Charakters, die hohe Auffassung seiner Herrscherpflichten und die Reinheit seiner Sitten. Eine tiefe Neigung zur schwedischen Gräfin Ebba Brahe opferte er den politischen Interessen seines Landes und heiratete die ungeliebte Eleonore von Brandenburg, der er trotz der inneren Leerheit dieser Ehe nie untreu gewesen ist. Dabei war er ein tief empfindender und leidenschaftlicher Mensch, oft jähzornig, aber stets bereit, ein Unrecht wieder gutzumachen. Es ist das Gewinnende an seiner Erscheinung, daß sein Wesen so viele Züge trägt, die auch unser Gemüt beschäftigen.

Tatendurst und Streben nach Ruhm, verbunden mit geistiger Überlegenheit und königlicher Würde seines Wesens, ließen ihn unbedingten Gehorsam und begeisterte Gefolgschaft finden. In seltenem Verein besaß Gustav Adolf alle jene Eigenschaften, die den großen Menschen, Staatsmann, Feldherrn und König kennzeichnen. Er zeigte sie schon als Jüngling in so hohem Maße, daß sein Vater voll Hoffnung und Vertrauen auf den heranwachsenden Sohn hinwies mit den Worten: „ille faciet“ — der wird es schaffen!

Er hinterließ dem erst siebzehnjährigen Gustav Adolf das von Kriegen und inneren Wirren erschöpfte Schweden in äußerster Not. Die Dänen standen mitten im Lande, ein Teil des schwedischen Heeres kämpfte in

Rußland, Krieg mit Polen stand vor der Tür. Gustav Adolf bestieg den Thron, wie er in der Leichenrede für seinen Vater sagte „mit zwei leeren Händen", aber er wurde dieser schweren Aufgabe Herr mit den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen. Inmitten von fast ununterbrochenen Kriegen gelang es Gustav Adolf, seinen Staat im Innern zu festigen. Weiterbauend auf den Anfängen, die die ersten Wasas gelegt hatten, schuf er die Grundlagen, die es ihm erst möglich machten, mit den Kräften seines kleinen Landes eine große europäische Politik zu führen. Er vollendete die einheitliche Verwaltung und ständische Gliederung des Staates. Den bis dahin noch teilweise widerstrebenden Adel zog er zum Dienst der Krone heran und erweckte in ihm staatlichen Sinn und soldatische Tradition. Er sicherte seinem Volke eine unparteiische Rechtspflege und verstand es, zahlreiche Gegensätze zu beseitigen, so daß Bauern, Bürger und Adel zu gleichen Teilen bereitwillig und treu alle Lasten der Kriege trugen. Er gab seinem Lande eine neue Wehrverfassung, indem er ein nationales Volksheer schuf. Diese Reformen gaben Schweden eine überlegene innere Stärke. So war es die Persönlichkeit Gustav Adolfs, die alle Kräfte seines an Zahl und Reichtum geringen Volkes einte, die Schweden zur Großmacht emporhob.

Die Idee, die ihn erfüllte, war die Gründung eines die Ostsee umspannenden schwedischen Großreiches. Sie trägt Licht und Einheit in alle seine Unternehmungen. Zwar gebührt seinem Kanzler und einzigen Vertrauten Oxenstierna, der, von gleichem Streben erfüllt, ihm zur Seite stand, ein Teil des Verdienstes, daß dieses Ziel erreicht wurde. Er war aber nicht der Führende. Dieser kluge, vorsichtige Politiker, dessen Ratschläge oft im Gegensatz zu der wagenden Kühnheit Gustav Adolfs standen, hat es selbst bezeugt, und es geht auch daraus hervor, daß nach dem Tage von Lützen die Persönlichkeit des Königs fehlte, die Feldherrntum mit staatsmännischer Einsicht verband.

Mit klarem Überblick hielt Gustav Adolf die Zusammenhänge der europäischen Politik im Auge, mit genialem Scharfblick entwarf er seine Pläne und führte sie durch. Meisterhaft benutzte die schwedische Diplomatie die damaligen Verhältnisse, sie knüpfte Verbindungen an mit allen, selbst mit weit entlegenen Staaten, wie Savoyen und Siebenbürgen. Alle Beziehungen politischer, religiöser und verwandtschaftlicher Art machte Gustav Adolf seinen Zielen nutzbar. Auch seine Heirat stand hiermit im Zusammenhang. Es war ein wenn auch mißglückter Versuch, Unterstützung gegen Polen und Einfluß in Preußen zu gewinnen.

In geschickter Weise wußte Gustav Adolf die öffentliche Meinung

daheim und draußen in seinem Sinne zu beeinflussen. Seine Reden und Schreiben an den schwedischen Reichsrat kehren in mitreißender Wucht die Gedanken hervor, die dem Volke verständlich waren und Begeisterung entflammten. Durch Flugschriften, die damalige Presse, die er später namentlich in Deutschland verbreiten ließ, gewann er großen Einfluß auf die Stimmung der Bevölkerung und setzte sie, wie seine Gegner berichten, „völlig in Rebellion". Kurz, er versäumte kein Mittel, um seine Pläne vorzubereiten.

Das Streben nach der Ostseeherrschaft führte zwangsläufig über die Kämpfe mit Dänemark, Rußland und Polen in den Deutschen Krieg. Bei Gustav Adolfs Regierungsantritt drohte die Vereinigung der drei nordischen Gegner. Aus dieser Notlage befreite er sich durch einen unter harten Bedingungen von Dänemark erkauften Frieden. Das steigerte in Schweden noch den Haß gegen den alten Unterdrücker. Später bot sich Gustav Adolf manche Gelegenheit zur Rache, aber sein großes Ziel fest im Auge, hat er sie nie ausgenutzt. Den Russischen Krieg beendete er nach militärischen Erfolgen unter Ausnutzung der dortigen Thronwirren. Die seinem Hause angebotene Zarenkrone lehnte er ab, weil diese Verbindung ihn von seinem Ziele abgezogen hätte. Mit der Erwerbung der Küstenländer schloß er Rußland von der Ostsee ab und begründete damit Schwedens nordische Vormachtstellung. Zugleich gewann er Rußland als Bundesgenossen in dem nun mit aller Kraft geführten Krieg gegen Polen, der ihm später Livland und einzelne preußische Ostseehäfen einbrachte.

Bewußt trat Gustav Adolf schon im Polnischen Kriege in den Kampf gegen die große katholische Mächteverbindung, an deren Spitze Habsburg nach der Universalmonarchie strebte. Als der deutsche Norden und Dänemark Habsburg zu Füßen lag, als dieses Polen unterstützte, als man Wallenstein zum „Admiral des Baltischen Meeres" ernannte und versuchte, mit spanischer Hilfe eine kaiserliche Flotte in der Ostsee zu bilden, da waren nicht nur Schwedens Machtpläne, da waren seine Freiheit, sein Glaube und der Thron der Wasas erneut bedroht. Gustav Adolf hatte die kommenden Gefahren vorausgesehen. Er hatte sich vergeblich bemüht, die noch freien protestantischen Mächte Europas im Bunde gegen Habsburg zu einen. Die politische Niederlage, die er erlitt, als die endlich zustande gekommene Koalition an seiner Stelle Dänemarks Partei wählte, machte ihn nicht an seinem Ziele irre. Er trug seinen Krieg gegen Polen aus den Ostseeprovinzen nach Preußen hinüber und hatte mehrmals die Absicht, von hier aus selbst gegen Österreich vorzugehen. Als Dänemarks Zusammenbruch seinen Plan zunichte machte, bot er diesem Hilfe an,

unterstützte Wallenstein gegen Stralsund, und als endlich der Waffenstillstand mit Polen ihm freie Hand gab, da unternahm er allein den Deutschen Krieg.

Wenn auch als Siegespreis die Erwerbung Pommerns winkte, die Schwedens Ostseeherrschaft vollenden sollte, so trieb den König doch nicht reine Eroberungssucht. Er war sich vielmehr der Schwere dieses Krieges bewußt. Kein Feind stand mehr gegen das allmächtige Habsburg im Felde, der Protestantische Bund war zerfallen. Gustav Adolf hatte nicht eine europäische Macht, nicht einen deutschen Fürsten zum Verbündeten. In ähnlicher Lage wie Friedrich der Große vor dem Siebenjährigen Kriege konnte er der unvermeidlich herannahenden Gefahr am besten mit Aussicht auf Erfolg begegnen, wenn er den Feind angriff. Nur so war auch die Rettung des Protestantismus in Deutschland möglich, die ihm am Herzen lag und zugleich für Schweden eigenste Lebensfrage war. Im Geiste Gustav Adolfs war beides, Religion und Politik, untrennbar verbunden.

Im ersten Jahre dieses Krieges, das seinen politischen Hoffnungen nur Enttäuschungen brachte, zeigte sich wieder die Beharrlichkeit, mit der er an seinen Plänen festhielt. Von den deutschen evangelischen Fürsten wurde er nicht als Retter empfangen, erst Zwang und Not brachten später Brandenburg und Sachsen zum Anschluß. In dieser Zeit stellte jeder Rückschlag für Gustav Adolf den Erfolg des ganzen Unternehmens in Frage. Aber in den Verhandlungen mit Frankreich, die dann zum Abschluß eines Subsidienvertrages führten, gab er keiner Forderung nach, die irgendeinen französischen Einfluß auf die Kriegführung gestattete. Er wagte es, diesen einzigen, schwer gewonnenen Verbündeten in seinen Schranken zu halten.

Der entscheidende Sieg bei Breitenfeld schlug dann auch politisch die Bresche. Der anschließende Triumphzug, der ihn auf den Gipfel seiner Macht führte, konnte in ihm Pläne wach werden lassen, die weit über seine bisherigen Ziele hinausgingen. Aber nicht der Kaiserkrone galt sein Streben. Nur in kurzen Stunden des Überschwanges hat er wohl einmal mit diesem Gedanken gespielt. Er blieb immer der König von Schweden. „Auf meinem Staate da unten ruhen alle meine Erfolge", sagte er in den Tagen von Mainz, als Friedensverhandlungen schwebten. Er wußte, die deutsche Ostseeküste war ihm nicht mehr zu nehmen. Seinen Einfluß in Deutschland suchte er zu sichern durch Bildung eines Bundes der protestantischen deutschen Staaten unter seiner Führung, der beide Teile gegen Habsburg schützte.

Diese Gedanken waren es auch, die dann nach den ergebnislosen Kämpfen bei Nürnberg den Staatsmann einen verhängnisvollen Sieg

über den Feldherrn erringen ließen, als er Wallenstein nach Sachsen folgte, anstatt auf Wien zu ziehen, wie er zuerst wollte. Wider seine innere Natur und gegen Oxenstiernas Rat verwarf er den kühneren Plan. Damals bestimmte ihn allein der Gedanke der Verteidigung seines Reiches und seiner Pläne, die er, seinen Verbündeten mißtrauend, in Gefahr sah. Es ist das einzige Mal, daß wir Gustav Adolf in seinen Entschlüssen unsicher sehen. Es war sein tragisches Schicksal, daß dieses Schwanken des Staatsmanns den Feldherrn in den Tod führte.

Gustav Adolfs bleibenden Ruhm hat in erster Linie der Krieg geschaffen, er war das eigentliche Element seines Genies. Seine ganze Veranlagung hatte Gustav Adolf von Jugend auf zu soldatischen Dingen besonders hingezogen, denn inmitten von Kriegen war er aufgewachsen. Wilhelm von Oranien war sein Vorbild. Immer wieder studierte er die Kriege der großen Feldherren des Altertums. Der erst durch ihn geschaffenen schwedischen Wehrmacht galt während seiner Regierungszeit stets seine vornehmste Sorge.

Die ersten Lorbeeren errang er noch unter seinem Vater bei kleineren Unternehmungen gegen die Dänen. Seine Siege über die Russen und die Erfolge der zwölf Jahre langen Kämpfe gegen die Polen ließen Europa auf den jungen Schwedenkönig aufmerksam werden. Wenn der Verlauf dieser Kriege auch keine großen entscheidenden Schlachten und Operationen zeigt, so waren sie doch die Schule, in der Gustav Adolf sein Heer erzog, aus der er selbst hervorging als der erste Feldherr seiner Zeit.

Die Größe seiner Pläne wurde oft, namentlich zu Beginn des Deutschen Krieges, gehemmt durch die politischen Verhältnisse, die ihm nicht gestatteten, seine eigenen Kräfte ganz einzusetzen, denn die feindselige Haltung Dänemarks zwang ihn, die Hälfte seines Heeres dauernd zur Sicherung seines Landes zurückzulassen. Nur mit 13 000 Mann landete Gustav Adolf an der Odermündung zum Angriff gegen das mächtige Habsburg. Ohne Verbündete konnte er daher den großen Plan, den er früher für die protestantische Koalition entworfen hatte, gleichzeitig mit fünf Armeen von Bremen bis Kolberg auf Mitteldeutschland vorzugehen, nicht ausführen. In einer äußerlich unscheinbaren Operation, die später Napoleons Bewunderung hervorrief, nahm er Schritt für Schritt vordringend die pommerschen festen Plätze, stellte die Verbindung mit seinem preußischen Besitz her und schuf sich so eine Basis für sein Vorgehen. Er folgte dem weichenden Gegner und beherrschte nach einem Jahre das Gebiet zwischen Elbe, Havel, Spree und Warthe. Eine Entscheidung, die diesen Besitz sicherte, war aber noch nicht gefallen; sie zu suchen, fehlte es Gustav

Adolf an Kräften. Die verfrühten Unternehmungen seiner wenigen Anhänger, wie Magdeburgs und des Herzogs von Lauenburg, waren gescheitert und Brandenburg hielt nur Zwang an seiner Seite. In dieser Lage bezog er ein befestigtes Lager bei Werben, von dessen Wällen Tillys doppelt so starke Streitmacht wieder abzog, ohne einen ernsthaften Kampf zu wagen.

Nur notgedrungen gab jetzt Gustav Adolf den Gedanken, weiter vorzugehen, vorübergehend auf. Das zeigen seine Pläne, von Werben aus gegen die Weser vorzustoßen, und die Fortführung der Verhandlungen mit den deutschen Fürsten. Der Anschluß Sachsens, den Tillys drohende Haltung verursachte, führte dann den Umschwung herbei. Nach der Vereinigung mit den sächsischen Truppen war Gustav Adolf Tilly an Kräften gewachsen, aber noch nicht entschlossen, die Entscheidung zu wagen. Das Drängen Sachsens zum Entsatz des belagerten Leipzig führte schließlich zu der Schlacht bei Breitenfeld, in der Gustav Adolf Tillys Heer vernichtete.

Bis dahin hatte Gustav Adolf den Krieg ganz im Stile seiner früheren Feldzüge geführt, vorsichtig sich stets den Weg zur Küste offenhaltend. Wenn er auch immer tatkräftig verfuhr und an entscheidenden Punkten mit überraschender Schnelligkeit angriff, so hatte er es doch bisher vermieden, seine Kräfte in offener Feldschlacht aufs Spiel zu setzen. Bis zur Schlacht bei Breitenfeld hatte der Krieg daher einen defensiven Grundzug. Jetzt änderte sich Gustav Adolfs Verhalten. Sein Selbstgefühl hob sich und steigerte seine Kühnheit. Der ganze Krieg erhielt ein anderes Gepräge. In ungehemmtem Siegeszuge zog er den Main hinab und stand drei Monate nach Breitenfeld am Rhein. Der Zweck dieses Zuges war, die Kräfte der katholischen Fürsten Süddeutschlands, die stärksten, die noch gegen ihn im Felde standen, niederzuwerfen und den Frieden zu erzwingen. Gleichzeitig sollten seine Generale Tott und Banér gegen Westdeutschland und die sächsischen Truppen gegen Böhmen vorgehen. Der Kriegsschauplatz erweiterte sich über ganz Deutschland. Dreimal — bei Rain am Lech, bei Nürnberg und bei Lützen — suchte er im folgenden Jahre die Schlachtentscheidung.

Nur das militärische und politische Versagen seiner Verbündeten ließ diese groß angelegte Operation nicht zum Erfolge führen und verhinderte den schon angebahnten Frieden. In dem unzuverlässigen Verhalten Sachsens lagen die Gründe, die Gustav Adolf zu dem ergebnislosen Kampf bei Nürnberg zwangen, die ihn um den Preis aller seiner Erfolge in Süddeutschland brachten und ihn endlich nach Lützen führten. Gewillt, den Mißerfolg von Nürnberg auszugleichen, zog er hier alle verfügbaren Kräfte zusammen. Aber das Fehlen der Sachsen ließ es auch bei Lützen wiederum nicht zur Entscheidung kommen.

Allein die Persönlichkeit Gustav Adolfs war es, die den Zusammenhalt der Koalition und die Einheit der Kriegführung verbürgte. In seinem Willen verbanden sich die Fäden des Ganzen. Vor der Majestät seines Auftretens beugten sich, wenn auch widerwillig, die deutschen Fürsten. Nach seinem Tode fiel dies alles völlig auseinander.

Das Beispiel Gustav Adolfs zeigt, welchen Einfluß die Persönlichkeit eines großen Mannes auf die Völker auszuüben vermag. Vom Beginn seiner Regierung an ging mächtig anschwellend ein Gefühl nationaler Begeisterung durch Schweden. Der hohe Schwung, den er seinem Volke gab, überlebte lange Zeit seinen Schöpfer. Diese Begeisterung ging auch auf das evangelische deutsche Volk über, dem er als Erlöser und nationaler Held erschien. Die Macht seines Wesens gewann ihm selbst die Herzen der katholischen Bevölkerung. Die Person des Königs gab seiner buntgemischten Armee ein Ideal, durch das sie sich weit über die anderen Heere dieser Zeit erhob. Tilly sagte von ihr: „Seine Armee aus Schweden, Deutschen, Livländern, Finnländern, Schotten und Engländern ist zu einer einzigen Nation gemacht durch blinden Gehorsam." — Nach Lützen behielt man die Leiche des Königs im Lager, weil durch ihre Gegenwart allein die Truppen zusammengehalten werden konnten.

Das Geheimnis dieser sieghaften Persönlichkeit lag in der Lauterkeit seines Charakters und in der Entschlossenheit, mit der er, sich selbst stets einsetzend, mannhaft gerade auf seine Ziele zuging. Die Worte, die er 1630 in Stettin zu den brandenburgischen Gesandten sagte: „Was ist das für ein Ding, Neutralität? — Ich verstehe es nicht, Freund oder Feind — ein Drittes gibt es nicht!" entsprechen seinem ganzen Denken. — Sein kühner Mannesmut mied keine Gefahr. Er führte ihn immer wieder in die vordersten Reihen der Kämpfer. So fand er, wie er oft vorhergesagt hatte, den Tod in der Schlacht.

Sein Zeitgenosse Philipp Bogislav Chemnitz zeichnet das Bild seiner Heldengestalt mit den Worten:

„Auf sonderbare Weise vereinigt er die Freiheit der Untertanen und des höchsten Regimentes Majestät. Er war in Kriegen ein Held. In deliberation vorsichtig, in resolution hurtig. Mit Herz und Mut unverzagt, mit der Faust tapfer. Beides, zu Kommandieren und Fechten bereit. Und solchergestalt ein rechtes Exemplar, nicht nur eines hohen, verständigen Kriegshauptes, sondern eines tapferen, unerschrockenen Soldaten."

II.

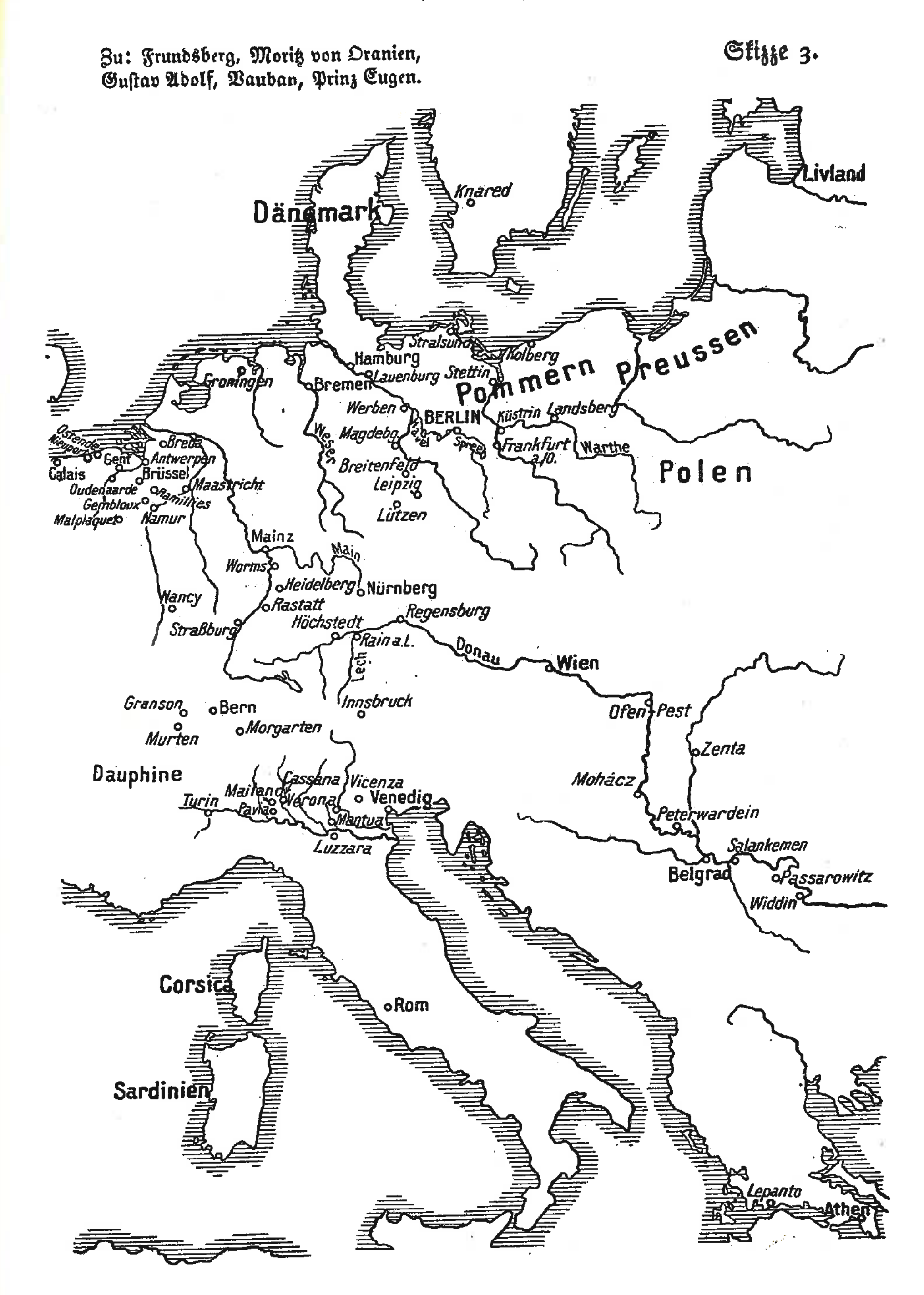
Die geschichtliche Bedeutung Gustav Adolfs liegt nicht allein in den Wirkungen, die sein Eintreten für den Protestantismus gehabt hat, und darin, daß er Schwedens Großmachtstellung begründete. Mit ihm setzte sich auch eine neue Epoche der Kriegskunst fort, die mit Moritz von Oranien ihren Anfang genommen hatte. Das von Gustav geschaffene schwedische Volksheer, in Wehrverfassung und Geist, Bewaffnung und Taktik grundlegend von den bis dahin gebräuchlichen Söldnerheeren verschieden, bezeichnet die Wende vom Landsknechtwesen zum nationalen Heere der Neuzeit und damit eine Änderung in dem Wesen des Krieges überhaupt.

Unter die Fahnen der Söldnergenerale führte hoher Sold und Aussicht auf Beute Geworbene aus allen Ländern. Der alte Standesstolz der „frommen Landsknechte" war verschwunden, nur strenge Kriegsgesetze hielten diese Truppen zusammen. Der Krieg war ihnen zum Handwerk und Selbstzweck geworden. Für die Führer galt häufig das gleiche. Von ihrem Willen hing der Gang und die Dauer des Krieges oft mehr ab als von den kriegführenden Fürsten. Die Söldnerheere hatten keinerlei innere Beziehung zu dem Staat, dem sie dienten.

Auch das Heer Gustav Adolfs bestand in den späteren Jahren zum größeren Teil aus geworbenen Söldnern. Den festen Kern aber, der ihm das Gepräge gab, bildeten die schwedischen Truppen, die aus ausgehobenen Söhnen des schwedischen Volkes bestanden. Unter Gustav Adolf entstand zum ersten Male eine Armee, die tief im Leben des Volkes wurzelnd, diesem schon durch ihr Vorhandensein ein festeres Gefühl der Zusammengehörigkeit und Staatsbewußtsein gab. Bisher hatte in Schweden nur für den Adel die Pflicht zur Heeresfolge bestanden. Aus ihm bildete Gustav Adolf sein Offizierkorps, dem er eine bevorzugte Stellung im Staate und eigene Vertretung auf dem Reichstage gab. In der von ihm eingeführten Wehrpflicht des ganzen Volkes wurde der Gedanke der altgermanischen Gefolgschaft wieder lebendig. Stammrollen aller Männer von 15 bis 60 Jahren wurden durch die Pfarrer geführt. Jeder zehnte Mann wurde bei den durch königliche Kommissare abgehaltenen Musterungen ausgehoben. Zum ersten Male wurden damals in Schweden regelmäßig bestimmte Teile der Zölle und Steuern zur Unterhaltung des Heeres verwendet. Im Jahre 1630 betrugen die Ausgaben für die Wehrmacht mehr als 70 v. H. des Haushaltes. Die Leistungen Schwedens überstiegen in dieser Zeit das Aufgebot Preußens in den Befreiungskriegen.

Zu: Frundsberg, Moritz von Oranien, Gustav Adolf, Vauban, Prinz Eugen.

Skizze 3.



Die Einführung dieser Wehrverfassung ermöglichte eine feststehende Gliederung des Heeres, die man bis dahin nicht gekannt hatte. Acht Kompanien, die in je sechs Rotten eingeteilt waren, bildeten ein Regiment von 1200 Mann. Die Reiterei war in Kornetts zu 150 Pferden gegliedert. Die taktischen Einheiten des schwedischen Heeres waren erheblich geringer an Stärke, aber größer an Zahl als die Verbände der Söldnerheere. Diese Truppen erreichten unter Gustav Adolf, nach niederländischem Vorbilde einexerziert, einen so hohen Grad der Ausbildung, daß ein Zeitgenosse von ihnen bewundernd berichtete: „Ein schwedisches Regiment ist wie ein Körper, eine Bewegung, eine Hand."

Diese innere Stärke des Heeres beruhte in erster Linie auf der landsmannschaftlichen Zusammensetzung der Verbände. Der Gedanke, daß es seinem König diente und für sein Vaterland kämpfte, begeisterte es und gab ihm einen sittlichen Ernst, den die Söldnerheere nicht kannten. Die 1621 von Gustav Adolf für das schwedische Heer aufgestellten Kriegsartikel sind in dieser an die härtesten Strafen gewöhnten Zeit ein Zeichen hoher Humanität. Selbst von der Kraft des Glaubens überzeugt, sah Gustav Adolf in der Pflege des religiösen Sinnes ein wesentliches Mittel zur Hebung und Erhaltung des Geistes seiner Truppen. Durch ihre auf sittlichem Grunde beruhende Mannszucht unterschieden sich die schwedischen Truppen zu Lebzeiten Gustav Adolfs rühmlich von den anderen Armeen dieser Zeit.

Auch in der Art seiner Bewaffnung war das schwedische Heer eine neue Erscheinung. Bisher hatten Harnisch und blanke Waffe den Vorrang behauptet. Gustav Adolf begann die Feuerwaffen zu bevorzugen und zu vermehren. Die Verbesserung der Gewehre und Geschütze war zum Teil sein persönliches Verdienst. Die Musketen wurden leichter, die Gabel fiel fort, an Stelle des Luntenschlosses wurde das Steinschloß eingeführt. So war eine erheblich schnellere Feuerfolge möglich. Die Pikeniere, die bis dahin den Hauptteil der Infanterie gebildet hatten, sanken zur Hilfswaffe der Musketiere herab. Für den Nahkampf wurde die Schweinsfeder eingeführt, der Vorläufer des Bajonetts.

Entscheidend wurde die Umgestaltung der Artillerie durch Gustav Adolf für die weitere Entwicklung dieser Waffe. Sie erlebte den ersten Fortschritt seit ihrer Einführung zur Zeit Karls V. Die Beweglichkeit, Tragweite und Feuergeschwindigkeit der Geschütze wurde gesteigert. Außerdem erhielt jedes Infanterie-Regiment zwei leichte Kanonen, die von einem Pferd oder zwei bis drei Mann gezogen werden konnten. Bei diesen Geschützen wurden bereits Kartuschen verwendet.

Gustav Adolf bildete ferner besondere Minier-, Schanz- und Brückenbauabteilungen, auch die Reiterei war im Brückenschlag ausgebildet; er schuf vortreffliche Einrichtungen für die Heeresverpflegung und das Sanitätswesen. Er begann mit der Uniformierung der Truppen und gab ihnen eine besondere Winterbekleidung.

Die neue Art der Gestaltung seines Heeres und die starke Vermehrung der Feuerwaffen führten Gustav Adolf zu einer neuen Taktik. Bisher beruhte sie, dem Charakter der Söldnerheere entsprechend, vornehmlich auf der Massenwirkung. Dichtgedrängt bildete die Infanterie das Zentrum der Schlachtordnung. Sie stand entweder zehn Glieder tief oder in Pikenierkarrees von fünfzig Mann Front, an deren Ecken Musketierabteilungen eingegliedert waren. Die Artillerie wurde in großen unbeweglichen Batterien aufgestellt, die Kavallerie in dichten Vierecken auf den Flügeln. Diese massierten Haufen besaßen unwiderstehliche Wucht im Angriff, zähe Beharrlichkeit in der Abwehr. Ihre Schwerfälligkeit machte aber eine taktische Führung im Kampfe fast unmöglich. Nach anhaltendem Feuer der Geschütze und Musketen platzten die Massen aufeinander, ein wildes Handgemenge entschied die Schlacht.

Die kleineren, aber zahlreicheren und beweglicheren Einheiten des schwedischen Heeres, ihre bessere und stärkere Bewaffnung ermöglichten Gustav Adolf eine neue Art der Kampfführung, die auch dem Willen des Führers einen fortdauernden Einfluß auf das Gefecht ermöglichte. Im Gegensatz zu der massierten Aufstellung und Fechtweise der Söldnerheere und der starren Sonderung ihrer einzelnen Waffen beruhte die Taktik Gustav Adolfs auf der Vermischung der Waffengattungen in Kampfgruppen.

Die Gefechtsform des schwedischen Infanterie-Regiments ermöglichte eine leichte Entwicklung der einzelnen Abteilungen nach allen Seiten. Die Musketiere standen in breiter Feuerfront nur drei Glieder tief und waren so in der Lage, in schneller Folge gliederweise oder mit allen drei Gliedern gleichzeitig zu feuern. Die große Frontbreite dieser flachen Aufstellung ermöglichte es Gustav Adolf, sich in einem zweiten Treffen eine starke Reserve zu bilden.

Seine Reiterei war an Beweglichkeit den großen Schwadronen seiner Gegner überlegen. Das Karakolieren, ein plänkelndes Feuern mit Pistolen vor dem Angriff, wodurch dieser seinen Schwung verlor, schaffte Gustav Adolf ab und stellte die alte Form der Attacke wieder her. Die zahlenmäßige Schwäche seiner Kavallerie glich er dadurch aus, daß er ihr, ebenso wie der Infanterie, leichtbewegliche Geschütze zuteilte und in die Zwischenräume

der Verbände Musketierabteilungen eingliederte. Ihre Salven empfingen den Feind, dann brach die Kavallerie los; wurde sie geschlagen, kam der folgende Feind wieder in das Feuer der Musketen.

Die leichte Artillerie fand ihre Aufgaben im engen Anschluß an die anderen Waffen. Gustav Adolf versuchte auch die schwere Artillerie, namentlich in Form von maskierten Batterien, mit ihnen in Verbindung zu bringen.

In unermüdlicher Arbeit hat Gustav Adolf sein Heer in langen Kriegsjahren in dieser Richtung fortschreitend weitergebildet. Bei Breitenfeld trafen die beiden grundverschiedenen Systeme der schwedischen und spanischen Taktik zum ersten Male aufeinander. Die Schlacht zeigt deutlich ihre Gegensätze. Tillys Truppen standen in günstigerer Stellung auf einem Höhenzuge, Sonne und Wind im Rücken. Ihnen gegenüber waren die Schweden aufmarschiert, deren linken Flügel die Sachsen bildeten. Gleich zu Beginn des Kampfes gelang es Gustav Adolf, die Nachteile seiner Stellung dadurch etwas auszugleichen, daß er unter kleineren Plänkeleien seine Armee nach rechts abzog und hier nun Tillys Stellung überragte. Es kam zuerst zum Kampf dieser Flügel, in dem die Schweden siegten. Gleichzeitig war Tillys Zentrum, auf beiden Seiten von Kavallerie flankiert, von den Höhen herab zum Angriff angetreten. Der Stoß traf die Sachsen, schlug sie in die Flucht und faßte die entblößte schwedische Flanke. Der linke Flügel der Schweden schwenkte zurück in eine neue Front gegen diese Bedrohung. Zu seiner Unterstützung führte Gustav Adolf zwei neue Brigaden aus dem zweiten Treffen heran, wodurch der Angriff des kaiserlichen Zentrums zum Stehen kam. Durch weiter herangeholte Verstärkungen wurde nun auch Tillys rechter Reiterflügel zurückgeschlagen. Auf beiden Seiten umfaßt, wurde sein Zentrum durchbrochen und vernichtet. Trotz der anfänglichen Niederlage seines linken Flügels errang Gustav Adolf so einen entscheidenden Sieg durch seine überlegene Führung und die höhere taktische Schulung seiner Truppen. Sie ermöglichte ihm während des Kampfes zweimal eine Veränderung seiner Aufstellung. Den leichtbeweglichen, schnellfeuernden Linien der Schweden und der Verbindung von Musketenfeuer mit Reiterangriff erlagen die Gewalthaufen der kaiserlichen Söldner.

Wenn die späteren Kämpfe, mit Ausnahme der Schlacht bei Rain am Lech, nicht mehr so deutlich wie Breitenfeld die Überlegenheit der schwedischen Kampfführung zeigen, so lag dies daran, daß das Heer Gustav Adolfs durch die starken Söldnerwerbungen seinen ursprünglichen Charakter verloren hatte. Bei diesen Truppen konnte sich seine neue Taktik nicht voll

auswirken. Der Angriff auf die befestigte Stellung bei Nürnberg bot auch keine Möglichkeit, ihre Vorteile auszunutzen. Ihr Sieg über die bisherige spanische Kampfesweise war aber entschieden.

Die ganze Art seiner beweglichen Kriegführung unterscheidet Gustav Adolf von seinen Vorläufern und Zeitgenossen. Die überwiegende Verwendung der Feuerwaffen, das stehende Volksheer, sowie die aus der Verbindung dieser beiden Elemente sich ergebende neue Taktik sind die Grundlagen, auf denen das Kriegswesen der Neuzeit beruht.

Drake.

Von Oberleutnant zur See Herbert Nimz.

Francis Drake wurde im Jahre 1544 als Ältester von zwölf Geschwistern geboren. Sein Vater, Edmund Drake, war damals Laienprediger in der kleinen, protestantischen Gemeinde von Tavistock in Devonshire*). 6 Jahre später ließ sich die Familie auf der Insel St. Nicholas im Hafen von Plymouth nieder. Edmund Drake wurde dann „Gebeteleser der Kgl. Marine" in Chatam. Dort verlebte Francis Drake mehrere Jahre seiner Kindheit, bis er mit 12 Jahren Schiffsjunge auf einem Kanalküstenkreuzer wurde.

Durch den Tod des Kapitäns wurde er selbst Führer des Fahrzeugs. Er trat dann in die Dienste seiner beiden Vettern, der Kapitäne John und William Hawkins, die Reeder, Kaufleute und Kaperführer zugleich waren. Nach Erledigung zweier Erkundungsfahrten nach Westindien ging Drake 1572 erneut in jene Gewässer. Nach mehreren Mißerfolgen gelang es, einen Goldtransport auf der Landenge von Panama abzufangen, und unter Wegnahme zahlreicher Prisen nach einjähriger Abwesenheit nach England zurückzukehren. Ein eigenartiger Zufallserfolg von großer kultureller Bedeutung war hierbei die Entdeckung der Kartoffel als Nahrungsmittel. Sie wurde durch Drake von Westindien nach Europa gebracht.

In den nächsten Jahren lebte Drake in England. Er trieb Studien über Politik und Geographie und beteiligte sich an einem Kriegszug gegen Irland. 1577 verwirklichte er seinen Plan, zum Stillen Ozean zu gehen, um dort Beute zu machen. 1578 erreichte er nach Durchsteuerung der Magellanstraße mit seinem Flaggschiff „Golden Hind" den Stillen Ozean. Er plünderte zahlreiche Häfen der südamerikanischen Küste und nahm wertvolle spanische Schiffe weg. Nach Durchquerung der Südsee kehrte Drake mit reicher Beute nach England zurück.

1585 unternahm er einen neuen Seezug, der ihn mit 20 Kriegsschiffen und 2000 Mann nach den Kanaren, Kap Verde, San Domingo und Südamerika führte. 1586 wurde Drake „Admiral auf den Meeren" und Führer einer Flotte von 23 Schiffen. Um die Vorbereitungen zu dem geplanten Zug der spanischen Armada zu stören, ging er nach Spanien und vernichtete im April 1587 vor Cadiz über 100 feindliche Schiffe. 1588 kämpfte er gemeinsam mit Lord Howard die spanische Armada im Englischen Kanal nieder. 1598 verwüstete er die Umgegend von La Coruña und Lissabon und unternahm 1595 einen letzten großen Zug nach Westindien. Dort starb er am Fieber; seine Leiche wurde ins Meer gesenkt.

„Ich bin der Mann, der zu sein ich gewollt habe." (Drake.)

I.

Als Drake geboren wurde, stand die Welt im Zeichen jener beiden welterschütternden Ereignisse, die das Mittelalter abschlossen und zum Ausgangspunkt einer neuen Zeit wurden: der Reformation und der Entdeckung

*) Lage der wichtigeren Orte siehe Skizze 4 auf Seite 169.



Gustav Adolf
Lithographie von Selb.
Kupferstichkabinett, Berlin.



Drake
Kupferstich von Benoist d. J.
Kupferstichkabinett, Berlin.

Amerikas. Die Umwälzungen, die sie auf religiösem und politischem Gebiet mit sich gebracht haben, spiegeln sich in den geistigen und militärischen Kämpfen fast aller europäischen Länder jener Zeit wider. Allmählich gewannen politische Erwägungen die Oberhand und machten hier das alte Bekenntnis, dort die neue Lehre zum Mittel ihrer Ziele. Dieses Ziel hieß in Spanien ebenso wie in England: Politische Macht in Übersee. Zwei grundverschiedene Welten, die spanisch-katholische und die reformierte englische, standen sich so in politischer Gegnerschaft und in fanatischem religiösen Haß gegenüber. Heimliche und offene militärische Rüstungen, die Verschärfung der konfessionellen Gegensätze, daneben Goldgier und Machthunger steigerten den Haß und die Spannung zwischen den beiden entgegengesetzten Kraftzentren bis zu jenem Grade, der als Ausgleich nur die gewaltsame Niederwerfung eines Gegners zuläßt. Über den Ausgang des bevorstehenden Kampfes um den Besitz der Welt konnte damals kaum ein Zweifel sein. Das spanische Weltreich, das unter Philipp II. die besten Feldherren und Soldaten jener Zeit besaß und über die reichen Finanzkräfte Amerikas verfügte, mußte das religiös noch nicht geeinte kleine Inselreich in kurzer Zeit zu Boden werfen. Daß es hierzu nicht kam, hatte seinen Grund nur darin, daß England das große Glück hatte, im Augenblick schwerster Gefahr den großen Mann zu besitzen, der das Schicksal zu wenden verstand: Francis Drake. Der Umstand, daß die Königin Elisabeth ihn verstand und stützte, schmälert sein Verdienst nicht. Er hat diejenigen Mittel der Kriegführung gefunden, die allein sein Land vor dem mächtigen Feinde retten konnten und gleichzeitig die Grundlage zum heutigen britischen Weltreich legten.

Aberglaube und Glaubensfanatismus, Goldgier und Entdeckerwagemut heißen die Triebfedern jener bunt bewegten, kriegerischen Zeit, die wie selten eine andere ganze Männer forderte und schuf. So hat sie auch den jungen Drake von Kind an zu dem gemacht, was er war. Mit dem sechsjährigen Knaben mußte sein Vater bei einer plötzlich ausbrechenden Protestantenverfolgung fliehen. So trug das erste Erlebnis des kaum zum Lebensbewußtsein erwachten Knaben die charakteristischen Merkmale seines ganzen Lebens: Abenteuer und Gefahr. Neue Reformationsstürme folgten und bewirkten, daß der 12jährige Drake Schiffsjunge auf einem Kanal-Küstenkreuzer wurde. In harter Schule bildete er Mut, Ausdauer und seemännisches Können aus, sein Wille und sein Körper stählten sich in den harten Strapazen der damaligen Seefahrt. Zum Kampf gegen Wind und See traten Abenteuer und Gefechte mit Piraten, die damals in großer Zahl im Kanal fuhren. Menschen zogen in buntem Wechsel an ihm vorüber.

Sie berichteten von den Wirren der Zeit, von den Greueln der Inquisition und fernen Wunderländern, goldbeladenen fremden Schiffen und brennenden Scheiterhaufen, vom Foltern und Morden um Gold und Glauben. Unter Maria der Blutigen sollte, von Spanien begünstigt, die Gegenreformation durchgeführt werden. Zahlreiche Engländer fielen in Spanien der Inquisition und in England der Protestantenverfolgung zum Opfer. Solche Tatsachen steigerten Drakes angeborene und anerzogene Abneigung gegen Katholiken und Spanier zu glühendem Haß.

Als der kaum Erwachsene das Fahrzeug seines Schiffsherrn erbte, bekam er damit die Macht, seinen eigenen Weg zu gehen; seine Laufbahn begann. Jugendliche Leidenschaft und Kampfnatur drängten ihn zur Tat. Sein klarer, praktischer Blick und sein Instinkt ließen ihn früh die wachsende politische Gefahr erkennen. In dieser Not heiligte der Zweck das Mittel, jede „Moral" mußte hier dem gesunden, nationalen Selbsterhaltungstrieb weichen. Dieser Grundsatz war damals bereits das Recht des Starken, an das England sich bis heute folgerichtig gehalten hat. Die verwundbare Stelle des Feindes war sein ausgedehnter und mangelhaft geschützter Seehandel. Hier mußte sofort, ganz gleich, ob Krieg oder Frieden, angegriffen werden, zum Wohle Gottes, des Vaterlandes und der eigenen Tasche. Handel und Seeraub lagen dicht beieinander, in See herrschte damals immer Krieg gegen den, der auf reich beladenem und schlecht verteidigtem Schiffe angetroffen wurde. Die späteren papierenen Proteste der betroffenen Staaten entgegenzunehmen, war Sache der Königin, nicht des Freibeuters. Sein Raub zum Nutzen seines Landes konnte mit Sicherheit auf den Schutz des Staates rechnen, mochte auch noch soviel Gold an seinen eigenen Händen hängen bleiben. Der heimliche Privatkrieg gegen die Spanier war neben dem großen Schaden, den er dem Feind zufügte, ein gutes Geschäft für ihn und seine Königin. Die reichen Prisen, die Drake und seinen Lehrmeistern, den beiden Kapitänen Hawkins, zufielen, bewiesen ihm, der Krieger, Seeräuber und Kaufmann zugleich geworden war, wie sehr der englische Gott seinen Taten wohlwollte.

Im Jahre 1567 führte eine große Handelsunternehmung mit schwarzem Elfenbein und anderen wertvollen Gütern, bei der nebenher auf der „Spanish Main", der Hochstraße des spanischen Atlantikseehandels, geschmuggelt und geraubt werden sollte, Drake und John Hawkins nach San Juan de Ulua, einem kleinen westindischen Hafen. Dort entging das englische Geschwader nach verlustreichem Kampf mit knapper Not einem vertragswidrigen Überfall der erbitterten Spanier. Erst nach zwei Jahren kehrte Drake mit noch zwei Schiffen nach gewaltigen Strapazen und

ohne goldene Beute nach England zurück. Doch dafür hatte er dem Lande etwas Wertvolleres mitgebracht: Seinen nun zur vollen Höhe gestiegenen Haß gegen spanische Tücke und Verrat. Die folgenden Raubzüge und Erfolge sind seine Rache für San Juan de Ulua. Die ausgehungerten Elendsgestalten der heimgekehrten Besatzungen riefen im Lande einen Sturm der Entrüstung hervor. Nun kannte Drake den Feind aus eigener Erfahrung und war auf allen weiteren Kaperfahrten auf seine Gegenzüge gefaßt.

Hatte Drake sich im Kampf bei San Juan de Ulua in der Verteidigung befunden, so ging er drei Jahre später seinerseits zum offenen Angriff über. In geheimer Mission, von der Königin unterstützt, verließ er England zu einem Überfall auf den spanisch-westindischen Handelsplatz Nombre de Dios. Hier war der Sammelplatz und Ausfuhrhafen für die gewaltigen Reichtümer, die Amerika nach Spanien zu überführen hatte. Traf Drake hier volle Lagerhäuser, so konnte er dem Feinde unermeßlichen Schaden zufügen. Mit nur 70 Mann pirschte er sich bei Nacht in einigen Booten an die befestigte Stadt heran und überrumpelte sie. Als man in Kirchen und Kaufmannshäusern reiche Silberbeute fand, drängte Drake weiter, um das Schatzhaus mit seinem reichen Goldlager zu nehmen. Da wandte sich jedoch das Glück. Ein heftiger Tropenregen brach herein und behinderte die Engländer im Gebrauch ihrer Waffen. Hierdurch ging wertvolle Zeit verloren, die den versprengten Spaniern Gelegenheit gab, sich zum Gegenstoß zu sammeln. Drakes Mannschaften wurden unruhig, da die Boote und ihre Bedeckung gefährdet waren. Dennoch drängte er vorwärts zur Plünderung des nahen Schatzhauses. Da brach er plötzlich, unmittelbar vor dem Ziel, zusammen. Er war am Anfang des Gefechtes am Fuß verwundet worden, hatte jedoch mit großer Willenskraft bis dahin die Führung behalten. Gegen seinen Willen brachte man ihn zu den Booten und verließ unter Mitnahme eines gekaperten Schiffes den Hafen. Trotz des Mißerfolges offenbarte sich in diesem Unternehmen der große Führer, der unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln mit rücksichtsloser Willenskraft und entgegen dem scheinbaren Besserwissen seiner Begleiter, trotz eigener Verwundung die Durchführung seines Planes anstrebte, bis seine Körperkräfte ihn verließen. Ohne seine Verwundung und die nicht vorauszusehende Ungunst der Witterung hätte Drake hier seinen größten Piratenerfolg errungen.

Drake hatte jetzt seine Kräfte und Möglichkeiten erprobt und hütete sich im folgenden, sie zu überspannen. In Nombre de Dios war die beste Gelegenheit, unermeßliche Reichtümer zu erbeuten, verloren gegangen. Die Überraschung, auf der seine Pläne und Erfolge sich stets aufbauten, konnte

auf diesem Seezuge nicht mehr zum Ziele führen, da seine Anwesenheit in Westindien dem Feinde bekannt geworden war. Er zögerte darum nicht, unter den veränderten Verhältnissen sich anderer Mittel zu bedienen. Auf der Landenge von Panama wandte er sich der Räuberei zu, um hier als Wegelagerer die ersehnte Goldbeute zu finden. Hierbei erblickte er zum ersten Male und als erster Engländer den Stillen Ozean. Ergriffen schaute er auf das „Goldmeer, wo die Spanier ihre Galeonen füllen", und betete laut, daß Gott ihn einst auf diesem Meere auf englischem Schiffe segeln lassen möge. Das untrennbare „Gold und Gott" seiner Zeit hatte Drake und seinem Lande Macht auf den spanischen Handelsstraßen des Atlantik gegeben. Aber lange Jahre noch sollte es dauern, bis dank seiner Zähigkeit das nächste Ziel, die zeitweilige Seeherrschaft im Stillen Ozean, errungen werden konnte.

Der Piratenkapitän Drake stand zu jener Zeit bereits auf der Höhe seines Könnens. Er war ein Praktiker durch und durch, weil er sein Fach von der Pike auf gelernt hatte. Seine hohe Tüchtigkeit war durch seine Erfolge erwiesen. In langer Seefahrtszeit hatte er das wilde und rauhbeinige Schiffsvolk gründlich kennengelernt. Er wußte seine Seeleute, die nach Mißerfolgen und vergeblichen Strapazen zur Aufsässigkeit neigten, stets zu meistern. Er schuf ihnen immer wieder durch neue Pläne neue Tätigkeit und verstand es dadurch, ihren kriegerischen Unternehmungsgeist stets neu zu beleben. Am besten wird seine Zielsicherheit und sein Führertum durch den Ausspruch eines seiner Begleiter erhellt, der von ihm sagte, daß er gern jedermanns Meinung anhörte, schließlich aber doch stets nach eigenem Ermessen handelte. Seine stärkste Führereigenschaft, die ihre Wirkung auf seine Leute nie verfehlte, war aber doch seine unbändige und wilde Tapferkeit, die ihn in jedem Kampf in vorderster Reihe fechten ließ.

Nach der Rückkehr von seinem erfolgreichen Goldzuge durch Panama vollzog sich in Drake eine entscheidende Wandlung. Er verschwand völlig aus der Öffentlichkeit, trat in Beziehungen zu den führenden Politikern Englands und befreundete sich mit Thomas Doughty, einem hochgebildeten Kavalier aus der Umgebung des Grafen Essex. Unter diesen Einflüssen wurde aus dem rauhen, ehrgeizigen Seeräuber der Gentleman, dessen Manieren und Bildung sich bei Hofe sehen lassen konnten. So gewann der Eroberer auch dieses schwer zugängliche Gebiet. Er brauchte es, um sein neues Ziel, das spanische Goldmeer, zu erreichen. Für die Entwicklung seiner Persönlichkeit war dieser Zeitabschnitt von ausschlaggebender Bedeutung. Sein geistiges Gesichtsfeld weitete sich und ließ ihn immer klarer erkennen, daß seine Kampfweise gegen den spanischen Feind die richtige war, daß

allein ihre Fortsetzung in größerem Stile die Mittel bot, Englands Sicherheit, Wohlstand und Entwicklungsmöglichkeit zu heben. Stärker wurde das Band zwischen ihm und dem Staat, der Pirat wurde zum Seepolitiker. Er trug fortan den Degen, den die Königin ihm geschenkt hatte, er wurde ihr Kavalier mit der Aufgabe, alle Beleidigungen, die der König von Spanien ihr zugefügt hatte, zu sühnen.

1577 stieg die Spannung zwischen England und Spanien aufs äußerste. Diesen Zeitpunkt benutzte Drake, um in aller Stille mit seinen fünf Schiffen die sorgfältig vorbereitete Südseefahrt anzutreten. Auf der Überfahrt von England über Westafrika nach Südamerika zeigten sich Drakes Führereigenschaften und Charakter an einem tragischen Ereignis in besonderem Maße. Aus Freundschaft und Dankbarkeit für seine Unterstützung hatte Drake seinen Freund Doughty mitgenommen. Der seeungewohnte Mann erwies sich jedoch nicht nur als ungeeignet für verschiedene Sonderaufträge und die Stellung als Kapitän eines Beuteschiffes, sondern er fügte auch durch falsche Behandlung der Teerjacken, die vor der eleganten Landratte ohnehin keine Achtung hatten, dem Unternehmen großen Schaden zu. Drake versuchte lange vergeblich, die ständigen Reibereien zwischen Doughty und den anderen Reiseteilnehmern beizulegen. Als verschiedene Sturmschäden eintraten und die erwartete Goldbeute ausblieb, stieg die Stimmung gegen den Kavalier, dem die verärgerten und abergläubischen Seeleute alle Schuld für ihr Unglück in die Schuhe schoben, so sehr, daß das Gelingen des Unternehmens in Frage gestellt wurde. Da mußte der Führer zu seinen Leuten stehen, ohne deren Mitwirkung er machtlos war. So verlangten es Selbsterhaltung und Führerpflicht, und darum mußte der Freund sterben, obwohl ihm keine eigentliche Schuld nachgewiesen werden konnte. Wie sehr Doughty seine Lage und die Gesetze der Seefahrt verkannte, bewies seine Ansicht, daß er nur in England und von der Königin abgeurteilt werden könnte. Drake ließ eine Prozeßkomödie aufführen, die mit dem Todesurteil des angeblichen Verräters endigte. Die Form, in der Doughty hingerichtet wurde, hatte Drake so würdig gestaltet, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen möglich war. Er ließ ihn statt durch den Strang durch das Schwert sterben. Die gnadenlose Härte, mit der Drake Doughty vernichtete, war seiner Ansicht nach bittere Notwendigkeit, weil er sich für verpflichtet hielt, jedes Hindernis, das sich seiner Aufgabe in den Weg stellte, unbekümmert um formales Recht, aus dem Wege zu räumen.

Mit rücksichtsloser Tatkraft brachte dann Drake sein Schiffsvolk zur Ruhe. Kämpfe mit den feuerländischen Eingeborenen und Strapazen hatten

die Besatzungen dezimiert, Stürme die kleine Flotte zerstreut. Drake verzichtete nunmehr auf alle Begleiter, die nicht den unerhörten Mut besaßen, ihm in die sturmdurchtobte, klippenreiche Kap-Horn-See zu folgen. Mit nur noch einem Fahrzeug, seinem Flaggschiff „Golden Hind", gelangte er nach Durchsteuerung der Magellanstraße, einer navigatorischen Glanzleistung, nach vielen Stürmen und Strapazen in sein Raubrevier an der chilenischen Küste. Der Feind, auch in diesem Falle der spanische Seehandel, war hier noch in unumstrittenem Besitz seiner Goldstraßen. Er wurde auf diesem neuen Kriegsschauplatze völlig überrascht und verlor auf Schiffen und Hafenplätzen gewaltige Sachwerte an Edelmetall und Waren. Es lag durchaus im Sinne der Zeit und der damaligen Seekriegführung, wenn der Freibeuteradmiral auch Kirchenschätze mitgehen hieß; denn Goldgewinn war Leitmotiv und höchstes Ziel auch dieser Reise. Wo dieses Ziel nicht darunter litt, legte Drake eine vornehme Großmut gegen die Bevölkerung der eroberten Städte und seine Gefangenen an den Tag. Er unterschied sich hierin vorteilhaft von den äußerst grausamen Kaperführern der folgenden Jahrzehnte.

Die Rückreise begann. Hätte Drake denselben Weg genommen, so wäre er vielleicht nachgesandten spanischen Kriegsschiffen in die Arme gelaufen. Sollte er versuchen, Amerika im Norden zu runden, eine Möglichkeit, von der damals viel die Rede war? Drakes angeborener Sinn für Weltpolitik und die Schulung seines Wissens bei Hofe trugen jetzt ihre Früchte. Er ließ die Küste Südamerikas aufnehmen, erkundete Befestigungen und Schiffsverkehr, der Pirat wandelte sich zum Geographen, Forscher und Spion, wurde Englands erster erfolgreicher Kolonisator. Als die Indianer der Gegend des heutigen San Franzisko ihn zum Volkskönig ausriefen, nahm er ihr Land als New Albion für seine Königin in Besitz. Einige Monate später schloß Drake in der Südsee mit dem Sultan von Ternate einen Bündnisvertrag für England ab. Es ist bezeichnend, daß Elisabeth später hierin den wichtigsten Erfolg seiner Reise um die Welt sah.

Als Drake nach fast dreijähriger Abwesenheit wieder in Plymouth einlief, begrüßte ihn ganz England mit großem Jubel und machte ihn zu seinem gefeiertsten Nationalhelden. Der untrügliche politische Instinkt seiner Landsleute machte Drakes Sache zur Sache des Staates. Das Land überhäufte ihn mit Ehren und Auszeichnungen, niemand sprach mehr von Doughty und seinem Ende. Der Raub wanderte in den Tower, und die Königin trug offen die Schmuckstücke, die Drake ihr von seinem Beuteanteil geschenkt hatte. Auf seinem eigenen Schiff ließ sie ihn niederknien und schlug „den Meisterdieb der Terra incognita", dessen Kopf der

spanische Gesandte forderte, zum Ritter. Drake stand auf der Höhe seiner Macht, er zählte zu den Großen des Landes, war einer der glänzendsten Paladine im Gefolge der Königin.

In den folgenden fünf Jahren schmiedete Drakes rastloser Geist einen neuen Plan, an dem sich eine weitere Steigerung seines Könnens und sein allmähliches Wachsen zum größten Seemann seiner Zeit erkennen läßt. Es galt diesmal, die „Spanish Main", die Lebensader des Feindes, an ihren verwundbaren Stellen anzugreifen. Die neue Unternehmung trug im Gegensatz zu den bisherigen einen vorwiegend militärischen Charakter: Drake wollte die feindlichen Stützpunkte auf dem Wege nach Amerika überrennen. Mit einer starken Kreuzerflotte ging er in See und seine 2000 Soldaten stürmten nacheinander St. Jago auf den Kapverden, das stark befestigte San Domingo und das südamerikanische Cartagena. Die Eroberung der letzteren Stadt bedurfte wegen ihrer starken Werke und ihrer zahlreichen Besatzung eines geschulten Taktikers. Admiral Drake löste auch diese schwierige Aufgabe und brachte damit der spanischen Weltmacht die erste schwere Wunde bei, von der sie sich nicht mehr erholen sollte.

Der zurückgekehrte Sieger bat sogleich um neue Verwendung und setzte sich bei Hofe mit aller Tatkraft für die Fortführung des inoffiziellen Krieges gegen Spanien ein. Es gelang seinem Einfluß, die Kriegsstimmung zu heben, und als man schriftliche Beweise für Philipps Angriffspläne in Händen hatte, drängte er zum Losschlagen.

Drake, der jetzt den Titel „Admiral der Meere" führte, tat ganze Arbeit. Die Flotte wurde ausgerüstet und gefechtsklar gemacht. Der Menschenkenner kannte die wechselnden Stimmungen seiner Königin. Kaum hatte er die Segelorder für den Handelskrieg in Händen, da war er auch schon in See, und Elisabeths Eilboten, die ihn zurückrufen sollten, erreichten ihn nicht mehr. Der Admiral, der von den vorbereitenden Rüstungen der Armada unterrichtet war, holte jetzt zu einem großen Schlage gegen Spanien aus. Er hatte den Blick für das im Augenblick Notwendigste und außerdem die Entschlußkraft und das Verantwortungsgefühl, das einmal als richtig Erkannte auch gegen den Willen der Königin durchzusetzen. So hatte der neue Kriegszug nur ein Ziel, die Vernichtung der halbfertigen Armadaflotte und ihrer Vorräte in Cadiz. Drakes Unterführer Borough warnte vor dem äußerst schwierigen Eindringen in den gut verteidigten Hafen. Doch Drake zeigte mit dem Erfolge, daß ein genialer Bahnbrecher und Neuerer sich ungestraft über die Regeln und Gesetze hinwegsetzen darf, die selbst dem großen und geschulten Talente gezogen sind. 12000 Tonnen Armadaschiffsraum und viele Vorräte gingen in Flammen auf, der Auf-

bruch der Armada war um ein Jahr verzögert. Dies Jahr brauchte Drake zur Ausbildung der englischen Flotte.

Drakes Weitblick ließ ihn nicht den Sinn für das anscheinend Kleine und Alltägliche verlieren; diese Tatsache ist ein wesentliches Merkmal seiner Größe. Der berühmte Kreuzerführer förderte die taktische Ausbildung der englischen Schiffe. Er hielt Schießübungen ab, was damals allgemein noch als reine Munitionsverschwendung angesehen wurde.

1588. Ein Schicksalsjahr Europas und der Welt war gekommen. Der lange erwartete Krieg mit Spanien brach aus. Drake, der den Feind aus vielen Gefechten kannte, hatte die Gefahr früher kommen sehen, als die Königin und ihre Staatsmänner. Die Armada war ausgelaufen, um den Übergang des spanischen Heeres von Holland nach England zu decken. Wieder wollte Drake jetzt dem Feinde zuvorkommen und ihn bereits an seiner Küste fassen. Das verbot die Königin, und diesmal sollte der Erfolg ihr recht geben.

Als die schwerfällige, vom Herzog Medina Sidonia unentschlossen geführte Armada sich sehr langsam und mit reichlicher Verspätung der englischen Südwestküste näherte, stieß sie auf die kleinere, aber höchst schlagfertige Flotte Lord Howards und Drakes. Die beiden englischen Führer erkannten bald, daß die Schwäche der mächtigen spanischen Flotte ihre Manövrierunfähigkeit war und daß ihre eigene Stärke in der Beweglichkeit ihrer gut ausgebildeten und schnellen Segelfahrzeuge lag. Die wendigen britischen Schiffe waren dem unbeholfenen Feinde taktisch weit überlegen; der geschickten Ausnutzung dieser Verhältnisse und Drakes schneidigem Angriffsgeist gelang es, in sechstägiger Schlacht dem Feind durch wiederholte, plötzliche Artillerieüberfälle starke Verluste beizubringen und seine Landungsabsichten zu vereiteln. Bei Gravelines fiel die Entscheidung, sie wurde von Drake herbeigeführt. In dunkler Nacht ließen die Engländer sechs Brander auf die spanische Linie los. Zu den Verlusten an brennenden Schiffen trat der Schrecken, die Verwirrung und die Auflösung des Kampfwillens bei den Spaniern. Unter den nun folgenden heftigen Tagangriffen, die Drake im glücklich erfaßten Augenblick durchführte, wandte sich das Gros zur Flucht, während ein Teil der Armada vom Strom auf die Bänke von Gravelines gesetzt wurde und dort ein ruhmloses Ende fand. Nach monatelanger Irrfahrt in ständiger Unsicherheit und von Sturm, Hunger und Krankheit dezimiert, langten die Trümmer der Armada in den Heimathäfen an. Spaniens Seemacht war gebrochen, der Weg in die Welt lag für England frei.

Drake hatte mit 44 Jahren den glanzvollen Höhepunkt seines Lebens

erreicht. Sein Lebenswerk war vollbracht, seine Sendung für das Vaterland erfüllt. Doch das Glück, das ihm bislang zur Seite stand, wurde ihm jetzt untreu. Drakes Ehrgeiz setzte einen Kriegszug zur Befreiung Portugals ins Werk. Wohl feierte seine Tapferkeit in der niedergebrannten Umgebung Coruñas und Lissabons neue Triumphe, aber entscheidende Erfolge blieben ihm von nun an versagt.

Der in ungeheuren Strapazen früh alternde Admiral wendet sich wieder den Stätten seiner Jugenderfolge zu. Der Ring schließt sich. Der letzte Akt dieses gewaltigen Lebensdramas spielt auf derselben Bühne, auf der es begann, in Portorico, Rio de la Hache, Nombre de Dios. Auch der alte Hawkins ist wieder dabei, stirbt jedoch vor Portorico. Zwar bezeichnen die rauchenden Trümmer verbrannter Städte den letzten Weg des Meisterdiebes, doch schwere Verluste erfüllen ihn mit tiefer Sorge. Kein Widerstand kann seinen zähen Willen brechen, selbst die Seuche nicht, die seine Leute hinrafft. „Gold müssen wir haben, bevor wir nach England zurückkehren", sagte er wenige Tage, bevor er selbst der Krankheit zum Opfer fällt.

In der Bucht von Puertobelo wurde er mit militärischen Ehren bestattet. Mit ihm sank ein Seeabenteurer, Pirat und Flottenführer größten Stiles in das Element, auf dem er durch die Vielseitigkeit und Kraft seiner Persönlichkeit Leistungen von weltpolitischer Tragweite vollbracht hatte.

II.

Die Form der Kriegführung hat sich von jeher mit der Weiterentwicklung der Kriegswissenschaft und der Waffentechnik gewandelt. Oft scheint ein Stillstand gekommen und die Grenze des Möglichen erreicht zu sein, bis die Ziele und Bedingungen eines neuen Krieges völlig neue Fragen aufwerfen, deren Lösung unter dem Drucke der Not veränderte Ansichten über das Wesen der Kriegführung zeitigen. Ein derartiger Abschluß schien vor dem Eintritt Drakes in die Seekriegsgeschichte gekommen zu sein. Den Spaniern schien in der Galeerenschlacht von Lepanto der Weisheit letzter Schluß zu liegen. Ihr schon damals hervortretender, übertriebener Hang zum Althergebrachten verhinderte die gesunde Weiterentwicklung der Kriegsflotte, deren ihre weitverzweigten Seeinteressen so dringend bedurften. Umgekehrt ging die Entwicklung in England, wo Drake eine neue, zeitgemäße Seekriegführung schuf. Es ist hierbei nebensächlich, ob seine Neuerungen mehr dem Instinkt oder der klaren Erkenntnis zu verdanken sind, die Grenze zwischen beiden wird sich bei diesem großen Praktiker nie mit Sicherheit

ziehen lassen. Die Wirkung bleibt die gleiche. Seine ewige Grundlehre besteht darin, daß ein Seestaat nur zur See besiegt werden kann und daß die Offensive das beste Mittel hierzu ist. Der politischen Lage entsprechend konnte er, da „Friede" herrschte, zunächst nur als Privatseeräuber kämpfen. Seine Raubzüge sind die damalige Form des Wirtschaftskrieges, der einerseits die Vernichtung des feindlichen und gleichzeitig die Sicherung und Förderung des eigenen Überseehandels bezweckt. Das Ergebnis lehrt, daß die energische Durchführung dieses Wirtschaftskrieges den von der See abhängigen Gegner langsam aber sicher zur Strecke bringt. Die anfangs noch planlosen, später in großem Stile durchgeführten Angriffe Drakes auf die „Spanish Main" leiteten Spaniens Niedergang als Wirtschaftsstaat und als politische Weltmacht ein. Den Zusammenbruch konnte erst die Vernichtung der feindlichen Flotte, als der Trägerin der gegnerischen Seemacht, herbeiführen. Um so wichtiger wurde die Sicherung der Seestraßen für das britische Inselreich. In folgerichtiger Anlehnung an die von Drake gegebenen Richtlinien liegen heute die wichtigsten Hochstraßen des Weltverkehrs unter englischen Schiffsgeschützen. Dies ist für die weltumspannende britische Wirtschaftsmacht eine Lebensfrage.

Hatte Drakes Handelskrieg ein ständig sich steigerndes strategisches System gezeigt, so tritt dieses Merkmal noch klarer im Kampfe gegen die spanische Flotte zutage. Sein Überfall auf Cadiz, den Ausrüstungshafen der Armada, war der Präventivkrieg gegen die spanische Flotte, der hier ein „Kopenhagen" bereitet wurde. Auch hier hält er wie stets an der Offensive fest, um Zeit und Ort der Schlacht dem Gegner zu diktieren. Durch die Überraschung werden dessen Angriffspläne erheblich verzögert und seine zahlenmäßige Überlegenheit ausgeschaltet. Der Eindruck bei der feindlichen Bevölkerung ist niederschmetternd, das Vertrauen zum eigenen Können wächst bei den Engländern zusehends. Später wollte Drake die auslaufende Armada an ihrer eigenen Küste angreifen, auf Befehl der Königin jedoch mußte er im Englischen Kanal bleiben, obwohl auch hier der überraschende Angriff gute Erfolgsaussichten versprach. Die mangelhafte Munitionsausrüstung der Engländer, die ständigen Nachschub erforderte, hätte diesmal verderblich werden können. Auch ist die Möglichkeit, daß die beiden Flotten sich in See verfehlt hätten, nicht ganz von der Hand zu weisen. Der Erfolg hat gezeigt, daß es richtig war, den überlegenen Feind vor den eigenen Toren, in der Nähe der eigenen Hilfsquellen zu erwarten. Dies gilt jedoch nur für diesen Sonderfall, nicht für eine normal ausgebildete und ausgerüstete Flotte und leidliche seegeographische Verhältnisse.

Während Drakes Raubzüge noch keine klare Taktik erkennen lassen, tritt diese in der Armadaschlacht um so deutlicher hervor. Die hochbordigen spanischen Galeeren als eine Art schwimmender Seefestungen mit ihren starken Besatzungen von Landsoldaten ließen sich seemännisch infolge ihrer Schwerfälligkeit schlecht handhaben, sie mußten den Enterkampf anstreben, in dem sie den Engländern weit überlegen waren. Diesen zu verhindern, war die Aufgabe der britischen Führer. Es gelang ihnen, mit ihren kleineren schnelleren Fahrzeugen sich die feindlichen Enterhaken vom Leibe zu halten, von der jeweilig besten taktischen Stellung aus das Artilleriegefecht zu führen und mit Hilfe ihrer stärkeren Bestückung den Spaniern schwere Verluste beizubringen.

Die eigenartige Persönlichkeit des spanischen Flottenchefs kam ihnen hierbei sehr zu Hilfe. Die „unüberwindliche Armada" hatte in dem Herzog Medina Sidonia einen völlig unzulänglichen Führer. Wohl hatte der tapfere und glänzende Grande ein langes verdienstvolles Leben im Felde und bei Hofe hinter sich. Hier jedoch hatte ihn die Gunst seines Herrn mit einer Aufgabe betraut, für die ihm, wie er selbst wußte, Vorkenntnis und Erfahrung fehlten. Der Operationsbefehl des Königs verschwieg zudem jede genaue Anweisung über die Durchführung des äußerst schwierigen Planes, der spanischen Armee von Holland aus den Übergang nach England zu ermöglichen. Es gelang dem Admiral nicht, die schwerfälligen Burgen seiner 130 Schiffe zu einer straff geführten Flotte zusammenzufassen und im Gefecht seine taktischen Befehle zur Ausführung zu bringen. So trieb die Armada nahezu hilflos ihrem Schicksal entgegen. Drakes rechtzeitige taktische Offensive hat bei Gravelines die Entscheidung gebracht. Auf langen Reisen und bei häufigen Angriffen auf feindliche Handelsschiffe hatte der Freibeuter sein Instrument, das Schiff, in einzigartiger Weise beherrschen gelernt. Beim Ausbau der englischen Kriegsflotte war ein leichter, handlicher Typ entstanden, der im Sinne Drakes für den Angriff gedacht und daher äußerst manövrierfähig gebaut war. Hier konnten seebefahrene Teerjacken und Piraten ihre auf allen Meeren erprobte Kunst zur Geltung bringen und so den Führern ein wirksames taktisches Kampfmittel in die Hand geben.

Der Armadasieg bedeutete das Ende der Galeerenkriegsschiffe und den Übergang zum reinen Segelkriegsschiff, das von nun ab für Jahrhunderte die See beherrschen sollte. Das Wesen der Galeerenschlacht war das Entern, also ein Landgefecht an Bord. Mit dem klaren taktischen Manövrieren der englischen Schiffsverbände ist der Flottenkampf im eigentlichen Sinne erst geschaffen worden. Mit dieser Weiterentwicklung der Kriegswissenschaft setzte

Drake gleichzeitig eine neue Waffe und damit diejenige Kampfform durch, die bis heute als die wichtigste gilt, das Artilleriegefecht. Diese beiden Neuerungen machten die Überlegenheit der Engländer aus und entschieden die Seeschlacht zu ihren Gunsten.

Die neue seemännisch und waffentechnisch gesteigerte Kampfesweise erforderte weit mehr, als bisher notwendig gewesen war, eine planmäßige, dauernde Schulung von Führern und Mannschaften. Die natürliche Folge war, daß nach Englands Vorgang allmählich die seefahrenden Völker sich stehende, ständig übende Flotten halten mußten, um sich zur See behaupten zu können. Drake hat im Armadakampf gezeigt, daß gründliche Ausbildung die zahlenmäßige Überlegenheit auszugleichen vermag und das Wort wahr gemacht, daß nicht Schiffe, sondern Menschen kämpfen.

Die Wirkung seiner Erfolge geht weit über das militärische hinaus. Die bahnbrechenden Grundlagen, die Drake der Seekriegführung gegeben hat, haben Englands Geschichte bestimmend beeinflußt. Sie sind der politische und militärische Ausgangspunkt seiner Seegeltung und damit seiner Weltmacht geworden.

Cromwell.

Von Oberleutnant Helmuth Warmuth.

Dem Landwirt Robert Cromwell in Huntingdom wurde am 25. 4. 1599 als fünftes Kind und zweiter Sohn Oliver Cromwell geboren*). Siebzehnjährig bezieht Oliver die Universität in Cambridge, die er aber bereits im folgenden Jahre (1617) beim Tode seines Vaters wieder verläßt, um ins Elternhaus zurückzukehren. Im Jahre 1620 finden wir ihn in London. Sehr früh, 21jährig, heiratet er Elisabeth Bourchier, die Tochter eines vermögenden Londoner Kaufmanns und siedelt mit ihr nach Huntingdom über, wo er zunächst als Landwirt bleibt. In den folgenden Jahren bekennt er sich immer deutlicher zur puritanischen Bewegung, ein Umstand, dem er wohl auch letzten Endes seine Wahl als Abgeordneter ins Unterhaus verdankt (1628). Sowohl in diesem wie in den folgenden Parlamenten tritt er kaum hervor. 1640 erfolgt seine Wahl in das sogenannte „lange Parlament". Hier betätigt er sich eifrig auf seiten der Opposition, und als diese Opposition endgültig mit dem König bricht, tritt er 1642 (damals 43jährig!) als Freiwilliger in das gegen Karl I. aufgestellte Heer ein.

Im Laufe des ersten Bürgerkrieges (1642—1646) wird er auf Grund seiner Verdienste sehr bald Rittmeister und bereits 1643 Oberst. Im folgenden Jahre sehen wir ihn als Generalleutnant; als solcher entscheidet er die Schlacht bei Maston Moor zugunsten des Parlaments. Nachdem sich Karl I. 1645 in die Hände seiner Gegner gegeben hatte, spielt Cromwell in den Jahren 1646—1648 eine noch heute stark umstrittene Rolle in den Verhandlungen, die zwischen dem König und dem Parlament stattfinden. Als während dieser Verhandlungen die Schotten zu Karls Gunsten eingreifen und in England einfallen, macht Cromwell durch die Schlacht bei Preston, in der das schottische Heer vernichtet wird, diesem sogenannten zweiten Bürgerkrieg ein rasches Ende. Nach Rückkehr aus diesem Feldzug ist er an dem Prozeß gegen Karl I. beteiligt. Nicht zuletzt seinem Einfluß ist die Verurteilung und Hinrichtung des Königs (30. Januar 1649) zuzuschreiben. England wird zur Republik erklärt.

In demselben Jahre wird Cromwell zum Generalissimus von Irland ernannt, um den irischen Aufstand niederzuwerfen. Aber noch ehe er Irland vollständig erobert hat, wird er im Mai 1650 abberufen, da ein neuer Krieg mit Schottland zu erwarten ist. Zum Generalkapitän aller Streitkräfte Englands befördert, übernimmt er die Führung der Armee gegen die Schotten und schlägt eines ihrer Heere im Herbst 1650 bei Dunbar, ein zweites ein Jahr später bei Worcester; beide Male vernichtend.

Nach seiner Rückkehr aus diesem Kriege beseitigt er im April 1653 durch einen Staatsstreich das sogenannte Rumpfparlament. Als eine darauf von ihm einberufene Notablenversammlung ebensowenig nach seinem Wunsche arbeitet, löst er sie

*) Wichtigere Orte s. Skizze 4 auf Seite 169.

auf und nimmt im Dezember 1653 den Titel eines Lord-Protektors von England an. Mit dieser Stellung verband sich fast königliche Macht; und dies um so mehr, weil ihm unter dem zweiten Protektorat im Sommer 1657 das Recht zuerkannt wurde, seinen Nachfolger selbst zu bestimmen. In jene letzten Jahre fällt der siegreiche Krieg gegen Holland (1652–1654) um die Vorherrschaft auf dem Meere und der zu gleichem Zweck gegen Spanien geführte, der 1654 seinen Anfang nahm. Als letzten militär-politischen Erfolg Englands in diesem Kriege erlebt er die Eroberung Dünkirchens (Juli 1658). Am Jahrestag seiner Siege bei Dunbar und Worcester, am 3. September 1658, stirbt er nach einem Leben, das fast beispiellos an Erfolgen ist.

„Der kommt am weitesten, welcher nicht weiß, wohin er geht." (Cromwell.)

I.

Oliver Cromwell muß in bezug auf seinen Charakter als eine problematische Persönlichkeit bezeichnet werden. Sind doch seine Biographen zu den verschiedenartigsten Ergebnissen gelangt. Um ein objektives Bild des großen Engländers zu erhalten, soll hier der Weg eingeschlagen werden, die überlieferten historischen Tatsachen voll zu würdigen, sie aber gleichzeitig auf ihren höheren symbolischen Wert hin zu deuten.

Cromwells erste Erziehung in Haus und Schule wurde in puritanischem Sinn geleitet. Im ganzen scheint er ein zu Ernst, ja zu Schwermut neigender Knabe gewesen zu sein. Bei seinem kurzen Universitätsbesuch in Cambridge ist höchstens die Tatsache erwähnenswert, daß Cambridge, im Gegensatz zum konservativen Oxford, als Hort des Fortschritts galt. Über den Zweck seines Aufenthaltes in London 1620 ist nichts bekannt. Auf jene Londoner Zeit nimmt eine häufig zitierte Stelle aus einem späteren Briefe Cromwells Bezug, in dem es heißt: „Ich lebte in Dunkelheit und haßte das Licht. Ich war ein Anführer, der Anführer der Sünder." Man hat jene Stelle — wohl mit Recht — als Beweis für ein ausschweifendes Leben genommen. Doch diese Periode ist nur sehr kurz gewesen, denn bereits im Jahr darauf verheiratet er sich und wird ein mustergültiger Ehemann. Er hat also jene abwärts ziehenden Triebe rasch und gründlich bekämpft, und diese Tatsache ist wohl der psychologisch erwähnenswertere Zug. Das Ehe- und Familienleben spielt bei Cromwell dieselbe Rolle wie bei Luther und Bismarck. Es sind uns eine Anzahl von Briefen an Frau und Kinder erhalten, die zum Teil aus Tagen und Stunden datiert sind, in denen ihn Drangsal und Ungewißheit in hohem Maße umgaben. Die Fähigkeit, sich aus einem Gedankenkreis in einen andern umstellen zu können, ist ein Beweis großer Seelenstärke und bedeutet in psychologischer Hinsicht ein Mittel zur inneren Stärkung.

Den Abschnitt in Cromwells Leben, während dessen er als Landwirt zuerst in Huntingdom, dann in St. Ives und schließlich in Ely lebt, können wir als eine Zeit innerer Gärung und Vorbereitung betrachten, die mit seinem Auftreten im „langen Parlament" abgeschlossen ist. Er hat sich Ende der Zwanziger offen zum Puritanismus bekannt, wenngleich er selbst nur selten als Prediger aufgetreten ist. Er war kein glänzender Redner. Sein Wesen, dem jegliche Eleganz abging, machte auch seine Worte schwer. In der Erregung — und er erregt sich leicht — braucht er starke, ja unschöne Ausdrücke. Aber der aufmerksame Hörer spürt, daß von dem Mann, der da vor ihm poltert, Worte nicht das einzige sind, was er von ihm zu erwarten hat. Dieser seltsame Mensch, ein Eiferer für den Puritanismus, aber ein schlechter Redner, ein guter, sparsamer Landwirt und ein ausdauernder Reiter, ist in allem so völlig anders, als man es sonst von seinesgleichen gewöhnt ist, daß man sich seine zwischen Verschlossenheit und Gemütsausbrüchen schwankende Art nicht anders erklären kann als damit: er sei ein Trinker. Sind das alles nicht Nachteile? Kann man einem solchen Menschen Vertrauen schenken? Kann man ihn als Vertreter ins Parlament wählen? Jawohl; man hat es getan. Der Instinkt der Masse seiner Wähler fühlte das Genial-Dämonische in diesem Mann. Aber nicht nur die Masse wittert in ihm etwas Außerordentliches, auch der geistige Führer der Opposition, Hampden, der glänzende Redner des Unterhauses, antwortete einem Royalisten, der über den „Bauern" Cromwell spottet, „dieser Bauer würde, wenn wir je mit dem König brächen, der größte Mann Englands sein".

Der Cromwell dieser Zeit hat noch kein durchaus selbständiges Programm. Er ist noch der Mann einer Partei, nämlich der Opposition. Weitreichende, ehrgeizige Gedanken haben ihn sicher noch nicht bewegt. Er wäre sonst wohl kaum als einfacher Freiwilliger ins Heer eingetreten, sondern hätte sich innerhalb des Parlamentarierkreises vorzudrängen versucht. Die Motive, die ihn zum Widersacher Karls machen, sind seine sittliche religiöse Einstellung und sein patriotisches Empfinden. Er ist gleich den meisten andern Parlamentariern keineswegs ein Gegner der Monarchie; aber er verabscheut und haßt den leichtfertigen, sittenlosen Hof Karls und das intrigante, wankelmütige Wesen des Königs in Dingen der Religion und Politik. Karls System, das Englands Wohlstand und politische Machtstellung untergräbt, muß beseitigt werden. Das ist das Ziel der Opposition, und Cromwell ist ganz ihr Mann. Nur in einem Punkte unterscheidet er sich jetzt schon wesentlich von der Mehrzahl der Parlamentarier. Diese schlauen Redner und Advokaten des Unterhauses haben

stets dazu geneigt, den Konflikt mit dem König durch Reden, Beschlüsse usw. friedlich zu ihren Gunsten zu beenden, während Cromwells Auftreten von einer zu Taten drängenden, grundsätzlichen Schärfe war. Auch jetzt wollen sie den Bürgerkrieg unter der Parole „für König und Parlament" geführt wissen, um nämlich — echt advokatenhaft! — den König in seine verfassungsmäßige Stellung zurückzuführen. Cromwell hingegen verlangt, daß der unvermeidlich gewordene Krieg mit aller Rücksichtslosigkeit geführt werde. Er erklärt seinen Soldaten, „er werde sein Pistol auf den König ebensogut abschießen wie auf jeden anderen, wenn er im Gefecht auf ihn träfe".

In den nun folgenden Jahren des Bürgerkrieges tritt ein entscheidender Umschwung in der Haltung und Einstellung Cromwells ein. In diesen Jahren bewährt sich sein Genius zum ersten Male. Während er selbst als Soldat von Erfolg zu Erfolg schreitet, die er in erster Linie seiner hingebenden Arbeit und unbeugsamen Energie verdankt, sieht er auf seiten der übrigen Parlamentarier nichts als Unzulänglichkeit und Schwäche. Das stärkt das Bewußtsein der eigenen Leistungsfähigkeit in ihm und damit sein Selbstvertrauen. Zunächst äußert sich dies auf militärischem Gebiet. In heftiger Empörung über die Unfähigkeit des Oberbefehlshabers Manchester läßt Cromwell die Selbstentsagungsakte einbringen, der zufolge jener abdanken muß. Die Akte besagte, daß ein Parlamentarier nicht zugleich Truppenführer sein dürfe und gegebenenfalls seinen Abschied als Offizier einzureichen habe. Sowohl Manchester als auch einige andere mißliebige höhere Führer befanden sich in jener Doppelstellung und wurden verabschiedet. Cromwell, der in derselben Lage war, half sich damit, daß er einfach kein Abschiedsgesuch einreichte, und das Parlament vermied es wohlweislich, den verdienstvollen, unentbehrlichen General dazu zu nötigen. Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Cromwell sich vor Einbringung der Akte in diesem Sinne mit dem Parlament verständigt hatte, was wiederum ein Beweis für den zunehmenden Einfluß ist, den sich Cromwell in bezug auf Personalpolitik und Kriegführung zu sichern verstanden hatte. In ebenso steigendem Maße gewinnt er das Vertrauen des Heeres. Und als er nach Beendigung des ersten Bürgerkrieges aus dem Felde zurückkehrt, ist er keineswegs mehr, wie das Rumpfparlament vielleicht noch meint, ein Werkzeug dieses Parlaments, sondern in dem Spiel zwischen König und Parlament ist er mit dem Anhang des Heeres ein neuer dritter politischer Machtfaktor geworden. Das beweist sein selbständiges Verhalten in den Verhandlungen mit dem König. Welche Ziele Cromwell hierbei verfolgte,

ist nicht mit Sicherheit zu sagen; keinesfalls war er gewillt, mit der Woge, die ihn emporgetragen, wieder zurückzusinken. Noch aber ist die Gelegenheit nicht da, eine Entscheidung herbeizuführen. Erst als er nach siegreicher Beendigung des zweiten Bürgerkrieges nach London zurückkehrt, betreibt er mit aller Schärfe die Verurteilung des Königs, der nach Cromwells Ausspruch „ein Mann von nicht gemeinen Gaben ist, aber so falsch und verräterisch, daß ihm schlechterdings nicht getraut werden könne“.

Noch einmal führt ihn der Krieg nach Irland und Schottland. Interessant für diese ganze Periode sind seine Briefe und Berichte ans Parlament. Wenn er sich anfangs auf Ratschläge beschränkt, ist später in ihnen ein Ton der Mahnung zu finden, und zuletzt spürt man etwas wie eine Warnung, um nicht zu sagen eine leise Drohung. Auch ein Beweis dafür, wie sehr er sich bereits über das Niveau seiner ehemaligen Partei erhoben hat und sich vielleicht für befähigt und verpflichtet fühlt, nunmehr die Geschicke Englands in seine eigenen Hände zu nehmen. Mit seiner siegreichen Rückkehr aus diesen beiden letzten Kriegen ist seine zweite große Entwicklungsperiode abgeschlossen. Rein sachlich betrachtet: er hat der Opposition den Sieg gebracht und alle Feinde der englischen Republik beseitigt und niedergeworfen. Persönlich: er ist aus dem engen Kreis des Landwirts und Parlamentariers herausgetreten und, gestützt auf das Heer, der einflußreichste Mann Englands geworden. Er hat im Ringen mit inneren und äußeren Feinden die ihm innewohnende Kraft erkannt und bewährt. Dabei hat er als Wichtigstes zwei Erfahrungen gemacht. Einmal: das Parlament im ganzen wie seine Mitglieder im einzelnen sind bisher nicht in der Lage gewesen, die Verhältnisse in England in befriedigender Weise zu ordnen, obwohl sie von Cromwell so glücklich unterstützt wurden. Und dann die Erkenntnis: Wenn überhaupt all die schwebenden Probleme des staatlichen Lebens gelöst werden können, dann gibt es in England nur einen dazu befähigten Mann: das ist er selbst.

Ehe auf den dritten großen Abschnitt in Cromwells Leben eingegangen wird, muß über einen Punkt in seinem Charakterbild gesprochen werden, der bei allen seinen Taten als ein mehr oder minder im Vordergrund stehendes Motiv zu bewerten ist: seine Religiosität. Cromwell spürt in allen Dingen, die sich der Berechnung durch den Intellekt und der Gestaltung durch den Willen entziehen, die Hand eines persönlichen Gottes, der alle irdischen Dinge bestimmten Zielen zulenkt. Zur Erreichung dieser Ziele bedient sich Gott der Menschen als Werkzeug. Wenn nun die Taten eines Menschen stets von Erfolg begleitet sind, so beweist dies einmal, daß seine Wege gottgefällig sind und daß der Mensch,

der sie vollbringt, ein auserwähltes Werkzeug Gottes ist; eine zwar logische, aber etwas einseitige Folgerung. Wie einseitig sie sich auswirkt, erkennen wir in Aussprüchen wie: „Denen, die Arges im Sinne haben, dürfe man mit Argem begegnen." Es wird also ein Wesenszug seiner Natur bereits als göttliches Gesetz hingestellt. Solche Dinge sind bei Cromwell jedoch keinesfalls als eine Art von Frivolität aufzufassen. Sie sind neben dem festen Glauben an seine Berufung auch wiederum ein Beweis hohen Selbstbewußtseins und großer Seelenstärke, wenn nämlich selbst das Bedenkliche noch als Gottes Wille hingestellt wird. Seinen Staatsstreich begründet Cromwell damit, „daß der Geist Gottes über ihn gekommen sei" und ihn veranlaßt habe, so zu handeln. Es gibt kaum einen gesteigerteren Ausdruck religiösen Selbstbewußtseins als diesen, indem einer menschlichen Handlung der Stempel höchster Einsicht aufgedrückt wird. Aber wir dürfen nicht daran zweifeln, daß er vor sich selbst als ehrlicher Christ dastand, und daß die Gebete, zu denen er sich häufig und vor allen Dingen bei bevorstehenden Entscheidungen zurückzog, ein ernst empfundenes Bedürfnis waren. Er ruft einmal aus: „Ihr blinden Menschen, die ihr nicht wißt, welche Kraft im Gebet liegt!" Wir Modernen vermögen uns vielleicht von dem Mittel des Gebets als Quelle innerer Kräftigung und Erhebung keine zutreffende Vorstellung zu machen; aber unbestreitbar ist wohl, daß das Versenken ins Gebet eine Übung zu straffster Gedankenkonzentration darstellt, und mindestens als solche auch im Falle Cromwell psychologisch zu bewerten ist. Außerdem: In jedem Genie steckt ein Teil Dämonie. Ist die Dosis des Dämonischen zu stark, so wird leicht aus dem Genie ein Zerstörer. Kein Zweifel, Cromwells Genie stand hart an dieser Grenze, und die dunkle Erkenntnis dessen mag vielleicht auch ein Grund dafür gewesen sein, daß er oft in düstere Stimmungen verfiel und sich zum Gebet zurückzog. Alles in allem: Das hohe Selbstbewußtsein und der Glaube, von Gott als Werkzeug auserwählt zu sein, verbindet sich bei ihm zur Wirkung größter Sicherheit und Tatkraft und ist die innere Ursache seiner Erfolge geworden. — Cromwell als religiöse Erscheinung darzustellen, ist ungeheuer schwer, wenn man objektiv bleiben will. Das eben Gesagte hat — darüber ist sich der Verfasser klar — nur den Wert eines Versuchs, im historischen Sinne nur den Wert einer Deutung.

Wir können nun den letzten Abschnitt in Cromwells Leben betrachten, wie er nach Beseitigung des Rumpfparlaments durch einen Staatsstreich an die Entwicklung und Verwirklichung seines staatsmännischen Programms geht. Es lautet: Die innere Befriedung und äußere Machtstellung Englands. An sich ein Programm von hoher

staatsmännischer Moral. Es hat seinen tiefsten Grund in der leidenschaftlichen Sorge um „dieses Volk von England". Zahlreiche Belege hierfür lassen sich aus den Parlamentsreden dieser Epoche anführen. Wenn er z. B. einem Parlament bei der Auflösung zuruft, „es habe kein Herz für England gehabt", und sein häufig erwähnter Ausspruch, „der Name des Engländers muß so geachtet sein in der Welt, wie einst der des Römers". Man hat Cromwell gerade in bezug auf diesen letzten Lebensabschnitt den Vorwurf gemacht, seine Pläne und Handlungen seien egoistisch-ehrgeizigen Trieben entsprungen, über die Stufe der nackten Gewaltherrschaft sei er nicht hinausgekommen. Was den ersten Punkt anbelangt, so war er mit Recht davon überzeugt, daß die als notwendig erkannten Aufgaben nur von ihm gelöst werden könnten. Darum hat er alle Versuche, die darauf hinausliefen, seine Person durch parlamentarische Schiebung, durch Aufstände und Mordanschläge zu beseitigen, mit aller Rücksichtslosigkeit bekämpft. Zu diesem Zweck ist er auch vor bedenklichen Mitteln, wie Wahlbeeinflussung, Ausschließung bereits gewählter Abgeordneter und Errichtung eines Spionage- und Spitzelsystems nicht zurückgewichen. „Männer mit kleinlichen Skrupeln", ruft er bei Eröffnung des Spanischen Krieges dem Parlament zu, „werden unser Werk nicht fördern." Dieses Wort ist bezeichnend für seine Denk- und Handlungsweise. Was den zweiten Punkt angeht, den der Gewaltherrschaft, so ist trotz der Ablehnung der angebotenen Königswürde hieran ein Gran Wahrheit. Cromwells Herrschaft stützte sich auf die Armee; aber in gährenden Zeiten steht einem Staatsmann kein anderes Mittel, die Regierung zu festigen, zur Verfügung. Cromwell hat die Militärherrschaft letzten Endes zum Wohle seiner Nation gebraucht. Er sagt selbst: „Ein Heilmittel (nämlich gegen das Chaos in England) mußte angewandt werden: Es war die Ergreifung der bürgerlichen Autorität durch die militärische." Zum großen Teil entspringen die ihm gemachten Vorwürfe, wie die der Heuchelei, der Falschheit, der Grausamkeit und der Selbstsucht, aus dem subjektiven Haß parteipolitischer Gegner, denen er, ihre Unfähigkeit erkennend, unter keinen Umständen weichen wollte und durfte. „Gott hat mir dieses Amt gegeben, und nur Gott wird es mir nehmen, sonst aber werde ich nicht davon scheiden."

Und so erreicht er das gesteckte Ziel. Er hat in dem letzten Abschnitt seines Lebens England aus der Anarchie gerettet, hat dessen Großmachtstellung innerhalb Europas befestigt und seine Flagge auf allen Meeren zu Ehre und Geltung gebracht. Für die Moral des Bürgers mögen seine Methoden zum Teil tadelnswert sein; aber für den Staatsmann, der vor

der Wahl steht, sein Ziel auf diesem Wege zu erreichen oder gar nicht, waren sie das kleinere Übel. Damit läuft ein Staatsmann Gefahr, für die Erreichung eines Zieles das Opfer seines guten Namens zu bringen. In der Tat! Diesem Schicksal ist Cromwell für lange, lange Zeit verfallen gewesen. Erst die neuere Zeit ist ihm gerechter geworden.

Das psychologische Rätsel an dieser Persönlichkeit ist, daß er mit 42 Jahren, also zu einer Zeit, da andere Große der Geschichte den Scheitelpunkt ihrer Bahn bereits überschritten haben, in das Licht der Ereignisse tritt und sich dann innerhalb von 16 Jahren vom einfachen Reiter zum Befehlshaber aller Streitkräfte und zum Herrscher in England, Irland und Schottland aufschwingt. Guizot urteilt über ihn: „Es ist vielleicht das einzige Beispiel eines Mannes der Geschichte, der die verschiedensten, entgegengesetzten Ereignisse beherrscht und allen Rollen genügt hat."

II.

Als der englische Bürgerkrieg ausbricht, hält das reguläre Heer zum König, die Miliz zur Opposition. Aber diese Miliz steht größtenteils auf dem Papier, ist schlecht, unvollkommen bewaffnet und mangelhaft ausgebildet; es fehlt ihr an Offizieren. Sie besteht nur aus Fußvolk. Der Verteidigungsausschuß, der in London tagt, bildet sich gleichwohl ein, man könne mit dieser Miliz eine Schlacht gewinnen. Cromwell warnt vor dieser Ansicht und schlägt vor, eine regelrechte Armee aufzustellen. Man tut ihn, der ja ein Laie ist, damit ab, daß „er von solchen Dingen nichts verstünde". Es kommt zur Schlacht bei Edgehill. Das Parlamentsheer tritt den Rückzug auf London an und löst sich hierbei völlig auf. Cromwell hat dieser Schlacht als Rittmeister beigewohnt. Auf dem Rückzug äußert er zu Hampden: „Eure Truppen sind alte fortgelaufene Hausdiener, Weinzapfer und ähnliches Gesindel, — ihr müßt Leute ausheben von einem Geist, der ebensoweit reicht als der von Gentlemen." Cromwell sieht also den Grund zu dem Mißerfolg in der allgemeinen Psychologie des Heeres, d. h. in seiner mangelhaften Moral.

Vergegenwärtigen wir uns, daß die Kriege der beginnenden Neuzeit mit Soldaten geführt wurden, die in Hoffnung auf Sold und Beute kamen und ohne Bedenken die Partei wechselten. Selbst im schwedischen Heere lagen die Dinge nicht viel anders. Gustav Adolf schreibt nach der Schlacht bei Breitenfeld, er habe so viele Gefangene gemacht, daß er seine Regimenter nicht nur auffüllen, sondern neue formieren könne. Cromwell geht bei Aufstellung seiner Truppen von Grundsätzen

aus, die gänzlich neuartig sind. Er lehnt nicht nur das arbeitslose Gesindel der Großstadt ab, er hegt sogar eine tiefe Abneigung gegen die aus dem Dreißigjährigen Kriege zurückkehrenden Söldner. Er sucht und findet seine Leute unter den Pächtern und freien Bauern des Landes, körperlich gut entwickelte, geübte Reiter und fast durchweg Puritaner; kurzum Leute, die „Ehre und Mut im Herzen hatten". Es ist selbstverständlich, daß in diesem Heere Dirnen und Weiber wegfielen, welche die festländischen Heere beim Troß mitschleppten. Ein solches Heer war leichter in Disziplin zu erhalten und in seinen Bewegungen rascher und schlagfertiger. Was aber diesem Heere seinen ureigentlichsten Wesenszug gibt, ist seine religiöse Einstellung. Man hat es mit dem Attribut „gottselig" bezeichnet. Es kommt auch letzten Endes nicht darauf an, welche Idee ein Heer begeistert, sondern daß überhaupt ein sittliches Motiv vorhanden ist. Hier war es die Glaubensform des Puritanismus. Cromwell versprach sich von ihm jene bis zum Haß gesteigerte Leidenschaftlichkeit, die Mut und Standhaftigkeit im Gefolge hatte, und die nötig war, um den anfangs überlegenen Gegner zu meistern. Er täuschte sich nicht; denn seine Soldaten „mit der inneren Wehr des ruhigen Gewissens pflegten wie ein Mann zu stehen und tollkühn anzugreifen*)". Es ist etwas durchaus Neuartiges, eine abstrakte, sittliche Idee als Kampfparole zu pflegen. Cromwell selbst verkörperte gewissermaßen diese Idee und hielt sie wach durch seine Offiziere, die er, wo er konnte, selbst ernannte. In seinem Heere herrschte straffe Disziplin. Plünderer, Fahnenflüchtige und Überläufer gab es nicht.

Für die Grundstimmung dieses Heeres sind zwei Befehle Cromwells bezeichnend: „Sagen Sie Rittmeister Russell, daß seine Leute sich Bier von armen Leuten geben ließen, ohne es zu bezahlen. Ich erlaube nicht die geringste Unredlichkeit — ich kassiere Offiziere und Mannschaften, wenn so etwas noch einmal vorkommt." Oder er bescheidet ein Ernte-Urlaubsgesuch: „Ich bin überrascht von dem erneuten Gesuch dieser selbstsüchtigen Leute; laßt sie nach Hause schreiben, daß hier Wichtigeres zu tun sei. Ich werde keinen neuen Urlaub bewilligen." Man sieht, die innere Struktur dieses Heeres ist gänzlich anders als bei den Festlandheeren der damaligen Zeit. Vergegenwärtigen wir uns, wie dort manche siegreich begonnene Schlacht verlorenging, weil die anfänglichen Sieger sich aufs Plündern verlegten und dann einem geschickt geführten Gegenstoß erlagen. Ähnliches hat sich bei Cromwells Soldaten nie ereignet. Sie kämpften, bis der

*) Whiteloke.

endgültige Sieg errungen war, bis, wie Daniels sagt, „keiner mehr die Fahne Belials" hochhielt. Die Armee in dieser neuartigen Weise diszipliniert zu haben, ist das alleinige Verdienst Cromwells.

In bezug auf Bewaffnung und Ausrüstung unterschied sich das puritanische Heer nicht wesentlich von seinen Gegnern. Höchstens von der Reiterei wäre zu sagen, daß das Pferdematerial besser und im allgemeinen leichter war. Deshalb war diese Reiterei neben ihrer Hauptaufgabe, als Schlachtenreiterei zu wirken, auch zu Erkundungs- und Aufklärungszwecken verwendbar. Der Ausbildung lagen die bewährten Formen der Schweden und Oranier zugrunde. Die ungefügen Gevierthaufen der Landsknechte und die tiefgegliederten Terzios der Spanier waren bei der Infanterie durch dünnere, breitere Aufstellung, bei der Kavallerie durch die zwei Pferde tiefen Treffen ersetzt worden. Der Reiterei, seiner Lieblingswaffe, schenkte Cromwell besondere Aufmerksamkeit. Das Anreiten im Galopp und die Treffentaktik übernahm er von den Schweden. Allein er hat letzterer eine feinere Gliederung gegeben und die Waffe erst zu einem geschmeidigen Werkzeug der Führung gemacht, indem er die hinteren Treffen so weit abhielt oder sie seitwärts herausstaffelte, daß ein Einschwenken gegen Flanke und Rücken des Gegners möglich war. Seine Reiterei ist eine Einheitsreiterei. Sie war darin geübt, abzusitzen und unter Zurücklassung der Pferde zum Karabiner zu greifen.

Aber in der Hauptsache war sie Schlachtenreiterei. Cromwell verwendet sie außerdem in ganz neuzeitlicher Weise zur Aufklärung und Sicherung. Bei Märschen gegen den Feind sendet er sie etwa einen Tagemarsch voraus. Vor der Schlacht bei Preston ist er tagelang mit erschöpfenden Nachrichten über den Feind und seine Bewegungen versehen, während umgekehrt der Gegner, der seine Kavallerie einfach als Vorhut verwendet, vom Verbleib Cromwells nichts erfährt.

Die Schwerfälligkeiten der Bewegungen, der offene Aufmarsch zur Schlacht am Tage und angesichts des Feindes ist ein besonderes Merkmal der Periode des Dreißigjährigen Krieges. Cromwell wendet demgegenüber das Mittel der Überraschung häufig bewußt an. Bei Preston greift er an, ehe der Gegner aus der Marschformation in Gefechtsform entwickelt ist, bei Dunbar, indem er sein Heer noch bei Dunkelheit heranführt, bereitstellt und im Morgengrauen vorgeht. Das mutet uns heute ganz modern an.

Es gibt zahlreiche Beispiele in der Kriegsgeschichte, daß ein siegreiches Heer es verabsäumte, durch die an sich mögliche Verfolgung seinen Sieg bis zur Vernichtung des Gegners zu steigern. Cromwell hat fünf große

Schlachten geschlagen: bei Maston Moor, Naseby, Preston, Dunbar und Worcester. Schon die erste ist kennzeichnend, obwohl es zu einer Verfolgung nicht kommt. Als nämlich Cromwell mit seinem Kavalleriekorps die Verfolgung aufnehmen will, wird ihm diese von seinem Oberbefehlshaber Manchester untersagt. Dieser, ganz im Überkommenen lebend, ist mit dem Erfolg ganz zufrieden. Cromwell ist hierüber so empört, daß er sich mit Manchester überwirft und die erwähnte Selbstentsagungsakte einbringen läßt. Bei Naseby ist der Anfang der gleiche, der Feind wird geschlagen. Er hätte sich jedoch ähnlich wie bei Maston Moor nach einem ungestörten Rückzug bald wieder im Felde gezeigt, wenn Cromwell, der diesmal freie Hand hat, ihn nicht auf der Verfolgung so auseinandergesprengt hätte, daß damit dem ersten Bürgerkrieg sein eigentliches Ende bereitet wird. Bei Preston dauert die Verfolgung unermüdlich drei Tage und drei Nächte. Der Feind wird restlos vernichtet, nicht ein Mann entkommt. Auch hier beendet diese eine Verfolgung tatsächlich den zweiten Bürgerkrieg. Ähnlich bei Dunbar. Cromwell schreibt über diese Verfolgung: „Über acht Meilen weit hielten wir über den Feind Exekution.“ Von dem 16 000 Mann starken feindlichen Heere werden 10 000 gefangen, 3000 sind tot, die gesamte Artillerie und der Troß werden genommen. In der letzten Schlacht Cromwells, bei Worcester, gelingt ihm schließlich die Vernichtung des Feindes auf dem Schlachtfelde selbst. Hier wird die Kavallerie nicht in der Schlacht verwandt, sondern von vornherein gegen die Rückzugslinie des Gegners bereitgestellt. Nur 1000 Mann vom Gegner schlagen sich durch, aber auch diese werden verfolgt, eingeholt, zusammengehauen oder gefangengenommen.

Denselben kühnen Schwung zeigt Cromwells Verhalten Festungen und befestigten Plätzen gegenüber. Er läßt sich nie auf die üblichen, langwierigen Belagerungen ein, sondern faßt seine Artillerie auf wenige Punkte zusammen, läßt Bresche schießen und dann die Infanterie zum Sturm vorgehen. Die übrigen Teile der Festung werden nur von Kavallerie abgeschlossen und beobachtet. Trotzdem läßt er sich nie zu unüberlegten Wagnissen hinreißen. Im Schottischen Krieg lehnt er zweimal einen Angriff auf befestigte Stellungen ab, „weil sie unangreifbar seien“.

Als Abschluß dieses Kapitels sei eine interessante Einzelheit aus demselben Kriege erwähnt. Cromwell entschließt sich aus bestimmten, hier nicht näher zu erörternden Gründen, einen Teil seiner Truppen unter Lambert über den Firth of Forth gehen zu lassen. Dieser Angriffsgruppe werden Spaten mitgegeben, mit deren Hilfe sie sich nach erfolgtem Über-

gang eingraben sollen. Die Kriegsgeschichte der damaligen Zeit kennt wohl den Gebrauch des Spatens zur Befestigung von Lagern oder bei Belagerungsarbeiten. Daß aber einer Angriffstruppe Spaten mitgegeben werden, deren sie sich zum Festklammern am eroberten Gelände bedienen soll, ist wohl als neuartig zu bezeichnen.

In Cromwells letztem Krieg haben seine Gegner kaum noch gewagt, ihm in einer Feldschlacht gegenüberzutreten, ihm, der mit „der Schnelligkeit und Wucht des Blitzes" über sie herzufallen pflegte. Mit diesen Worten ist das Grundsätzliche getroffen. Mögen seine Schlachten — gewissermaßen mit den Augen des Schlachtenmalers gesehen — das typische Bild der Übergangszeit zeigen, wie es bei der damaligen Feuertechnik nicht anders möglich ist. Als geistiges Werk der Führung sind sie weit über das zeitgenössische Niveau erhaben. Sie sind das letzte Mittel, den Gegner zu vernichten, und damit den Krieg rasch zu beenden. Darin war er seiner Zeit voraus. In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges vermied man tunlichst die Schlacht. Man versuchte durch geschickt angelegte Märsche, durch Abschneiden der Verpflegung den Gegner zum Räumen bestimmter Landstriche zu veranlassen. Wallenstein hat nie eine Angriffsschlacht geschlagen! Ganz in diesen Anschauungen lebend, hat er die klassischen Worte geschrieben: „Wenn Ew. Majestät auch zehn Viktorias würden erhalten, so ist doch nichts gewonnen (!), der Feind hat allzeit Mittel, sich wieder aus eigenen Kräften oder mit benachbarter Hilfe zu erholen." Obwohl Gustav Adolf 1630 in Sachsen dem Heere Tillys an Zahl und Güte der Truppen überlegen ist, entschließt er sich doch erst zur Schlacht, als des Kurfürsten von Sachsen Bundesgenossenschaft in Frage gestellt wird. Lediglich dieser Grund veranlaßt ihn, zwei Jahre später Wallenstein bei Lützen anzugreifen. Im Gegensatz hierzu sucht Cromwell den Feind stets auf, um ihn zu schlagen. Alle seine Schlachten sind Angriffsschlachten. Nur einmal, zu Anfang des Schottischen Krieges, gerät er in die Defensive, aus der er sich jedoch schon nach wenigen Tagen durch die Schlacht bei Dunbar wieder befreit.

Selbst im Kleinkrieg gegen Irland hält Cromwell an dem Gedanken der Vernichtung fest. Die Schwierigkeit für den Angreifer liegt in der Sorge um den Nachschub und die rückwärtigen Verbindungen und in der Gefahr, sich in Einzelaufgaben zu zersplittern. Systematisch wird von Cromwell jedes Kastell, jeder Schlupfwinkel, jede Wegesperre und jeder Flußübergang mit Übermacht angegriffen. Kein Schritt wird vorwärts getan, ehe nicht jeder Feind im Rücken beseitigt ist und die zerstörten Straßen und Brücken wiederhergestellt sind. An dieser Methodik

des Angreifers zerbricht der fanatische Kampfeseifer der Iren. Die Vernichtung ihrer Kampfkraft gelingt so völlig, daß Carlyle über diesen Feldzug sagt, „Cromwell war wie der Hammer Thors auf Irland gefallen."

Wohl der großartigste Entwurf, der Cromwells Geist entsprungen ist, liegt uns in dem Operationsplan gegen Spanien vor. „Jetzt gilt es, mit dem Spanier um die Herrschaft auf dem Meere zu ringen*)." Cromwell erkennt mit sicherem Blick, daß die Stärke des spanischen Weltreichs in seiner Seeverbindung zu den westindischen Kolonien besteht. Diese Verbindung muß unterbrochen werden, um die Unterstützung der Kolonien durch das Mutterland zu verhindern und um das Mutterland von den Hilfsquellen Amerikas abzuschneiden. Dementsprechend rüstet Cromwell zwei Flotten aus. Die erste, mit einem Landungskorps, soll die Kolonien selbst angreifen, um durch Wegnahme der Insel San Domingo einen Pfahl in das Fleisch des spanischen Kolonialreichs zu treiben und für England im fernen Westen einen Stützpunkt zu schaffen. Die zweite Flotte unter Blake soll die spanische Westküste blockieren, eine Aufgabe, die dieser glänzend erfüllt. Man kann somit Cromwell als den eigentlichen Schöpfer der allmählich traditionell gewordenen englischen Seekriegführung bezeichnen: der Blockade. Cromwell regt ferner in weitblickender Weise die Wegnahme Gibraltars an. Sie unterbleibt, weil Blake seine Kräfte nicht für ausreichend hält und Cromwell nicht in der Lage ist, ihm Verstärkungen zu schicken. Cromwell übersieht schließlich auch nicht, daß mit einem Angriff aus den spanischen Niederlanden gegen England gerechnet werden muß. Es wird also eine dritte Flotte im Kanal stationiert. Im Verlauf dieses Krieges nimmt das nach Nordfrankreich verschiffte englische Expeditionskorps Dünkirchen; ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Seeherrschaft: von Dünkirchen aus ist es leicht möglich, Holland im Kriegsfalle zu blockieren.

Auf diesen Operationsplan ist eingegangen worden, um die Großartigkeit und Kühnheit der Cromwellschen Entwürfe zu beleuchten. Wir sehen an ihm den Blick des modernen Menschen, vielleicht des ersten Abendländers, der erkannte, daß der Zirkel der Weltgeschichte über die Grenzen des alten Kontinents hinausgriff.

Cromwell war nicht, wie die anderen Feldherren seiner Zeit, auf ein Söldnerheer angewiesen, sondern verfügte über ein milizartiges Freiwilligenheer, mit dem eine freiere und beweglichere Kriegführung möglich

---

*) Brief Cromwells an den Gouverneur von Jamaika.

war. Diese Erkenntnis haben sich die nachfolgenden Jahrzehnte nicht zunutze gemacht. Zwar erlaubten die stehenden Heere des 18. Jahrhunderts, die in langer Friedensschule diszipliniert und einexerziert und von einem nationalen Offizierkorps geführt wurden, wieder feinere und schwierigere Bewegungen in der Schlacht. Aber einen grundsätzlichen Umschwung gewinnt die Kriegskunst erst wieder mit dem Aufkommen der milizartigen Volksheere um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Cromwell muß in bezug auf diese Entwicklung als ein einzeln dastehender Vorläufer angesehen werden.



Cromwell

Kupferstich von Gottschick.

Kupferstichkabinett, Berlin.



Blake

Alter Kupferstich eines unbekannten Meisters.
Kupferstichkabinett, Berlin.

Blake.

Von Korvettenkapitän Otto Stark.

Robert Blake entstammte einer puritanischen Familie, die in Bridgewater (Grafschaft Somerset) ansässig war. 1599 als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren, besuchte er die dortige Lateinschule und studierte sieben Jahre in Oxford*). Mit 26 Jahren übernahm er das väterliche Geschäft, machte zahlreiche Auslandsreisen und knüpfte gewinnbringende Handelsbeziehungen, vor allem mit Marokko, an. 1640 wurde er Parlamentsmitglied in London, wo er als Geschäftsführer der neuen Berbereikompanie tätig war. Bei Ausbruch des Bürgerkrieges gegen Karl I. 1642 focht Blake als Dragonerführer mit Auszeichnung im Parlamentsheere und wurde bei Eröffnung des irischen Feldzuges 1649 von Cromwell als Seebefehlshaber (general at sea) verwandt. Er vertrieb die Flotte des Prinzen Ruprecht aus dem Kanal, verfolgte sie bis ins Mittelmeer und vernichtete in Malaga 1651 fast alle Schiffe des Prinzen; die von den Königlichen besetzten Kanalinseln zwang er zur Übergabe; er machte dadurch nicht nur dem Kaperkrieg gegen England ein Ende, sondern erreichte auch, daß Portugiesen und Spanier der neuen Republik England keine Schwierigkeiten mehr bereiteten.

Zum Oberbefehlshaber der englischen Kanalflotte ernannt, behielt er in der „Affäre" vor Dover am 29. Mai 1652 gegen den holländischen Admiral Martin Tromp die Oberhand. Er vernichtete darauf die holländische Heringsflotte, die in dem von den Engländern beanspruchten Seegebiet in der Nordsee fischte. Am 7. September 1652 rieb er, ohne daß England mit Frankreich im Kriege war, ein französisches Geschwader bei Dünkirchen auf. Nach Ausbruch des Krieges mit Holland zwang er am 8. Oktober 1652 den holländischen Oberbefehlshaber Witte de Witt vor der Themsemündung bei Kentish Knock zum Rückzuge. Blake selbst wurde am 10. Dezember 1652 von Tromp unvermutet bei Dungeneß angegriffen und infolge seiner starken Unterlegenheit geschlagen. Nach Reorganisation der Flotte brachte Blake den Holländern in dem schwierigen und für Tromp verlustreichen Rückzugsgefecht durch den Kanal, der Dreitageschlacht von Portland bis Grisnez, 28. Februar bis 2. März 1653, eine empfindliche Niederlage bei. Er selbst wurde schwer verwundet und deshalb im Oberkommando durch Monk ersetzt. Noch nicht völlig wiederhergestellt, entschied Blake durch sein Eingreifen am Abend des 12. Juni 1653 die Seeschlacht bei den Gabbardsänden (Northforeland) zugunsten Englands, das dadurch die Seeherrschaft gewann. Im Herbst 1654 wurde er von Cromwell mit einer starken Schlachtflotte ins Mittelmeer geschickt und erlangte vom Papst und dem Herzog von Livorno Genugtuung wegen der Unterstützung des Prinzen Ruprecht und der Holländer im ersten englisch-holländischen Seekriege. Nachdem er den Dey von Algier zur Annahme der englischen Forderungen für die erlittenen Seeräuberschäden gezwungen hatte, beantwortete er die in Tunis erhaltene Ablehnung mit der völligen Vernichtung der zwar

*) Wichtigere Orte s. Skizze 4 auf Seite 169.

ungetakelten, aber armierten gegnerischen Flotte unter den Kanonen der Forts von Porto Farina am 4. April 1655.

Nach der Kriegserklärung Englands an Spanien erhielt Blake den Befehl, mit einer starken Flotte das Auslaufen spanischer Verstärkungen nach Westindien zu verhindern und die spanische Silberflotte abzufangen. Trotz seiner geschwächten Gesundheit hielt Blake die Blockade der spanischen Küste ein Jahr lang durch. Auf die Nachricht von der Heimreise einer spanischen Silberflotte segelte er ihr mit einem Teil seiner Blockadestreitkräfte entgegen und vernichtete sie unter den schwierigsten Bedingungen im stark befestigten Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa am 20. April 1657. Mit beschädigten und ausbesserungsbedürftigen Schiffen trat Blake, dessen Gesundheit und Kräfte durch Skorbut und Wassersucht erschöpft waren, die Heimreise an. Am 17. August 1657, dem Tage der Ankunft seiner siegreichen Flotte in Plymouth, wurde er von seinen Leiden erlöst, ehe er die heimatliche Küste wiedergesehen hatte. Sein Leichnam wurde auf Staatskosten in der Westminster-Abtei in London beigesetzt.

„Unsere Pflicht ist es, uns für unser Vaterland einzusetzen, gleichgültig in wessen Händen die Regierung liegt.“ (Blake.)

I.

Großvater und Vater Blakes hatten von dem Binnenhafen Bridgewater aus ein blühendes Handelsgeschäft nach Spanien entwickelt. Auf eigenen Schiffen segelten sie von Hafen zu Hafen, bis sie die Ladung mit größtem Nutzen losschlugen. In jenen Tagen bedeutete das ein Leben voll Abenteuer und Gefahren, war doch damals die Seeräuberei geradezu ein Beruf. Vater Blake konnte seinem Sohne manche Geschichte von harten Kämpfen und Entrinnen um Haaresbreite erzählen, die diesen für Tapferkeit und Entschlossenheit begeisterten: würdig wollte er sich dereinst seiner Familie erweisen. Vater wie Großvater erfreuten sich wegen ihrer Tüchtigkeit hohen Ansehens im Kreise ihrer Mitbürger und waren je dreimal Inhaber des Bürgermeisterpostens von Bridgewater. Robert lernte so den Wert der Arbeit für das Gemeinwohl und das dafür erforderliche Maß von Selbstverleugnung und Aufopferung kennen. Von entscheidendem Einfluß auf seine spätere Führerrolle war die sittliche Erziehung, die er im Elternhaus genoß: Gottesfurcht ohne Verstellung und Zucht beherrschte das Leben der Puritaner, die trotz der Verfolgungen der vom Staat gestützten anglikanischen Kirche zu ihrer Überzeugung standen. Auf diesem Boden nur konnte sich sein von Freund und Feind gerühmtes Pflichtgefühl und seine Vaterlandsliebe entwickeln, seine Charakterstärke wachsen.

Das Geburtshaus Blakes in Bridgewater steht heute noch. Der Garten des Hauses erstreckte sich damals bis zum Ufer des Flusses Parret.

Wir können uns vorstellen, wie der Junge dort die tägliche Wiederkehr von Flut und Ebbe angestaunt, wie er sich auf den ein- und auslaufenden Schiffen herumgetrieben und von klein auf die täglichen Dienstverrichtungen der Seeleute kennengelernt hat. Nicht ohne Eindruck können auf ihn auch die Kanonen des alten Schlosses geblieben sein, das bis zu jener Zeit niemals einem Feinde übergeben worden war. So wuchs er als Ältester einer außergewöhnlich kinderreichen Familie in Anspruchslosigkeit zum Jüngling heran.

Von Blakes Universitätszeit ist bekannt, daß er früh aufstand, sehr fleißig war und die Vorlesungen besuchte, aber sich auch an jeder Art von Sport beteiligte. Da er offen seine puritanischen Gefühle bekannte, denen er während seines ganzen Lebens treu blieb, und wohl auch weder persönlich gut aussah noch von ansehnlichem Wuchs war — Vorzüge, auf die damals besonderer Wert gelegt wurde —, gelang es ihm nicht, nach seiner Promovierung in den Lehrkörper aufgenommen zu werden. Trotzdem blieb er zurückgezogen lebend zu weiteren Studien in Oxford. So erwarb er sich ein umfassendes Wissen, schulte seine Verstandeskräfte, die ihn zu kritischer Prüfung befähigten, und härtete seinen Körper ab, lernte Selbsterkenntnis, Selbstbeherrschung und Festigkeit im Ertragen von Beschwerden. Unter seinen Freunden war er wegen seines Mutterwitzes beliebt und pflegte im vertrauten Kreise sehr aufgeräumt zu sein, doch behielt er immer einen gewissen Ernst, wenn er über die Hoffart der Höflinge und den Mißbrauch der Gewalt durch die anglikanischen Geistlichen herzog. Aus dieser offensichtlichen Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Verhältnissen unter König Karl I., die er mit vielen Studenten des Wadham College teilte, kann auf seine republikanische Einstellung geschlossen werden. Die Strenge, mit der Land, der damalige Bischof von Bath und Wells, in Blakes Heimat die Nonkonformisten verfolgte, vertiefte wahrscheinlich Blakes Vorliebe für eine auf religiöser Grundlage beruhende Demokratie.

Zum Mann gereift, ruhig, bescheiden, schweigsam und ernst, maßvoll in seinen politisch-religiösen Zielen, sehen wir ihn nach Bridgewater zurückkehren. Doch bald wendete er, das Geschäft seines Vaters im Verantwortungsgefühl für seine zahlreichen unversorgten Geschwister fortsetzend, der Heimat den Rücken, um auf eigene Faust im Auslande Handel zu treiben. Während langer Seereisen an fremden Küsten erwarb er sich die bei den damaligen unzulänglichen Hilfsmitteln besonders wichtige seemännische Erfahrung, übte sich in Küstenkunde und entwickelte ein Orientierungsvermögen, das ihm später sehr zustatten kommen sollte. In richtiger

Einschätzung der Lage zur See erkannte er, daß ihm ohne Wagemut der Erfolg versagt bleiben würde. Er rüstete deshalb selbst ein Kaperschiff aus, mit dem es ihm gelang, bis an die afrikanische Küste vorzustoßen. Bald hatte er sich am Hofe des Königs von Marokko überragenden Einfluß gesichert und vertrat dort die Belange der englischen Berbereikompanie. Dabei arbeitete er seinem Bruder Humphrey, der das väterliche Handelsgeschäft in der Heimat weiterführte, geschickt in die Hände.

In Marokko begann nun der Aufstieg Blakes. Er hatte viel mit Menschen zu tun, die den verschiedensten Rassen, Bekenntnissen und Berufen angehörten und lernte ihre Eigenschaften und die Beweggründe ihres Handelns gründlich kennen. An der Verschlagenheit der Orientalen schulte er seine Umsicht. Fern von der Heimat war er ganz auf sich gestellt. Große Verantwortung ruhte auf seinen Schultern, der er sich jedoch mit sicherem Blick und Selbstvertrauen gewachsen zeigte. Nachdem er die Zölle der marokkanischen Einfuhrhäfen gepachtet und das Recht der alleinigen Herstellung und Ausfuhr von Salpeter erworben hatte, kehrte er schließlich als wohlhabender Mann und Handelsbevollmächtigter des Königs von Marokko nach London zurück. Hatte ihm seine Tatkraft schon früher den Namen des „Blake of Bridgewater" eingetragen, so bezeichnet ihn die Chronik von 1639 als „Mr. Blake, the Barbarian". Wir sehen den 40jährigen Blake vor uns, erfahren im Kommando über Menschen und Schiffe und diplomatisch geschult im Verkehr mit den verschiedensten Ausländern, beharrlich und ausdauernd in seinen Vorsätzen, durch seine Auslandszeit in der klaren Erkenntnis bestärkt, daß das Wohl des Vaterlandes allen Parteiinteressen voranzustellen sei.

Dafür, daß er sich der allgemeinen Achtung seiner Mitbürger erfreute, spricht seine Wahl als Vertreter von Bridgewater ins kurze Parlament 1640; er schloß sich den gemäßigten Republikanern an. Nun trat er in Beziehungen zu den führenden Männern, unter denen Cromwell besonders hervorragte. Von diesem Augenblicke an sind die Geschicke dieser beiden Männer eng miteinander verknüpft. Während Cromwell im Osten den bewaffneten Widerstand des Parlaments im Kampfe um die Gewissensfreiheit organisierte, versuchte Blake unter weit schwierigeren Bedingungen im Westen Englands inmitten der Königstreuen das gleiche. Er scharte Freiwillige aus seiner Heimat um sich und kämpfte mit seinen Dragonern für seine Überzeugung. Bei der Verteidigung von Bristol hielt er seine Forts noch 24 Stunden nach Übergabe der Festung und erlangte dadurch ehrenvollen Abzug. Später nahm er tätigen Anteil an der Verteidigung von Lyme Regis bis zur Aufhebung der Belagerung. Durch

Handstreich setzte er sich in den Besitz von Taunton und wurde zum Dank dafür vom Parlament zum Gouverneur der Stadt bestellt. Der Ruf, den er sich durch seine Kühnheit und Findigkeit erworben hatte, kam ihm bei der Verteidigung von Taunton zustatten, das ohne Wälle, unbefestigt und überhaupt in einem Zustande war, in dem es nicht gegen Belagerer gehalten werden konnte. Er improvisierte die Verteidigung, richtete die Herzen der Besatzung auf und verspottete die Feinde mit gutem Humor: das letzte Schwein ließ er durch die verschiedenen Viertel der Stadt peitschen, um den Eindruck zu erwecken, daß er noch eine ganze Herde besitze; den zerlumpten feindlichen Parlamentär sandte er mit einem neuen Anzuge zurück. So vergaßen die Bürger ihre Verzweiflung und sahen vertrauensvoll zu ihrem Führer auf; die Stadt wurde ein Jahr lang bis zum Entsatz gehalten; das Parlament belohnte Blake dafür mit 500 Pfund.

In diesem ersten Abschnitt seiner Soldatenlaufbahn lernte Blake, die ihm angeborenen, anerzogenen und durch Erfahrung erworbenen Eigenschaften zu vervollkommnen. Er trug dem Denken und Fühlen seiner Landsleute klug Rechnung und verstand durch sein Vorleben und seine nie rastende Fürsorge für seine Untergebenen, in ihnen Dienstfreudigkeit zu erwecken. Durch sichtbare Erfolge im Kampfe für die Sache des Volkes bewies er den richtigen Blick, Entschlossenheit im Handeln und Charakterstärke und schuf in seiner Truppe eine Tradition, die den Mann zu Höchstleistungen befähigte.

Blake verblieb danach in seiner Heimat und verhielt sich vom Augenblick der Auslieferung des Königs Karl I. durch die Schotten an die Engländer den öffentlichen Dingen gegenüber zurückhaltend. Die Hinrichtung des Königs mißbilligte er. Blake scheint voll ritterlicher Sympathie für Begnadigung gewesen zu sein und gewünscht zu haben, daß der König abgesetzt und verbannt werde. Nach der Hinrichtung des Königs trat er ganz zu den Republikanern über. Seine Parteinahme für die Republik entsprang der Erkenntnis, daß er so seinem Vaterlande am besten dienen könnte. Bei Eröffnung des irischen Feldzuges im Juni 1649 leistete er dann dem Rufe Cromwells Folge.

Die militärischen Führereigenschaften, die Blake bewiesen hatte, nicht minder aber sein Einfluß, seine Abstammung und seine allgemeine Bildung bestimmten Cromwell, ihn trotz persönlicher religiöser Gegensätze als Unterführer auf der republikanischen Kriegsflotte zu verwenden, die seine Überfahrt gegen die königstreuen Streitkräfte zur See sichern sollte. Blake rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen; er nahm kurzerhand seine Waffengefährten mit an Bord, die größtenteils seemännischer Bevölkerung ent-

stammten und ihrem verehrten Führer gern folgten. In kühnem Wagen durchstieß er den Sperrgürtel der Forts Passage und Duncannon, lief in den Hafen von Waterford ein und den Fluß Barrow bis nach Roß zu Cromwell herauf, brach zurück und segelte nach Cork, wo er den Obersten Townsend zur Übergabe an Cromwell zwang, der damit die Südküste Irlands am 1. November 1649 in Händen hatte.

Bei dieser Unternehmung bewies Blake durch Abwarten günstigen Windes und geschickte Benutzung der Gezeiten guten seemännischen Blick. Ähnliche Verhältnisse lagen acht Jahre später vor, als er die spanische Silberflotte im Hafen von Santa Cruz mit Seewind und Flut angriff und mit Ebbe wieder das freie Wasser gewann. Dabei trat eine sonst seltene Landbrise auf und begünstigte seinen Plan. Sein hohes seemännisches Können, das ihm das Vollbringen jenes Meisterstückes vor Santa Cruz ermöglichte, war also bereits bei Beginn seiner Laufbahn als „general at sea" vorhanden. Es ist daher erklärlich, daß er bei dem Ansehen, das er als tüchtiger Führer an Land genoß, auch die Tradition, die er dort sich und seiner Truppe selbst geschaffen hatte, auf die Besatzungen der Schiffe übertrug, die er unterstellt erhielt. Durch die hartnäckige Verfolgung des Prinzen Ruprecht bis ins Mittelmeer beseelte er seine Leute mit dem brennenden Wunsch, baldmöglichst den Feind zu vernichten.

Mit seinem durchdringenden Verstand hatte er die Bedeutung des moralischen Elementes für die Leistungen seiner Flotte klar erkannt. Er widmete vor allem den Offizieren liebevollste Fürsorge und ging mit ihnen wie mit vertrauten Freunden um. Der Pflege des Ehrbegriffes wandte er sein besonderes Augenmerk zu. Aus dem Jahre 1657 wird uns gemeldet, daß er seinen Bruder Benjamin, der in der Schlacht bei Santa Cruz nicht den erforderlichen Mut gezeigt hatte, seines Kommandos enthob und heimsandte. Er gab seiner Flotte damit ein Beispiel unbeugsamer Unparteilichkeit. Cromwell berichtete dies seinem zweiten Parlament, das Blake einen Diamantring von 500 Pfund Wert zuschicken ließ.

So war es ihm möglich, eine zum Kampfe brauchbare Flotte heranzubilden, die willig die Anstrengungen der monatelangen Seefahrten ertrug und in Zucht und Gehorsam kriegerischen Geist bewies, die es Blake ermöglichte, stärkere Gegner anzugreifen, die das schwerste Feuer mit ungebrochenem Siegerwillen bestand.

Welches Vertrauen Cromwell in ihn setzte, geht daraus hervor, daß er ihm die eigentliche Schlachtflotte mit dem Kern der Seeleute, die eine besondere Schulung in der Bedienung der schwersten Geschütze und in Segelmanövern erhalten hatte, anvertraute und ihn mit einer für Englands Ge-

schicke bedeutungsvollen Aufgabe ins Mittelmeer schickte. Hatte Cromwell mit Hilfe seiner Stellung und seines Organisationstalentes in der Neugestaltung der Kampfmittel nach Blakes Wünschen maßgeblich mitgewirkt, so war Blake der Künstler, der die so geschaffenen Mittel unabhängig und frei, lediglich nach Weisungen, die ihm der Lordprotektor zukommen ließ, zum Siege führte.

Als sich Cromwell im April 1653 zum Diktator Englands aufschwang, hielt Blake seine Seeleute bei der Stange: er sagte ihnen, es wäre ihre und seine Schuldigkeit, daß ein jeder in seinem Stande treulich handelte und seine Pflicht gegen das Vaterland erfüllte, was für Unregelmäßigkeiten in den Ratsversammlungen zu Hause auch immer vorkämen. Unter seinen Offizieren ließ er oft verlauten, daß die Flotte sich nicht mit Politik zu befassen, jedoch dafür zu sorgen habe, daß Fremde nicht mit England ihr Spiel trieben. Diese Grundsätze machten ihn bei allen Parteien beliebt und erwarben ihm überall den Ruf als Patriot.

Wesenszüge, die dem von ihm gezeigten Gerechtigkeitssinn entsprachen, waren seine Freigebigkeit und seine Uneigennützigkeit. Bei seinem Tode besaß er nicht 500 Pfund mehr, als ihm sein Vater hinterlassen hatte. Sein Vermögen vermachte er den Kindern seiner Geschwister, da er selbst unverheiratet starb.

Seine reiferen Mannesjahre hat Blake ganz dem Dienste des Vaterlandes gewidmet. Er war von ungekünsteltem, aufrechtem Wesen, hochgebildet und von einer Wesensreinheit, die ihm die Achtung seiner Freunde und Feinde und die Liebe seines Volkes eintrug. Diesen vornehmen Engländer, der immer das Wohl seines Vaterlandes im Auge gehabt hatte und allem einseitigen Parteihader abhold war, wagte niemand zu beschmutzen. Seine außergewöhnliche Initiative und seine kalte Nüchternheit waren die wertvollen Führereigenschaften, die ihn mit seiner seltenen Willensstärke und Zähigkeit trotz körperlicher Schwäche die größten und verantwortungsvollsten Entschlüsse fassen ließen.

Seine Persönlichkeit prägte dem Geiste der englischen Marine ihren Stempel auf.

II.

Als Blake am 18. April 1649 seine Laufbahn als Admiral begann, fand er die englische Marine in einem dringend der Reform bedürftigen Zustande vor. Mit Hilfe der Obersten Deane und Popham fing er damit an, die in der Flotte herrschenden Mißstände abzustellen. Es war kein Wunder, daß die Besatzungen unzuverlässig waren, denn ihre Munition

und Waffen wurden gestohlen, ihr Brot war verschimmelt, ihr Fleisch war faul, ihr Bier sauer und ihre Löhnung wochenlang rückständig. Blake setzte sich energisch für Abhilfe ein und merzte aus allen Dienstgraden die Ungeeigneten aus. Durch Herausgabe von Kriegsartikeln, die Cromwellschen Geist atmeten, schuf er auf der Flotte die Mannszucht, durch die sich die Maßnahmen, die er zur Regelung des Offizier- und Mannschaftsersatzes vorgeschlagen hatte, erst auswirken konnten. Durch Erhöhung der Löhnung, Regelung der Prisengelder, Verbesserung der Verpflegung sowie Fürsorge für Verwundete, Kranke und Hinterbliebene bereitete er den Boden, auf dem sich eine stehende Marine entwickeln konnte. Nach seiner Niederlage bei Dungeneß, die auch durch feiges Verhalten einiger Kapitäne zustande gekommen war, erwirkte er die Herausgabe einer Verordnung, daß Handelsschiffskapitäne in Zukunft ihre Schiffe nicht mehr im Gefecht führen durften, und verschaffte dem militärischen Element die notwendige Einwirkung auf alle Dienstzweige des Kriegsschiffes. Das Ergebnis war der für die Führung der Kampfschiffe ausgebildete Berufsseeoffizier.

Auch der Schiffsbestand der englischen Kriegsflotte war bei Blakes Kommandoübernahme sowohl der Zahl als der Art nach kläglich. Im ganzen betrug er nur etwa 75 wirkliche Kriegsschiffe, darunter nur zwei Schiffe über 1000 t. Mit diesem Flottenmaterial, das im Bedarfsfalle kurzerhand durch die damals armierten Kauffahrer verstärkt wurde, begann Blake seine militärische Laufbahn zur See. Die erfolgreiche Vernichtung der königlichen Kaperflotte und der aufsehenerregende erste Geschützkampf jener Zeit gegen die Küstenwerke der Kanalinseln verlieh seiner Forderung Nachdruck, alle für den Kampf zur See in Betracht kommenden Fahrzeuge mit stärkerer Artillerie zu bestücken. Die Aufstellung schwerer Geschütze war aber nur auf größeren Schiffen (Zweideckern) möglich. Große Schiffe erschienen Blake auch deshalb von besonderem Vorteil, weil er mit der an Deck befindlichen Kämpferzahl bessere Aussichten hatte, den Gegner im Enterkampf zu überwältigen. Bei den sehr kleinen Gefechtsentfernungen und der verhältnismäßig geringen Artilleriewirkung jener Tage war dieser aber häufig noch von ausschlaggebender Bedeutung. Schließlich hatte Blake bei seiner kühnen Verfolgung der königlichen Prinzen und in den Kämpfen mit den Holländern und Franzosen den Wert der überlegenen Geschwindigkeit erkannt. Er setzte sich also für große Schiffe ein, die durch zweckmäßigere Formengebung schneller als die breiten Schiffe der Holländer segelten und mit ihrer überlegenen Artillerie und stärkeren Besatzung befähigt waren, die seegewohnten und kampferprobten Gegner aus dem Felde zu schlagen.

Es läßt sich natürlich heute nicht mehr genau sagen, wann diese umfassenden Neuerungen beantragt wurden. Tatsache ist, daß allein 59 von 86 Schiffen, die von der englischen Republik neu gebaut wurden, in den Jahren 1649 bis 1654 entstanden, und daß der Stamm der Flotte, mit dem Blake die holländische schlug, bereits Mitte Februar 1653 vorhanden war. Anfang Juni 1653 verfügte die englische Marine bereits über 100 zumeist neue und aus Handels- und Kriegsschiffen umgebaute, neubewaffnete und neubemannte Schiffe.

Hatte Blake durch sorgfältiges Studium der Siege und Niederlagen die eigenen Stärkemomente und die schwachen Punkte beim Gegner erkannt und eine Änderung der personellen und materiellen Grundverhältnisse bewirkt, so konnte seinem genialen Führerblick nicht verborgen bleiben, daß diese neugeschaffene Kampfflotte auch eine Änderung in der Art und Weise der Handhabung erforderte.

Bei Ausbruch des ersten englisch-holländischen Seekrieges wurde auf englischer Seite noch eine Taktik befolgt, die auf ihren letzten, im Kampf mit der spanischen Armada gewonnenen Kriegserfahrungen fußte. Die Flotte segelte in mehreren Geschwadern nebeneinander; dabei hing sich immer eine Anzahl schwächerer Fahrzeuge jeder Größe an die einzelnen großen Kriegsschiffe der Geschwaderführer an. Aufgabe des Flottenchefs war es, die Luvstellung*) zu gewinnen, alles Weitere war Sache der Unterführer. Mit ihren geschlossenen Gefechtsgruppen stürzten sie sich auf die schwächsten Punkte beim Feinde und mußten sich nur gegenseitig genügend Raum lassen oder notfalls einander unterstützen. Zunächst wurde das Verfahren der Holländer, die gewöhnlich in der für die Verwendung der Breitseitartillerie günstigeren tiefen Flottenkiellinie**), die Gefechtsgruppen hintereinander aufgestellt, in den Kampf traten, von den Engländern nachgeahmt. Blake erkannte aber bald, daß es für den Flottenchef bei der großen Anzahl der Schiffe unmöglich war, auch in dieser zuerst von den Holländern angewendeten Formation die Übersicht zu behalten und bei dem damals unentwickelten Signalwesen Leitung und Ordnung aufrechtzuerhalten. Beschädigungen durch Zusammenstöße waren an der Tagesordnung, die Artillerie konnte häufig, weil durch eigene Schiffe maskiert, nicht voll zur Wirkung gebracht werden, und die feindlichen Brander fanden leicht in den bewegungslos zusammenliegenden Haufen der Schiffe willkommene Beute. Durch den Bau großer, gleichartiger Kampfschiffe

*) Stellung über Wind.

**) Flotte Schiff hinter Schiff auf gleichem Kurs.

wurde die Flotte kleiner, war leichter zu übersehen und konnte besser geordnet ins Gefecht geführt und im Gefecht selbst besser in der Hand behalten werden. An Stelle der Flottenkiellinie aus Schiffsgruppen bildete er so die Gefechtskiellinie aus einzelnen Schiffen durch. Jedes Schiff hatte darin seinen bestimmten Platz und konnte sich nicht mehr selbst seinen Gegner aussuchen. Damit die Linie aber keine schwachen Punkte bot, mußten sämtliche Schiffe gleich stark an Gefechtskraft sein. Die Gefechtskiellinie aus einzelnen Schiffen gewährte gleichzeitig einen besseren Schutz gegen die Brander, die Vorläufer der Torpedoboote. Die Einteilung der Flotte in Vorhut, Mitte und Nachhut und Unterteilung dieser Geschwader in Divisionen behielt er bei.

„The Instructions for the better Ordering of the Fleet in Fighting" vom 29. März 1653, von Blake, Deane und Monk unterzeichnet, geben den Niederschlag dieser Taktik wieder, die einen Markstein in der Seekriegsgeschichte bildet und bis in den Weltkrieg hinein Anwendung gefunden hat; seit Blake wurden auch die für den Kampf in dieser Gefechtslinie erbauten Segelschiffe „Linienschiffe" genannt. In der Seeschlacht am 12. Juni 1653 (Gabbardsände oder Northforeland) wird diese Taktik zum ersten Male erfolgreich angewendet.

Die Überlegenheit der englischen Schiffsartillerie wurde noch dadurch verstärkt, daß Blake der Ausbildung der ganzen Besatzungen am Geschütz besondere Aufmerksamkeit widmete. Er erhöhte die Feuergeschwindigkeit der Geschütze nicht unwesentlich und hatte bei Mannschaftsverlusten stets genügend ausgebildete Geschützbedienungen zur Hand. Schließlich ließ er das Feuer gegen die feindliche Besatzung und den gegnerischen Schiffskörper richten, während die Holländer mit ihrer schwächeren Artillerie, die die starken englischen Schiffsrümpfe nicht durchschlagen konnte, die Takelage des Feindes zu zerstören versuchten. Bei der Verfolgung der Holländer nach der Schlacht bei Portland ließ Blake aber auf die Takelage des Feindes schießen, um die Gegner bewegungsunfähig zu machen und die Zurückbleibenden einzeln zu nehmen. Er handelte also als echter Führer den Umständen gemäß.

Im Verlaufe dieses ersten reinen Seekrieges, den die Geschichte kennt, tritt der Kampf der Seestreitkräfte miteinander in den Vordergrund. Die Engländer unter Blake scheinen zuerst erkannt zu haben, daß alle großen Ziele im Seekriege sich nur durch Niederkämpfen der feindlichen Seestreitkräfte erreichen lassen; allerdings waren sie durch die Gunst der Verhältnisse (geringer eigener und starker gegnerischer Handel sowie ihre günstige geographische Lage) mehr auf die Offensive hingewiesen und weniger in ihrer Durch-

führung behindert als die Holländer. Ebenso wie Blake in der Niederkämpfung befestigter Häfen Bahnbrechendes geleistet hat (Kanalinseln, Tunis und besonders Santa Cruz), bewies er mit der von ihm mustergültig durchgeführten Blockade von Cadiz die Möglichkeit, eine lange Küste am Atlantik, fern von den Hilfsquellen der Heimat, mit den damals zu Gebote stehenden Mitteln selbst im Winter zu blockieren. Seine strategische Begabung tritt bei dieser Unternehmung deutlich in Erscheinung: Er hielt die Blockade der spanischen Flotte in Cadiz zum Scheine aufrecht, segelte aber in Wirklichkeit nach Santa Cruz, wo er die starke spanische Silberflotte unter den Kanonen der Landbefestigung völlig zerstörte. Diese Täuschung der Spanier gelang ihm in vollem Umfange.

Mit Recht hat der Volksmund Blake unter seine „seakings" eingereiht. Er war es, der mit den lange in Gebrauch befindlichen Regeln brach, die es als besondere Geschicklichkeit und Vorsicht hinstellten, wenn Schiffe und Besatzungen nicht in Gefahr gebracht wurden. Er hat unter vollem Einsatz seiner Person die von ihm für richtig erkannten Kriegslehren in die Tat umgesetzt und den Boden bereitet, auf dem die späteren Erfolge der englischen Marine erwuchsen.

Ruyter.

Von Kapitän zur See Dr. h. c. Otto Groos.

Michael Adrianszoon de Ruyter wurde am 24. März 1607 in Vlissingen geboren, ging mit 11 Jahren zur See, wurde mit 15 Jahren Matrose, fuhr mit 24 Jahren als Steuermann und sah auf großer Fahrt die Länder von Grönland bis zur Magalhãesstraße*). Mit 30 Jahren war er für kurze Zeit Kaperkapitän. Nach 22 Jahren Seefahrt wurde er Kapitän eines Kauffahrteischiffes, mit welchem er erfolgreiche Reisen nach Brasilien und Westindien machte. 1641 trat er zum ersten Male in den Staatsdienst und erhielt als 34jähriger ein Patent als Linienschiffskapitän. Bald darauf wurde er zum „Schout-bij-nacht" (Konteradmiral) ernannt und kämpfte als solcher mit Auszeichnung in einem Geschwader gegen die Spanier. Gleich nach dieser Expedition nahm er jedoch seine Entlassung und fuhr weitere zwölf Jahre als Handelskapitän nach Westindien, Nordamerika und dem Mittelmeer, bis er nach dem unglücklichen Gefecht Tromps des Älteren zu Beginn des Ersten Englisch-Holländischen Krieges mit 45 Jahren zum Chef eines Geschwaders von 36 Schiffen ernannt wurde. Als solcher erfocht er 1652 vor Plymouth seinen ersten Sieg gegen die Engländer. Im Zweiten Englisch-Holländischen Kriege wurde er mit 58 Jahren zum Oberbefehlshaber der Flotte ernannt. Als solcher schlug er 1666 die Engländer in der Viertageschlacht, einem der größten Seegefechte aller Zeiten, und erschien im folgenden Jahre sogar in der Themse, wo er einen Teil der englischen Kriegsschiffe verbrannte. Nach vier, in stiller Zurückgezogenheit verbrachten Friedensjahren sehen wir ihn im dritten Kriege als 66jährigen auf der Höhe seiner Führerschaft in den Schlachten bei Solebay, Schooneveldt und Texel. Im Jahre 1676 sandten ihn die Generalstaaten auf schlecht ausgerüstetem und viel zu schwachem Geschwader ins Mittelmeer, wo er bei Stromboli und Agosta gegen die Franzosen kämpfte. Acht Tage danach starb er an einer in der Schlacht erlittenen Verwundung in Syrakus und wurde mit fürstlichen Ehren in Amsterdam begraben.

„Das ist ein Admiral, ein Kapitän, ein Steuermann, ein Matrose und ein Soldat zu gleicher Zeit. Dieser Held ist alles zugleich und in derselben Stunde!" (Ausspruch eines gefangenen englischen Offiziers nach der Schlacht in der Solebay.)

I.

Als Michael de Ruyter, Herzog in Spanien, Ritter in Dänemark, Leutnant-Admiral-General von Holland und Westfriesland, auf seinem Flaggschiffe „Eintracht" in Sizilien verschied, hatte die Laufbahn eines Mannes ihren Abschluß gefunden, dem auf gewaltigem Hintergrunde großer

*) Wichtigere Ortsnamen s. Skizze 4 auf Seite 169.

Zeitereignisse ein beispielloser Aufstieg beschieden gewesen war. In einem an Abenteuern, Kämpfen und Gefahren überreichen Leben erhob er sich vom einfachen Schiffsjungen bis zum höchsten Range, welchen die Niederlande einem Seebefehlshaber verleihen konnten. In der Seefahrt galt er als einer der Kundigsten seines Zeitalters. In sieben Kriegen hat er auf dem Ozean, wie im Mittelmeer, in der Nord- und in der Ostsee ruhmvoll gefochten, als Oberbefehlshaber über Flotten von Hunderten von Kriegsschiffen und über viele Tausende von Matrosen und Soldaten geboten. In 14 Seeschlachten ist er als Führer der Flotte unüberwindlich gewesen, und viermal hat er sich in größter Not im Kampfe gegen die Übermacht der verbündeten feindlichen Flotten als Retter des Vaterlandes erwiesen. In der Reihe der glänzenden Admirale, die seinem Volke im Freiheitskampf gegen England beschieden waren, steht er an erster Stelle, und wenn Drake als der erste Seemann, der die weltpolitische Bedeutung der Meere erkannte, Nelson als der Virtuose unter den Admiralen bezeichnet werden kann, so war Ruyter der größte Seeheld aller Zeiten. Von den Spannungen einer gewaltigen Epoche getragen, ist er „durch das Schieben und Drängen weltgestaltender Ereignisse gleichsam wie ein Berg über die Ebene seiner Zeit hinausgehoben worden zu einer Spitzenleistung, die Erstes, Einmaliges und daher Unnachahmliches bedeutet*)“.

Als er seine Laufbahn als Seemann begann, brach über Deutschland der 30jährige Krieg herein, gleichzeitig aber erlebten die Niederlande nach der Befreiung von der Vorherrschaft Spaniens den Aufstieg zur Großmacht, der von einer märchenhaften Entwicklung ihres Seehandels begleitet war. Von Amsterdam, der „größten Handelsstadt der Christenheit“, aus segelten zweimal jährlich Flotten von 700 bis 800 Schiffen nach der Ostsee, und ebenso beherrschten holländische Frachtfahrer den Handel an der englischen, französischen, spanischen und italienischen Küste bis zur Levante. Die Ostindische Kompanie, eine der sichersten Grundlagen der Handelsblüte der sieben Provinzen, stellte eine regelmäßige Verbindung mit den Ländern des Fernen Ostens her, während die Schiffe einer australischen, einer westindischen, einer nordischen und vieler anderer Kompanien an den entlegensten Plätzen der Erde, im Nördlichen Eismeer wie vor Kap Hoorn erschienen und immer neue Niederlassungen, insbesondere auch an der westafrikanischen und nordamerikanischen Küste, gründeten. Nur der Seehandel konnte Ersatz für die allzu schmale Landbasis der neuen Großmacht schaffen. Mit einer Zahl von 10 000 Schiffen, mit 100 000 Mann Besatzung und einer Gesamt-

*) Vgl. Czibulka, Die großen Kapitäne.

wasserverdrängung von 600 000 Tonnen dürfte die damalige Handelsflotte der Niederlande nicht zu hoch veranschlagt sein.

Mit dieser Schiffahrtsentwicklung waren die Jugendjahre Ruyters aufs engste verbunden. Nicht umsonst war er in Vlissingen auf der Insel Walcheren in Seeland geboren, einer Stadt, aus welcher schon damals viele Seehelden hervorgegangen waren. In den prächtigen Hafen, den Kaiser Karl V. den Schlüssel zur See genannt hat, liefen täglich viele Schiffe ein und aus, sichtbare Zeugen der Großtaten der Niederländer auf allen Meeren der Erde. Kein Wunder, daß diese Eindrücke dem Knaben in der Schule und in der Lehre keine Ruhe ließen, und daß er nur in der Welt der hohen Masten mit ihren flatternden Wimpeln und schwellenden Segeln seine Heimat zu finden meinte. Auch mag die Armut der Eltern dazu beigetragen haben, schon den Elfjährigen zur See zu treiben. Der Vater hatte als Brauknecht eine Familie von 12 Kindern zu ernähren, von denen Michael Adrianszoon das vierte war. Von seinem Großvater mütterlicherseits brauste Reiterblut in seinen Adern, von ihm nahm er auch den Beinamen de Ruyter an, und unter diesem Namen kennt ihn die Geschichte.

Auf den Schiffsplanken begann für ihn eine harte, entbehrungsreiche Schule voller Arbeit, Abenteuer und Gefahren, die seinem angeborenen Genius das ersetzte, was weniger begnadeten Persönlichkeiten in günstigeren Lebensumständen auch eine planmäßige Erziehung nicht zu geben vermag. Ein glänzendes Gedächtnis und ein reger Geist halfen ihm, aus den vielen auf ihn einstürmenden Eindrücken reichen Nutzen zu ziehen. Durch eisernes Selbststudium erwarb er sich außergewöhnliche nautische Kenntnisse, was ihn später sogar befähigte, Fehler in den unvollkommenen Seekarten seiner Zeit zu berichtigen und u. a. die Angaben für die Lage der Karaibischen Inseln der Länge nach richtigzustellen. Als er mit 30 Jahren Kaperkapitän wurde, dürfte es ihm auch an Kriegserfahrung nicht gefehlt haben, aber seiner geraden Natur und seinem fast weichen Herzen behagte diese Tätigkeit wenig. Mit Freuden trat er daher bald darauf als Kapitän eines Kauffahrteischiffes in den Dienst der Herren Lampsen in Vlissingen, für die er 12 Jahre zur See fuhr. Auf diesen Fahrten wurde er in allen Meeren und an allen Küsten heimisch und, was ihm später zugute kommen sollte, mit der Sprache und den Charaktereigentümlichkeiten der künftigen Feinde seines Landes vertraut. In Westindien wie an den englischen und französischen Küsten oder in den Häfen Marokkos und Algiers war er in gleicher Weise zu Hause. Überall erwies er sich nicht nur als tüchtiger Seemann, sondern auch als geschickter Kaufmann und Unterhändler und setzte mit der Ehrlichkeit und Pflichttreue, die ihm eigen war, für die Belange seiner Reeder mehr als einmal Blut

und Leben ein. Er schlug sich mit westindischen Flibustiern und algerischen Korsaren oder auch mit den Kaperschiffen handelsneidischer Schwesternationen herum und zeichnete sich hierbei aus durch verwegene Manöver, Klugheit und Kriegslisten mancherlei Art. Durch mannhaftes Auftreten, sichere Kenntnis völkerrechtlicher Bestimmungen und richtige Beurteilung politischer Machtfragen zwang er die Kommandanten fremder Kriegsschiffe und selbst Häuptlinge halbwilder Völkerstämme mehrfach zur Anerkennung seines guten Rechtes. Er muß sich auf diesen Fahrten schon bald einen Namen gemacht haben, denn im Jahre 1641 wurde er ganz unvermittelt durch ein Patent der Generalstaaten zum Linienschiffskapitän und bald darauf, obwohl nicht zur Zunft des eigentlichen Seeoffizierskorps gehörig oder als Mann von Namen und Rang der Armee entstammend, sogar zum „Schout-bij-nacht“, zum zweiten Admiral eines Geschwaders ernannt, in welchem er mit Auszeichnung gegen die Spanier kämpfte.

Aber der Staatsdienst sagte ihm nicht zu. Gleich nach der Heimkehr trat er wieder in seine alte Stellung als Kapitän eines Kauffahrteischiffes zurück. Auch auf den weiteren Fahrten blieb ihm sein beinahe sprichwörtliches Glück hold. Dreimal entging sein Schiff als einziges unter vielen dem Untergang in schwerem Wetter, und bis zu seiner Todeswunde traf ihn niemals eine feindliche Waffe oder ein feindliches Geschoß. Fast scheint in so vielen Gefahren ein besonderes Geschick, eine göttliche Fügung über ihn gewacht zu haben, um ihn für die große Aufgabe aufzusparen, in der Schicksalsstunde die Flotte seines Landes zu führen. Seine eigenen Pläne gingen freilich auf ein anderes Ziel. Trübe Erlebnisse, der Verlust eines Bruders in einem Sturm, dem er selbst glücklich entgangen war, der Tod seiner zweiten Frau, die er verlor, während er selbst auf See war, hatten in ihm den Entschluß reifen lassen, sich nach dem Erwerb eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, das er seiner eigenen Tüchtigkeit verdankte, vom Seedienst zurückzuziehen, um seine reiferen Mannesjahre, nachdem er im Jahre 1652 seine dritte Frau heimgeführt hatte, in Ruhe und Frieden zu verleben.

In den Niederlanden hatte ein „goldenes Zeitalter“ begonnen. Industrie und Handel warfen dem Lande unermeßliche Reichtümer in den Schoß, aber auch die Nachteile einer solchen, vornehmlich auf Geldverdienen gerichteten Entwicklung traten bereits in die Erscheinung. Die junge Republik vergaß, daß sie ihre Großmachtstellung weniger der eigenen Machtentfaltung verdankte als einer günstigen politischen Konstellation. Um so mehr hätte sie durch starke militärische und maritime Rüstung und straffe innere Zusammenfassung ihre Stellung sichern müssen. Das Gegenteil war der Fall. Als 1650 mit dem Tode Wilhelms II. von Oranien die erbliche

Statthalterschaft nicht mehr erneuert wurde, begann unter Führung der republikanischen Partei der großen Handelsherren der planmäßige Abbau aller zusammenfassenden Gewalten. Von nun an lähmte der Gegensatz zwischen den Republikanern und der oranischen Partei die staatlichen Geschäfte und ganz besonders die Wehrmacht in empfindlicher Weise. Mit der Abschaffung der Statthalterwürde fiel auch der gemeinsame Oberbefehl über Heer und Flotte. Die Admiralitäten der fünf an das Meer grenzenden „Seeprovinzen", welche die Geschwader zu stellen hatten, traten unmittelbar unter die Generalstaaten, was bei der häufigen Eifersucht der Provinzen vom größten Nachteil für die Einheitlichkeit im Seewesen wurde. Bei der allgemeinen Rüstungsmüdigkeit litten sie zudem unter chronischem Geldmangel. Von den 130 bis 150 Kriegsschiffen einer Flotte, die als die erste der Welt gegolten hatte, wurden die meisten aufgelegt oder zum Teil sogar an England verkauft. 40 Kriegsschiffe erachtete man als genügend, um den Schutz der Küsten, der Fischerei und einer Handelsflotte von 6000 Ozeanfahrern und 10 000 anderen Schiffen zu übernehmen. Im Genusse des leicht und schnell erworbenen Reichtums und im rücksichtslosen Streben nach immer neuen Gütern vergaß man, daß die Gaben, die das Meer geschenkt, auch auf dem Meere verteidigt werden müssen.

Dies war um so unbegreiflicher, als dem Lande an Stelle der niedergeworfenen spanischen Seemacht sofort ein neuer Rivale entstanden war, und zwar in England, für dessen Staatskunst schon zu Anfang des Jahrhunderts Raleigh das Ziel gesetzt hatte mit den Worten: „Wer die See beherrscht, beherrscht den Handel, wer den Handel der Welt beherrscht, beherrscht die Reichtümer der Welt und folglich die Welt selbst." Unter Cromwell und dem Einfluß des Puritanertums gewann dieser Satz neues Leben, so daß, was bisher ausschließlich für Holland gegolten hatte, in England nunmehr der Handel ebenfalls das oberste Prinzip des Staates wurde. Es liegt aber im innersten Wesen des Seehandels, daß er fast immer die Ausschließung lästiger Mitbewerber unter Schaffung eines Monopols erstrebt, und so mußte es früher oder später zum Kampfe zwischen den beiden Ländern kommen, die man schon damals zum Unterschied von allen anderen als „die beiden Seemächte" bezeichnete. Noch allerdings waren die Niederlande in der Vormachtstellung. Ihr Seehandel war dem englischen um das Fünffache überlegen und betrug nach der Schätzung Colberts vier Fünftel des gesamteuropäischen. Die Holländer hatten sich nicht nur fast der gesamten Schiffahrt im Norden und Osten Europas bemächtigt, sondern vermittelten sogar den Verkehr zwischen England und Frankreich sowie zwischen Europa und Ost- und Westindien zum größeren Teile.

Gegen diesen Handel führte Cromwell mit der Navigationsakte von 1651 einen vernichtenden Schlag. Mit dem Verbot der Einfuhr fremder, nichteuropäischer Produkte durch andere als englische Schiffe und mit dem weiteren Verbot der Einfuhr europäischer Produkte auf anderen als englischen Schiffen oder solchen der Ursprungsländer mußte in erster Linie der holländische Handel aufs schwerste getroffen werden. Gleichzeitig erneuerte Cromwell den seit 1202 bestehenden Erlaß, nach welchem jeder Kommandant der englischen Flotte jedes fremde, selbst befreundete Schiff mit Waffengewalt wegnehmen sollte, wenn es in den „englischen Gewässern", unter welchen man „nur" die Nordsee, den Kanal, die Irische See und die Biskaya verstand, nicht zuerst die Flagge dippte und die Segel strich. Auch beanspruchte England das Recht der Durchsuchung holländischer Schiffe selbst in Friedenszeiten unter dem Vorwand der mit Frankreich ausgebrochenen Spannung, und schließlich verlangte es auf Grund seiner angemaßten Herrschaft über die „vier Meere" Abgaben für die Fischerei in der Nordsee, in welcher die Niederlande eine Flotte von etwa 3000 Fahrzeugen beschäftigten. Diesen Ansprüchen gegenüber beriefen sich die letzteren auf den von Grotius zum ersten Male ausgesprochenen Grundsatz von der Freiheit der Meere, für den sie bisher zwar selbst wenig Achtung bewiesen hatten, jetzt aber mit Waffengewalt einzutreten entschlossen waren.

In diesem Kampfe wuchs Ruyter zur geschichtlichen Persönlichkeit. Als der erste Krieg ausbrach, stand er allerdings noch abseits. Ihm waren die Schwächen der holländischen Regierungsmethoden, die Gefahren der inneren Zwietracht und der Vernachlässigung der Flotte nicht verborgen geblieben. Er sah mit Besorgnis die größere Leistungsfähigkeit der durch die reichen Geldmittel eines bewilligungsfreudigen Parlaments und den kriegerischen Geist der Generale und Soldaten Cromwells planmäßig zum Angriff entwickelten englischen Flotte. Zwar war auch auf englischer Seite die Einheitlichkeit der Befehlsgewalt mit dem Königtum gefallen. Die Kommissare der Admiralität und die drei bis fünf „Generale zur See", welche das Kommando über die Streitkräfte führten, fanden aber in Cromwell die Persönlichkeit, deren Machtwort entschied. Auch war die strategische Lage für die englische Flotte viel günstiger, da sie allein schon von ihren Stützpunkten aus die Seewege der Holländer beherrschte und selbst viel weniger durch den Handelsschutz in Anspruch genommen war als der Gegner. Was die Einsichtigen befürchtet hatten, ließ nicht lange auf sich warten. Trotzdem die Flotte der Niederlande von Tromp dem Älteren, dem anerkannt ersten Seehelden jener Zeit, geführt wurde, erlitt sie vor Dover durch die besseren Schiffe Blakes eine schwere Schlappe und konnte auch die Ver-

nichtung eines großen Geleitzuges vor Calais und fast der gesamten Heringsflotte vor den Orkneys nicht hindern. Die Enttäuschung darüber, der Verdacht der republikanischen Staatsmänner gegen den Oranier Tromp, dem sie zuschrieben, die Engländer vor Dover beim Flaggengruß herausgefordert und so den Krieg provoziert zu haben, führten zu seiner Entlassung.

Noch während Tromp in See war, hatten sich die Staaten von Seeland an Ruyter mit der Bitte gewandt, den Befehl über ein neuaufgestelltes Geschwader von 36 Schiffen zu übernehmen, mit denen er einen Geleitzug von 60 Handelsschiffen nach dem westlichen Kanalausgang bringen und einen anderen von dort zurückführen sollte. Ruyter, der sich nie zu einem Kommando gedrängt, wenn er aber eine Aufgabe übernommen hatte, diese ohne Rücksicht auf Anerkennung, lediglich seinem Gewissen folgend, durchführte, lehnte zunächst ab, weil ihm eine weitere Kriegführung aussichtslos erschien. Als aber an seine Vaterlandsliebe appelliert wurde, folgte er dem Rufe des Schicksals, das ihn nun bis zu seinem Tode nicht mehr aus diesem Dienste entließ.

Gleich sein erstes Zusammentreffen mit dem Feinde führte zu einem vollen und bei der Ungleichheit der Kampfmittel geradezu erstaunlichen Erfolg. Als er vor Plymouth ein englisches, um zwölf Schiffe stärkeres und auch Schiff für Schiff weit überlegenes Geschwader sichtete, das noch dazu durch keinen Geleitzug belastet war und sich außerdem in der günstigeren Stellung zum Winde befand, schritt er trotzdem sofort zum Angriff. Er schlug den überlegenen Gegner mit schweren Verlusten in die Flucht und war, obwohl knapp an Wundärzten, Pulver und Blei, entschlossen, den Gegner sofort nochmals, wenn es sein mußte, in Plymouth selbst zum Kampf zu stellen. Er wollte, wie er im Kriegsrate ausführte, denjenigen Kapitänen, die aus Kleinmut ihre Pflicht in der Schlacht vergessen hätten, Gelegenheit geben, die Scharte auszuwetzen. Er wollte die erschütterte Moral des Gegners endgültig brechen und durch die Verfolgung bis in den Hafen die Engländer lehren, daß die Waffen des Parlaments nicht unüberwindlich wären. Die Kapitäne stimmten begeistert zu, und nur der ungünstige Wind verhinderte die Durchführung des kühnen Entschlusses. Zwar rückte er mit diesem Schlage bereits in die Reihe der hervorragenden Führer der Flotte, aber der wenig glückliche weitere Verlauf dieses Kriegsjahres, die schlechten Erfahrungen, die er während desselben mit dem Zustand der Schiffe, dem Mangel an Mannszucht und der Unzulänglichkeit der Führer machte, sowie die Eifersucht und der Neid vieler Kapitäne, die ihm, dem Außenseiter, das Vertrauen der Generalstaaten nicht gönnten, bestärkten

ihn in dem Entschluß, sich nach Erledigung seiner Aufgabe dem weiteren Staatsdienst zu versagen.

Es bedurfte noch einmal der dringenden Bitten der angesehensten Männer, daß er sich schließlich schweren Herzens entschloß, im nächsten Jahre wieder das Kommando über ein Geschwader zu übernehmen. Sein Führer aber war der jetzt 55jährige, inzwischen wieder in alle Ehren des Oberbefehls eingesetzte Tromp. Unter keinem Besseren konnte er fechten. Unter ihm führte er in diesem und im folgenden Jahre bei Dungeneß, in der Dreitageschlacht bei Portland, bei Northforeland, Katwijk und Scheveningen die Vorhut. Diese Schlachten, in denen Hunderte von Schiffen mit Tausenden von Kanonen und Zehntausenden von Matrosen und Seesoldaten gegeneinander kämpften, gehören zu den blutigsten Kämpfen der Seekriegsgeschichte. Hier wurde von den beiden gleichwertigen Rassen mit einer Erbitterung ohnegleichen gefochten. Weil die Engländer artilleristisch überlegen waren, zogen es die Holländer vielfach vor, sofort zum Entern längsseit zu gehen. So kam es, daß oft mehrere englische und holländische Schiffe nebeneinander lagen, während der Kampf von Mann gegen Mann über die Schiffe hinwegraste, bis eins Sieger blieb, während die anderen sanken. Es gab Kapitäne, die lieber die Lunte an die Pulverkammer legten, um das Schiff in die Luft zu sprengen, als sich zu ergeben. Freilich gab es auch andere, die, oft durch Meuterei der Besatzung gezwungen, die Flucht ergriffen, ohne einen Kanonenschuß zu tun, und nur durch die Breitseite des eigenen Flaggschiffes in den Kampf zurückgetrieben werden konnten. Aber auch von denjenigen Kommandanten, die sich durch persönlichen Mut hervortaten, vergaßen die meisten, sei es im Eifer des Gefechtes, in der Absicht Prisen zu machen oder sich auf Kosten anderer in einem Einzelkampf auszuzeichnen, den Blick auf das Ganze zu richten. Viele wurden durch Eifersüchteleien entweder untereinander oder zwischen den Provinzen oder Parteien in ihren Handlungen zum Nachteil des Ausganges der Schlacht beeinflußt.

Anders de Ruyter! Er kannte keinen persönlichen Ehrgeiz und keine politischen Leidenschaften, sondern nur seine Pflicht, seinen Eid und das Wohl der Vereinigten Provinzen. In der Dreitageschlacht, in welcher 76 niederländische Schiffe gegen 150 englische kämpften, schlug er nicht nur die feindliche Vorhut in die Flucht, sondern rettete durch sein rechtzeitiges Eingreifen auch noch die bereits schwer gefährdete Handelsflotte. In der Schlacht von Northforeland hieb er Tromp, dessen Flaggschiff bereits von vielen Feinden umgeben war, aus der Masse der englischen Schiffe heraus und rettete ihn vor der sicheren Gefangenschaft. Seine glänzende Seemannschaft, sein vollendeter taktischer Blick befähigten ihn, in fast jeder dieser,

durch die Masse der Schiffe und den Pulverqualm höchst unübersichtlichen Schlachten am rechten Ort und zur rechten Zeit mit seinem Geschwader zur Stelle zu sein. Nie ging die Kampfleidenschaft mit ihm durch, vielmehr bewahrte er sich, selbst im dichtesten Kampfgetümmel, stets die kaltblütige Überlegung. Gleichzeitig aber verfügte er über die Gabe, durch sein Beispiel, durch Ansprachen, Zurufe und Kommandos die Besatzung seines Flaggschiffes mit Begeisterung zu erfüllen. Dabei lastete auf ihm wie auf den anderen Befehlshabern in geradezu unerträglicher Weise die Unzulänglichkeit des Schiffsmaterials. In der Dreitageschlacht waren in der englischen Flotte mindestens 50 Schiffe stärker und besser ausgerüstet als selbst das Flaggschiff Tromps, während in der niederländischen Flotte mehr als 30 Schiffe kaum seefähig waren und schon nach kurzer Zeit ihren Pulvervorrat erschöpft hatten. Trotz aller Tapferkeit endete die Schlacht von Northforeland aus den gleichen Gründen mit einer regellosen Flucht der Niederländer.

Die allgemeine Entrüstung über den Zustand der Flotte griff nunmehr bereits auf die Parteien über, von denen die oranische die Schuld an der Niederlage der Abschaffung der Statthalterwürde und des einheitlichen Oberkommandos durch die Republikaner zuschrieb. Unterdes stieg unter den Wirkungen der engen Blockade, der ersten großen Blockade der Segelschiffszeit, die Not aufs höchste. 1600 Handelsschiffe waren bereits in Feindeshand gefallen, Fischerei und Handel lagen danieder, und auf den sonst so belebten Kais von Amsterdam wuchs Gras. Cromwell verlangte als Friedensbedingung die Aufgabe der politischen Selbständigkeit. So tief aber waren die Niederlande noch nicht gesunken. In fieberhafter Eile wurden neue Geschwader ausgerüstet und 30 Schiffe eines schnelleren und größeren Typs in Bau gegeben. Aber noch bevor diese fertiggestellt werden konnten, nahm die Flotte trotz aller politischen Gegensätze, trotz kärglichen Soldes und mit untauglichem Material noch einmal, bei Scheveningen, den Kampf auf gegen den materiell weit überlegenen, moralisch gleichwertigen und ihr nur seemännisch noch nicht gewachsenen Gegner, um die würgende Blockade zu brechen. Tromp fällt in der Schlacht, ein unersetzlicher Verlust für die Niederlande. Ruyter, der nach dem Heldentod des Führers noch fünfmal die feindliche Linie durchbricht, muß sich, als von den 150 Mann der Besatzung 43 tot, 53 verwundet sind, mit seinem völlig manövrierunfähigen Flaggschiff aus der Schlacht schleppen lassen. Es gelingt aber, die englische Flotte so schwer zu schädigen, daß sie die Blockade aufgeben muß und mehrere große Geleitzüge eingebracht werden können. Noch einmal waren die Niederlande gerettet. Mit dem Frieden von Westminster

behaupteten sie wenigstens ihre Selbständigkeit, wenn auch die Navigationsakte mit ganz unwesentlichen Einschränkungen in Kraft blieb und der englische Anspruch auf den Flaggengruß aufrechterhalten wurde. Der Name de Ruyters war in aller Munde. Als ihn jedoch die Staaten von Holland in Anerkennung seiner Verdienste zum Vizeadmiral machen wollten, lehnte er wiederum ab, und nur der Überredungskunst des Ratspensionärs Jan de Witt, der sich im zweiten Kriege gegen England zum bedeutendsten Staatsmann der Niederlande entwickeln sollte, gelang es, Ruyter, „dem die Ehre, je weniger er sie suchte, um so mehr folgte“, zur Annahme zu bewegen. Von nun an waren die Namen des Staatsmannes und des Admirals fast zwanzig Jahre lang unzertrennlich miteinander verbunden.

In der elfjährigen Spanne zwischen dem ersten und zweiten Holländischen Kriege war Ruyter keine Ruhe gegönnt. In dieser Zeit kreuzte er teils im Mittelmeer, teils an der portugiesischen Küste oder in der Ostsee, um den niederländischen Handel zu schützen. Hierbei erhielt er im Jahre 1658 als Nachfolger des erkrankten und wenig erfolgreichen Leutnant-Admirals Wassenaer zum ersten Male den Oberbefehl über eine Flotte von 70 Schiffen mit 17 000 Mann Besatzung, welche die Generalstaaten in den Sund entsandt hatten, um Dänemark im Kampf gegen die Schweden zu unterstützen und sich die freie Durchfahrt für ihre Handelsschiffe zu sichern. Zwar sah sich Ruyter zunächst infolge geschickter Verschleppung der Friedensverhandlungen durch die Schweden zu einer sowohl politisch wie militärisch gefährlichen Untätigkeit verurteilt, aber auch in dieser schwierigen Lage setzte sich sein gesundes Urteil gegen alle Widersacher durch. Er erhielt Handlungsfreiheit, nahm in Kiel ein Landungskorps von 5000 Mann an Bord, landete in Fünen, wobei er mit der gewohnten Kaltblütigkeit auch den ungleichen Kampf mit Küstenforts nicht scheute, und führte den Feldzug zum glänzenden Ende. Nach dem Friedensschluß wurde er in Kopenhagen feierlich durch den König empfangen und unter Bewilligung einer lebenslänglichen Pension in den erblichen Adelsstand erhoben. Im Mittelmeer wollte er nunmehr den Anmaßungen der Engländer, die den Krieg mit Spanien zum Vorwand genommen hatten, um bei jeder Gelegenheit holländische Schiffe anzuhalten und zu durchsuchen, entgegentreten. Jedoch waren die Weisungen, die er erhielt, aus politischen Hemmungen heraus so zweideutig und widerspruchsvoll, daß er sie in einem Protest an die Admiralität von Amsterdam als „äußerst befremdend und unerträglich für Männer, welche die Ehre haben, im Staatsdienste zu stehen“, bezeichnete. Mit dem Hinweis darauf, daß eine schwächliche und nachgiebige Haltung dem Ansehen des Staates nur schaden könne und den Gegner zu neuen Herausforde-

rungen geradezu verleiten müsse, hatte er den Erfolg, daß die einschränkenden Bestimmungen zurückgezogen wurden. Den Ausbruch des zweiten Krieges mit England konnte aber selbst die größte politische Vorsicht der Generalstaaten nicht hindern.

Als Ruyter im Jahre 1664 in Malaga erfuhr, daß die Engländer gewaltige Vorbereitungen zu einem neuen Kriege träfen und daß der Herzog von York selbst die Führung der Flotte übernehmen werde, erwiderte er: „Ich kümmere mich um den Herzog von York nicht, denn er ist ein Mensch wie wir anderen auch. Wer sich vor Drohungen fürchtet, darf sich nicht mit Krieg befassen. Wir wollen schweigen und der Dinge harren, die Gott uns sendet.“ Bald darauf erhielt er einen geheimen Befehl der Generalstaaten, die Besitzungen der afrikanischen Kompanie an der Westküste Afrikas, die inzwischen ohne jede Kriegserklärung von den Engländern überfallen worden waren, wiederzuerobern und dann gegen die englischen Kolonien in Westindien vorzugehen. Obwohl die englische Flotte in Cadiz neben der seinen lag, gelang es ihm, die Vorbereitungen für diese lange und schwierige Expedition so unauffällig zu treffen, daß jene über Ziel und Ausmaß seiner Unternehmung völlig im unklaren blieb. In der Durchführung selbst bewies er im höchsten Maße Mut der Verantwortung, politischen Blick und Verhandlungsgeschick, Eigenschaften, die von einem im Auslande ganz auf sich selbst gestellten Befehlshaber in besonderem Maße verlangt werden. Noch während dieser Unternehmung wurde er zum Leutnant-Admiral von Holland und Westfriesland ernannt. Die Nachricht vom Ausbruch des zweiten Krieges mit England erreichte ihn erst in Westindien. Daraufhin fügte er dem englischen Handel erheblichen Schaden zu, mußte aber die Absicht, an der nordamerikanischen Küste das von den Engländern besetzte Neu-Amsterdam zu befreien, wegen Mangels an Lebensmitteln und Pulver aufgeben. Erst auf der Heimreise nördlich um Schottland herum, auf der Höhe von Bergen, erfuhr er, daß inzwischen die niederländische Flotte in einer großen Schlacht vor Lowestoft eine völlige Niederlage erlitten hatte, Wassenaer mit seinem Flaggschiff in die Luft geflogen war und auch für sein Geschwader Gefahr bestand, von der siegreichen englischen Flotte abgeschnitten zu werden.

In den Niederlanden selbst und auf der Heimatflotte herrschte eine verzweifelte Stimmung. Vizeadmiral Evertsen, der nach dem Tode Wassenaers die Trümmer der Flotte zurückbrachte, wurde an Land vom Pöbel angegriffen und ins Wasser geworfen. Untersuchungen über den Verlauf der Schlacht ergaben, daß mit dem Auffliegen des Flaggschiffes eine allgemeine Panik ausgebrochen und viele Schiffe geflohen waren, ohne überhaupt einen Kanonenschuß abgefeuert oder Verluste erlitten zu haben. Mehrere Todes-

urteile wegen Feigheit waren die Folge. Zwischen den Provinzen kam es zu neuen Reibungen in der Frage des Oberbefehls über die Flotte. In dieser trostlosen Lage ging völlig überraschend die Nachricht ein, daß Ruyter mit seinem ganzen Geschwader auf der Ems eingetroffen sei und sogar noch fünf englische Prisen aus Westindien mitgebracht habe. Es war ihm gelungen, nicht nur der englischen Blockade zu entgehen, sondern auch, trotz schweren Nordweststurmes, ohne Seezeichen und Lotsenhilfe in dieses schwierige Fahrwasser einzulaufen.

Diese Nachricht verursachte einen völligen Stimmungsumschwung, und Ruyter wurde als Retter des Vaterlandes willkommen geheißen. Zwar war inzwischen dank der unermüdlichen Tatkraft und unbeugsamen Entschlossenheit des Ratspensionärs de Witt und der militärischen Fähigkeiten des 35jährigen Cornelius Tromp, des Sohnes des im ersten Kriege gefallenen Seehelden, die Flotte wieder auf hundert gute Schiffe gebracht worden, aber nach dem moralischen Zusammenbruch von Lowestoft gab es nach aller Meinung nur einen Mann, der dieser Flotte wieder Siegeszuversicht einflößen konnte: de Ruyter, der nunmehr zum Oberbefehlshaber ernannt wurde. Nur einer stand in dem allgemeinen Jubel über diese Entscheidung abseits: Tromp. Er erklärte, er habe die Flotte nicht ausgerüstet und alle Sorge für sie getragen, um nunmehr das Kommando an einen anderen abzugeben. Er bat daher, ihn von dem Kommando als Stellvertreter zu entheben, das er nur mit halbem Herzen führen könne. Parteifragen spielten mit, denn die Besatzung seines Flaggschiffes meuterte sogar und wollte nur im Namen des Prinzen von Oranien Anker lichten. Nur das energische Auftreten der Generalstaaten, vor allem Jan de Witts, und die gewinnende Persönlichkeit Ruyters selbst vermochten diesen Gegensatz noch einmal zu überbrücken.

Indes mußte letzterer noch eine andere üble Erbschaft aus der kurzen Kommandozeit Tromps übernehmen. Da dieser als Oranier nicht das volle Vertrauen der Generalstaaten besaß, hatte man drei Abgeordnete derselben auf seinem Flaggschiff eingeschifft, mit denen er sich in die Kommandogewalt teilen mußte, eine Einrichtung, die nun auch Ruyter anzuerkennen gezwungen war. Sie wurde nur dadurch erträglich, daß an der Spitze dieser Kommission ein Mann von der Tatkraft und Großzügigkeit de Witts stand, von dem er mehr Hilfe und Verständnis als Hemmung zu erwarten hatte. Auch war das Ansehen Ruyters schon so gefestigt, daß er, wie ein Bericht aus der damaligen Zeit besonders hervorhebt, selbst vor den „hochmögenden Herren Generalstaaten“ mit bedecktem Haupte erscheinen und sitzend verhandeln

durfte. Zwar vertrat er diesen gegenüber bei jeder Gelegenheit seinen Standpunkt freimütig, energisch, geschickt und klug, aber er war doch wohl weit entfernt davon, in den großen Fragen der Kriegführung eine eigene Initiative zu entwickeln. Die Generalstaaten blieben für ihn stets die „hochmögenden Herren", deren Weisungen pünktliche und unbedingte Ausführung verlangten. Den gleichen Gehorsam forderte er an Bord auch von seinen Untergebenen mit unnachsichtlicher Strenge. Er konnte bei seinem stürmischen Temperament Widerspruch nur schwer ertragen, ja, es schien manchmal, wie einer der Getadelten einst schrieb, „als ob er der Papst von Rom wäre, der nicht sündigen könnte". Allerdings wird er seinen Unterführern gegenüber häufig einen schweren Stand gehabt haben, da diesen im Gegensatz zu den von Cromwell erzogenen englischen das Gefühl für die Notwendigkeit straffer militärischer Unterordnung vielfach noch vollständig fehlte.

Gegen den einfachen Mann, dessen Sorge und Nöte er aus eigenster Erfahrung kannte, war Ruyter stets menschlich und gütig. Von seinen Matrosen und Seesoldaten wurde er als „der Großvater" allgemein verehrt. In seinen Lebensgewohnheiten war er einfach. Trunkenheit war ihm verhaßt, und die derbe Schiffskost zog er selbst bei feierlichen Gelegenheiten allem anderen vor. An der Tafel war er heiter und guter Dinge und hatte seine Freude an scherzhaften Gesprächen, was seiner Würde keinen Abbruch tat. In seinem Äußeren wird er als Mann von gewöhnlicher Größe, aber kraftvoller und imponierender Erscheinung geschildert, mit breiter Stirn, braunem Haar und durchdringenden braunen Augen, aus denen die Klarheit seines Geistes leuchtete. Seine Gesichtsfarbe war die des Seemannes, sein Äußeres derber, als es die Bilder erkennen lassen, seine Haltung fest, sicher, zuweilen etwas streng, doch immer mit Freundlichkeit gepaart. Klarer Verstand, Reife des Urteils, Stärke des Gedächtnisses und unbeugsamer Mut, hervorgehend aus tiefgläubiger Gottesfurcht, waren seine hervorragendsten Eigenschaften, die sich selten in einem Manne in gleicher Weise vereinten und sich nunmehr in den schwersten Kriegsjahren seines Vaterlandes so glänzend bewähren sollten.

Im Jahre 1665 kam es allerdings nicht mehr zu einer großen Aktion, obwohl Ruyter mit der Flotte bis nach Schottland und Norwegen vorstieß. Dagegen gelang es ihm, von Bergen aus einen reichen Geleitzug einzubringen, auf den es die Engländer abgesehen hatten. Als er schließlich sogar die Themse blockierte, nahmen sie die Herausforderung nicht an, weil in London die Pest ausgebrochen war und furchtbare Verheerungen anrichtete. So fand er Zeit, die Flotte zu schulen und die Admirale mit

seinen taktischen Absichten vertraut zu machen. Im folgenden Frühjahr erschien er vier Wochen früher, als sein Gegner Monck für möglich gehalten hatte, auf See mit einer Flotte von 91 Schiffen, 4716 Kanonen und 20 462 Mann Besatzung, gut bewaffnet und ausgerüstet und geführt von den besten Admiralen und Kapitänen der Niederlande. Die Engländer konnten ihm nur 81 Schiffe mit 4460 Kanonen und 21 085 Mann Besatzung entgegenstellen.

Am 11. Juli entbrannte zwischen Dünkirchen und der englischen Küste eine Schlacht, welche vier Tage dauern sollte und wohl als die größte und blutigste der ganzen Seekriegsgeschichte bezeichnet werden kann, die erste, die nach bestimmten taktischen Regeln geschlagen wurde, die erste, in welcher auf holländischer Seite Ruyter den Oberbefehl führte und zugleich diejenige, in welcher er seinen größten Sieg errang. „Das Schicksal der Niederlande hängt an dem Ausgang der bevorstehenden Schlacht!“ Mit diesen Worten entließ er die Vizeadmirale van Nees, Cornelius Tromp, de Vries und Cornelius Evertsen aus dem Kriegsrat an Bord der „Sieben Provinzen“. Was er und sie in den Wechselfällen der „Viertageschlacht“ an schweren Entschlüssen und mannhaften Taten geleistet haben, ist unbeschreiblich. Evertsen fällt, Ruyters Flaggschiff verliert mit der Großstenge die Admiralsflagge und ist eine Zeitlang manövrierunfähig, Tromp wechselt zweimal sein völlig zusammengeschossenes Schiff, gefährdet jedoch bei seiner Tollkühnheit durch Eigenmächtigkeit und untaktisches Verhalten mehrmals die Lage, aber immer wieder gelingt es Ruyter, seinen Unterführer herauszuhauen, die Gefechtslinie wiederherzustellen und die Leitung der Riesenflotte wieder fest in die Hand zu bekommen. Am vierten Tage erhalten die Engländer eine Verstärkung von 25 völlig frischen Schiffen, aber mit bewundernswertem Scharfblick erfaßt Ruyter den Augenblick der Entscheidung. Als van Nees mit zerschossener Takelage durch die englische Flotte treibt, Tromp, der seine Bedrängnis sieht, ihm mit der Nachhut folgt, und beide in Gefahr sind, abgeschnitten und vernichtet zu werden, bricht Ruyter mit der ganzen Flotte von allen Seiten in den Feind ein, ein großer Entschluß, der dem Angriff Nelsons bei Trafalgar würdig zur Seite steht. Erst der plötzlich heraufziehende Nebel und die Sandbänke an der englischen Küste machen der Verfolgung ein Ende.

Es war die schwerste Niederlage, welche eine englische Flotte jemals im freien Wasser erlitt. Sie hatte 21 Schiffe verloren, von denen 9 in Feindeshand blieben, dazu 8000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen, viermal soviel als die Niederlande, die nur 4 Schiffe eingebüßt

hatten. Es wird erzählt, daß Ruyter auf alle Schiffe frühere Kriegsgefangene verteilt hatte, welche durch die Schilderung der unerhört grausamen Behandlung in England die Wut der Besatzungen aufs äußerste steigerten. Noch mehr wird sein Beispiel, sein überlegener Geist und das unbedingte Vertrauen aller zum Führer zu diesem glorreichen Siege beigetragen haben.

Fast noch glänzender aber erscheint uns die Charaktergröße dieses Mannes im Unglück. Bereits 20 Tage später war er wieder in See, um auf Anweisung de Witts den Sieg durch Blockierung der Themse auszunutzen, eine bewundernswerte Leistung nach den gewaltigen Anstrengungen der Viertageschlacht. Als es jedoch im August vor Northforeland erneut zum Kampfe kommt, versagt seine Flotte vollständig. Die Vorhut, in der gleich nach Beginn des Kampfes drei Admirale fallen, segelt von Panik ergriffen in regelloser Flucht davon. Ruyter aber ist gezwungen, ihr zu folgen, weil Tromp, der die Nachhut und mit ihr die stärksten und besten Schiffe des Landes führt, sich in unerklärlicher Weise abseits hält und Ruyter allein die Deckung des Rückzuges überläßt. Dann erst wirft sich Tromp mit dem gewohnten Ungestüm auf die englische Nachhut, schlägt diese in die Flucht und verfolgt sie die Nacht hindurch bis zur englischen Küste. Bei Sonnenaufgang steht Ruyter mit 8 Schiffen 20 von Monck persönlich geführten englischen gegenüber. Zum ersten und einzigen Male in seinem Leben ist er der Verzweiflung nahe. Er fühlt sich von Gott und den Menschen verlassen. Als sein Flaggschiff immer wieder von feindlichen Brandern angegriffen und von den Breitseiten der Hundertkanonenschiffe des Gegners zersiebt wird, bricht er in den Ruf aus: „O Gott, wie bin ich so unglücklich! Ist denn unter so vielen tausend Kugeln nicht eine einzige für mich?“ Aber gleich darauf faßt er sich wieder, und als sein Schwiegersohn de Witt ihm vorschlägt, zu wenden, mitten unter die Feinde zu laufen und den Tod zu suchen, lehnt er voller Unmut ab mit den Worten: „Du weißt nicht, was du sagst. Wenn ich das täte, so wäre alles verloren, aber wenn ich mich selbst und diese Schiffe erhalte, so können wir die Sache noch einmal wieder besser anfassen.“ Unter dem Kugelregen der Feinde geloben er und van Nees, der einzige Führer, der bei ihm geblieben ist, sich die Treue zu halten bis zum Ende. Als die Sandbänke der holländischen Küste in Sicht kommen, müssen die Engländer abdrehen. Die Flotte ist gerettet dank der heldenmütigen Deckung des Rückzuges durch ihren Führer, die ihm die Bewunderung der Welt fast noch mehr eintrug als seine Siege. Ludwig XIV. bat um sein Bildnis, indem er ihm gleichzeitig das seine schickte. Tromp, dessen

Disziplinlosigkeit schon in der Viertageschlacht sowohl von Jan de Witt wie von Ruyter mit allzu großer Langmut hingenommen worden war, mußte sich vor den Generalstaaten verantworten. Dabei trat seine völlig unbegründete Eifersucht und Erbitterung gegen Ruyter so unverhüllt und peinlich zutage, daß er trotz der Anerkennung seiner persönlichen Tapferkeit und trotz seines großen politischen Einflusses der Würde als Leutnant-Admiral verlustig erklärt und ihm jede Verbindung mit der Flotte untersagt wurde.

In der schwierigen Lage nach der Schlacht von Northforeland kam den Niederländern nur die falsche Strategie Karls II. zu Hilfe, der, um seinen verschwenderischen Haushalt zu finanzieren, die kostspieligen Linienschiffe außer Dienst stellte und zum Kreuzerkrieg überging. Die Folge war der kampflose Übergang der Seeherrschaft an die Holländer, den der Ratspensionär Jan de Witt und Ruyter zu einem großen Schlage zu benutzen wußten. Es muß einer der stolzesten Augenblicke ihres Lebens gewesen sein, als die niederländische Flotte unter Ruyter und Cornelius de Witt, dem Bruder Jan de Witts und Bevollmächtigten der Generalstaaten, im Juni 1667 mit 60 Linienschiffen die Themse hinaufsegelte, die Balken- und Kettensperren auf dem Medway sprengte, die Strandbatterien zum Schweigen brachte und 8 große Linienschiffe und 12 Fregatten teils aus den feindlichen Stützpunkten herausschleppte, teils verbrannte. Niemals in seiner ganzen Geschichte ist England so gedemütigt worden. Als man in London den Kanonendonner hörte, brach eine Panik aus, und als Ruyter am 6. Juli nochmals die Themse hinauf segelte, kamen die Friedensverhandlungen schnell in Fluß.

Das politische und strategische Genie Jan de Witts und die glänzenden kriegerischen Leistungen de Ruyters hatten die Niederlande wiederum gerettet. Noch einmal hob sich ihr Handel zu einer großartigen, wenn auch kurzen Blüte. Aber schon im Jahre 1671 stieg die politische Spannung so sehr, daß Ruyter wieder mit einer Flotte von 46 Schiffen vor der Küste kreuzen mußte, wobei es durch englische Anmaßung zu einem neuen Zwischenfall in der Frage des Flaggengrußes kam. Obgleich die Niederlande diesen und ähnlichen Herausforderungen gegenüber die größte Nachgiebigkeit zeigten, vermochten sie das von neuem drohende Verhängnis nicht abzuwenden. Frankreich und England fanden sich in dem gemeinsamen Willen, Holland politisch und wirtschaftlich zu vernichten. Sie erklärten im folgenden Jahre gleichzeitig den Krieg. Diesmal aber handelte es sich nicht mehr um einen reinen Seekrieg, vielmehr waren auch die Landfronten aufs schwerste bedroht. Um so wichtiger war die Seezufuhr.

Als die verbündete Flotte sich anschickt, diese zu gefährden, wird auf holländischer Seite der Einsatz der Flotte beschlossen. Ruyter erscheint vor Dover, schickt sogar ein Geschwader die Themse bis nach Sheerneß hinauf und überrascht die französische und englische Flotte schließlich in der Solebay südlich von Lowestoft. Die Überlegenheit der Feinde beträgt etwa 10 Schiffe, 10 000 Mann und 600 Geschütze. Das Flaggschiff Ruyters allein feuert an diesem Tage 3500 Schuß. Nach seinem eigenen Zeugnis ist er niemals in einem so anhaltend scharfen Gefecht gewesen wie in dieser Schlacht. Zwar blieb die Schlacht selbst unentschieden, jedoch bannte ihr Ergebnis für einige Zeit nicht nur die Gefahr für die Seezufuhr, sondern auch die einer Landung an der niederländischen Küste.

Um so trostloser sah die Lage an den Landfronten aus. Dort hatten die Heere Ludwigs XIV. und der Bischöfe von Köln und Münster in wenigen Wochen das Land überflutet, 80 feste Plätze waren bereits gefallen, und überall erscholl der Ruf: „Holland in Not!" Um den weiteren Vormarsch der feindlichen Heere zum Stehen zu bringen, mußte das Meer zu Hilfe gerufen, die Schleusen geöffnet werden. Unter Aufgabe des flachen Landes wurde Amsterdam zum einzigen Stützpunkt des nationalen Widerstandes gemacht. Als sich die Lage trotzdem noch weiter verschlechterte, beschlossen die Generalstaaten, ein Drittel der Schiffe zurückzurufen und abzutakeln, um die Besatzungen im Landkriege zu verwenden, eine Maßnahme, welche den Verzicht auf eine offensive Seekriegführung bedeutete. Die Art aber, wie de Ruyter mit seiner stark verringerten Flotte unter Ausnutzung der vorgelagerten Sände auch jetzt noch die verbündete Flotte in Schach hielt, jeden Landungsversuch im Keim erstickte und sogar eine Flotte von Ostindienfahrern mit wertvollen Gütern ihrem Zugriff entzog, gehört zu den hervorragendsten Leistungen seines Lebens.

Um so schmerzlicher traf ihn in dieser Lage ein Verlust, der ihm und seinem Lande nicht vom Feinde, sondern vom eigenen Volke zugefügt wurde. Unter dem Druck der Umzingelung von Land und See her glaubte es sich von seinen Führern verraten. Seine ungeheure Erregung, noch gesteigert durch die Einflüsterungen der oranischen Partei, machte sich Luft in der grauenhaften Ermordung der Brüder Jan und Cornelius de Witt. Mit dem ersteren hatte Ruyter nach seinen eigenen Worten „in brüderlicher Eintracht und aufrichtiger Freundschaft" gelebt, in vielen Schlachten hatten die beiden de Witts in großartigster Form die Staatsgewalt auf dem Flaggschiff verkörpert. Ohne die strategische und staatsmännische Führung des Ratspensionärs wären auch die Erfolge Ruyters nicht denkbar gewesen. Als sich die ersten Verleumdungen gegen sie erhoben, hatte

Ruyter für sie Partei ergriffen, und nach der Ermordung machte er auch aus seiner Empörung über diese Schandtat keinen Hehl. Dies führte dazu, daß er sich selbst den Vorwurf machen lassen mußte, die Flotte verraten und an die Franzosen verkauft zu haben. So schnell waren seine Verdienste vom Volke vergessen, daß es nunmehr in verblendetem und fast unerklärlichem Haß sein Haus in Amsterdam zu stürmen versuchte, während er selbst vor der Küste kreuzte, um dieses Volk gegen die Feinde zu schützen. Fast wäre er sogar das Opfer eines Attentates geworden.

In dieser bittersten Enttäuschung seines Lebens erstand ihm ein Helfer und dem Lande ein Retter in der Person des neu ernannten Statthalters, des 21jährigen Wilhelm III. von Oranien. So außerordentlich es war, daß ein Volk in so verzweifelter Lage seine Geschicke freiwillig in die Hand eines noch kaum erprobten Jünglings legte, so außerordentlich war es auch, daß der 57jährige Seeheld, das Wohl des Vaterlandes hoch über die Partei stellend, sich ihm rückhaltlos zur Verfügung stellte. Freilich waren die zielbewußten Maßnahmen des Prinzen zum Widerstand bis zum äußersten, sowie seine hervorragenden Fähigkeiten als Führer und Staatsmann ganz dazu angetan, dieses Vertrauen zu verdienen. In seiner Eigenschaft als General-Admiral schuf er sofort klare Befehlsverhältnisse, indem er Ruyter als Leutnant-General-Admiral zum ersten Male zum unbestrittenen Vorgesetzten aller Flaggoffiziere machte. Er brachte, vielleicht eines seiner größten Verdienste, eine Versöhnung zwischen den beiden besten Admiralen des Landes Ruyter und Tromp zustande. Er verstärkte die Flotte im nächsten Frühjahr wieder auf mehr als 70 Schiffe, so daß Ruyter im Mai 1673 auf seinen Befehl sogar auf der Themse erscheinen konnte, um diese durch Blockschiffe zu sperren, ein Versuch, der allerdings wegen der rechtzeitigen Konzentration der verbündeten Flotten mißlang. Noch im Laufe des Sommers aber sollte Ruyter drei Schlachten schlagen, in welchen seine langjährige organisatorische und taktische Arbeit an der Flotte wie die Macht seiner Persönlichkeit als Führer in gleicher Weise Triumphe feierten.

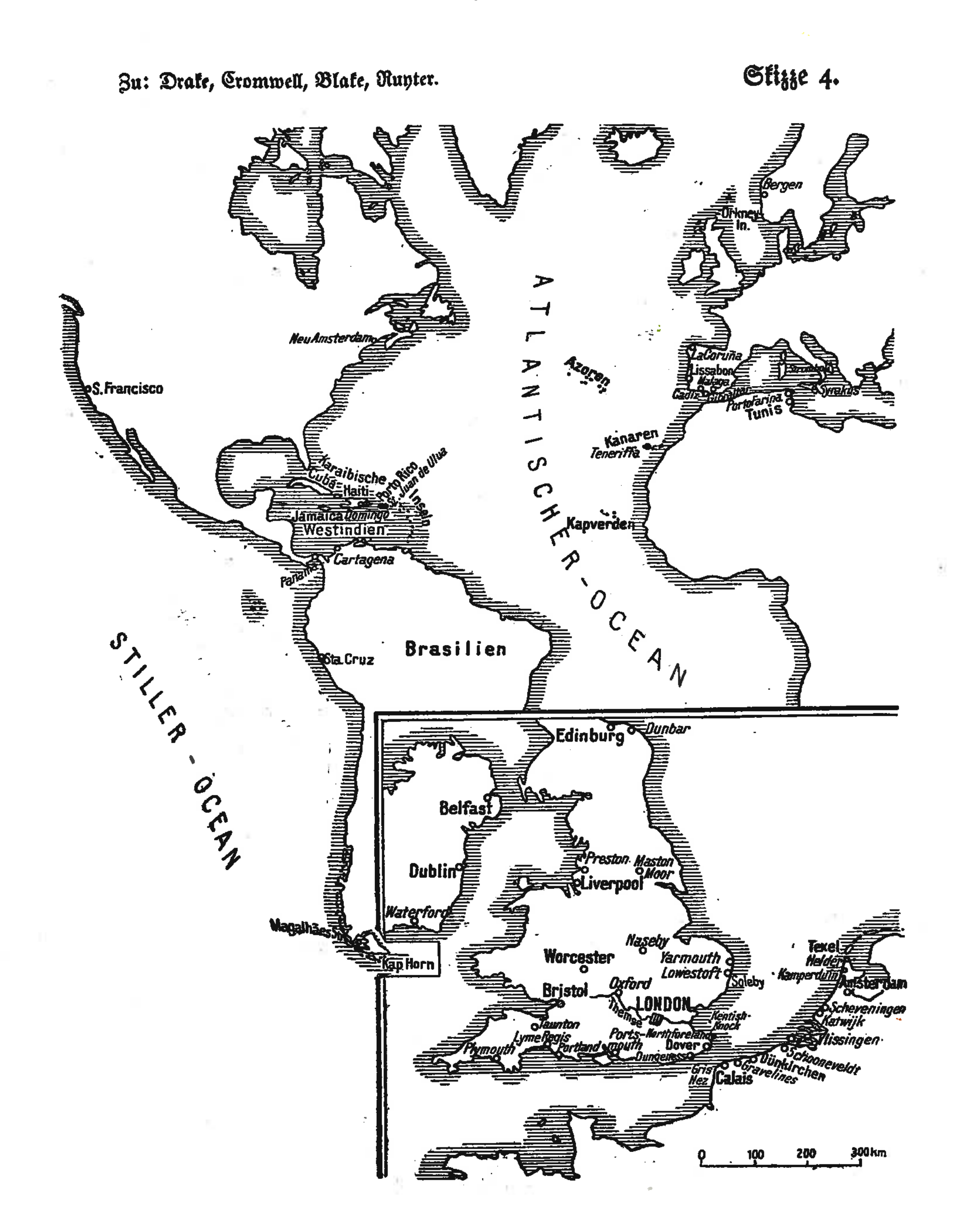
Als die Flotte am 24. Mai von neuem in See ging, stand ihr ein Kampf bevor gegen 60 englische und 30 französische Schiffe, von denen keines weniger als 50 Kanonen hatte. Der Statthalter aber entließ sie mit den Worten, daß er den Tapferen belohnen werde, für den Feigling aber kein Ort gefährlicher sein würde als der Hafen des eigenen Vaterlandes. Als am 7. Juni vor Schooneveldt die Schlacht begann und Ruyter die feindliche Linie durchbrach, wichen die Schiffe der Gegner nach allen Seiten auseinander, was ihn zu der Äußerung veranlaßte: „Es scheint, daß sie vor den »Sieben Provinzen« doch noch einigen Respekt

haben.“ Dann zog er plötzlich die Geschwader der Mitte und Nachhut aus dem heftigsten Kampf wieder heraus, um die Vorhut zu retten, mit welcher Tromp sich, seinem feurigen Temperament nachgebend, wieder in einen Sonderkampf gegen Übermacht eingelassen hatte. Schon hatte Tromp zweimal sein gänzlich zerschossenes Flaggschiff wechseln müssen, als Ruyter erschien, so daß er ausrief: „Seht, Leute, ich habe es euch ja gesagt, da ist der Großvater, und uns ist geholfen. Wahrlich, ich will ihn auch nicht wieder verlassen, solange ich atme!“ Ein Ausspruch, der beweist, wie auch dieser schwierige Führer sich schließlich dem Genius des Größeren beugen mußte. Das Ergebnis der Schlacht war, daß der Feind wiederum die Absicht, an der Küste Seelands zu landen, aufgeben mußte.

Sieben Tage später griff Ruyter den Gegner von neuem an, ließ sich jedoch weder an diesem Tage noch später allzuweit von der eigenen Küste fortziehen, weil er damit rechnen mußte, daß dieses der Absicht des Gegners entspräche, um dann die Landung um so sicherer ausführen zu können. Als die verbündeten Flotten im August wieder mit 91 Segeln vor der Küste erschienen, hatten sie ein Landungskorps von 8000 Mann an Bord, weitere 12 000 waren in Yarmouth zusammengezogen; gleichzeitig hielt sich in Dünkirchen ein französisches Korps marschbereit. Es stand also ein groß angelegter konzentrischer Angriff von Land und See her unter Abschneidung der Zufuhr bevor, der letzte Versuch, den verzweifelten Widerstand der Niederlande zu brechen. Als der Statthalter am 12. August persönlich auf dem Flaggschiff erschien, um zu beraten, wie dieser Gefahr zu begegnen sei, wurde entschieden, daß diesmal nur der volle Einsatz der Flotte die sterbende Nation retten könnte. Ruyter erhielt Befehl, „die verbündeten Flotten je eher, je lieber aufzusuchen, um mit Gottes Hilfe die Feinde zu zwingen, die Küste der Niederlande zu verlassen, damit sie wieder frei werde für die erwarteten Ostindienfahrer und alle anderen Schiffe“. Mit der Aufforderung an die Besatzungen, „für das Vaterland, für die alte Freiheit, für den Statthalter, für Frauen und Kinder das Leben zu wagen“, ging Ruyter mit 75 Schiffen in See und griff die feindliche Übermacht am 21. August vor Texel an.

Er stand vor der größten Aufgabe seines Lebens. Als dort, vor Kamperduin, der Endkampf begann, waren die Augen von Tausenden an der Küste auf die Flotte gerichtet. Als der Abend hereinbrach, waren die Niederlande gerettet. Die verbündete Flotte war geschlagen und mußte sich mit zwölf entmasteten Schiffen und vielen Toten und Verwundeten in die eigenen Häfen zurückziehen. Ruyter stand auf dem Gipfel seines Ruhmes. Wie Mahan sagt, „hatten ihm seine 66 Jahre nichts

Zu: Drake, Cromwell, Blake, Ruyter. Skizze 4.



von dem kriegerischen Feuer geraubt. Sein Angriff war noch ebenso ungestüm wie vor acht Jahren, sein Urteil war aber durch die Erfahrung des letzten Krieges zusehends und schnell gereift, wie die größere Klarheit seiner Pläne und sein scharfer militärischer Blick erkennen ließen". Bereits im September konnte Ruyter die Themse blockieren, um so das Einbringen eines großen Ostindientransportes zu sichern, dessen wertvolle Ladung die Weiterführung des Krieges erst ermöglichte.

Trotz dieser glorreichen Siege fiel aber die letzte Entscheidung im Kampf um die Vorherrschaft auf dem Meere gegen Holland, weil sich auf die Dauer die inneren Kräfte des englischen Staates als die lebendigeren und reicheren erwiesen hatten. Zu der stolzen Machtpolitik eines Jan de Witt haben sich die Niederlande nie wieder erheben können. Sie wurden nach dem Wort Friedrichs des Großen in ihrer politischen Abhängigkeit von England „die kleine Schaluppe im Schlepptau der stolzen Fregatte". So liegt auch über den letzten Jahren unseres Helden eine tiefe Tragik. Es war keine Ruhmestat der Generalstaaten, auch zeugte ihr Verhalten nicht von Dankbarkeit, als sie den ruhmgekrönten Admiral in seinem 68. Lebensjahre mit einem unzulänglichen kleinen Geschwader für eine Nebenkriegsunternehmung gegen die Franzosen ins Mittelmeer entsandten. Als seinen Warnungen mit taktlosem Zweifel begegnet wurde, ob etwa sein Mut und seine Spannkraft mit dem Alter gelitten hätten, gehorchte er mit den Worten: „Ich fange nicht an, den Mut sinken zu lassen. Aber ich wundere mich, daß den Herren die Flagge des Landes so wohlfeil ist. Dort, wo die Generalstaaten ihre Flagge wagen, dort wage ich auch mein Leben." Als der Rest der niederländischen Flotte ihren toten Admiral in die Heimat brachte, vorbei an den Küsten Frankreichs, donnerte von dort aus auf Befehl Ludwigs XIV. der Ehrensalut für den großen Gegner.

II.

In der Geschichte der Kriegskunst steht Ruyter am Anfang, Nelson am Ende einer Entwicklung, und wenn auch die Taten des letzteren glänzender erscheinen mögen, so gebührt Ruyter das Verdienst, Bahnbrecher gewesen zu sein in einer Zeit, in welcher die Seekriegskunst noch in den Kinderschuhen steckte, und Grundlagen geschaffen zu haben, auf welchen alle großen Führer nach ihm aufgebaut haben. In seine Zeit fällt ein völliger Umschwung in der Seekriegführung. Noch in den Tagen der spanischen Armada hatte das Meer nur als Weg gedient, um Truppen in

Feindesland zu werfen, erst zur Zeit der Holländisch-Englischen Kriege wurde der Seehandel selbst zum wertvollsten und entscheidenden Kriegsobjekt. Hierdurch erhielt die Kunst der Seekriegführung einen ungeheueren Impuls, so daß wir diese Epoche als die Geburtsstunde der stehenden Marinen, des Linienschiffes, der Linientaktik, der entsprechenden Entwicklung der Schiffsartillerie und der ersten ausführlichen Gefechtsinstruktionen anzusehen haben. Die Handhabung und Leitung der hierbei entstandenen und an Zahl der Schiffe auch späterhin niemals wieder erreichten Riesenflotten nach einheitlichen taktischen Grundsätzen wurde das große Problem dieser Epoche. In seiner Lösung hat sich Ruyter als Meister erwiesen.

Es mag heute müßig erscheinen, zu untersuchen, ob und warum er seine Flotte zunächst in fünf, später in drei Geschwader zu je drei Divisionen eingeteilt hat, ob und warum er im Anfang das ganze mittlere Geschwader, später die mittlere Division eines jeden Geschwaders gewissermaßen als Gefechtsreserve nach Feuerlee*) herausstaffeln ließ, ob die Gefechtsinstruktionen des jüngeren Tromp oder seine eigenen den Vorzug verdienten, wie sich diese im Laufe der Jahre gewandelt haben, und in welcher Weise sie durch die englischen Gefechtsinstruktionen beeinflußt worden sind oder davon abwichen. Wir wissen heute auch nicht mehr genau genug, wie weit diese Gefechtsinstruktionen seine persönliche Note tragen, obgleich er sich zweifellos mit diesen Fragen sehr eingehend beschäftigt hat und in der Festlegung der Einzelheiten manchmal sogar zu weit gegangen zu sein scheint. Während wir aber auf englischer Seite, auf der sich Cromwells „Generale zur See" zu ausgezeichneten Formaltaktikern entwickelten, schon sehr bald ein starres, pedantisches Festhalten an der einmal für richtig erkannten Gefechtsformation der langen Kiellinie finden, oft fast gleichbedeutend mit dem Verzicht auf Führung — ein Charakterzug, der sich bis in die Schlacht vor dem Skagerrak vererbt zu haben scheint —, ist uns Ruyter noch heute dadurch vorbildlich, daß die Formaltaktik für ihn immer nur Mittel zum Zweck geblieben ist. Wie seine Gefechtsinstruktionen immer im Fluß waren und ständig Änderungen unterworfen wurden, so hielt er sich auch in der Schlacht frei von der pedantischen Befolgung formal-taktischer Regeln. Zwar bildete die lange Kiellinie**) auch bei ihm stets die Grundlage der Evolutionen, aber im weiteren Verlauf der Schlacht entwickelte er immer wieder jene freiere und

*) Seite der Flotte, die nicht unter feindlichem Feuer liegt.
**) Schiff hinter Schiff auf gleichem Kurs.

geradezu geniale Auffassung der Taktik, in welcher das Geheimnis seiner Erfolge beruhte. Durch dieses Vorgehen erwies er sich in allen Schlachten, in welchen der Wind die volle Manövrierfähigkeit ermöglichte, bei Schooneveldt, in der Viertageschlacht und vor Texel, als Meister der Führung, unerschöpflich in „Aushilfen", in der Anpassung seiner Taktik an die jeweilige Lage, an das größere oder geringere taktische Verständnis seiner Unterführer und die Mängel des wenigstens zu Beginn seiner Erfolge so wenig einheitlichen Schiffsmaterials. Während die Engländer im dritten Kriege bereits allzu großen Wert auf die schön ausgerichtete, lange Kiellinie und kunstvolle Manöver zu ihrer Aufrechterhaltung legten, steht bei Ruyter immer der Angriffsgedanke über allen formal-taktischen Erwägungen. Um diesen zu verwirklichen, scheut er selbst vor einer völligen Auflösung der Gefechtsformation keineswegs zurück. Oft führt er im geeigneten Augenblick mitten aus der Linie heraus sein eigenes Geschwader zum Angriff gegen den schwächsten Punkt des Gegners, durchbricht seine Linie, überläßt seinen Unterführern, der Lage entsprechend zu handeln, um dann wieder plötzlich die gesamte Flotte unter seiner eigenen Leitung zusammenzufassen und dort von neuem zu geschlossenem Einsatz zu bringen, wo Gefahr für ein abgesprengtes Geschwader — meist war es dasjenige Tromps — entstanden war.

In der letzten Schlacht, bei Texel, erhebt sich die Taktik Ruyters zu klassischer Höhe. Zunächst kämpfen die drei Geschwader in drei Einzelgefechten gegen die drei englischen. Als aber die feindliche Vorhut abgedrängt ist, schließt die eigene an das Gros heran und beschleunigt die Entscheidung in der Mitte, und schließlich greifen beide Geschwader vereint in den Kampf der Nachhut ein, um den Feind völlig zu schlagen. Das fehlerlose Zusammenarbeiten der getrennt operierenden Geschwader, das völlige Verständnis der Unterführer für die Absichten des Oberbefehlshabers, die vortreffliche Ausbildung der Kommandanten und die ausgezeichnete Wirkung der niederländischen Schiffsartillerie krönen in dieser Schlacht das Werk des Führers. Zwar sind seinen Gegnern ähnliche Grundsätze nicht fremd gewesen, aber fast niemals ist ihnen die Durchführung in der Schlacht so glänzend gelungen wie Ruyter. Fast alle seine Schlachten lassen daher schon Anklänge einer bewußten Konzentration der Kraft erkennen, den Versuch, Teile der feindlichen Linie im Durchbruch abzuschneiden und mit Übermacht niederzukämpfen, statt im Breitseitfeuer des laufenden Gefechtes Schiff gegen Schiff, Geschwader gegen Geschwader die Kräfte sich zwecklos verzehren zu lassen. Es fehlt aber bei Ruyter doch noch der geniale Einsatz der Flotte schon zu Beginn der Schlacht gegen einen Teil des Gegners, der

Nelson zum Sieger von Trafalgar machte. Er konzentrierte erst, wenn sich im Verlauf der frontal eingeleiteten und Kiellinie gegen Kiellinie geführten Schlacht Möglichkeiten hierzu ergaben. In diesem Punkte blieb er in den taktischen Anschauungen seiner Zeit befangen, die bei gleich starken Flotten jede Form der Konzentration auf einen Teil der feindlichen ablehnte, so-lange diese ihren taktischen Zusammenhang noch nicht eingebüßt hatte. Von dieser Ansicht hat sich auch Ruyter nicht freimachen können.

Bei der Beurteilung seiner Verdienste müssen wir aber berücksichtigen, daß er sich erst selbst das Instrument für seine Siege schaffen mußte. Als er die Flotte der Niederlande übernahm, war sie nichts anderes als ein loser Flottenbund, geführt von einer Unzahl von Admiralen und zusammen-gesetzt aus den Schiffen fünf verschiedener Admiralitäten. Aus diesem Flottenbund, oder, wie Mahan sagt, aus diesem „Haufen bewaffneter Kauf-fahrer", hat Ruyter erst eine disziplinierte, see- und kampftüchtige Einheit geschaffen, mit welcher er auch einem materiell überlegenen Gegner gegen-über Erfolge erringen konnte. Seinem Willen und Geist allein war es vor-behalten, nicht nur glänzende Schlachten zu schlagen, sondern auch mitten im Drange und den Sorgen höchster Not das Werkzeug zum Siege zu schmieden. Wenn in den ersten Schlachten die niederländische Schiffs-artillerie der englischen noch weit unterlegen war, aber bei Texel von den Niederländern dreimal so schnell und mit viel größerer Treffsicherheit ge-schossen wurde als von den Engländern, wenn ferner in der Taktik der selbst noch zu Beginn des zweiten Krieges zweifellos vorhandene Vorsprung der Engländer eingeholt wurde und die holländische Gefechtslinie schließlich eine Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit erreicht hat, die im schärfsten Gegensatz zu der Starrheit der englischen stand, so dürfte auch hierin die persönliche Einwirkung Ruyters ausschlaggebend gewesen sein. Er hat die Mängel der niederländischen Flotte frühzeitig erkannt und mit unerbitt-licher Strenge, ernster Ausbildungsarbeit und eisernem Dienstbetrieb die gewaltigen militärischen Fortschritte erreicht, welche schließlich selbst die Feinde in Erstaunen versetzten. Er hat — wohl als erster — seine Flotte planmäßig einexerziert, taktische Bewegungen ausführen und sogar Ge-fechtsbilder der einzelnen Geschwader gegeneinander fahren lassen. Für das Herumwerfen der Flotte auf Gegenkurs, eine der wichtigsten Gefechts-bewegungen, hat er bereits in den Gefechtsinstruktionen von 1667 besonders zweckmäßige Anweisungen gegeben, die sich in ganz ähnlicher Form bei der deutschen Flotte wiederholt und die berühmten Gefechtskehrtwendungen in der Schlacht vor dem Skagerrak ermöglicht haben. Durch diese planmäßige und sorgfältige Ausbildung hat er in seiner Flotte eine Disziplin geschaffen,

welche derjenigen der Flotte Cromwells gewachsen, der Karls II. aber bereits überlegen war.

Noch schwieriger muß für ihn die Umstellung der Geister auf sein eigenes taktisches Denken gewesen sein, welches in mancher Hinsicht der Zeit weit voraus war. Als er die Flotte übernahm, waren seine Offiziere noch in der Tradition eines Kampfes Schiff gegen Schiff befangen. Möglichst schnell an den Feind heranzukommen, um dann im Schiffsgemenge ihr Glück zu versuchen, war für sie Anfang und Ausgang der Taktik. Der jüngere Tromp war der typische Vertreter dieser Richtung. Es hat, wie wir gesehen haben, bittere persönliche Kämpfe und sogar eine schwere Niederlage gekostet, bis Ruyter diesen Admiral zu seinen viel weiter blickenden taktischen Anschauungen bekehren konnte. Was Ruyter im einzelnen auf diesem Gebiete geleistet hat, ist nicht mehr festzustellen. In seinen Berichten finden wir bei seiner großen Zurückhaltung wenig darüber, in seinen Tagebüchern hat er vieles vernichtet, weil ihm seine Bescheidenheit die Hervorhebung der eigenen Persönlichkeit verbot. Aber auch seine Biographen versagen vielfach, weil sie auf dem Gebiet der Seekriegführung Laien waren und sich vielfach auf eine unkritische Darstellung der Begebenheiten beschränken mußten. So wissen wir insbesondere nicht, welche Rolle der damals vor und selbst während der Schlacht allgemein übliche Kriegsrat bei seinen Anordnungen und Entschlüssen gespielt hat. Als Entlastung hat Ruyter, der niemals die Verantwortung scheute, sicherlich nicht den Kriegsrat angesehen, vielmehr diese Einrichtung, mit der er sich abfinden mußte, in erster Linie dazu benutzt, die Befehlshaber mit seinen Absichten eingehend vertraut zu machen und auf sie persönlich einzuwirken. Es ist auch bezeichnend für ihn, daß er im dritten Kriege die Zahl der Teilnehmer am Kriegsrat im allgemeinen auf die Flaggoffiziere beschränkte, wobei es seiner klugen und überlegenen Persönlichkeit durchaus entsprochen haben mag, sich Anregungen und Vorschlägen seiner Untergebenen gegenüber nicht zu verschließen. In den strategischen Entschlüssen fühlte er sich an die sehr eingehenden Direktiven der Generalstaaten, des Ratspensionärs oder des Statthalters unbedingt gebunden. Wie weit er auf die Abfassung derselben Einfluß genommen hat, ist heute schwer zu sagen. Sicher war aber sein Anteil daran erheblich, die Flotte immer mehr von den Bindungen des unmittelbaren Handelsschutzes freizumachen und ohne Rücksicht auf diesen in offener Seeschlacht den direkten Kampf um die Seeherrschaft zu suchen.

Wie in der Taktik, so machte er sich auch in der Strategie niemals zum Sklaven irgendeiner Doktrin. Selbst in der notgedrungenen Defensive des

dritten Krieges hat er sich nicht ängstlich an die Ausnutzung seiner günstigen Stellung hinter den Sänden gehalten, sondern häufig die Gelegenheit zu weit ausholenden Schlägen voll ausgenutzt. Durch seine geniale Führung ist gerade die Geschichte des dritten Krieges eine der interessantesten und lehrreichsten. Dagegen hat er auf größere Fragen der Kriegführung und Kriegspolitik wohl kaum Einfluß genommen. In dieser Beziehung gab es für ihn nur restlose Unterordnung unter die allerdings hochbedeutenden verantwortlichen Leiter des Staates, ob es nun der Ratspensionär de Witt oder der Statthalter Wilhelm III. von Oranien war. Zwar sind die Zweifel, die sich ihm aufdrängten, wenn ihre Anweisungen nicht mit seiner Überzeugung übereinstimmten, das schwerste gewesen, was er in seiner Laufbahn zu tragen hatte. Aber obwohl er beispielsweise im dritten Kriege die Demonstration gegen die Themse, welche Jan de Witt aus politischen Gründen verlangte, strategisch mit Recht für verfehlt hielt, hat er sich den Anweisungen des Staatsmannes dennoch gefügt. Die Gabe Nelsons, sich im gegebenen Falle auch einmal über die strikten Befehle seiner Vorgesetzten hinwegzusetzen, um lediglich nach seiner eigenen Überzeugung und auf eigene Verantwortung zu handeln, war ihm von der Natur nicht verliehen. Aber in den Grenzen seiner Begabung hat dieser Mann mit seiner fest umrissenen, ganz unproblematischen, mehr auf Können als auf Wissen, mehr auf Taten als auf Worte, mehr auf Selbstentäußerung als auf Ruhm, mehr auf Gewinnung des Feldzuges als auf glänzende Siege gerichteten Persönlichkeit Unvergängliches geleistet. Es hat eines ganzen Jahrhunderts bedurft, um in Howe, Suffren und Nelson eine Kunst der Flottenführung wiederaufleben zu lassen, deren größter Vertreter in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Ruyter gewesen ist.

Vauban.

Von Major Ernst Jesse.

Sébastien Leprestre de Vauban wurde 1633 als Sohn eines verarmten Landedelmanns geboren. Der Vater starb, als der Knabe kaum 10 Jahre alt war. Er fand Aufnahme bei einem Geistlichen, der ihn erzog, unterrichtete und dabei den Grund zu den mathematischen und fortifikatorischen Kenntnissen legte, die später seine Laufbahn beeinflußten*).

Mit 17 Jahren trat Vauban als Musketier in das Heer des Großen Condé ein, der damals an der Spitze der Fronde im Kampf gegen die absolute Regierungspolitik Mazarins stand. Beim Sturm auf Saint-Menehould (1652) durchschwamm der junge Soldat die Aisne unter einem Hagel feindlicher Geschosse, wofür Condé ihn zum Offizier befördern wollte. Vauban lehnte jedoch wegen seiner Armut ab und erbat nur die Vergünstigung, als Reiter weiter dienen zu dürfen. Als solcher fiel er 1653 unter ehrenvollen Umständen in die Hand königlicher Truppen. Mazarin begnadigte den tapferen Soldaten, gewann ihn für den Dienst des Königs und teilte ihn dem Ersten Ingenieur des Heeres zu. Bald hatte Vauban das Ziel seiner Wünsche, das Patent als Ingenieur du Roi in Händen.

Die beinahe ununterbrochenen Kriege Ludwigs XIV. um die Vorherrschaft in Europa brachten den Kampf um Festungen zu höchster Bedeutung. Zahlreiche neue Festungen dienten der Sicherung des gewonnenen Besitzes. Vauban hat an allen Feldzügen von 1651 bis 1706 teilgenommen. Kein Soldat vor oder nach ihm hat so viel Erfahrungen im Festungskrieg gewonnen wie er. Bei 53 Belagerungen war er als Ingenieur tätig, bei den allermeisten davon als Leiter des Angriffs. 52 Belagerungen endeten mit dem Fall der Festung, nur der Angriff auf Valenciennes (1656) mißlang, nachdem Vauban schwer verwundet worden war. Gewaltig sind seine Leistungen im Festungsbau. 33 neue Festungen sind sein Werk, mehr als 300 bestehende wurden nach seinen Plänen umgebaut. Daneben schuf er mehrere Seehäfen und legte den Grund zu Frankreichs ausgedehntem Kanalsystem.

Ludwig XIV. erkannte an, daß er Vauban einen großen Teil seiner Kriegserfolge zu danken habe. Er ernannte ihn 1667 zum Leutnant in der königlichen Garde, womit der Rang als Oberst verbunden war, 1678 zum Generalinspekteur der Festungen und ehrte ihn schließlich durch die höchste Soldatenwürde, indem er ihn 1703 zum Marschall von Frankreich erhob.

Trotz seiner rastlosen militärischen Tätigkeit fand Vauban Zeit zu volkswirtschaftlichen Studien, durch die er die Lage seines durch die Kriege erschöpften Vaterlandes zu bessern suchte. Eine Abhandlung über das Steuersystem, die er unter Freunden und Bekannten verteilen ließ, in der er eine gerechtere Verteilung der Lasten forderte, zog ihm die Feindschaft der bevorzugten Stände und die Ungnade des Königs zu. Das Buch, das einzige, das der fruchtbare Schriftsteller je hat drucken lassen, wurde beschlagnahmt.

---

*) Lage der wichtigeren Orte s. Skizze 3 auf Seite 107.



de Ruyter

Kupferstich von Michel Mouzyn.

Kupferstichkabinett, Berlin.



Vauban

Kupferstich von G. B. Busch.

Kupferstichkabinett, Berlin.

Vauban, dessen ganzes Leben nur dem Wohle des Königs und des Vaterlandes gewidmet war, der das Unheil voraus ahnte, das 90 Jahre später über Frankreich hereinbrach, wurde aufs schwerste getroffen. Sein Körper, durch unerhörte Strapazen in Krieg und Frieden und durch acht Verwundungen geschwächt, konnte der tiefen seelischen Erschütterung nicht widerstehen. Vauban starb am 30. März 1707. Napoleon ließ 1808 sein Herz in den Invalidendom überführen. Hier ruht es gegenüber dem Grabmal seines Kriegskameraden, des Marschalls Turenne.

„Befestigungen macht man nicht mit Regeln und Systemen, sondern mit gesundem Menschenverstand und Erfahrung."
(Vauban.)

I.

„Das Schicksal hat mich als den ärmsten aller Edelleute Frankreichs zur Welt kommen lassen, aber zum Ausgleich hat es mir ein reines, aufrichtiges Herz gegeben." So konnte Vauban in stolzer Bescheidenheit an Louvois schreiben, als Neider den Emporkömmling zu verdächtigen suchten. Vauban hat seinen Weg ganz aus eigenem Wert und aus eigener Kraft gemacht. Nicht hohe Abkunft, Fürsprache, Reichtum — in der Zeit des Stellenkaufs im Heere — haben ihm den Aufstieg erleichtert.

Die harte, entbehrungsreiche Jugend, in der er bald ganz auf sich selbst gestellt war, hat Vauban schnell zum Manne reifen lassen. Es zeugt von hohem Vertrauen in seine militärischen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften, daß man einem erst 23jährigen die selbständige Leitung von Belagerungen anvertraute. Vauban ist sich von seiner ersten bis zu seiner letzten Belagerung gleichgeblieben: Er nahm die Festungen mit dem Kopf, nicht mit dem Degen in der Faust. Er war kein Draufgänger, den die Lust am Kampf dazu hinriß, alles zu wagen für einen schnellen aber unsicheren Erfolg. Er blieb ein kühler Denker, der seine Aufgabe, die Einnahme der Festung, wie ein mathematisches Problem löste. Er hatte, solange sein Ruf noch nicht fest gegründet war, oft keinen leichten Stand. Einflußreiche Generale drängten auf ungerechtfertigte Beschleunigung, junge Heißsporne bestürmten ihn, ihnen Gelegenheit zu Bravourstücken zu geben. Oft stand Vauban allein mit seiner Ansicht im Kriegsrat und blieb doch unerschütterlich bei dem Plan, den er einmal als richtig erkannt hatte. Bei der Belagerung von Cambrai (1677) befahl der König gegen den dringenden Rat Vaubans den Sturm auf ein vorgeschobenes Werk. Er kostete schwere Verluste und endete mit einem Rückschlag. Der Angriff wurde dann nach Vaubans Plan wieder aufgenommen und gelang mit einem Verlust von nur drei Mann. Ludwig XIV. sah seinen Fehler ein und sagte zu Vauban: „Ein anderes Mal werde ich Sie gewähren lassen."

So sehr Vauban auf die Schonung seiner Untergebenen bedacht war, so wenig schonte er sich selbst. Er übernahm die gefährlichsten Erkundungen, um aus eigener Kenntnis des Feindes und des Geländes seinen Entschluß fassen zu können. Ohne Rücksicht auf Gefahr harrte er während der Angriffstage auf demjenigen Platze aus, wo er am besten den Angriff leiten konnte. Wurde er verwundet, so ließ er sich notdürftig verbunden wieder auf seine Befehlsstelle tragen. Vergeblich beschworen ihn Louvois und der König, sein Leben nicht auszusetzen, vergeblich beauftragte der König hohe Offiziere, über sein Leben und seine Gesundheit zu wachen. Nichts konnte Vauban von dem abhalten, was er als einfache Pflichterfüllung ansah.

Die Wintermonate, die wenigen Friedensjahre brachten dem tätigen Manne keine Ruhe. Die zahlreichen Neubauten und Umbauten der Festungen ließen ihn unaufhörlich das Vaterland nach allen Richtungen zu Pferde durchreisen. Am Ziele angelangt kannte er keine Ruhe. Er besichtigte, entwarf Pläne, bearbeitete militärische Denkschriften und machte Vorschläge für die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der durchreisten Provinzen und ihrer Bewohner. Sein Körper war großen Strapazen gewachsen. Noch als 70jähriger konnte Vauban sich rühmen, niemals wegen Krankheit den Dienst versäumt zu haben.

Volle Hingabe an den Beruf und Härte gegen die eigene Person forderte Vauban auch von seinen Untergebenen. Er sagte: „Ich bin immer dafür, Fehler, die aus Irrtum entstanden, zu verzeihen. Sie sind ja nicht absichtlich begangen worden und Irren ist menschlich. Aber nie verzeihe ich Vergehen gegen die Ehrenhaftigkeit. Sie verdienen strengste Strafe." Unermüdlich sorgte er für die Ingenieuroffiziere, die er seine Kinder nannte, beantragte für sie Beförderungen, Belohnungen, Versorgung bei Dienstunfähigkeit. Vauban ist trotz der Dotationen, die der König ihm zukommen ließ, nie ein reicher Mann geworden. Viel verwandte er davon zur Unterstützung bedürftiger, verdienter Offiziere.

Vaubans Güte und Geradheit war in ganz Frankreich bekannt. Jeder, Bürger wie Soldat, vertraute sich ihm gern an. Man wußte, daß er dem König mit dem Freimut, den ihm das Bewußtsein des eigenen Wertes und der lauteren Gesinnung gab, die Wahrheit ins Gesicht sagte. Er, der gute Katholik, war der einzige Angehörige des Heeres, der den Mut hatte, zweimal in beinahe leidenschaftlichen Worten gegen die Aufhebung des Edikts von Nantes, das den Hugenotten Religionsfreiheit zusicherte, zu protestieren.

Vaubans ganzes Leben galt nur dem Wunsche, sein Vaterland groß und mächtig zu sehen. Rücksicht auf die eigene Person kannte er dabei

nicht. Als 1706 Turin belagert wurde, hatte man geglaubt, auf die Dienste des nun 73jährigen bewährten Führers verzichten zu können. Der Angriff machte keine Fortschritte, die Lage wurde gespannt. Ludwig XIV. zog Vauban zu Rate. Sofort erbot er sich, als einfacher Freiwilliger unter Befehl eines jungen Generals zu dienen. „Aber bedenken Sie denn nicht," sagte der König, „daß dies sich nicht mit Ihrer Würde als Marschall vereinbart?" Vauban erwiderte: „Meine Würde besteht darin, daß ich dem Staate diene. Den Marschallstab lasse ich zu Hause, wenn ich helfen kann, Turin zu nehmen." Das Angebot wurde nicht angenommen. Der Sieg des Prinzen Eugen führte zur Aufgabe der Belagerung und Verlust des gesamten Belagerungsparks.

Ein Zeitgenosse, der mit Lob sehr karge Herzog von Saint-Simon, schildert Vauban: „Vauban war mittelgroß, ziemlich untersetzt, von soldatischem, derbem, ja gewalttätigem Aussehen. Dabei war er ein gütiger, fürsorgender Mensch, der mit Leben und Blut seiner Leute geizte. Vielleicht war er der ehrenwerteste Mann seines Jahrhunderts."

II.

Die höchsten Verdienste Vaubans für die Weiterentwicklung der Kriegskunst liegen durchaus auf dem Gebiet des Festungskriegs, nicht des Festungsbaus. Bis zu Vaubans Erscheinen hatte Taktik und Technik des Angriffs auf Festungen seit der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts keine nennenswerten Fortschritte gemacht. Das Verfahren war wenig durchdacht und zeigte große taktische Mängel. Von einer Einschließungslinie aus führte man ziemlich schematisch Zickzackgräben gegen die Angriffspunkte vor, während die Artillerie aus wenigen, übermäßig großen Batterien frontal mit direktem Feuer zu wirken suchte. Der Angriff mit den vereinzelt vorgehenden Sappen entbehrte, besonders bei Ausfällen des Verteidigers, der infanteristischen und artilleristischen Unterstützung. Das zusammengefaßte Artilleriefeuer des Verteidigers lähmte die Tätigkeit der großen Angriffsbatterien. Die Verteidigung hatte ein entschiedenes Übergewicht über den Angriff gewonnen.

In dieses Verhältnis brachte Vauban einen völligen Umschwung. Seine große Erfahrung ließ ihn allmählich die Taktik des Festungs-Angriffs entwickeln, die dann beinahe 200 Jahre lang vorbildlich blieb. Der Angriff triumphierte über die Befestigungskunst.

Vauban griff zurück auf die alten Mittel der Umfassung und Überraschung. Er suchte das Ziel mit einer gewissen Langsamkeit, aber sicher

und ohne große Verluste zu erreichen. Ingenieur und Artillerist mußten eng zusammenarbeiten. In den Sappenangriff brachte er eine bald in allen Heeren nachgeahmte Neuerung: Er ließ die getrennt vorgehenden Sappen in gewissen Abständen durch „Parallelen“ verbinden und trug so von Parallele zu Parallele fortschreitend starke Feuerkraft an die Festung heran. Die Parallelen konnten überraschend für den Feind in einer Nacht entstehen. Sie schützten die Flanken der aus ihnen hervorgehenden Sappen und das Feuer aus ihnen ließ Ausfälle des Feindes schnell zusammenbrechen. Vaubans „Parallelen“ sind als „Infanteriestellungen“ bis in die neueste Zeit ein Element des Angriffs auf Festungen und befestigte Stellungen geblieben. Gleichzeitig verbesserte Vauban die Technik des Sappierens und des unterirdischen Minenangriffs. Sappeur- und Mineurkompanien wurden Bestandteile des stehenden Heeres.

Beim Einsatz der Artillerie erstrebte Vauban vor allem die Umfassung der angegriffenen Werke. Er gliederte die Artillerie in kleine Batterien und durchdachte die Feuerverteilung bis ins einzelne. Jeder Schuß sollte ein militärisch wichtiges Ziel treffen. Er war ein Feind der kunstlosen, meist planlosen Beschießung der bürgerlichen Stadt, des „Bombardements“. Um jeden Punkt der Geschützaufstellung des Verteidigers unter Feuer nehmen zu können, mußte die Artillerie lernen, Ziele hinter Deckungen zu treffen. Vauban bildete hierfür den indirekten Schuß, der bis dahin nur gelegentlich als „Schleuderschuß“ in Erscheinung getreten war, zur Vollkommenheit aus. Er nannte diese Feuerart anfänglich treffend feu plongeant, erst später feu à ricochet. Das Geschoß sollte hierbei, dicht über die Deckung hinwegstreichend, auf dem gedeckten Raum aufschlagen und ihn in mehreren Sprüngen der Länge nach bestreichen. Das Rikoschett-Feuer blieb lange eine Hauptfeuerart der Artillerie aller Heere.

Für die Neuerungen im Artillerieeinsatz und im Schießverfahren fand Vauban lange kein Verständnis, ja Widerstand. Die Artilleristen erklärten das Verfahren als zu künstlich und verwickelt. Die schießtechnische Ausbildung wurde zwar allmählich gehoben. Vauban erkannte jedoch, daß der Fehler tiefer lag, nämlich in der Organisation der Waffe. Die Offiziere der Artillerie waren nur für Disziplin und Wachtdienst verantwortlich; sie traten aus, wenn die eigentliche artilleristische Tätigkeit begann. Das Schießen leiteten handwerksmäßig „Commissaires“, die keine Strafgewalt besaßen. Die Folge war unzuverlässige Bedienung, häufige Gehorsamsverweigerung der Mannschaften in schwieriger Lage und geringe Dienstfreudigkeit der Commissaires. Vauban forderte die Umorganisation, nach der die Offiziersstellen der Artillerie mit wirklichen Artillerieoffizieren zu besetzen

waren, die in Rang und Ansehen den Offizieren der anderen Waffen in nichts nachstanden.

Ähnliche Fürsorge ließ Vauban der Stellung und Ausbildung seiner Ingenieur-Offiziere angedeihen, deren Zahl er 1696 auf 274 vermehrte. Sie haben es ihrem Chef und Lehrmeister zu danken, daß die französischen Ingenieur-Offiziere in allen Staaten in höchstem Ansehen standen und bis Ende des 18. Jahrhunderts auch in das preußische Heer gern aufgenommen wurden.

Seine großen Erfahrungen hat Vauban in einem „Traité des attacques des places“ niedergelegt. Er entwickelt in ihm einfach und klar die Taktik und Technik, die er bei seinen letzten 30 Belagerungen mit so großem Erfolg angewandt hatte. Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus sind alle Belagerungen nach Vaubans Ideen geführt worden. An den preußischen Militärlehranstalten wurde noch bis 1860 der Vaubansche Angriff gelehrt; Änderungen auf artilleristischem Gebiet wurden dabei nur leicht berührt. Der Sappenangriff gegen Straßburg 1870 wurde noch ganz nach Vaubans Art entworfen und durchgeführt. Erst die allgemeine Einführung der gezogenen Geschütze und die Fortbefestigung brachten grundsätzliche Änderungen der Lehren Vaubans.

Die Landesbefestigung Vaubans war das Ergebnis seiner reichen Erfahrung im Festungskrieg. Seine schöpferische Kraft brachte einen Gedanken in die Landesbefestigung, der seiner Zeit weit vorauseilte und erst in neuerer Zeit Beachtung fand: Die Anlage von camps retranchés. Vauban wollte in Anlehnung an einige Festungen und unter dem Schutze natürlicher Hindernisse befestigte Lager schaffen, die Schutz, Unterkunft, Versorgung für 10 000 bis 20 000 Mann boten. Sie sollten nicht von Anfang an eine Besatzung auf Kosten des Feldheeres erhalten. Sie sollten vielmehr erst im Bedarfsfalle Stützpunkte sein, die vom Feinde wegen ihrer Größe und Stärke nicht eingeschlossen werden konnten, die jedoch der Besatzung volle Freiheit sicherten, gemeinsam mit dem Feldheere im Angriff zur Vernichtung des Gegners zusammenzuwirken. Für diesen neuen Gedanken des Zusammenwirkens zwischen Feldheer und Festung hat Vauban lange vergeblich gekämpft. Es ist ihm auch nicht gelungen, mit der alten Anschauung aufzuräumen, daß die Festung durch ihre Widerstandskraft allein ihren Zweck erfüllt. Erst kurz vor seinem Tode hat Vauban seine Idee im großen in die Tat umsetzen können, als er im Spanischen Erbfolgekrieg nach der Niederlage der Franzosen in Belgien das Kommando über einige flandrische Festungen erhielt. In 14 Tagen schuf er mit 10 000 Mann Bautruppen in Flankenanlehnung an Dünkirchen und Fort Louis ein befestigtes Lager für

11 000 Mann: Das Urbild einer région fortifiée. Erst 170 Jahre später ist dieser Gedanke Vaubans neu erstanden.

Mit Vaubans Festungsbaukunst hat sich die Nachwelt um so mehr befaßt, obwohl er auf diesem Gebiet nichts eigentlich Neues schuf, sondern nur bewährte vorhandene Elemente zweckmäßig verwertete. Unendlich viel ist für und wider die drei Befestigungs-„Manieren" oder „Systeme" Vaubans gestritten worden. Vauban selbst jedoch hat keine „Manier", kein Schema gekannt. Er verstand, die Formen nach dem taktischen Zweck genial dem Gelände anzupassen. Sein Streben war, keinen Punkt des Vorgeländes unflankiert zu lassen, die Flankierungsanlagen selbst dem feindlichen Feuer zu entziehen, dem Feind keine Flankierungsmöglichkeit zu bieten. Vaubans Nachfolger und „Verbesserer" haben diese einfachen Grundsätze vielfach nicht verstanden. An Stelle meisterhafter Geländeausnutzung trat oft geistloser Schematismus. Symmetrie wurde wichtiger als Erfüllung der taktischen Aufgabe.

Vaubans Festungsbauten haben sich zum Teil bis in unsere Zeit erhalten. Als im August 1914 deutsche Mörser und Haubitzen vor Longwy donnerten, als man nach der Übergabe staunend das sinnvolle System der beinahe unversehrten gewaltigen Mauern und Wälle sah, da erinnerte sich mancher ihres Schöpfers, dessen Werke und dessen Ruhm die Jahrhunderte überdauert haben.

Prinz Eugen.

Lebensbild und Teil I von Hauptmann Edgar Röhricht.
Teil II von Hauptmann Anton Freiherrn von Bechtolsheim.

Prinz Eugen, geboren am 18. Oktober 1663 zu Paris, entstammte dem in Savoyen regierenden Fürstenhause, das später dem geeinigten Italien die Dynastie geben sollte*).

Ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, entschloß er sich trotz körperlicher Schwäche für den Soldatenberuf. Er trat, von Frankreich abgewiesen, 1683 in das österreichische Heer ein, das eben den Abwehrkampf gegen die erneute türkische Invasion begonnen hatte. Durch persönliche Tapferkeit und bei selbständigen Unternehmungen zutage tretende militärische Begabung gelang ihm rasch der Aufstieg im Heer.

Bei Beginn des Dritten Niederländischen Krieges (1688) nach Oberitalien entsandt, um seinen Vetter, den Herzog von Savoyen, für den Kaiser zu gewinnen, verblieb er nach erfolgreicher diplomatischer Mission auf diesem Kriegsschauplatz von 1690 ab als Führer des kaiserlichen Kontingents und als militärischer Berater des zum Oberkommandierenden ernannten Herzogs von Savoyen gegen Catinat. Mit der zunehmenden Stärke seiner Truppen wuchs sein Einfluß auf die Operationen, die 1691 seine ersten selbständig errungenen Erfolge zeitigten. Sein 1692 unternommener Vorstoß in die Dauphiné, ein überraschender Bruch mit herkömmlichen Methoden, verschaffte ihm den Marschallstab und den Oberbefehl über die in Ungarn stehenden Streitkräfte. An ihrer Spitze begründete er im neu entbrannten Türkenkrieg mit dem Sieg von Zenta (1697) seinen Ruhm.

Im Spanischen Erbfolgekrieg (1701 bis 1714) kommandierte er abwechselnd Armeen in Oberitalien, Süddeutschland und den Niederlanden. Mit einem überraschenden, für unausführbar gehaltenen Vorstoß durch das unwegsame Alpengelände von Roveredo über Sugana auf Verona eröffnete er 1701 den oberitalienischen Feldzug und führte den Kampf mit Catinat und Villeroi, durch kühne Initiative seine zahlenmäßige Schwäche ausgleichend. 1704 siegte er im gemeinsamen Oberbefehl mit Marlborough bei Höchstädt, 1706 bei Turin, und 1709 wiederum gemeinsam mit Marlborough bei Malplaquet. Diese drei Siege geboten den maßlosen Vergrößerungsbestrebungen Frankreichs erfolgreich Halt.

Bereits im Jahre 1702 zum Präses des Hofkriegsrates ernannt, hatte Eugen von da ab einen — wenn auch durch höfische Bindungen beschränkten — Einfluß auf die Führung der Gesamtoperationen. Daraus ergaben sich auch ständig Aufgaben politischer Art. Nach dem Ausscheiden der verbündeten Seemächte aus dem Krieg wird aber die militärische Lage immer schlechter. Als Unterhändler des Kaisers beendet Eugen 1714 in geschickten Verhandlungen den Krieg durch den Frieden von Rastatt.

Als Generalissimus der österreichischen Streitkräfte im neuen Türkenkrieg schlug er das feindliche Heer 1716 bei Peterwardein und krönte den Feldzug mit der Einnahme

---

*) Lage der wichtigeren Orte s. Skizze 3 auf Seite 107.

der Festung Belgrad. Im Frieden von Passarowitz dehnt dann Österreich seinen Besitzstand über ganz Ungarn und den Nordteil von Serbien aus. Unter der Einwirkung dieses Erfolges und der Mißerfolge im Westen, begann hier die Wendung der österreichischen Politik nach Südosten, die für die nächsten zwei Jahrhunderte der Donaumonarchie die politische Richtung geben sollte.

In den sechzehn folgenden Jahren beschränkte sich Eugens Tätigkeit auf die Leitung der Staatsgeschäfte. Erst im Polnischen Erbfolgekrieg (1733—1735) trat der Gealterte noch einmal als Feldherr auf. In dem den Anschauungen der Zeit entsprechenden Spiel von Zug und Gegenzug unter Vermeidung entscheidender Kampfhandlungen spielte sich dieser Feldzug ohne Entscheidung ab.

Prinz Eugen starb, bis zuletzt, auch bei schwindender Kraft, ein treuer Diener des Hauses Habsburg, am 21. April 1736 in Wien.

„Du darfst nicht für dich, sondern du mußt für eine große Idee leben.“ (Eigener Ausspruch.)

I.

Aus verworrenen Jugendverhältnissen trat Eugen von Savoyen seinen Weg an. Der Vater, ein landloser Prinz im Hof- und Verwaltungsdienst Ludwigs des XIV., war früh gestorben. Die Mutter, nicht nur der Abstammung nach die Nichte des großen Mazarin, hatte wenig später ihre Rolle im Kreise um den Sonnenkönig durch schleunige Flucht ins Ausland beschlossen. Ihr Name war dabei durch die Prozeßakten der Giftmischerin Voisin gegangen. Verdientes oder unverdientes Schicksal, eines steht fest: aus dem jäh verblichenen Glanze großer Hoffnungen nährte sich von nun an der Haß der ehrgeizigen Frau. Ihr Blut hatte offenbar den stärkeren Anteil an der Erbanlage Eugens, der zehnjährig in Paris zurückblieb, bestimmt für den geistlichen Stand, die damals übliche standesgemäße Versorgung nachgeborener Prinzen.

Überraschend früh sprang in der Brust dieses auf sich gestellten knabenhaften „Abbés“ der Funke auf, der dem werdenden Mann die entscheidende Richtung wies. Der Antrieb dazu kam nicht aus einem starken, nach Taten und Erleben lechzenden Körper. Denn Eugen war verwachsen und schwächlich, von kleiner unansehnlicher Gestalt, in der Liebe sein Leben lang ein Krüppel. Auch der äußere Anlaß mag nur unwesentlich mitgesprochen haben gegenüber dem plötzlich aufkeimenden Drang einer sich anmeldenden Berufung. Der schicksalshafte Trieb nach Kampf und Macht erzwang vielmehr die Abkehr von der Soutane. Der Geist meisterte den Körper und formte ihn als Instrument für sein Ziel.

Von diesem Wendepunkt seiner Knabenjahre an ging Eugen zielbewußt seinen Weg. Seiner Jugend war zunächst nur erreichbar, was ihm

die Wissenschaften theoretisch vermittelten. Hier suchte er den vorläufigen Ersatz und das Rüstzeug für spätere Leistung. Er verlor dabei aber nicht wie der einseitige „Theoretiker" über dem System die Wirklichkeit und ging nicht mit der überheblichen Verachtung des Verständnislosen an dem Wissen seiner Zeit vorbei. Er eignete es sich an und strebte, es sich dienstbar zu machen für die Zwecke, die ihm vorschwebten.

Herangewachsen fand er in kaiserlichen Diensten die Armee für sein Führertum, das nach Betätigung drängte. Das Europa der Erbschafts- und Türkenkriege bot dafür die geeignete Arena. Seine prinzliche Herkunft ebnete ihm den Weg und ersparte ihm die subalternen Stufen des Aufstiegs.

Er war kein Franzose, wurde auch kein Deutscher. Die nationalen Ideen standen zu dieser Zeit noch im Hintergrunde des Interessenspieles der großen Familien, deren Privatgeschichte gleichzeitig Völkerschicksal war. Eugen wandte sich ab vom Hause Bourbon, dem der Vater gedient hatte, und bot Degen und Glauben an seinen Stern dem Hause Habsburg. Der Eintritt in den französischen Heeresdienst war ihm verweigert worden. Aber nicht der Spott allein, der diese Ablehnung begleitete, auch nicht die Pflichten des neuen Dienstes erklären seine sich allmählich steigernde, fast triebhafte Einstellung gegen Frankreich, das Land seiner Geburt, dessen Kultur zeitlebens die seine blieb. Hier sprach der Haß des Blutes von der Mutter her, die auf den Sohn auch noch auf der Höhe seiner Erfolge Einfluß nahm.

Klar zeichnet sich das Bild der Persönlichkeit auf dem Wege ihres Aufstieges ab, der vom „Volontär" im Türkenkrieg über die Bewährung im militärischen und diplomatischen Dienst in steiler Kurve zu der maßgebenden Leitung der Staatsgeschäfte aufwärts führte.

Der Ehrgeiz als Wille zur Macht stand ohne Zweifel als die mächtige Triebfeder hinter dieser außergewöhnlichen Laufbahn. Aber was wäre die Weltgeschichte ohne diesen Drang des geborenen Führers nach seinem Betätigungsfeld. Über die Berechtigung der gestellten Ansprüche entscheidet das „Wie" und nachträglich der Erfolg.

Der sichere Blick für Menschen und Situationen, die instinktmäßige Erfassung des jeweils Möglichen und Gebotenen, die Konsequenz und Energie der Durchführung bildeten das Geheimnis der militärischen und politischen Erfolge Eugens. Sie flossen beide, sich gegenseitig ergänzend, aus derselben Quelle, der Begabung. Aber Begabung allein ist keine ausreichende Erklärung. Die Dauer der Leistung über den glücklichen Einzelfall hinaus erfordert Charakter.

Suchen wir den Mann hinter seinem Werk, das schließlich die großen „Haupt- und Staatsaktionen" Habsburgs maßgebend beeinflußte.

Für den Unterführer genügte der Gesichtskreis des militärischen Befehls, der Heerführer auf den verstreuten Kriegsschauplätzen Europas stand vor politischen Aufgaben, die er im Sinne der Zeit durch Schlacht, Belagerung, Demonstration oder auch am Verhandlungstisch des Diplomaten zu lösen hatte.

Eugen begann als Soldat, als kühner, draufgängerischer Reiteroberst, dessen Taten neben dem Schneid der Durchführung schon zeitig den selbständig denkenden, ideenreichen Kopf verrieten. Dem Achtundzwanzigjährigen warf das Schicksal auf dem piemontesischen Kriegstheater das Glück eines Oberbefehls, vorerst noch im kleinen Rahmen, in den Schoß. Mit dieser, seiner ersten „Chance", trat der junge Feldherr ins Licht der Geschichte. Spiel des Zufalls: Unweit von der Stelle, wo hundert Jahre später der gleichaltrige Bonaparte mit Montenotte zum ersten Male in Europas Geschicke eingriff. Durch geschickte Manöver, mit allen Mitteln der Täuschung und Überraschung vorbereitet und durchgeführt, gelang es Eugen, seinen Gegner, den erprobten Catinat, in die Abhängigkeit zu zwingen und damit zur Aufhebung der Belagerung von Coni zu veranlassen. Mit seinem 1692 ausgeführten Vorstoß in die Dauphiné — gegen alle Regeln der damaligen Kriegsgebräuche — riß er, der Anfänger, die Initiative des Feldzuges an sich, doch immer wieder eingeschränkt in der Bewegungsfreiheit, zurückgedrängt in Unselbständigkeit und Unterordnung, begehrte er mit dem Temperament seiner Jugend in anspruchsvollem Selbstbewußtsein auf: „Ich bin es müde, in einer Armee zu dienen, in der ich immer noch den fünften Platz einnehme! Ewig nur die Befehle anderer ausführen zu müssen!" Zweifellos Überheblichkeit seiner jungen Jahre! Seine Leistung aber blieb, als seine Stunde schlug, den Beweis für die Berechtigung seiner Ansprüche nicht schuldig.

Die frische Initiative, mit der er in Oberitalien sich Catinat gegenüber durchzusetzen wußte, führte ihn in seinem ersten Türkenkrieg, endlich eigener Herr seiner Entschlüsse, bei Zenta zum großen Siege: Das Heer des türkischen Großherrn im Flußübergang, die Gunst der Lage hängt an Stunden! Eugen, der mit sicherem Blick seine Chance erkennt, weiß sie zu nutzen. Mit kühnem Ungestüm bricht er in die Brückenkopfstellung ein, eine geschickt angesetzte Umgehung vollendet den Erfolg. Wenige Stunden nach Beginn des Kampfes ist der Sieg entschieden, ein großer Teil des türkischen Heeres vernichtet, der Rest in aufgelöster Flucht. Eugens Feldzeichen triumphieren zum erstenmal über den Halbmond, gegen den er später bei Peterwardein und Belgrad seine bekanntesten Siege erringen sollte. Von hier ging sein Name in die Legende und in die Unsterblichkeit ein.

Im Gegensatz zu den Türkenkriegen waren fast alle seine anderen Feldzüge in Deutschland und den Niederlanden Koalitionskriege, zeitweise mit täglich wechselndem Oberbefehl. Bei gleichen Machtverhältnissen und Ansprüchen der Verbündeten, ohne klares Übergewicht der eigenen Kraft, zu allen Zeiten eine schwierige, wenig dankbare Aufgabe. Dank seines Anpassungsvermögens und seiner persönlichen Anspruchslosigkeit gelang es jedoch Eugen, die Schwierigkeiten des gemeinsamen Oberbefehls zu meistern. So wurde der zusammen mit Marlborough erfochtene Sieg von Höchstedt das Beispiel eines in verständnisvollem Zusammenwirken errungenen großen Erfolges. Der anfangs mit Nachdruck auf beiden Flügeln geführte Angriff, der zwischen einem großen Waldgelände und der Donau vorgeführten Heeresteile (rechts Eugen, links Marlborough) stieß auf hartnäckigen Widerstand und lief sich fest. Erst allmählich während des Kampfes drängte sich der Gedanke des Durchbruchs gegen das schwächer verteidigte Zentrum der feindlichen Aufstellung auf und führte nun, von beiden Führern aufgenommen und verständnisvoll unterstützt, zu einem vollen Erfolge.

Das Feldherrntum Eugens geht in Parallele zu anderen Großen der Geschichte in steiler Kurve aufwärts, um später allmählich zu verebben. Der Höhepunkt seiner schöpferischen Leistung als Feldherr lag ohne Zweifel in der ersten Hälfte seiner Laufbahn. Allmählich machte sich — mit der größer werdenden Heeresmacht und den politischen Bindungen, besonders in den Niederlanden — seine Abhängigkeit von dem Impedimentum der Magazine und den Anschauungen seiner Zeit geltend. Der gealterte Feldherr schließlich wurde zum „Konservator" der von ihm geschaffenen Formen, starr festhaltend an dem als richtig Erprobten bis zur Hemmung einer sich allmählich anbahnenden Weiterentwicklung.

Dem Organisator Eugen stand ein Heer zur Verfügung, das ein getreues Spiegelbild der vielgestaltigen staatlichen Verhältnisse war. Eine bunt zusammengewürfelte Soldateska, vielfach Reichstruppen, mit Subsidien erkauft oder vom Landesherrn gegen politische Zugeständnisse verschachert, schlug auf den einzelnen Kriegsschauplätzen seine Schlachten. Den Kern bildeten die materiell und finanziell vernachlässigten Kontingente der Erblande.

Naturgemäß war es vor allem dieser österreichische Teil der Armee, der die Spuren Eugens in seiner Entwicklungsgeschichte trug. Der Ablauf der kriegerischen Ereignisse, die buntgemischte Vielfältigkeit der Völker, die Habsburg unter sich vereinigte, ließ nicht Zeit und Gelegenheit, im langsamen Aufbau ungestörter Friedensarbeit ein einheitliches Heer zu schaffen,

wie es gleichzeitig in Preußen geschah. Eugen mußte sich damit begnügen, im Rahmen der schlechten Finanzlage, unter ständigen Kriegen und Aufständen die vorhandene Truppe in ihrem Wert durch Fürsorge und straffste Manneszucht zu heben. Ihre Taktik, abhängig von der Waffe und dem Stande der Technik, hatte sich dem jeweiligen Gegner und den Kriegsschauplätzen anzupassen.

Aber über die Frucht der Arbeit im einzelnen hinaus schuf die Reihe der Siege Eugens von Savoyen der Armee das verbindende Element einer großen Tradition, die seinen Tod lange überlebte. Besonders die Reiterei trug seinen Geist hinüber auf die Schlachtfelder der Schlesischen Kriege. Dem Offizierkorps gab er das verpflichtende Vorbild seines kühnen, selbstlosen Führertums. Mancher General, der in seiner Schule groß geworden, bestand später in Ehren dem großen Friedrich gegenüber.

Gleich mit Beginn seiner militärischen Führertätigkeit sah sich Eugen hineingestellt in das Ränkespiel der Höfe und Familien mit Aufträgen, die die Arbeit des Schlachtfeldes ergänzen oder ersetzen sollten. Die Erfolge auf diesem „Parkett" sekundierten bald seiner militärischen Karriere. Selbst aus den Kreisen dieser Familien stammend, aus der Erbschaft seines hochgezüchteten Blutes heraus, beherrschte er mit dem sicheren Instinkt, der nicht erlernt, höchstens geschult werden kann, von Jugend an die schmiegsamen Waffen dieser in seiner Epoche zur Vollendung gesteigerten Kunst. Sein erster Dienst stellte ihn an die Seite des verschlagenen Oheims, des Herzogs von Savoyen, dessen Doppelspiel er gewandt mit Gegenzügen zu durchkreuzen wußte. Auf der Höhe frühzeitiger Meisterschaft standen ihm alle Register der Verhandlungskunst zur Verfügung. Er verband gewinnende Höflichkeit mit der Gabe der suggestiven Rede, war zäh und beharrlich im Ziel, nicht aber in der Methode.

Einen Höhepunkt bildeten die Verhandlungen mit Villars, die den Spanischen Erbfolgekrieg im Frieden von Rastatt zum Abschluß brachten. Die Grundlagen für die Führung der diplomatischen Unterhandlung waren denkbar ungünstig, der Verhandlungspartner militärisch und politisch im Vorteil: Die Bundesgenossen vom Kaiser abgefallen, die Reichsfürsten in bedenklicher Zurückhaltung, dazu im Osten die Gefahr eines von Frankreich geschürten neuen Türkenkrieges. Unberechenbar, voll südländischer Verschlagenheit, führte Eugen den Kampf der Argumente und Interessen, an unerwarteter Stelle überraschend durch Spiel mit offenen Karten, plötzlich wieder in aussichtsloser Lage den Abbruch vortäuschend, immer aber in der Vorhand. Vergleicht man die Rechenschaftsberichte, die er der Regierung in den einzelnen Phasen erstattete, mit diesem phantastisch wechselvollen Ab-

lauf der einzelnen Verhandlungstage, so fällt im Gegensatz hierzu die klare, nüchterne Sachlichkeit auf, mit der er das Erreichte feststellte und seine nächsten Ziele steckte. Dabei trat seine eigene Person gänzlich hinter der Sache zurück.

Soldat und Diplomat in einer Person, vollzog er den Willen des politischen Auftraggebers. Später selbst in den Besitz der Macht gelangt, der höchsten Stufe seines Aufstieges, fand er seine Grenze in dem Vertrauen und den Wünschen der Krone, die den Staat mit absoluter Machtvollkommenheit verkörperte. Hier hing seine Stellung ab von dem sichtbaren Ergebnis seiner Leistung und dem Nutzen, den seine Arbeit für das Land versprach, darüber hinaus aber auch von den unsicheren Faktoren einer wandelbaren Gunst, persönlicher Laune und anderen Zufälligkeiten. In einem aufreibenden Kampf, der nie völlig zur Ruhe kam und mit einem Gegner geführt werden mußte, den man meist mehr spürte als sah, mußte immer wieder erst die Grundlage geschaffen werden für die Arbeit des Staatsmannes nach innen und außen.

Um in diesem verwirrenden Bild die Züge des Charakters aufzuspüren, darf man nicht episodenhaft und aus dem Zusammenhang herausgelöst das Spiel der Interessen und Gegensätze betrachten, durch die dieser Weg führte. Versetzen wir uns in das Gesamtbild der Zeit, in den Kampf Habsburgs gegen Bourbon, in dem das Erzhaus mit Spanien seine europäische Stellung verlor, während es auf der anderen Seite den Ansturm der asiatischen Flutwelle mit seinem besten Blute brach: Ein zerfallendes Deutschland, dem der Dreißigjährige Krieg das Rückgrat zerbrochen, ohne starke Zentralgewalt, regiert vom Egoismus ungezählter Fürstenhäuser, als Herrscher drei Habsburg-Kaiser von geringer Bedeutung. Keine klare Linie, kein überlegener Wille, zerrüttete Finanzen, Interessenkämpfe am Hofe, Eifersucht, Haß und Neid. Das war der Hintergrund.

Auf diesem Boden seinen Weg zu gehen, erforderte die souveräne Beherrschung aller „Mittel", die der Zeit gemäß waren. Man findet ihren Gebrauch ohne große Skrupel immer wieder als Vorbedingung des Erfolges, wenn man den Legendenkranz durchdringt, der sich allmählich um die Großen der Geschichte legt. Entscheidend ist der hohe Zweck, dem sie dienen.

Wir sehen, daß bereits der Eugen des Aufstiegs den Weg zum Kaiser fand, gegebenenfalls auch über den Beichtvater, wenn ihm die Mißgunst die grade Tür versperrte. Aber nicht um eines persönlichen Vorteils willen, sondern der Armee wegen, die ohne diesen Schritt verkam. Auf der andern Seite ertrug er eine jahrelange Ungnade des Kaisers mit Stolz und Würde.

Das Bewußtsein des eigenen Wertes erfüllte ihn von dem Augenblick an, wo seine Begabung ihre erste Bewährungsprobe bestanden hatte. Und doch trotz dieses Selbstbewußtseins übte er stets eine Bescheidenheit und Zurückhaltung, die mitunter, an dem Gewicht seiner Stellung und Persönlichkeit gemessen, fast als Schwäche wirkte. Wenn der Sieger von Turin seinen Namen aus dem Schlachtbericht strich, so erklärt sich dies wahrscheinlich aus irgendeiner Hemmung seines im letzten Grunde problematischen Charakters.

Nach vollbrachter Leistung zog er sich eben auf sich selbst zurück, wurde verschlossen und unzugänglich. Der unermüdliche Dienst an der Sache verband ihn mit seinen Mitarbeitern, deren begeisterte Hingabe er sich erwarb, darüber hinaus gab es keine Brücke zu ihm. Er schätzte die Kameradschaft, aber hatte selbst kaum einen Vertrauten. Trotzdem verstand er die Menschen zu nehmen und, falls es nötig war, in den Bann seiner Persönlichkeit zu zwingen. Der geborene Menschenkenner stellte den einzelnen auf den richtigen Platz, machte ihn in nüchterner Erwägung zur Figur auf dem Schachbrett seiner Pläne, mitunter selbst wenn er auf der Gegenseite stand. Er besaß den Maßstab auch für ihre Schwächen. Daß dazu das Mittel der Bestechung gehörte, lag in den Methoden seiner Zeit. An ihm selbst glitt der leiseste Versuch, ihn sich zu verpflichten — wie ihn beispielsweise Friedrich Wilhelm I. mehrfach unternahm —, unfehlbar ab.

Auch die Psychologie der Massen — damals notwendiger für den Feldherrn als für den Staatsmann — war ihm geläufig. Er kannte den suggestiven Wert der Popularität bei der Armee, deren Angehörige begeistert an ihm hingen. Sein Name — Symbol und damit wirksame Idee — wurde ein Kraftzuschuß für das Heer. Aus dieser Einstellung heraus schrieb er, der Bescheidene, sich gelegentlich trotz besseren Wissens den Sieg zu, um die propagandistische Wirkung einer eingestandenen Niederlage und ihre im Augenblick weittragenden Folgen damit abzuschwächen.

Er blieb, auch als die Kette der Erfolge und das Ansehen seines Namens seine Machtstellung unverrückbar gemacht hatte, nichts weiter als ein treuer, maßvoller, für seine Person anspruchsloser Sachwalter Habsburger Interessen im Dienste selbstgewählter Pflicht. Er sammelte keine Hausmacht, hinter seinen Entschlüssen stand nicht vorwärtstreibend der Ehrgeiz einer Familie. Er führte — ehelos, im Alter immer einsamer und verschlossener — das Leben eines Grandseigneurs von anspruchsvoller Kultur, mit hohen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen. Darüber hinaus gab es für ihn kein Streben nach Reichtümern oder persönlicher Macht.

Pflichtgefühl, Gewohnheit, wahrscheinlich auch die Scheu vor der Inhaltslosigkeit seines bisher so tätigen Lebens hielt den Gealterten ab, rechtzeitig von der Bühne der großen Handlungen abzutreten. So spielte er noch im Dienste der persönlichen Wünsche seines Herrn, ohne die schwungvolle Anpassungsfähigkeit seiner besten Jahre, das Vorspiel jener „Pragmatischen Sanktion", um die herum sich in Deutschland die Gruppierung künftiger Entwicklung und Machtansprüche bereits abzeichnete. Kronprinz Friedrich, der nächste Agnat auf dem Felde des Ruhmes, weilte noch als Gast im Hauptquartier seines großen Vorbildes. Zwischen beiden besteht manche auffällige Parallele. Doch sind sie mit verschiedenen Maßstäben zu messen.

Eugen, der die Stufenleiter der Macht erst aus dem Recht der Begabung zu erklimmen hatte, stand sein Leben lang, auch auf der Höhe seiner Stellung, stets im Schatten des Hauses Habsburg. Er war nicht unbeschränkter Herr, nie letzte Instanz seiner politischen und militärischen Entschlüsse. Er war immer nur der erste Diener, nicht im idealen Sinne eines Staates, sondern der eines Herrn, welcher ihm an Begabung nachstand. Als Typus des loyalen Hofadels seiner vollendetsten Epoche respektierte er seine Grenze im Willen des Souveräns. Den Versuch, ihn durch mehr als sachliche Gründe zu beherrschen, hat er nie unternommen. Es lag nicht in der Richtung seiner Zeit, aber auch nicht in seinem Wesen, das Spiel der Macht auf eigene Rechnung zu führen. Dazu fehlte ihm jener Schlag Robustheit, den alle Konquistadoren der Weltgeschichte, alle Ahnherren einer neuen Macht, in ihrem Blute haben. Er begnügte sich, der „edle Ritter" zu sein, als der er, unzweifelhaft einer der größten Paladine der Krone Habsburgs, in die Geschichte eingegangen ist.

Aus den Stichen seiner Zeit blickt sein schmales, längliches Gesicht, mit dunklem, etwas stechendem Auge. Das Temperament scheint gebändigt hinter der Maske der Verschlossenheit, Resignation und, im Alter, der Menschenverachtung. Die Bilder geben uns kaum einen Eindruck von dem faszinierenden Zauber der Persönlichkeit. Aber gerade dieser Mangel läßt uns hinter dem unscheinbaren, unkriegerisch aussehenden Manne die Wirkung des Lebens ahnen, die Größe seines Könnens und Wollens, das alle hineinzwang in den Dienst seiner Ideen, in den Dienst Habsburgs, dessen Bestand und Größe in schwierigster Übergangszeit auf seinem Degen und seiner einsichtsvollen Klugheit ruhte.

Erinnern wir uns: Aus körperlicher Schwäche, aus Ungunst einer schweren Jugend errang sich ein zielbewußter Wille den Weg nach oben. Über die Unzulänglichkeiten und Mängel des Körpers siegte der Geist und

gestaltete einen Charakter und das Bild einer ausgeglichenen Persönlichkeit. Vom physischen Standpunkt betrachtet, blieb dieses Heldenleben ein dauerndes „Trotzdem", ein Triumph des Willens aus schöpferischem Drang.

Diese Leistung an sich selbst gibt dem Charakterbilde Eugens von Savoyen den Adel seiner besonderen Größe.

II.

Wenn man die Stellung Eugens von Savoyen in der Geschichte der Kriegskunst richtig verstehen und beurteilen will, so ist ein kurzer Blick auf das Heerwesen und die Kriegführung seiner Zeit notwendig. Es ist die Zeit, da die Söldnerheere und ihre Führer, mit denen noch der Dreißigjährige Krieg durchgefochten wurde, allmählich in die stehenden, auf Werbung beruhenden nationalen Heere unter dem stetigen Willen geordneter Regierungen, wohlerwogener Finanzverhältnisse übergehen. Von den Schweden Gustav Adolfs geht die Linie der Entwicklung über die durch Louvois organisierte französische Armee Ludwigs XIV. zu den Herren der Souveräne Österreichs und Preußens. Die in Deutschland daneben bestehende Reichskriegsverfassung sah die Aufstellung eines buntscheckigen Reichsheeres nur für den Ernstfall vor, die — von der Entscheidung des Reichstages abhängig — mit kläglichen Mitteln meist nur unzureichende Ergebnisse hatte.

Eine Menge Veränderungen im Aufbau der Heere und dadurch auch in ihrer Führung begleiten diese Entwicklung. In der Organisation seien nur genannt: die Verstaatlichung der Regimenter, die Bindung der Offizierkorps an den Kriegsherrn und ihre Abhängigkeit von ihm, die steigende soziale Stellung des Soldaten, die feste Besoldung, die strenge Disziplin, die Kasernierung, die Verpflegung aus Magazinen. In der Strategie wächst aber die Abhängigkeit von den Verbindungen, von der Kleinheit der kostbaren, schwer zu ersetzenden Heere. Dies hob die Bedeutung des Manövers, zog den Krieg in die Länge, schob die festen Plätze und den Kampf um sie in den Vordergrund. In Bewaffnung und Taktik sehen wir bei der Infanterie die Pike der einheitlichen Bewaffnung mit der Bajonettflinte weichen, sehen den Übergang von der quadratischen Aufstellung zur Linie mit wachsender Empfindlichkeit der Flanken, die steigende Bedeutung der Artillerie und der Befestigungskunst in ihrem klassischen Gegensatz zwischen französischem und deutschem System.

Mitten in dieser Entwicklung steht Prinz Eugen als Vollender des Werkes eines Montecuccoli, eines Khevenhüller, als der Schöpfer des österreichisch-ungarischen Heeres. In seiner Jugend ein feuriger Reiter-



Prinz Eugen

Nach einem alten Stich.



Karl XII.

Stich nach einem Gemälde von Kraft.

führer, hob er das Ansehen der kaiserlichen Reiterei zum Range einer Elitewaffe, „des Schildes und der Zierde der deutschen Truppen", die in seinem Geiste in Aufklärung und Schlacht mit Degen und Karabiner Vorbildliches leistete und oft die Entscheidung herbeiführte.

In seiner Tätigkeit als Präsident des Hofkriegsrates sehen wir ihn im Kampfe des Idealisten, des schöpferischen Geistes mit der menschlichen Unzulänglichkeit und Bequemlichkeit, der Macht der Gewohnheit, dem Schlendrian und der Korruption, einem Kampfe, den er schon als Armeeführer begonnen und stets unter den ungünstigsten Bedingungen zu führen hatte. Er hatte sich nicht zu dieser Stellung gedrängt, sie entsprach seinem erregbaren Temperament nicht, dem die regelrechte, stets gleichbleibende Genauigkeit in trockenen Akten fremd sein mußte; in seinem ausgeprägten Pflichtgefühl folgte er aber dem Rufe seines Kaisers. Klar erkannte er die grundlegende Bedeutung der bewaffneten Macht in Völkerleben und Politik und hat sein Leben lang für ihren Ausbau gekämpft. Bei Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges zählte das kaiserliche Heer 65 000 Mann, 1728 standen 195 000 Mann Infanterie und 73 000 Reiter unter den Waffen. Er schuf ein einheitliches, pflichtgetreues Offizierkorps, verbot den Verkauf der Offizierstellen und verlieh diese nach der Würdigkeit, nicht nach Gunst und Geburt. Die innige Verbindung der Armee und ihres Offizierkorps mit der Person des Monarchen, diese besondere „Kaiserlichkeit", ist sein Werk.

Mußte er auch an dem Werbewesen festhalten, so bevorzugte er doch die Landeskinder. Er wandte sein besonderes Augenmerk der „Landesdefension", den hinter den stehenden Heeren aufzubringenden Volksaufgeboten zu. Diese Bestrebungen trieb er sowohl in Österreich als auch im Reiche vorwärts. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht war ihm ebensowenig fremd wie anderen großen Geistern seiner Zeit.

Auch für die Ausbildung hat er manches getan. Die Gründung der Ritterakademie in Liegnitz, der Ingenieurschulen in Wien und Brüssel geht auf ihn zurück. Der Artillerie, dem Geniewesen wandte er seine besondere Sorgfalt zu, fast auf alle Gebiete des Heerwesens erstreckten sich Reformen und Verbesserungen, überall ist sein überragender Geist ordnend, zusammenfassend tätig.

Allerdings war er zu sehr Feldsoldat, als daß er nicht in der Friedenserziehung der Truppe, in Manöver und Parade, Versäumnisse begangen hätte. Mehr auf den Wert der Kriegspraxis bauend, unterschätzte er die gleichzeitigen preußischen Bestrebungen in dieser Richtung. Dies muß als Schwäche festgestellt werden, wobei noch hinzukam, daß er mit zunehmendem

Alter mit pedantischer Hartnäckigkeit am Althergebrachten festhielt und Neuerungen mißtraute.

Diese Schatten in seinem Bilde lassen aber seine Vorzüge nur um so heller erstrahlen.

Wenn sich auch keine bahnbrechende Neuerung mit seinem Namen verknüpft, wenn auch kein Schriftwerk, keine Theorie seinen Namen trägt, so hob er in nimmermüder Arbeit und Fürsorge die österreichische Armee über die anderen Armeen der Zeit und erhielt sie schlagfertig, solange seine Vollkraft währte.

Sein besonders unsterbliches Verdienst aber erwarb er sich als Feldherr, wo er den Größten der Geschichte gleichberechtigt erscheint. Wie eng hängt doch seine Kriegführung mit seinem Charakter, seinem Temperament zusammen! Zwar ist eine gewisse Zähflüssigkeit seiner Entwicklung unverkennbar, die sich oft nur im Laufe von Jahren zu den ganz großen Augenblicken zuspitzte. Doch war er einer der wenigen großen Männer, welche die im Zeitgeist und in der Struktur der Heere liegenden Hemmungen überwindend, die Schlachtentscheidung und die Vernichtung des Feindes suchte, sobald damit eine operative Rechnung aufging. Er wußte nach der Lage Manöver und Schlacht, kühles Abwarten und blitzschnelles Zupacken zu vereinigen, wobei sich sein Reiterblut niemals verleugnete — nicht nur auf der Front gegen die Türken, wo seit jeher eine energische Kriegführung betrieben wurde, sondern auch auf den Gefilden Flanderns, des Rheins und der Po-Ebene. Ihm gebührt das Verdienst, wieder einmal aus allen Künsteleien heraus die Gesetze des wahren Krieges, den harmonischen Einklang von Wägen und kühnstem Wagen als leuchtendes Vorbild aufgestellt zu haben.

So begeisterte der Glanz seiner Siege ganz Europa, und in seinem Lager fanden sich als seine Schüler junge Fürsten und Edelleute aller Nationen ein.

Seine Kunst, auf das Gemüt des Heeres zu wirken, die suggestive Kraft seiner edlen Persönlichkeit und seiner persönlichen Tapferkeit müssen außerordentlich gewesen sein. Dasselbe Menschenmaterial, welches als Reichsarmee verkümmerte, bildete in seinen Händen den heldenhaften Kern der besten Heere jener Zeit. Der Künstler bildet sich Form und Seele seines Werkzeuges, die Grundlage seines Ruhms, der in wechselseitiger Steigerung auf dieses Heer zurückwirkte. „Männer machen die Geschichte."

Eugen war mehr als ein großer Soldat. Das bewies er als Staatsmann und Kanzler, — das beweisen seine herrlichen Schlösser, seine unschätzbare Bibliothek, seine Freundschaft mit Leibniz und Rousseau, der ihn den kriegerischen Philosophen nannte.

Er wurde zum Symbol der Größe Habsburgs; denn was der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm für den Norden, das war dieser Mann französisch-italienischen Stammes, aber deutschen Sinnes, für das moderne Österreich: ein Träger christlich-deutscher Kultur bis weit hinein in den Südosten Europas.

Der Deutsche aber, der sein Denkmal auf der Ofener Königsburg anschaut, wie es gebieterisch mit ausgestreckter Hand in die weiten Ebenen des Ostens zeigt, denkt zurück an jenen gewaltigen Zweifrontenkrieg gegen Franzosen und Osmanen, der Tausende von deutschen Kriegern aus Nord und Süd unter seinem Banner einte, denkt zurück an jenen kleinen, unscheinbaren Mann, dem im Donner gewaltiger Schlachten das begeisterte „Vivat Eugenius“ entgegenklang, und der noch heute als der „edle Ritter“ im Herzen des deutschen Volkes lebt.

Karl XII.

Von Major Ernst-Eberhard Hell*).

Im Jahre 1654 erlebte die Welt ein eigenartiges Schauspiel: Die Tochter Gustav Adolfs, des Kämpfers für die protestantische Sache im Dreißigjährigen Kriege, Königin Christine von Schweden, legte, ihres Amtes müde, die Krone nieder, ging außer Landes und trat zum katholischen Glauben über**). Die verwaiste Krone fiel dem Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken zu, einem Neffen Gustav Adolfs. Als Generalissimus der schwedischen Truppen war er bei den Friedensverhandlungen des Jahres 1648 von maßgebendem Einfluß gewesen. Sein Enkel war Karl XII., 1682 als einziger Sohn Karls XI. geboren. Der frühe Tod des Vaters brachte den erst 15½jährigen im Winter 1697 zur Regierung.

Die seit langem drückend empfundene Machtstellung Schwedens an der Ostsee führte bald nach seiner Thronbesteigung zu einem geheimen Bündnis zwischen Dänemark, Sachsen-Polen und Rußland. Die Monarchen dieser drei Länder hofften, durch gleichzeitigen Angriff einen raschen Sieg zu erringen und dadurch ihre Gebietsverluste früherer Jahre wieder zurückzugewinnen. So erfolgte im Frühjahr 1700 der Einfall dänischer Kräfte in das mit Schweden verbündete Herzogtum Holstein-Gottorp gleichzeitig mit dem sächsischer Kräfte in Livland. Wenige Monate später rückten die Russen in Ingermanland ein und bedrohten das schwedische Narwa. Aber durch die unerwartet kühne Landung Karls in der Nähe von Kopenhagen wird Dänemark bereits im August 1700 zum Frieden gezwungen. Und drei Monate später durcheilt Europa die unglaubliche Kunde, daß der erst 18jährige König mit nur 8000 Schweden das 40 000 Mann starke Heer des Zaren bei Narwa völlig geschlagen hat.

Unmittelbare Gefahr drohte Schweden jetzt nur noch von Karls drittem Gegner, Friedrich August (dem Starken), Kurfürst von Sachsen und König von Polen. In diesem ehrgeizigen, verschlagenen und hemmungslosen Fürsten erblickte Karl XII. seinen gefährlichsten Gegner. Erst wenn König August zum Verzicht auf den polnischen Thron gezwungen und dieser von einem der schwedischen Sache ergebenen polnischen Edelmann besetzt war, hielt Karl XII. eine endgültige Abrechnung mit dem Zaren für möglich. Allein dieses Ziel wird erst nach fünf Jahren erreicht, trotzdem der König das schwedische Heer in Polen von einem ruhmvollen Siege zum anderen führt. Endlich im Jahre 1706 rückt Karl siegreich in Sachsen ein. Im Frieden von Altranstädt legt August der Starke die polnische Krone nieder und erkennt den bereits im Jahre 1704 unter Schwedens Protektorat gewählten Stanislaus Leszczynski als König von Polen an. In diesen fünf Jahren war das russische Heer vom Zaren Peter, dem man später den Beinamen „Der Große" gegeben hat, neu organisiert und hatte wichtige Erfolge in den von

---

*) Teil II unter Mitwirkung des Oberleutnants Böhme und Leutnants Bokelberg.

**) Wichtigere Ortsnamen s. Skizze 5 auf Seite 207.

schwedischen Truppen fast entblößten Ostseeprovinzen errungen. Gleichzeitig hatte Rußland durch Gründung von St. Petersburg den politisch und wirtschaftlich so wichtigen Zugang zur Ostsee gefunden.

Als Karl XII. im Jahre 1707 von Sachsen aus den Vormarsch gegen die bis Warschau vorgedrungenen Russen antritt, entziehen sie sich der Entscheidungsschlacht. Als sie sich im darauffolgenden Jahre in anscheinend unangreifbarer Stellung bei Holowczin stellen, schlägt sie Karl in glänzend geführtem Gefechte. Doch der Sieg bleibt ohne entscheidende Folgen. In der Hoffnung, daß der Hetman der Ukraine Mazeppa und der Chan der Krimtataren sich ihm anschließen werden, rückt Karl tief in den Südosten Rußlands bis Poltawa vor. Aber die Hoffnung erweist sich als trügerisch. Der König greift das mehrfach überlegene russische Heer im Juli 1709 an. Die Schweden erleiden eine schwere Niederlage und müssen sich drei Tage später ergeben.

Karl entkommt zu den Türken, die er von 1709 bis 1714 mit zäher Beharrlichkeit zum Kriege gegen Rußland treibt, 1711 mit dem Erfolg, daß der Zar mit dem gesamten russischen Heer am Pruth eingekesselt wird. Nur durch Bestechung des Großwesirs kommt es zu einem Vertrage, der den Russen freien Abzug gewährt. Als Karl seine Pläne in der Türkei endgültig gescheitert sieht, bricht er endlich im Herbst 1714 von dort auf und erreicht in einem berühmt gewordenen 14tägigen Gewaltritt von Siebenbürgen aus Stralsund, wo er die Verteidigung der Stadt selbst in die Hand nimmt. Aber auch er vermag gegen die verbündeten Preußen, Sachsen und Dänen die Stadt nicht zu retten. Er entkommt Ende 1715 nach Schweden und versucht in den nächsten Jahren das dänische Norwegen als Ersatz für die inzwischen verlorengegangenen Gebiete in Pommern und den baltischen Ländern zu erobern. Dabei fällt er in einem Laufgraben vor der norwegischen Festung Frederikshald am 11. Dezember 1718.

In Leid und Freud der gleiche
Bestimmt er selbst sein Los.
Er konnte niemals weichen.
Er konnte fallen bloß.
(Tegnér.)

I.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß eine so außerordentliche Erscheinung wie Karl XII. die besondere Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen und der Nachwelt auf sich gezogen hat. Dichterische Phantasie hat sich sehr bald dieses Königs bemächtigt, der mit 18 Jahren seine Hauptstadt verließ, um sie während seiner 21jährigen Regierungszeit nie wieder zu betreten; der neun Jahre lang — oft gegen alle Lehren und Anschauungen seiner Zeit — in unerhört kühnen Schlachten und Gefechten stets siegreich war; der ohne Heer als Flüchtling fünf Jahre in der Ferne ausharrte, auch hier noch lange ein gefährlicher Gegenspieler seines russischen Gegners; der unerhörte Opfer von seinem Volke forderte und doch nicht hindern konnte, daß es während seiner Regierungszeit aus seiner überragenden Machtstellung in

politische Bedeutungslosigkeit zurückfiel. Und der trotz allem der Heros des schwedischen Volkes geworden ist!

So hat man sich lange ein mehr auf Dichtung als auf Wahrheit beruhendes Bild von Karl XII. gemacht. Folgen wir aber geschichtlich zutreffenden Quellen, lassen wir vor allem den König selber aus seinen zahlreich erhalten gebliebenen Briefen zu uns sprechen, so tritt das Bild Karls XII. als Mensch bald in klaren Umrissen zutage. Und forschen wir dem Ursprung seines Wesens nach, so erkennen wir, daß seine Eigenschaften auf Vererbung, Erziehung und die außergewöhnlichen Aufgaben zurückzuführen sind, vor die er schon als Jüngling gestellt wurde.

Das Blut kraftvoller, kühner und entschlossener Ahnen floß in Karls XII. Adern. Sein Großvater, Karl X. Gustav, ein leidenschaftlicher Soldat, hatte durch seine kühnen Unternehmungen 1655—1660 gegen Polen und Dänemark die Welt in Erstaunen gesetzt. In seinem Vater, Karl XI., war Schweden ein durchgreifender Ordner und Erneuerer der völlig verwahrlosten inneren Verwaltung des Landes erstanden. Mit eiserner Faust und rücksichtsloser Härte hatte er alle seinem Willen entgegenstehenden Widerstände unterdrückt und ein festgegründetes absolutes Königtum in einem wohlgeordneten Staate seinem Sohne hinterlassen. Erziehung und Ausbildung des geistig gut veranlagten Prinzen erfolgten nach genau festgelegten Richtlinien des Königs mit dem Ziel, einen kraftvollen Krieger aus ihm zu machen. Ihr haften Begleiterscheinungen des damaligen absolutistischen Herrscherprinzips an, die in heutiger Zeit eigenartig anmuten. Sie waren sicher dazu angetan, in dem jungen Prinzen Selbstbewußtsein und das Gefühl eigener Unfehlbarkeit mehr als gut wachzurufen. Mit Erstaunen lesen wir, wie am Ende kurzer, schriftlich in Rede und Gegenrede niedergelegter Denkübungen der fast 60jährige Lehrer dem 7—10jährigen Prinzen gegenüber in unterwürfigem Tone erklärt: „Also behält der Herr nach seiner alten Gewohnheit wieder Victoriam über mich!"

Der Unterricht in militärischen Dingen setzt bei dem 9jährigen Knaben ein. Hierfür wie für Mathematik zeigt er eine auffallende Vorliebe und Veranlagung, während er Geschichte und Sprachen nur wenig abgewinnen kann. Des 12jährigen, blauäugigen, kraftvollen Jungen schönste Stunden aber sind, wenn er des Vaters Pferde reiten oder ihn auf seinen Reisen zu Truppenteilen begleiten kann.

Gar nicht gepflegt wird des jungen Prinzen Sinn für die innere Entwicklung von Land und Volk, eine überraschende Tatsache im Hinblick auf die großen Leistungen seines Vaters auf diesem Gebiet. Vielleicht sah

Karl XI. sein Lebenswerk, die Befestigung des inneren Staatsgebäudes, als fest begründet an, vielleicht sagte er sich aber auch, daß Schwedens ausgedehnter Küstenbesitz in nächster Zukunft zu kriegerischen Verwicklungen führen mußte. So galt es, den Sohn in erster Linie auf diese Aufgabe vorzubereiten.

Aber nicht nur geistig, auch seiner ganzen Wesensart nach scheint Karl XII. von der Natur zum Kriegsmann vorausbestimmt. Bei der Jagd, beim Reiten und bei wilden Spielen sein Leben in Gefahr zu bringen, ist ihm schönste Betätigung überschäumender Lebenslust. „Von allen Wundern, die ich je gehört, ist das das größte, daß sich Menschen fürchten.“ Dieses stolze Wort Shakespeares paßt selten so vollkommen auf einen Menschen wie auf ihn. Je länger und häufiger er im späteren Verlauf seines Lebens Tod und Verderben reiche Beute machen sieht, um so rücksichtsloser setzt er das eigene Leben ein. Die tiefe Frömmigkeit der Jugendjahre, ein Erbteil seiner Mutter, artet mit der Zeit mehr und mehr zu Fatalismus aus.

Zur Einfachheit erzogen sind seiner Natur sinnliche Ausschweifungen zuwider. Nie ist er mit Frauen, denen er im übrigen stets ritterliche Verehrung zukommen läßt, in nähere Berührung getreten. Eine üppig besetzte Tafel reizt ihn nicht, den Wein meidet er schon früh vollkommen. Seine sprichwörtlich gewordene Enthaltsamkeit war so bekannt, daß er bei seinem denkwürdigen Ritt 1714 von der Türkei nach Stralsund in einer Schenke ein Glas Wein trank, nur um unerkannt zu entkommen.

In einer Zeit prunkvollen Fürstenornats, fein gefälteter Spitzen, wallender Allongeperücken, sehen wir diesen Vertreter absoluter Königsmacht im schmucklosen blauen Rock der schwedischen Infanterie, im abgegriffenen Filzhut über früh gelichtetem Haupthaar. Zu rücksichtslosem Mut, körperlicher Unverbrauchtheit und großer Einfachheit gesellen sich schnelle Entschlußfähigkeit und eiserne Willenskraft, ein Erbteil von Großvater und Vater. An dem einmal — und meistens schnell — als richtig erkannten Ziel hält er mit einer zeitweise an Starrsinn grenzenden Zähigkeit fest. Nur selten ist er Einwendungen zugänglich und nur dann, wenn sie auf klar festzustellenden Tatsachen beruhen. Das Mißtrauen des 15jährigen jungen Königs, bei der Führung der Regierungsgeschäfte ausgeschaltet oder geleitet zu werden, das Gefühl zu jung und der Wunsch älter zu sein, machen ihn bei wichtigen Entschlüssen still und verschlossen. Er sieht sich bald vor schwerste Aufgaben gestellt, ohne die Möglichkeit gehabt zu haben, sich ruhig zu entwickeln und in diese Aufgaben hineinzuwachsen.

So ist es erklärlich, daß dieser willensstarke und verantwortungsfreudige König, durch die Verhältnisse bereits in frühen Jugendjahren an entscheidende Stelle gesetzt, wesentlichen Schwankungen in seiner Charakterentwicklung nicht mehr unterliegt. 18 Jahre ununterbrochenen Feldlebens haben gewisse Züge seines Wesens noch verstärkt, eine Wandlung hat nicht stattgefunden. Karl bleibt seinem Wesen treu bis zu seinem Tode.

Zu Mut und Nichtachtung der Gefahr gesellen sich eine rücksichtslose Unterwerfung des Körpers unter den Willen. Im Ertragen von Durst und Hunger, von Hitze und Kälte und von größten körperlichen Anstrengungen, die er häufig in Gewaltritten fast ohne Bedeckung sucht, ist er ein leuchtendes Vorbild seinen tapferen Schweden, die diesem Führer mit hingebender Liebe und mit einem vor nichts zurückschreckenden Vertrauen folgen. Der Sieg ist scheinbar untrennbar verbunden mit ihrem jungen Führer. Körperliche Schmerzen achtet er gering, seine nicht unerhebliche Verwundung 1709, die ihn in Wundfieber wirft und unfähig zur Führung bei Pultawa macht, bezeichnet er als „Schramme". Aber auch den Anstrengungen, Leiden und Verlusten der eigenen Truppe gegenüber zeigt er sich hart und unberührt, wenn sie ihm im Rahmen der Lage unvermeidbar erscheinen. Die schweren Leiden und Verluste der Schweden, die bei der ungewöhnlich starken Kälte des Winters 1708/09 in der Ukraine zu Hunderten erfroren oder zu Krüppeln wurden, erwähnt er in seinen Briefen mit einer Geringschätzung, die erkennen läßt, daß die langen Jahre dauernder Kriegführung ihn über ein gewöhnliches Maß hinaus hart gemacht haben. Selten hat ein Führer an die bedingungslose Opferwilligkeit seiner Truppe solche Anforderungen gestellt wie Karl XII. Selten ist eine Truppe ihrem Führer so vertrauensvoll gefolgt wie diese Soldaten, die noch heute im Gedächtnis des schwedischen Volkes mit dem Ehrennamen „Die Karoliner" als Verkörperung höchsten soldatischen Heldentums weiterleben. Die Geschichte des Nordischen Krieges ist voll von Beispielen des todesverachtenden Heldenmuts, mit dem Karl XII. die Gefahren am Brennpunkt der Gefechte in den vordersten Reihen der Kämpfenden aufsucht und gibt uns den Schlüssel zu dem Geheimnis, weshalb seine Karoliner ihm blindlings folgen. Im Gefecht leben sich die unverbrauchten Kräfte dieser schlachtenfrohen Persönlichkeit uneingeschränkt aus. Karl liebt den Kampf und sucht ihn, der Kampf ist die große Leidenschaft seines Lebens.

Im übrigen fällt uns eine starke Selbstzucht und Selbstbeherrschung wohltuend an dem jungen König auf, die besonders vorteilhaft bei allen eintretenden Fehlschlägen in Erscheinung tritt. Im Glück nie prahlerisch,

vor allem seine eigene Person und seine eigenen Verdienste mit auffallender Bescheidenheit zurückstellend, bewahrt er im Unglück einen bewundernswerten Gleichmut. In seinen „Betrachtungen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII." erwähnt Friedrich der Große voll Bewunderung, „daß er noch in Umständen, die jeden anderen zu Boden gedrückt hätten, Hilfsquellen ersann".

Seine aufrechte, heldenhafte Haltung in den letzten von Schicksalsschlägen umdüsterten Jahren seines Lebens kann nicht besser gekennzeichnet werden als durch das Dichterwort: „Wenn etwas ist gewalt'ger als das Schicksal, dann ist's der Mut, der's unerschüttert trägt."

II.

Karl XII. übernahm von seinem Vater ein nicht sehr starkes, aber festgefügtes Heer und eine gut ausgerüstete Flotte. Eine besondere Stärke des Heeres bestand in seiner Ergänzung aus dem Lande; jede Landschaft stellte und ergänzte ein Infanterieregiment, die grundbesitzenden Bauern die Kavallerie. Für die ausgedehnten Kriegszüge genügte dieses Heer aber bald nicht mehr. Es wurde daher von Karl durch angeworbene Ausländer ergänzt, nahm aber mit seinem zahlenmäßigen Anwachsen auch die Mängel der Söldnerheere jener Zeit an. Als schließlich nach Poltawa der Kampf um Schwedens eigenen Boden entbrannte, ist es doch wieder das heimische Wehrsystem gewesen, das die Bildung immer neuer Truppen aus Söhnen Schwedens ermöglichte.

In seiner Gliederung und Ausrüstung gleicht das Heer Karls XII. den Heeren seiner Zeit und gehört sogar keineswegs zu den sehr modern organisierten. Die Infanterie trägt zu einem Drittel noch die Pike, die Kavallerie stellt einen noch sehr hohen Anteil — etwa ein Drittel — der Gesamtstärke, und der Artillerie wendet Karl XII. nur geringe Aufmerksamkeit zu. Er setzt sie nur bei Angriffen auf Feldstellungen und Festungen ein, für seine blitzschnellen Marschbewegungen war sie ihm in ihrem damaligen Zustand zu schwerfällig. Mit um so größerer Liebe hängt er an seinen Reitern. Sein Temperament, seine Entschluß- und Kampffreudigkeit machten ihn vor allen zum Reiterführer, der sich zu Erkundungen, Streifzügen und in der Schlacht oft selbst an die Spitze der Regimenter setzt. Unermüdlich im Sattel, kann er aus Reitern und Pferden fast unmögliche Leistungen herausholen.

Die Heere, mit denen Karl XII. seine Feldzüge führte, sind verhältnismäßig klein; die stärkste Truppenmacht, die er geschlossen gegen den Feind

vorgeführt hat, ist ein Heer von 38 000 Mann, mit dem er 1707 aus Sachsen gegen den Zaren aufbrach. Diese geringen Heeresstärken ermöglichten dem König seine weiten Züge, für die es eine räumliche Grenze nicht zu geben schien.

Um die Bedeutung Karls XII. für die Fortentwicklung der Kriegskunst richtig würdigen zu können, ist es notwendig, die Grundsätze seiner Führung mit denen bekannter Zeitgenossen in Vergleich zu stellen. Es seien zwei Verfasser erwähnt, für deren Bedeutung spricht, daß noch Friedrich der Große ihnen Beachtung, zum Teil sogar besondere Wertschätzung zukommen ließ: der französische General Feuquières (1648—1711) und der spanische General Santa Cruz (1687—1732).

Im Rahmen dieser Abhandlung und zur Gegenüberstellung mit Karls XII. Auffassung und Handeln genügt es, einige Sätze wiederzugeben, die bezeichnend für die damalige Auffassung der Kriegführung sind: „Man muß niemals eine Schlacht wagen, es sei denn, man habe einen ausdrücklichen Befehl von seinem König oder doch die Einwilligung der anderen Generale dazu erhalten. Ihr dürft keine Schlacht wagen, wenn der Platz nicht sehr günstig ist, oder wenn ihr die Stärke beider Heere nicht genau kennt. Vermeidet das Treffen, wenn die Soldaten nicht Lust dazu haben . . . und wenn sie noch nicht genug gegessen haben" (Santa Cruz).

„Weil die Schlachten Haupt-Actiones einer Armee sind und oftmals dem ganzen Kriege oder wenigstens fast allezeit dem Feldzug den Ausschlag geben, so soll man solche nicht anders liefern als wenn es die Nothdurft erfordert. Die Gründe, den Feind aufzusuchen und mit ihm zu schlagen sind: Wenn man ihm an Zahl und Güte der Truppen überlegen; wenn die feindlichen Generale uneinig sind . . . wenn zu befürchten ist, daß die Armee auseinanderginge, dafern man dem nicht durch einen Erfolg zuvorkäme" (Feuquières).

Diese Äußerungen sind bezeichnend für die Abneigung gegen entscheidende Schläge und für die Scheu der Führer, die Verantwortung für ihre Maßnahmen zu tragen. Man hatte nicht den Willen, den Gegner zu schlagen, man wollte ihn mit methodischen Schachzügen ermüden.

Karl XII. hat diese Auffassung seiner Zeit in keiner Weise geteilt.

Schon der Anfang des Nordischen Krieges kennzeichnet die Kriegführung des jungen Königs. Drei Staaten fallen zugleich in schwedische Länder ein, Sachsen in Livland, Dänemark in Holstein, Rußland in Ingermanland, eine Lage, die für den in der praktischen Ausübung der Kriegskunst noch völlig unerfahrenen König nicht leicht ist. Doch mit Ge-

dankenschnelle erfaßt Karl die Kriegslage; es gilt, einen nach dem anderen mattzusetzen, und zwar als nächsten Dänemark. Nach einer überraschenden Landung auf Seeland, während englische und holländische Seestreitkräfte die Dänen fesseln, erzwingt der König durch Beschießung Kopenhagens den Frieden von Travendal und sprengt damit das erste Glied aus der Kette der Gegner.

Um nicht in der Kriegführung gegen den neuen Gegner behindert zu sein, wartet er noch einen Monat ab, weil er den Dänen nicht traut, setzt dann mit 6000 Mann nach Pernau in Livland über und marschiert im raschen Vormarsch, nachdem er sein Heer auf 8000 Mann verstärkt hat, auf das von 40 000 Russen hart bedrängte Narwa. Etwa 5000 Mann russischer Kavallerie, die ihm den Durchmarsch durch eine Enge versperren sollen, werden im ungestümen Draufgehen über den Haufen geworfen und schon steht Karl vor dem hinter starken Feldbefestigungen befindlichen viermal so starken Gegner, dessen Flanken und Rücken durch die Flußbogen der Narowa geschützt sind. Noch in der Nacht erkundet der König die schwachen Punkte der russischen Stellung und greift am nächsten Morgen unter dem Schutz des dichten Frühnebels an. Die schwedische Artillerie auf einem Rücken zwischen den beiden Angriffskolonnen hält die feindliche nieder. Die russische Armee wird in zwei Teile gespalten, gegen die Flußbogen der Narowa gepreßt und vernichtend geschlagen. Des jungen Königs überragende Fähigkeiten traten hier in glänzender Weise zutage. Er selber hat hier entscheidende Stunden für seine Entwicklung zum Führer durchgemacht und erkannt, daß in solchen kritischen Tagen nur der feste Wille des Führers die Zwischenfälle und Überraschungen meistern kann.

Im Sommer wendet sich Karl nach der Ankunft von 9300 Mann Verstärkungen gegen August von Sachsen nach Riga und zeigt sich hier als ein Meister des Flußübergangs. Während er durch ein glänzend angelegtes Manöver den Gegner über seine Übersetzstelle täuscht, setzt er bei Morgengrauen dort über, wo es der Gegner am wenigsten vermutet, nämlich an der gewagtesten Stelle dicht unterhalb Riga. Dabei greift er zu einem ganz modernen Mittel, dem künstlichen Nebel, indem er Boote mit stark qualmenden Reisigbündeln zur Verschleierung des Übersetzens verwendet. Diese von dem jungen König selbständig entworfene und geleitete Unternehmung wird zwar ein großer taktischer Erfolg. Die Vernichtung des Gegners glückt aber nicht. Durch einen während der ersten Gefechtsstunden auftretenden Nordweststurm wird es unmöglich, die Schiffbrücke zu schlagen. So fehlt die Kavallerie zur Umfassung des sächsischen Flügels, die die Entscheidung bringen sollte.

Erst in den letzten Jahrzehnten hat man das bisher sehr spärliche Quellenmaterial über den Nordischen Krieg wesentlich vervollständigen können. Erst jetzt ist man in der Lage, die bisher oft unklar gebliebenen Beweggründe für Karls XII. Handeln zwischen 1701 und 1706 zu erkennen. Man hat ihm bisher zum Vorwurf gemacht, kostbare Jahre in Polen aus einer gewissen Abenteuerlust verloren zu haben, Jahre, die dem tätigen Zaren Gelegenheit gaben, das russische Heer immer mehr zu festigen und am Baltischen Meer Fuß zu fassen.

Die Kenntnis der Unterlagen für den Operationsplan des Jahres 1702 zeigt uns jedoch, daß Karl keineswegs Abenteuer suchte. Er war sich vielmehr klar darüber, daß die von ihm erstrebte baldige Operation gegen den Zaren nur möglich war, wenn er die weiträumige Republik Polen mit ihren 14 Millionen Einwohnern als Operationsbasis benutzen konnte. Trotz des operativen Fehlschlages bei Riga hoffte er, diese Basis noch im Jahre 1702 schaffen zu können, wenn es ihm gelang, die Sachsen zu schlagen, bevor die in Südpolen in der Bildung begriffene polnische Kronarmee zu ihnen gestoßen war.

Nach den im schwedischen Hauptquartier vorliegenden Nachrichten war Mitte des Jahres 1702 mit der Versammlung der neuaufgestellten sächsischen Truppen im Raum um Krakau zu rechnen. Im Frühjahr dieses Jahres wurde der schwedische Operationsplan festgelegt, entsprechende Befehle gegeben. Danach sollte gegen die linke Flanke und die rückwärtigen Verbindungen der Sachsen General Gyllenstjerna von Nordwesten her aus Pommern vormarschieren, während aus nordostwärtiger Richtung der König und General Mörner in zwei getrennten Marschgruppen durch Polen vorrückten. Der Marschplan dieser drei Kolonnen, von denen Ende Mai die Gruppen Gyllenstjerna und Mörner etwa 500 km von Krakau entfernt standen, wurde so entworfen, daß sie sich gleichzeitig am Feinde treffen sollten. Alles schien dem Plan entsprechend zu verlaufen, als Karl am 24. Juni erfuhr, daß Gyllenstjerna den vom 24. Mai datierten Befehl zum Antreten erst am 14. Juni erhalten habe und trotz eines Vorbefehls von Anfang April nicht sofort abmarschbereit gewesen sei. Der Operationsplan war zerbrochen, der König war vor eine folgenschwere Entscheidung gestellt. Hielt er an seiner Absicht fest, dann mußten er und Mörner, um Gyllenstjernas Eintreffen abzuwarten, stehenbleiben. Inzwischen wäre aber eine Vereinigung der sächsischen mit der Kronarmee erfolgt, die aus militärischen und politischen Gründen höchst unerwünscht war. Der König entschloß sich daher, lediglich mit den verfügbaren Kräften die Sachsen sofort anzugreifen. Der Marsch auf Krakau wurde fortgesetzt, am 8. Juli stieß

die Abteilung Mörner zu Karl, am 9. Juli stellte man die Sachsen im Lager bei Klissow nordostwärts von Krakau; aber bei ihnen — auch die Kronarmee!

War der operative Plan mißglückt, sollten jetzt taktische Maßnahmen zur Vernichtung des Gegners führen. Als das schwedische Heer zur Schlachtordnung vor dem sächsischen Lager aufmarschierte, erkannte der nach seiner Gewohnheit zur Erkundung vorgerittene König mit dem ihm eigenen schnellen und sicheren Blick, daß Mitte und linker Flügel des Feindes durch vorgelagerte sumpfige Abschnitte bis auf wenige Stellen unangreifbar war. Blitzschnell ist sein Entschluß gefaßt, sofort gibt er seine Befehle. Angesichts des Feindes läßt er sein Heer linksum machen und so zur Schlacht aufmarschieren, daß er eine günstige Höhenstellung gegenüber dem feindlichen rechten Flügel gewinnt. Infolge der glänzenden Schulung der schwedischen Truppen vollzieht sich dies reibungslos. Da dem linken Flügel der Schweden lediglich die äußerst minderwertige polnische Kronarmee gegenübersteht, zieht Karl XII. auch die Masse der Infanterie des Zentrums hierhin herüber und verlegt damit den Schwerpunkt ganz nach links. Da greifen während dieser Bewegung die sächsische Kavallerie den schwedischen rechten Flügel, die Kronarmee den schwedischen linken Flügel überraschend und umfassend an. Doch im Nu sind Verteidigungshaken gebildet, die Kronarmee flutet vor den Salven der schwedischen Infanterie sofort völlig aufgelöst zurück. Der starke linke Flügel der Schweden bleibt in unaufhaltsamem Vorgehen und umfaßt den rechten Flügel der sächsischen Infanterie. Aus einer äußerst gefährlichen Lage wird der glänzende Sieg bei Klissow.

Selten war ein Führer vor eine anscheinend so verzweifelte Lage gestellt wie Karl XII. in dieser Schlacht. An sich schon zahlenmäßig unterlegen, ohne jede Artillerie, im Begriff zu einer die Entscheidung bringenden, kühnen Umfassungsbewegung anzusetzen, tauchen in seiner eigenen Flanke vier Treffen stark 10 000 polnische Reiter, vorzüglich beritten, auf! Es zeigt sich in dieser Lage der wahre Führer, der Mann mit eisenhartem Willen und kaltem Blut. Stärker als die Zahl seiner Feinde ist die Kraft, die von dem Willen dieses Königs ausgeht, dem seine Truppen in jeder Lage blind vertrauen.

Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß Karl XII., der wie kein anderer Führer seiner Zeit, die Entscheidung durch das Schwert herbeizuführen suchte, trotz des Sieges von Klissow vier lange Jahre bis zum Frühjahr 1706 sich vergeblich bemühte, Herr von Polen zu werden. Die Gründe dafür sind in der Weiträumigkeit des polnischen Kriegsschauplatzes, in der Un-

empfindlichkeit des gering kultivierten Landes gegen die Begleiterscheinungen des Krieges und in der Spaltung des polnischen Adels zu suchen, der sich teils für Karl XII., teils für August den Starken entschieden hatte. Das in einer Art Auflösung befindliche Staatswesen bot gerade durch diesen Zustand keine Stelle, an der es entscheidend getroffen werden konnte. Der Gedanke, durch einen Einmarsch in Augusts Erbland Sachsen die Entscheidung herbeizuführen, konnte erst 1706 zur Ausführung kommen, denn erst in diesem Jahre gab die große politische Lage die Möglichkeit dazu. Die Heere der kriegführenden Parteien im Spanischen Erbfolgekrieg waren gebunden: Die kaiserlichen Truppen in Italien, die Franzosen am Rhein und in den Niederlanden. Es herrschte größte Aufregung in Deutschland, als das schwedische Heer und sein junger Führer, geschmückt mit dem Lorbeer ruhmvollster Kriegstaten, in Deutschland einmarschierte. Niemand wagte Einspruch dagegen zu erheben.

Schon im September 1706 wurde der Friede von Altranstädt abgeschlossen. August entsagte der polnischen Krone und erkannte den unter Schwedens Schutz zwei Jahre vorher in Warschau von einem Teil des polnischen Adels gewählten König Stanislaus Leszczynski als König von Polen an.

Im September 1707 trat Karl XII. mit einem gut ausgerüsteten und durchgebildeten Heere den Vormarsch gegen den neuen Gegner an. Starke russische Kräfte waren inzwischen in Polen bis westlich Warschau vorgedrungen. Sie wichen aber jedem Kampf aus, und so finden wir sechs Monate später das schwedische Heer im Raum südostwärts Wilna, ohne bisher mit dem Gegner ins Gefecht getreten zu sein. Mehr als 900 km waren auf schlechten Wegen zurückgelegt worden. Jetzt wurde eine dreimonatige Ruhepause eingelegt, in der sich die Truppe erholte, in der man die Schneeschmelze und das Heranwachsen von Grünfutter für die Pferde abwartete. Die Zeit verbrachte Karl XII. nicht müßig. Wir erkennen hier seinen Operationsplan gegen den Zaren in greifbarer Form. Noch war des Zaren Regiment im eigenen Lande nicht gefestigt. Seine Reformen, mit der ihm eigenen rücksichtslosen Brutalität eingeführt, stießen vor allem im Süden Rußlands auf heftigsten Widerstand. In weiten Gebieten loderte der Aufstand hell empor, in anderen glimmte er unter der Oberfläche und bedurfte nur des äußeren Anlasses, um offen auszubrechen. Mit ernster Sorge sah der Zar die doppelte Gefahr: Den Aufruhr in einem großen Teil des eigenen Landes und den Anmarsch des schwedischen Heeres, gegen das kein Widerstand möglich schien. Allein die Landschaft um Moskau stand ihm als zuverlässige Kraftquelle mit Sicherheit zur Verfügung.

Zu: Karl XII. Skizze 5.



Dies wußte Karl und deshalb wollte er den Zaren in Moskau auf die Knie zwingen. Eine Zange sollte sich gegen ihn bilden, die von der Krim über Südrußland bis Ingermanland reichte. Der türkische Großwesir hatte sich erboten, den mächtigen und kriegslustigen Chan der Krimtataren zum Einfall in Rußland zu veranlassen. Mazeppa, der Hetman der Ukraine, hatte einen förmlichen Vertrag mit Karl XII. abgeschlossen: Sobald ein schwedisches Heer sich der Ukraine nähere, würde er dort und in ganz Südrußland die zahlreichen unzufriedenen Kosakenvölker zum Aufstand und zum Vormarsch gegen Moskau bewegen. Dieser Aufstand sollte ferner ausgelöst werden durch den Vormarsch polnischer Truppen unter König Stanislaus auf Kiew. Karl selber aber wollte mit der Hauptarmee, verstärkt durch die Truppen in Kurland unter General Löwenhaupt (12 000 Mann), den Stoß gegen das Herz des Feindes, gegen Moskau führen. Gleichzeitig sollte General Lybecker von Finnland her in Ingermanland einfallen und Petersburg zerstören.

In seinen Ausmaßen stellt dieser Plan für die damalige Zeit etwas ganz Außergewöhnliches dar. Er zerbrach schließlich, weil sich im Laufe der Zeit eine Reihe von Voraussetzungen für sein Gelingen als trügerisch erwiesen. Es ist aber bezeichnend für Karl XII. Bedeutung, daß dieser Plan, was Großzügigkeit anbelangt, durchaus neben den Operationsplan gestellt werden kann, den 100 Jahre später Napoleon gegen den gleichen Gegner entworfen hat.

Der Feldzug gegen Rußland gab Karl XII. noch einmal Gelegenheit, seine überragenden Führereigenschaften im Gefecht bei Holowczin am 4. Juli 1708 zu zeigen. Auch diese Schlacht beweist wiederum die überragende Fähigkeit Karls, die Gunst des Geländes auszunutzen.

Das russische Heer, etwa 40 000 Mann stark, liegt in einer sehr schwer angreifbaren, verschanzten Stellung hinter dem morastigen Flußbett des Wabitj. Die Schwäche dieser Stellung ist ein 200 m breiter morastiger Graben, der das russische Heer in zwei Teile teilt. Wieder erkennt der König diese Schwäche mit klarem Blick. Bei dichtem Nebel richten im Morgengrauen acht schwere Geschütze ihr Feuer gegen diese Stelle. Während noch die Schiffbrücken hergestellt werden, springt der König selbst in den Fluß und watet unter dem russischen Feuer an der Spitze seiner erprobten Regimenter hindurch. Die russische Kavallerie des linken Flügels, die mehrmals versucht, ihre Infanterie durch Angriffe auf die rechte schwedische Flanke zu entlasten, wird von Rehnskiöld mit 600 bis 700 Mann Kavallerie gebunden. Der Flußübergang wird erzwungen, ohne daß der rechte russische Flügel unter Scheremetjev überhaupt zum Einsatz kommt. So reihte sich

dieser Sieg taktisch würdig den vorhergehenden an, strategisch blieb er jedoch ohne Bedeutung, da die Russen ihren Rückzug ohne stärkere Verluste durchführen konnten.

Endlich schien es so weit, auf Moskau zu marschieren. Doch Löwenhaupt mit den notwendigen, in Kurland angesammelten Vorräten kam nicht. Ohne ihn war ein weiterer Vormarsch nicht ratsam. Auch im Süden des Russischen Reiches wurde die Lage für den Schwedenkönig ungünstiger, der Aufstand der aufsässigen Kosakenstämme am Don war durch den Zaren niedergeschlagen worden. Mazeppa bat den König dringend, in die Ukraine zu marschieren, da ein Aufstand dort nur noch durch die Anwesenheit des schwedischen Heeres zu erreichen sei. So bog denn der König, nachdem er zwei Monate auf Löwenhaupt gewartet hatte, nach Süden ab, damit den Russen die Möglichkeit gebend, Löwenhaupt abzuschneiden. Dieser wurde bald darauf bei Lesna geschlagen und konnte unter Verlust der gesamten Munition und des Proviants das schwedische Heer nur noch mit 6000 Mann erreichen. Auch Mazeppa brachte nur 4000 Mann zur Verstärkung des schwedischen Heeres mit.

Nicht besser stand es in Ingermanland und Polen, wo Lybecker und Krassow der Lage nicht gewachsen waren. So war eigentlich der ganze Plan schon jetzt gescheitert. Aber trotz aller widrigen Umstände hielt der Schwedenkönig an seinem Entschluß fest, den Zaren zur Entscheidungsschlacht zu zwingen.

Im April 1709 lag das schwedische Heer auf dem westlichen Ufer der Worskla vor der von den Russen besetzten Festung Poltawa. Das russische Feldheer dagegen lagerte auf dem östlichen Ufer, trotz seiner großen Überlegenheit immer noch respektvolle Scheu bewahrend. Während es für den Zaren wichtig war, die Festung zu halten, kam es Karl durchaus nicht darauf an, sie zu nehmen, vielmehr den Zaren auf das Westufer hinüberzuziehen, eine Absicht, die ihm meisterhaft gelang. Damit hatte der König auch hier wieder das Gesetz des Handelns an sich gerissen. Aber die Russen hatten nun nördlich der Festung ihr Lager angelegt, das von allen Seiten her durch Steilhänge begrenzt, schwer angreifbar war. Eine durch Erdwerke verriegelte schmale Stelle war der einzige Weg, auf dem der Schwede angreifen konnte. Darauf gründete Karl seinen kühnen Schlachtplan: Im Schutze der Nacht soll die ganze Armee, erst Infanterie, dann Kavallerie, in Marschformationen die Erdwerke überrennen, dann zur Schlacht aufmarschieren und die ganze im Lager befindliche russische Armee, deren Übermacht sich auf derart engem Raum gar nicht auswirken kann, mit einem Schlage mattsetzen. Die Steilhänge im Rücken verhindern ein Zurückgehen der

Russen, ein Aufmarsch angesichts der schwedischen Truppen muß ihnen zum Verhängnis werden. Dem großen Einsatz mußte auch der Erfolg entsprechen. Es handelte sich für Karl nicht nur darum, die russische Armee völlig zu vernichten, sondern den ganzen Süden des Russischen Reiches in Flammen zu setzen. Auf die Krimtataren hätte dieser Sieg wohl entscheidenden Einfluß ausgeübt. Mit einem Schlage wäre der ganze Feldzug entschieden gewesen.

Im Dunkel der Nacht werden etwa 18 000 Mann zum Vormarsch angesetzt, die Infanterie in vier langen Kolonnen nebeneinander, dahinter die Kavallerie in sechs langen Kolonnen. Der König, am Tage vorher am Bein verwundet, läßt sich in einer Tragbahre seiner Infanterie voraustragen. Alles scheint gut zu gehen, da ist hinter den Erdwerken die Kavallerie Menschikows aufmarschiert. Fast unmöglich erscheint der Durchbruch, doch auch hier wieder wirft die schwedische Kavallerie im ersten Ansturm die russische zurück, bis ein Befehl Rehnskiölds ihr zu früh Einhalt gebietet. Die Schweden kommen nun mit verhältnismäßig geringen Verlusten durch die Erdwerke hindurch, da greift Löwenhaupt vorzeitig mit fünf Regimentern der rechten Kolonne das Lager an, anstatt zuerst zur Schlacht aufzumarschieren. Außerdem verbeißt sich der General Roos mit sechs Bataillonen an einem der vorgeschobenen Erdwerke. Während es Rehnskiöld noch gelingt, Löwenhaupt zurückzurufen, ist Roos für den weiteren Verlauf der Schlacht verloren und damit die schwedische Infanterie um ein beträchtliches verringert. Beides ist wohl darauf zurückzuführen, daß der König, wie es immer seine Art war, seinen Schlachtplan nur ganz wenigen mitgeteilt hatte, so daß die Generale nicht im Sinne des Plans handeln konnten. Die Schweden rangieren sich zur Schlacht, während sie langsam gegen das russische Lager vorrücken, doch es ist zu spät. Die ganze weit überlegene russische Armee steht bereits außerhalb des Lagers in Schlachtordnung aufmarschiert.

Und dennoch greifen diese todesmutigen Truppen die etwa fünfmal so starke russische Infanterie an und bringen es sogar noch fertig, sie stellenweise zurückzudrücken, von Creutz' Kavallerie unterstützt. In diesem Augenblick umfaßt die russische Kavallerie den rechten schwedischen Flügel und zwingt die schwedischen Reiter, von der russischen Infanterie abzulassen. Die schwedische Infanterie kann jetzt nicht länger widerstehen und geht völlig aufgelöst zurück. Der König, der mehrere Male in Gefahr gerät, gefangengenommen zu werden, wird nur durch den Opfertod seiner Soldaten gerettet. Das schwedische Heer ist geschlagen, die Schlacht verloren.

Wir haben den jungen König begleitet während einer Reihe von Schlachten und Gefechten und uns ein Bild seiner Führungskunst machen können. Karl XII. hat schweigend gekämpft, auch gegen die Vorurteile und schulmeisterlichen Grundsätze seiner Zeit. Er hatte in seinem wildbewegten Leben keine Muße, wahrscheinlich auch keine Neigung, seine Ideen über die Kriegführung niederzuschreiben. Auch war es nicht seine Art, darüber viele Worte zu machen. General Rehnskiöld war der einzige, der ihn verstand. Da die Zeitgenossen fehlten, die seine Handlungen begreifen und schildern konnten, starb mit ihm auch seine Kunst. In einer Zeit, in der man die Kunst der Führung aus dickleibigen Lehrbüchern, nach unumstößlichen Methoden glaubte lehren zu können, machte er sich frei von jeder Methode: er handelte je nach der Lage. Die Lehrbücher preßten die Truppe in ganz bestimmte, meist überaus gekünstelte taktische Formen, denen sich die Führung auf dem Gefechtsfelde in Maßnahmen und Entschlüssen oft beugen mußte. Die Ausbildungsvorschriften, die Karl XII. seinen Truppen gab, machten die taktischen Formen zum Hilfsmittel der Führung. Für Karl XII. gab es keine spitzfindigen Überlegungen, ob das Kämpfen in dünnen Linien oder in tiefen, stoßkräftigen Kolonnen das einzig richtige sei. Er wandte je nach der Lage, Gelände und taktischen Zweck bald die eine, bald die andere Form, oft eine Verschmelzung beider Formen an.

Sein sicherer Blick für das Gelände, sein fast gefühlsmäßig richtiges Erfassen der Schwächen seiner Gegner, seine schnelle Entschlußfähigkeit, sein mannhaftes Festhalten am Entschluß, seine Fähigkeit, alle verfügbaren Kräfte in selbsttätiger Zusammenarbeit an entscheidender Stelle anzusetzen, seine Kaltblütigkeit, seine Todesverachtung und nicht zum wenigsten seine Unverzagtheit im Unglück machen ihn zu einem der größten Schlachtenlenker der Geschichte.

Im Gegensatz hierzu ist seine operative Führung von jeher mit Recht der Kritik unterworfen gewesen. Zwar machen die neueren geschichtlichen Forschungen manchen seiner Entschlüsse verständlicher. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß er die Macht seiner eigenen Persönlichkeit oft überschätzte und sich vielfach über Zeit und Raum hinwegsetzte. Sein Bestreben bei Beginn des Nordischen Krieges, die drei Gegner, die ihn angriffen, einzeln abzutun, war durchaus richtig und brachte ihm große Anfangserfolge. Auch dem Gedanken, daß seine baltischen Besitzungen auf die Dauer nur erhalten bleiben konnten, wenn es gelang, Rußland und Polen-Sachsen machtlos zu machen, muß man zustimmen. Als aber die Niederringung Augusts des Starken sich um Jahre verzögert und Zar Peter

in der Zwischenzeit sich von dem Schlage bei Narwa erholt hatte, hat Karl die Chancen für den Feldzug gegen Moskau zu günstig angesehen und recht unsichere Faktoren in seine Berechnung eingestellt. Der Entschluß zu diesem Unternehmen ist aus einem gewissen Starrsinn heraus geboren, der in der Offensive um jeden Preis das Allheilmittel sah. So ist es auch nicht verwunderlich, daß er bei seinem späteren mehrjährigen Aufenthalt in der Türkei ohne eigene Machtmittel, lediglich durch die Kraft seiner Persönlichkeit versucht hat, mit fremder Hilfe Rußlands Macht zu brechen. Schließlich steht sein Entschluß, Norwegen zu erobern, in keinem Verhältnis mehr zu den Machtmitteln, die das durch den fast zwei Jahrzehnte dauernden Krieg erschöpfte Schweden noch aufbringen konnte. Deshalb darf auch heute noch Friedrichs des Großen Urteil über Karl als zutreffend gelten, wenn er sagt, daß „seine Taten ebensosehr bei Betrachtung der Einzelheiten gewinnen, als seine Pläne dabei verlieren".

Doch der Enderfolg ist es nicht, der die Größe einer Feldherrnpersönlichkeit ausmacht. Für Schweden ist und bleibt Karl XII. der nationale Heros, an dem sich Armee und heranwachsende Jugend immer wieder begeistern. Ein großes Bild im Stockholmer Nationalmuseum stellt dar, wie sein Leichnam zur Winterszeit über die schneeverwehten Berge Norwegens von sechs Offizieren getragen und von einer Ehrenwache geleitet nach der Hauptstadt überführt wird. Am Wege steht ein alter Landmann mit seinem Enkel voll tiefer Trauer mit gefalteten Händen. So erscheint Karl auch heute noch dem schwedischen Volke als der junge Siegfried, den fremde Tücke zu Fall brachte.

Friedrich der Große.

Von Oberst Friedrich von Boetticher.

Geb. 24. Januar 1712, gest. 17. August 1786. Folgt seinem Vater, Friedrich Wilhelm I., dem Schöpfer der preußischen Verwaltung und des preußischen Heeres, am 31. Mai 1740. Erhebt Preußen durch den Ersten und Zweiten Schlesischen Krieg von einem „Zwitterding zwischen Kurfürstentum und Königreich" zur Großmacht und behauptet seine Schöpfung im Siebenjährigen Krieg gegen die Übermacht Österreichs, Frankreichs, Rußlands und Schwedens. Erwirbt 1772 das 1466 dem Deutschen Orden durch Polen entrissene Westpreußen. Er gibt dem Preußentum Achtung in der Welt und Staatsbewußtsein im Innern. Dem zersplitterten, seit dem Westfälischen Frieden in kleinlicher Enge versunkenen deutschen Volk erwächst aus seinem Heldentum Glauben, Selbstvertrauen und Stolz.

„Ich bin ein Mensch nur, dem Leide drum geweiht,
Dem gegen Schicksalstücke nur hilft Standhaftigkeit."

Als am Morgen des 6. November 1730 der Leutnant von Katte in Küstrin den Todesstreich empfing und Kronprinz Friedrich ohnmächtig an dem Fenster zusammenbrach, von dem er dem Freunde den letzten Gruß zugewinkt hatte, vollzog sich eine Wende vom Vergangenen zum Künftigen. König Friedrich Wilhelm hatte dem Leutnant von Katte verkünden lassen, es sei besser, daß er stürbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt käme. Um den von allen Seiten bedrohten Staat ging es, der verloren war, wenn Parteiungen und Frondeure im Innern ihr Wesen treiben durften. Erst als die „Souveränetät stabiliert" war, der Staat über Sonderbestrebungen herrschend stand, war kommendem Aufstieg der Boden bereitet.

Der lebensfrohe achtzehnjährige Prinz, der Preußen zur Großmacht emporführen sollte, ist von der Tragik jenes Geschehens zu Küstrin auf das tiefste erschüttert worden. Der Haß gegen den hart scheinenden Vater verwandelte sich dann allmählich zur Bewunderung für den Mann, der sein Leben im Dienste des Staates verzehrte und sein weiches Empfinden den harten Forderungen des Staatsgedankens unterordnete. In den Kämpfen mit dem Vater kommt dem Prinzen die Notwendigkeit des Gehorsams, des Opfers und der Härte, wo es um den Staat geht, zum Bewußtsein. Nicht

aber erstirbt dabei das, was einst der jugendliche Prinz für des Lebens eigentliche Aufgabe hielt, die Lust, das Leben zu erkennen, sich als Künstler über Leben und Schicksal zu stellen.

Der Vater ist ganz auf das Gegenwärtige, ganz auf das praktische Tun gerichtet, immer steht er voll in der Gegenwart und leidet schwer unter den Kämpfen und Mißerfolgen des Lebens: Der Sohn sucht die Dinge und ihren Sinn wissenschaftlich und philosophisch zu durchdringen, sucht sich über die Gegenwart, über den Wechsel des Schicksals zu erheben, der Pflicht und der harten und aufreibenden Arbeit des Tages mit jener Souveränität des Geistes gegenüberzustehen, die in Schicksalsschlägen und Glücksfällen Unabhängigkeit und geistige Freiheit verleiht, jener Souveränität, die Freude am Leben zu vereinen weiß mit der Kraft, es zu verachten.

Den Sohn aus tiefster Seele verstehend und von ihm verstanden, ist Friedrich Wilhelm I. aus dem Leben geschieden: „Er triumphierte als ein Held über den Tod." Er durfte von sich sagen, daß er „das Land und die Armee instand gebracht", er durfte hoffen, daß der Sohn die Unbill rächen werde, die Preußen in der auswärtigen Politik hatte hinnehmen müssen: „Fanget nie einen ungerechten Krieg an, aber wozu Ihr Recht habt, da lasset nicht ab."

Als Preußen sich zu einer Macht erhob, die Gleichberechtigung mit den anderen Großmächten beanspruchte, verschob sich die politische Gewichtsverteilung in Europa, die auf dem Westfälischen Frieden ruhte. Die Großmächte des Kontinents schlossen sich zusammen. Alte Feindschaft wurde begraben, um die unbequeme junge Großmacht im Herzen Europas zu erdrücken. Das Ringen zwischen England und Frankreich um die Vorherrschaft in der Welt verknüpfte sich mit dem Kampfe Preußens um sein Dasein. Der von Friedrich Wilhelm I. im Innern fest gegründete, von Friedrich II. nach außen erweiterte und zu allgemeiner Bedeutung emporgehobene Staat stand vor dem Kampf gegen eine gewaltige Übermacht, einem Kampf um Leben oder Untergang.

Die Probleme des Kampfes gegen die Übermacht wurden so zur eigentlichen Lebensaufgabe Friedrichs des Großen. In ihr entfaltete er den ganzen Reichtum seines Geistes und Herzens. Durch das Studium der Geschichte und Kriegsgeschichte war der Staatsmann und militärische Führer herangereift. Der Künstler, der selbst dichtete, komponierte und musizierte, der Historiker, der der historischen Darstellung neue Bahnen wies, der Philosoph, der sich mit den Fragen des Lebens und seiner Zeit auseinandersetzte, stieg empor zu jener Höhe des Menschentums, die Schicksale meistert.

Ein Mann wie er, voll unbeirrbarer Wahrheitsliebe, voll eiserner Arbeitskraft und unversiegbarer Lebensfreude war Schmeichlern, Strebern und Muckern nicht hold. In der staatlichen Freiheit, Unabhängigkeit und Größe sah er die Voraussetzungen der geistigen Befreiung seines Volkes aus Druck und Enge. Von seinen Offizieren standen ihm die Männer nah, die den Gehorsam mit dem Bewußtsein des eigenen Wertes und der eigenen Würde zu verbinden wußten und mit militärischem Wissen umfassende Bildung vereinten.

Mit strategischen und politischen Maximen kann man diesem nie still stehenden, immer vorwärts und aufwärts schreitenden Genius schwerlich beikommen; in ein System kann man ihn nicht pressen. Über seine Fehler und Mißgriffe hat man Bücher geschrieben: es gab immer Menschen, die das Große auf ihre geliebte Ebene herabzogen. Friedrich hat seine Fehler selbst am schärfsten kritisiert und fremde Kritik nicht gefürchtet. Man hat aus seinem Handeln und seinen Schriften Lehren abgeleitet und vieles gewonnen. Aber verstehen wird diesen König nur, wer ehrfurchtsvoll dem großen Menschen und Künstler, Staatsmann und Soldaten naht, wer ein Herr und nicht ein Sklave der Arbeit ist, wer stolz zu gehorchen und stolz zu befehlen weiß und Herz und Gemüt dem Göttlichen und der Freude am Leben offen hält.

In den „Generalprinzipien vom Kriege", die Friedrich II. 1746 verfaßte, jenem Werk über Kriegführung, das den Kampf der 5 Millionen Preußen gegen die 90 Millionen, den Siebenjährigen Krieg, geistig vorbereitete, schreibt der König: „Es seynd nur allein die großen Exempel und die großen Muster, welche die Menschen ziehen und formieren." Und 12 Jahre nach dem Frieden von Hubertusburg schrieb der Mann, dem die ganze Welt inzwischen längst den Beinamen „der Große" zuerkannt hatte, „Gedanken über Feldzugsentwürfe" nieder und zog dabei weitgehend die Kriegsgeschichte zur Stützung seiner Ansichten heran. Da mahnt er, im Rahmen einer Erörterung über die Kriegführung des Prinzen Eugen, man solle, wenn man Feldzüge liest, sich nicht bloß darauf beschränken, das Gedächtnis mit militärischen Tatsachen zu belasten; man solle sich bemühen, die maßgebenden Anschauungen des Feldherrn zu ergründen und vor allem ebenso denken zu lernen wie er.

Es fragt sich, ob es sich lohnt, die maßgebenden Anschauungen Friedrichs des Großen heute noch zu ergründen, ob man sich bemühen soll, ebenso denken zu lernen wie der König. Schon lange vor dem Weltkriege hatte doch Yorck von Wartenburg in seinem Werk „Napoleon als Feldherr" die dann oft wiederholte Anschauung ausgesprochen, daß Napoleons Feld-

herrntum das höchste der neueren Zeit sei und daß Friedrich ihm hierin weichen müsse.

„Zu allen Zeiten war der Krieg die erste der Künste", sagt der König in seinem Lehrgedicht über den Krieg. Die Kriegskunst muß, wie jede Kunst, einen technischen Teil haben, der sich wie eine Wissenschaft lehren und lernen läßt, der die Voraussetzung für die Anwendung der Kunst ist, der sich ändert; die Kunst hat aber auch einen anderen, einen namenlosen Teil, der ewig ist. Das Urteil beim Vergleich zwischen Friedrich und Napoleon mag mit Rücksicht auf den technischen Teil der Kriegslehre wohl richtig sein, aber es fragt sich, ob es auf die Kunst selbst zutrifft.

Hatte man sich die Frage gestellt, welchen Aufgaben die Kunst Napolons, welchen die Kunst Friedrichs diente? Welches Problem hatte das deutsche Volk im Weltkrieg zu lösen, vor welches wird es auch in Zukunft gestellt sein? Doch wohl das des Kampfes gegen eine Überlegenheit, des Kampfes um die Freiheit und das Schicksal eines schon durch seine geographische Lage vor allen anderen großen Nationen benachteiligten, immer von mehreren Seiten bedrohten Volkes. Das war nicht die Aufgabe, die die Kunst Napoleons zu lösen hatte. Friedrich aber erfaßte den Kampf gegen die Übermacht als die eigentliche Schicksalsfrage seines Staates, er durchdachte die Probleme dieses Kampfes, noch ehe sie ihm durch jene gewaltige Koalition aufgezwungen wurden, er löste sie gegen diese Koalition. Voraussetzungen und Ziele friderizianischer und napoleonischer Kriegführung und Politik sind grundlegend verschiedener Natur. Nur wenn man von dieser Erkenntnis ausging, konnte man einen Vergleich zwischen Friedrich und Napoleon wagen. Das Ergebnis des Vergleichs mußte das Denken der deutschen Offiziere weitgehend beeinflussen; es konnte sich tragisch auswirken, denn das Schicksal des Deutschen Reiches hing von dem Geist der Führer ab.

Zu einer überzeugenden Beantwortung der Frage, ob Friedrich als „Exempel" und „Muster" dienen konnte, ob er der Gegenwart und Zukunft für den Kampf gegen die Übermacht noch Lehrer und Meister sein kann, wird man nur gelangen, wenn man die Anschauungen und die Denkweise, aus denen der große König den Kampf gegen die Übermacht führte, an den Erfahrungen erprobt, die der andere große Krieg gegen die Übermacht, der Krieg 1914/1918 in Vorbereitung und Durchführung geliefert hat. Die Gestaltung dieses Krieges auf deutscher Seite ist ja doch das Ergebnis der geistigen Einstellung der Führer, ebenso wie die Führung des Siebenjährigen Krieges von den Kräften des Geistes und der Seele bestimmt ward, die Friedrichs Persönlichkeit ausstrahlte.

Jeder große Künstler hat ein Ideal, eine leitende Idee, von der er ausgeht. Für Friedrich war es die Schlacht bei Pharsalus. Er nennt sie in seinem Gedicht über die Kriegskunst „die einzigartige Schlacht" und schreibt am Ende des ersten Jahres des Siebenjährigen Krieges: „Die Bagatellen, die dieses Jahr gebracht hat, sind nur ein Vorspiel dessen, was noch kommen muß, und wir haben noch nichts getan, wenn wir nicht Cäsar am Tage von Pharsalus nachahmen." Weshalb will er gerade Cäsar bei Pharsalus nachahmen? Weil bei Pharsalus 32 000 Mann Cäsars die 43 000 Mann des Pompejus besiegten, weil also in dieser Schlacht das Problem des Kampfes gegen die Überlegenheit gelöst wurde, und zwar, das ist besonders wesentlich im Rahmen friderizianischen Denkens, nachdem Cäsar kurz vorher bei Dyrrhachium eine arge Schlappe gegen Pompejus erlitten hatte. Und weiter: „Ein Friedrich, der sich bewußt war, daß sein Handeln und Kämpfen entweder den Untergang seines Staates oder aber eine völlige Umwälzung der europäischen Geschicke im Gefolge haben mußte, der sich als Träger einer jener Epochen fühlte, die, wie er selbst sagte, über alles entscheiden und das Antlitz Europas verändern", konnte sich wohl nur d i e Schlacht zum Ideal erküren, die, wie Ranke von Pharsalus sagt, „die Gestalt der Welt veränderte, dem Vergangenen ein Ende machte und die Zukunft bestimmte".

105 Jahre nach dem Tode des großen Königs wurde ein Mann zum Chef des Generalstabes berufen, der ähnlich wie Friedrich das Problem des Kampfes gegen die Übermacht als wesentliche Aufgabe seines Lebens begriff. Auch Graf Schlieffen hat sich unter den Schlachten der Weltgeschichte ein Ideal gewählt, die Schlacht bei Cannae. Durchdrungen von dem Gedanken, daß in dem zu erwartenden Zweifrontenkriege ein schneller Vernichtungsschlag im Westen allein den Sieg verbürge, mußte ihm eine der wenigen Vernichtungsschlachten, die gegen eine Überlegenheit an Zahl gewonnen wurden, Grundlage seiner Lehre werden.

Die Sorge, daß die damalige Führerorganisation den Forderungen des Krieges nicht gewachsen sein werde, den er kommen sah und vorbereitet hatte, bedrängte den aus der Zurückgezogenheit lehrenden und beobachtenden Grafen Schlieffen in den letzten Jahren vor seinem Tode. Da noch hat er sich bemüht, Friedrich den Großen und seine Mahnung, daß die Offiziere sich nach den großen Exempeln und den großen Mustern bilden sollen, dem deutschen Offizierkorps ans Herz zu legen. Nachdrücklich und mahnend wies er auf die Kriegsgeschichte als die Quelle aller Erkenntnis hin, als ob er hätte warnen wollen vor der Technik taktischer Aufgaben und Kriegsspiele und vor dem Auftreten von Anschauungen, die den Er-

fahrungen des Lebens und der Kriegsgeschichte nicht entsprachen. Ein Jahr vor seinem Tode schrieb er zum 200. Geburtstage Friedrichs des Großen eine Geschichte des Königs.

Auch Friedrich der Große hat sich mit Cannae beschäftigt, aber die Schlacht mit anderen Augen betrachtet als Schlieffen. Ähnlich wie die Vernichtungsschlacht des Jahres 1914, wie Tannenberg, war Cannae wohl eine bedeutsame Leistung des Feldherrn, aber in dem Verlauf des Krieges nur Episode in einer Entwicklung, an deren Ende die den Krieg entscheidende Niederlage Hannibals bei Zama stand. Dort fand ja Hannibal in der Feldherrngestalt des Scipio Africanus den Meister, der, auch mit einer Unterlegenheit, zu siegen wußte. Was Friedrich der Große an Cannae bewundert, das ist, bezeichnend für friderizianisches Denken, die Haltung des Römertums nach einer solchen vernichtenden Niederlage, jene Standhaftigkeit, die dann, trotz Cannae, zum endlichen Siege Roms führte, jene Standhaftigkeit, die Friedrich der Große als seine wesentliche Eigenschaft betrachtet: „Ich bin ein Mensch, ein Mensch nur, dem Leide drum geweiht, dem gegen Schicksalstücke nur hilft Standhaftigkeit.“ Und wiederum ist es bezeichnend für Friedrichs Denken, daß er die „Maßgebenden Anschauungen“ der Feldherrn zu erfassen sucht. Er hat Polybius, den Geschichtschreiber der Punischen Kriege, und die dazu geschriebenen Kommentare des damals als Kriegstheoretiker hoch angesehenen Chevalier de Folard studiert und einen Auszug aus dem Werk Folards für seine Offiziere gemacht. Er erkennt, daß der römische Feldherr Varro zu jenen „großen Haudegen“ gehört, die, wie Friedrich spöttisch sagt, „nichts anderes als den Angriff kennen, weil sie keinen anderen Ausweg wissen“. Und so macht er sich Gedanken über Varro, den Durchschnittssoldaten, über Fabius, der die Schlacht vermieden wissen wollte und die Stärke des Charakters bewies, abwarten zu können, auch dem Drängen der öffentlichen Meinung zum Trotz, über Hannibal, den Feldherrn mit dem feurigen Angriffsgeist. Das Ergebnis dieser Betrachtungen leuchtet in zwei Sätzen auf, die Friedrich zehn Jahre vor dem Siebenjährigen Kriege niederschrieb: „Die Klugheit ist selten, die Kühnheit allgemein: Varro war ein Soldat, Fabius ein Held.“ „Aus einem Fabius wird man immerhin einen Hannibal machen können: ich glaube aber nicht, daß ein Hannibal fähig ist, dem Verhalten eines Fabius zu folgen.“

Es ist ungemein verlockend, die beiden Schlachten, Pharsalus und Cannae, zu vergleichen und der geistigen Entwicklung Friedrichs des Großen und Schlieffens auf dieser Grundlage weiter nachzugehen. Verlockend ist das um so mehr, weil ja doch Friedrich und Schlieffen in der

Geschichte der Kriegskunst stehen als die Männer, die den Kampf gegen die Übermacht durchdachten und für das größte und schwerste Problem der „ersten der Künste“ die Lösung suchten.

Beide Schlachten, Pharsalus und Cannae, wurden gegen eine Überlegenheit gewonnen. Cannae war, wie auch Schlieffen betont, nur möglich infolge der Fehler des römischen Führers, dessen Schwächen das Feldherrntum eines Hannibal auszunutzen wußte. Bei Pharsalus dagegen stand dem Sieger Cäsar in Pompejus ein bedeutender, auch militärisch bewährter Mann gegenüber. Diese Schlacht wurde gewonnen, weil Cäsar sich in der Front schwächte und Reserven ausschied, die zunächst die starke Stoßgruppe des Pompejus, die Cäsars Flanke treffen sollte, durch Flankenangriff zersplitterten und dann selbst in Flanke und Rücken des Gegners vorstießen. Pharsalus war eine Entscheidungsschlacht, aber keine Vernichtungsschlacht, Cannae war eine Vernichtungsschlacht, aber keine Entscheidungsschlacht. Schlieffen hat diese Schwäche des Cannae-Gedankens durchaus erkannt, er wollte aber den Gedanken über Hannibal hinaus entwickeln und Vernichtungsschlacht und Entscheidungsschlacht vereinen. Dazu glaubte er seiner Generation das Idealbild der Vernichtungsschlacht einhämmern zu sollen.

Der eine von Pharsalus, der andere von Cannae ausgehend, sind Friedrich der Große und Schlieffen zur Beantwortung der „Schicksalsfrage Deutschlands“ gelangt, der Frage Schlieffens: „Wie können wir mit einer Minderheit siegen?“ Beide haben „die großen Exempel und die großen Muster“ studiert, beide haben das Problem durchdacht, das Friedrich mit den Worten stellt: „Auf was Art man den Feind auch mit inegaler Force schlagen kann.“ Und Friedrich sagt: „Wenn die Anzahl der preußischen Truppen geringer ist, als die vom Feinde, so muß man deshalb nicht desperiren ihn zu überwinden, aber es gehört alsdann dazu, daß die Dispositiones von dem General dasjenige suppliren, was an ihrer Zahl fehlet ...“ „In solchen Gelegenheiten ist es, wo Meine Oblique Ordre de Bataille sehr nützlich angewandt werden kann, denn man refusiret dem Feind einen Flügel und man verstärkt denjenigen, welcher attaquiren soll: Mit letzterem tut Ihr alle Eure Efforts auf einen Flügel des Feindes, welchen Ihr in die Flanque nehmet. Eine Armee von 100 000 Mann, wann sie in der Flanque gefaßt wird, kann durch 30 000 Mann geschlagen werden, denn die Affaire decidiret sich sodann geschwinde.“ So schrieb Friedrich in der geistigen Vorbereitungszeit auf den Siebenjährigen Krieg. Nach Prag, Kolin, Leuthen und Zorndorf vertieft er die in Glück und Mißerfolg erprobte Lehre: „Alles hängt von dem

richtigen Erkenntnis der Stelle ab, wo der Feind am schwächsten ist ... Ich glaube, die Klugheit erfordert, einen bestimmten Punkt der feindlichen Armee ins Auge zu fassen, sei es der rechte oder der linke Flügel, die Flanken usw., nach dieser Seite hin seine Hauptanstrengung zu richten und mehrere Treffen zu formieren, die sich unterstützen, da es wahrscheinlich ist, daß die ersten Truppen zurückgeworfen werden." „Wenn die Möglichkeit besteht, einen der Angriffe in den Rücken des Feindes vorzuführen, darf der Angreifer diesen Vorteil nicht unterschätzen; er kann für den Sieg entscheidend werden." Ganz ähnlich fordert Schlieffen, „mit möglichst starken Kräften den Feind in Flanke und Rücken anzufallen". „Die Notwendigkeit zwingt," sagt Schlieffen, „auf Mittel zu sinnen, mit der Unterlegenheit an Zahl zu siegen ... Wenn man zu schwach ist, das Ganze anzugreifen, so greife man einen Teil an ... Ein Teil des feindlichen Heeres ist auch sein Flügel. Man greife also einen Flügel an." „Wie soll der feindliche Flügel angegriffen werden? ... Der Marsch darf nicht auf den Flügel, sondern muß auf die Rückzugslinie gerichtet sein." „Die Mehrzahl der feindlichen Armeen muß mit möglichst geringen Kräften beschäftigt, der Hauptangriff gegen e i n e Stelle gerichtet sein."

Fast wörtlich stimmen also Friedrich und Schlieffen in den Ergebnissen ihres Denkens überein.

Friedrich hat in den „Generalprinzipien vom Kriege" 1753 ausgesprochen, daß man in einem Kriege gegen „viele starke und mächtige Feinde" wissen müsse, „à propos zu verlieren", „denn derjenige, der alles zu gleicher Zeit defendiren will, wird nichts defendiren; mithin muß man alsdann dem Feind eine Provinz sacrificiren, indessen aber mit der ganzen force den anderen zu Leibe gehen, sie zu einer Bataille obligiren und seine äußersten Kräfte anwenden, um solche übern Haufen zu werfen, alsdann man sich gegen die anderen wenden muß". Erster Grundsatz eines solchen Krieges ist nach den Worten des Königs, „großartige Pläne zu entwerfen, damit sie, wenn sie gelingen, auch großartige Folgen haben". „Packt den Feind bei seinem Lebensnerv." „Die kleinen Geister wollen alles schützen, einsichtige Männer sehen nur das Hauptziel." Graf Schlieffen hatte als sein „Hauptziel" erkannt, „daß die Deutschen auf dem rechten Flügel so stark wie möglich sind, denn hier ist die Entscheidung zu erwarten". Er wollte für Elsaß-Lothringen keine Kräfte abgeben, sicher, daß, wenn die Deutschen „auf ihren Operationen verharren", „die Franzosen schleunigst umkehren werden", falls sie gegen oder über den Oberrhein vorgehen sollten.

Ein Gegensatz zwischen Pharsalus und Cannae besteht in der praktischen Auswirkung auf das Denken der beiden Männer nicht. Für das Problem des Kampfes der Unterlegenheit gegen die Übermacht fanden sie die gleiche Lösung. „Wir sind umstellt von einer ungeheuren Koalition; wir befinden uns in derselben Lage wie Friedrich der Große vor dem Siebenjährigen Kriege", urteilte Graf Schlieffen im Sommer 1905.

Wenn man auf Grund dieser Erkenntnisse den Weltkrieg beleuchtet, stellt man immer wieder fest, wie tragisch es sich auswirkte, daß die Generation vor dem Kriege die ewigen Lehren Friedrichs nicht aufnahm und sich an seinem Geiste versündigte, als hätte er nie gelebt. Dort, wo die Entscheidung gesucht wird, verlangt er „mehrere Treffen, die sich unterstützen, da es wahrscheinlich ist, daß die ersten Truppen zurückgeworfen werden". Er fordert, daß man in einem Kriege, „da man sich vielen starken und mächtigen Feinden zugleich opponieren muß, seine Kräfte in einer Richtung zusammenfaßt, hier den Gegner über den Haufen wirft und erst dann detachiert".

Es ist, als ob das Seherauge des Königs die Schlacht an der Marne vorausgesehen hätte, wo auf dem Entscheidungsflügel die „mehreren Treffen" fehlten, als ob er hätte mahnen wollen, daß nicht die zwei Korps nach dem Osten „detachiert" wurden. Man hat das damals aus der Siegesstimmung heraus getan, jener Siegesstimmung, vor der auch der nur zu oft als veraltet angesehene Friedrich in seinen beiden wichtigsten Lehrschriften gewarnt hatte: „Nach den größten Vorteilen muß man das größte Mißtrauen haben. Man glaubt, der Feind sei entmutigt, und macht sich wegen seiner Unternehmungen keine Sorgen." „Seid wachsam nach Euren Erfolgen; das Glück ist gefährlich, sobald es das Gefühl der Sicherheit und der Verachtung des Feindes einflößt."

Und dann das Einschwenken des rechten Heeresflügels in Belgien nach Süden! Prag, wo doch immerhin zu zeitig eingeschwenkt wurde, und Kolin, wo es nicht gelang, den feindlichen Flügel zu umfassen, stehen als große, warnende Fanale in der Geschichte; Leuthen lehrt, wie es gemacht werden muß, und der König fordert, den Flügel des Feindes „in die Flanque zu nehmen". Dazu gehört der Führer dorthin, wo die „Sache sich dezidiret". Wir hatten gewisse Vorstellungen von Selbsttätigkeit der Unterführer, aber diese Selbsttätigkeit ist doch nur berechtigt in einem scharf umrissenen Rahmen, den eben der oberste Führer ziehen muß. Alles hatte Friedrich geradezu vorgezeichnet: Wie scharf führte er die Zügel, als er 1757 bei der großen Operation auf Prag über Hunderte von Meilen hinweg den Feldmarschall Schwerin mit hartem Gebot in den Rahmen

des Willens der obersten Führung zwang, als er bei Leuthen die Gefechtshandlung auf dem entscheidenden Flügel führte, damit nicht zu zeitig eingeschwenkt und der Stoß auch wirklich tief in die Flanke des Feindes geführt wurde. Ganz modern hat sich Friedrich über die Tätigkeit des Feldherrn ausgesprochen: „Die Haupttätigkeit des Heerführers ist die Arbeit in seinem Arbeitszimmer; da entwirft er seine Pläne, verknüpft seine Gedanken, ringt um den Erfolg, wählt seine Stellungen und sucht, die Pläne seiner Feinde zu ergründen, um ihnen zuvorzukommen und sie unaufhörlich zu beunruhigen. Aber das genügt noch nicht: Er muß auch aktiv sein, muß befehlen und ausführen und immer selbst sehen."

Der König hat vorausgesehen, daß spätere Geschlechter seine Lehren nicht verstehen und nicht befolgen würden. Resigniert sagt er:

„Der Erbe will nach eigenem Sinne schalten,
Kein Sohn, der an des Vaters Weg sich hält!
Es folgen neue Irrungen den alten."

Diese Worte sind dem Gedicht über den Zufall entnommen. Es fragt sich, was bei einer Betrachtung über den Zufall der Gedanke bedeutet, daß jede Generation neue Irrungen den alten folgen läßt. Lassen sich Lehren auch für das Walten des Zufalls, für das Verhalten im Mißgeschick geben?

„Sa Majesté sacrée, le hasard." Mit dieser Majestät hat Friedrich gerechnet:

„Von Schicksalslaunen hängt man ab im Kriege.
Wie ernsthaft man um den Erfolg sich müht,
Der siegt nur, dem der Schlachtengott gewogen!"

Der König stellt also das Mißgeschick, die Niederlage, die verlorene Schlacht als einen Faktor, mit dem man im Kriege rechnen muß, in seine Überlegungen ein, er bereitet sich innerlich schon vor dem Siebenjährigen Kriege darauf vor, er weist dem Mißgeschick und seiner Überwindung eine wesentliche und entscheidende Bedeutung zu. Der Krieg gegen die Übermacht ist eben ohne großes Wagen, ohne außerordentliche Kühnheit nicht zum guten Ende zu führen. Wer aber Großes wagt, muß auch den Mißerfolg in seine Rechnung einstellen, die Schicksalslaunen, das Spiel des Zufalls, der, wie der König sagt, „auf dieser Erdenwelt, die wir bewohnen, alles regelt und entscheidet und mit Dir und mir, mit Staatsmännern und Generalen, Weisen und Toren in gleicher Weise sein Spiel treibt". „Ich habe das Glück mehr als einmal gezwungen, zu mir zurückzukehren, wie eine flatterhafte Geliebte", äußerte der König voll Selbstbewußtsein nach Kunersdorf.

13 Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege, in seinen „Betrachtungen über Feldzugsentwürfe", greift er das Problem der Überwindung des Mißerfolges wieder auf und meint, daß man nach einer Niederlage bei einem Zahlenverhältnis von 45 000 : 60 000, also von 3 : 4, sich ganz und gar nicht entmutigen lassen dürfe. Auch bei einem Mißverhältnis von 40 000 : 60 000, also von 2 : 3, wiege die schwächere, gut geführte Partei mehr als die stärkere unter einem mäßigen Führer. Schwieriger sei die Lage schon bei einem Verhältnis von 30 000 : 60 000, also von 1 : 2: da bedürfe es vieler Kunst, um dem Feind Gesetze zu diktieren, es sei denn, daß der feindliche General der unfähigste und dümmste Mensch sei. Und weiter heißt es bezeichnend für das psychologische Moment, das beim großen Feldherrn immer eine erhebliche Bedeutung hat: „Oft wird der Feind nach einigen, eben errungenen Vorteilen übermütig . . ., handelt leichtsinnig und bietet Euch selbst die Gelegenheiten, die Ihr nicht vorübergehen lassen dürft, um über ihn wieder das Übergewicht zu erlangen, welches ein unglücklicher Tag Euch hatte verlieren lassen . . . Stellt Euch, als ob Ihr Euch vor ihm zurückziehen wolltet, versucht, ihn einige falsche Bewegungen machen zu lassen und benutzt ohne Zeitverlust seine geringsten Nachlässigkeiten." So die Theorie. Die Wirklichkeit hat Friedrich vorgelebt. Er hatte nach großen Anfangserfolgen 1757 sein Kolin, 1758 scheiterte er bei Olmütz, 1759 kam Kunersdorf. Jedesmal war die Möglichkeit des Stellungskrieges gegeben, den ja die Epoche Friedrichs zu höchster Kunst ausgebildet hatte, jedesmal suchte und fand der König die Freiheit der Bewegung, räumte 1757 und 1758 erobertes Feindesland und gab sogar eigenes Land dem Feinde preis: dann aber folgten auf Kolin Roßbach und Leuthen, auf Olmütz Zorndorf, auf Kunersdorf Liegnitz und Torgau. Es ist nicht erst eine Erfahrung aus dem Weltkrieg, daß im Kampf der Unterlegenheit gegen die Übermacht der reine Stellungskrieg, der die Operationsfreiheit in Fesseln schlägt, verhängnisvoll werden kann; schon Friedrich hat das erkannt. Er löste sich in großem Entschluß 1757 und 1758 von einem nicht geglückten Operationsplan los: die Entschließungen des Generals von Falkenhayn aber bestanden am 15. September 1914 „im wesentlichen in einer Fortführung des Operationsplanes". Friedrich gab unbekümmert um den Eindruck auf die öffentliche Meinung erobertes Feindesland wieder auf: als 1914 in der Obersten Heeresleitung die Ansicht geäußert wurde, man möge doch eine größere Rückwärtsschwenkung machen, um mit einer neugebildeten Phalanx auf dem rechten Flügel den Angriff neu zu beginnen, gab die entscheidende Stelle die Antwort, das eben könne man mit Rücksicht

auf die öffentliche Meinung nicht tun, weil man damit eine Niederlage zugebe. General von Falkenhayn aber verkündete die gänzlich unfriderizianische Lehre: „Halte, was du hast, und gib nie einen Fuß breit von dem auf, was du gewannst.“ Friedrich mutete seinen teilweise aus nichtpreußischen Soldaten bestehenden Heeren, bei denen man mit Fahnenflucht in großem Maßstabe rechnen mußte, gewaltige operative Rückzüge zu, die ihm aber eben die operative Freiheit verschafften. General von Falkenhayn ließ sich entscheidend durch die Besorgnis beeinflussen, daß eine Fortsetzung des Rückzuges das „innere Gefüge des Heeres“ erschüttern würde. Gewiß bedeutete Kolin 1757, bedeutete die Schlacht an der Marne 1914 das Scheitern eines bedeutsamen Operationsplanes; im Sinne des ganzen Feldzuges aber war das Verhalten nach diesen Schlachten entscheidend; alles hing von der Fähigkeit der Führer ab, sich aus der gescheiterten Operation loszulösen und eine neue Operation zu beginnen. Tragisch hat es sich ausgewirkt, daß das Problem des Mißerfolges, das Problem der verlorenen Schlacht, das Friedrich durchdachte und meisterte, dieses Problem, das untrennbar zum Problem des Kampfes gegen die Übermacht gehört, bei unseren Friedensüberlegungen allzu sehr im Hintergrund stand.

Als der Cannaegedanke gescheitert war, wußten die verantwortlichen Männer keinen Ausweg, der zu neuer operativer Freiheit geführt hätte. In Friedrich hatte man doch wohl zu einseitig den Mann der Schlachtenentscheidung erblickt. Die Größe Friedrichs im Unglück, gerade das Erhabenste seiner Feldherrnkunst, war der Führergeneration vor dem Kriege nicht innerlich zu eigen.

Ein Führer, der den Mißerfolg in seine Rechnung einstellt, wird auch den Unterführer wegen eines Mißerfolges nicht ohne weiteres verdammen. Auch das Problem der Erhaltung der Verantwortungsfreudigkeit hat Friedrich durchdacht. „Ihr seid ein Mensch. Ihr steht nicht über dem Geschick, Unglück kann Euch zustoßen“, so schreibt er an den in Ostpreußen befehligenden Grafen Dohna. „Aber darüber sollt Ihr beruhigt und sicher sein, daß ich Euch nicht nach dem Ausgang der Ereignisse beurteilen werde, sondern nach den Umständen, in denen Ihr Euch befunden, nach den Maßnahmen, die Ihr getroffen habt.“ Und entsprechend hat er gehandelt, als Dohna der Übermacht der Russen unterlegen war: „An Euch hat es nicht gelegen. Ihr sollt Euch nicht niederschlagen lassen. Ich bleibe Euer gnädiger König und Herr.“ — Bei Unterlassung und Versäumnis aber war er bitter hart, auch gegen den eigenen Bruder. Am härtesten war er gegen sich selbst; da kritisierte er mit großartiger Wahr-

heitsliebe. Deshalb durfte er anderen gegenüber auch hart sein, wo es nötig war.

In seinem Lehrgedicht über die Kriegskunst sagt der König:

„Doch wenn das falsche Glück Euch nun verrät
Und zu des Feindes Fahnen übergeht,
So zeigt dem Unheil eine heit're Stirn!
Durch kluges Walten macht den Schaden gut,
Befeuert des besiegten Heeres Mut
Und findet Mittel in dem eigenen Hirn.
Die Nacht erhöht der lichten Sterne Schein:
So sollt Ihr groß und stark im Unglück sein;
Dann wird ein Fehlschlag Eures Ruhmes Glanz
So gut vermehren, wie ein Siegeskranz.
Verzweifelt nie, vertraut auf Eure Kunst:
Klugheit erzwang noch stets Fortunas Gunst!" — — —

„Vertraut auf Eure Kunst." Vielgestaltig ist die Kunst Friedrichs. Sie entwickelt sich, sie schreitet fort im Laufe seines Lebens und mit seinen Erfahrungen. Vielgestaltig ist seine Kunst der Überwindung des Unglücks, vielgestaltig seine Kunst der Schlachtenführung.

Bei Kolin, dem Kampf der 34 000 gegen die 53 000, soll überlegener Angriff den österreichischen rechten Flügel treffen und ihn aufrollen. Die Befehle des Königs werden nicht ausgeführt, liebgewordener Gewohnheit folgend greift die Masse der Infanterie die feindliche Front an. Die Niederlage ist die Folge. Der König wirft sich den Fehler vor, daß er sich nicht auf den Entscheidungsflügel begeben und die Verhältnisse dort nicht selbst erkundet hat. Im gleichen Jahre 1757 wird Leuthen geschlagen: 35 000 Preußen siegen gegen 65 000 Österreicher. Die Zusammenfassung der Kräfte gegen eine feindliche Flanke gelingt in klassischer Form. Dann bei Kunersdorf, im Ringen der 40 000 gegen die 70 000, wiederum der gleiche Gedanke. Auch diesmal glückt, wie bei Leuthen, die vollständige Umfassung eines Flügels. Wie bei Leuthen wird dieser zunächst eingedrückt. Dann aber vermag der Feind, der von Leuthen gelernt hat, aus dem nicht angegriffenen Teil der Front immer wieder frische Kräfte zur Stützung des angegriffenen Flügels heranzuführen und schließlich dem vom Angriff gegen Verhaue und Schluchten erschöpften preußischen Heere den Stoß zu versetzen, der den Tag entscheidet. In wahrhaft tragischer Weise rächt sich, daß der König einen Grundsatz seiner eigenen Kriegskunst nicht beachtet hat: er hatte kaum acht Monate vor Kunersdorf im Dezember 1758 die Abhandlung „Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung" verfaßt. In dieser Denk-

schrift, die eine Etappe in der Entwicklung seines militärischen Denkens bedeutet, setzt er sich in seiner einzigartigen Vorurteilslosigkeit mit den Erfahrungen der ersten drei Jahre des Siebenjährigen Krieges auseinander, überdenkt das künftige Handeln und sagt: „Es erscheint mir zweckmäßig, mit dem Teil der Truppe, welchen man nicht zum Kampfe (an der Stelle, wo die Entscheidung gesucht wird) verwendet hat, den Feind in Atem zu halten und sich ihm fortwährend zu zeigen, wodurch man ihn hindert, dort Hilfe hinzusenden, wo der Hauptstoß ausgeführt wird. Auf solche Art wird während des Kampfes dieser Teil der feindlichen Armee brachgelegt."

Kunersdorf bewies jedenfalls, daß der Feind gelernt hatte, Gegenmaßnahmen gegen das bisherige Angriffsverfahren zu treffen. Und so änderte der König seine Methode und verzichtete bei Torgau im Kampf der 44 000 Preußen gegen 52 000 Österreicher auf die Einheitlichkeit der Front, teilte sein Heer in zwei Teile, umging mit einem Teil in gewaltigem Marsch die Österreicher und griff sie in Front und Rücken an. Napoleon hat dieses Verhalten getadelt: es sei gegen alle Regeln der Kriegskunst. Richtiger wird es sein, in der Schlacht bei Torgau die Tat eines schöpferischen Genius zu erblicken. Ist doch im Kampfe gegen die Übermacht die Überraschung des Gegners, ein Verhalten, das ihn vor immer neue Lagen stellt, eine wesentliche Voraussetzung des Erfolges. Das konnte wohl Napoleon nicht bei seiner Kritik berücksichtigen. Er sah eben das Problem nicht vom Standpunkt des Kampfes gegen die Übermacht.

Alle bisher betrachteten Schlachten erwuchsen aus der Initiative des Königs. Er handelte wie Hannibal und erzwang die Entscheidung. In den Schlachten bei Roßbach aber, wo die 22 000 gegen die 64 000, und bei Liegnitz, wo die 30 000 gegen die 100 000 siegten, tritt der Fabius-Gedanke in den Vordergrund, da zeigt der König eine andere Seite höchster Feldherrnkunst, die schwere Kunst des Abwartens. Sie kann im Kampf der Unterlegenheit gegen die Überlegenheit höchste Bedeutung gewinnen. Wesentliche Erkenntnisse erschließen sich damit. Beide Male, bei Roßbach wie bei Liegnitz, bleibt dem Feinde die taktische Initiative. Gegen die Umgehung, die ihn vernichten soll, führt der Köng in großartiger Tatkraft den tödlichen Schlag, die Schwäche jeder Umgehungsbewegung, die sich noch nicht ausgereift hat, ausnutzend und damit das Mißverhältnis der Kräfte ausgleichend. Ähnlich große Kunst des Abwartens wußte Friedrich auf strategischem Gebiet zu bewähren: So schob er 1745 den Österreichern die strategische Initiative zu, um sich dann, nachdem sie das Gebirge überschritten hatten, unter günstigen Voraus-

setzungen nach einem Nachtmarsch auf sie zu stürzen und sie bei Hohenfriedeberg zu schlagen. Der Fabius-Gedanke als Voraussetzung des Sieges!

Und mit diesem Gedanken verbindet sich nun das Nachdenken Friedrichs über eine der wirksamsten Waffen, die dem Schwächeren zu Gebote stehen, über die List. „Alle Maßnahmen, auf die der Feind nicht vorbereitet ist, machen ihn verwirrt." „Man bedient sich im Kriege der Löwen- und der Fuchshaut eines um das andere," sagt der König; „die List reüssirt öfters, wo die Gewalt Schiffbruch leiden würde. Es ist also schlechterdings nötig, sich beider zu bedienen, weil öfters die Gewalt durch Gegengewalt abgetrieben werden kann, wohingegen zum öfteren die Gewalt der List weichen muß. Die verschiedenen Arten der Kriegslisten seynd ohnendlich . . ., der Endzweck von allen aber ist einerlei und besteht darin, den Feind dahin zu bringen, diejenige fausse démarche zu tun, welche man gern von ihm getan haben möchte." Die klassische Form der Herbeiführung der „fausse démarche" ist Cäsar bei Pharsalus gelungen, wo seine schwache Flügelstaffel auswich und die übermächtige feindliche Stoßgruppe in falsche Richtung zog, so daß Cäsars Reserven ihr in die Flanke stoßen, sie zersplittern und dann den Weg in Flanke und Rücken des Feindes suchen konnten; dann Friedrich bei Leuthen, wo Daun erklärte, „die guten Leute paschen ab" und — darüber die nötigsten Maßnahmen unterließ. Schlieffen hat, echt friderizianisch, die List in seinen Operationsplan eingestellt, wenn er den Einbruch der Franzosen nach Elsaß und Lothringen hervorrufen und dem Feinde hier die Türen öffnen wollte, weil dieser sich damit auf dem Entscheidungsflügel um so mehr schwächte und um so sicherer der Vernichtung anheimfiel. Im Verfolg dieses Gedankens kam es im August 1914 darauf an, die südlich Metz vorbrechenden Franzosen zu täuschen, sie von der Nähe der französischen Befestigungen ab- und in das deutsche Land hineinzuziehen, als Voraussetzung dafür, daß man den Feind nicht nur schlagen konnte, sondern alle Aussichten hatte, ihn zu vernichten. Dieser Gedanke des Ausweichens entsprach aber nicht unserer von napoleonischer Kriegskunst beeinflußten geistigen Einstellung. Auch hier fehlte uns wohl doch eine tiefere Kenntnis der Kunst des großen Friedrich. Man hatte aus der Friedensschulung „die traditionelle Neigung zum Angriff, sobald der Feind sich sehen ließ"*), mitgebracht. Friedrich der Große aber hatte immer wieder warnend darauf hingewiesen, daß der Führer sich überlegen muß, wann und ob er „Bataillen liefern will". In seiner Geschichte Karls XII. sagt er von

---

*) Groener, Das Testament des Grafen Schlieffen.

den Generalen „grands batailleurs“, den Haudegen also, „die keinen anderen Ausweg wissen“: „Weit entfernt, ihnen das als ein Verdienst anzurechnen, tut man besser, es als ein Zeichen der Unfruchtbarkeit ihres Geistes anzusehen.“

Wir besaßen nicht die Kraft eines Fabius, nicht die hochentwickelte Fähigkeit eines Friedrich, abwartend und hinhaltend kämpfend den Anschein eines Mißerfolges in Kauf zu nehmen, damit der schließliche Erfolg um so größer werde.

„Ein Feldherr, der Bellonas Geist verspürt,
Kämpft, wenn er will, nicht, wenn's dem Feind behagt.“

Am Schluß seiner Ausführungen über Friedrichs des Großen Kriegführung, in denen Hans Delbrück sich dagegen verwahrt, daß dem König die Grundsätze Napoleons vindiziert würden, und von der „gespenstischen Größe“ Friedrichs spricht, berichtet der Verfasser der Geschichte der Kriegskunst, daß Feldmarschall Blumenthal ihm seine Zustimmung ausgesprochen und bemerkt habe, die friderizianische Strategie könne einmal wiederkommen.

Die Anwendung der Lehren des Königs auf die Erfahrungen im Weltkriege spricht gewiß nicht gegen die Ansicht Blumenthals. Im Gegenteil: 1775 hat der König Erwägungen über Feldzugspläne geschrieben und auf Grund der Erfahrungen seines Lebens Gesichtspunkte für die Führung eines um die Hälfte schwächeren Heeres gegeben. Er rät:

„Führt einen Parteigängerkrieg; wechselt Eure Stellungen, wenn die Notwendigkeit es fordert. Zweigt keine Kräfte ab, denn sonst werdet Ihr im einzelnen geschlagen. Handelt nur mit dem ganzen Heer.

Könnt Ihr Euch auf die Verbindungslinien des Feindes werfen, ohne Eure Verbindungen zu gefährden, so tut es. Tätigkeit und Wachsamkeit müssen Tag und Nacht an Eurem Zelt die Wache halten.

Um nicht umzingelt zu werden, denkt nicht bloß an das, was Ihr vor Euch habt, sondern mehr noch an die Verhältnisse in Eurem Rücken.

Sinnt stets über neue Mittel und Auswege nach, um Euch zu halten. Ihr werdet oft gezwungen sein, einen Scheinkrieg zu führen.

Schlagt und vernichtet den Feind im einzelnen, wo immer es möglich ist, aber laßt Euch auf keine reguläre Schlacht ein, denn bei Eurer Schwäche werdet Ihr unterliegen. Gewinnt Zeit: Das ist alles, was man hier von einem geschickten Feldherrn erwarten kann.“

Und weiter: „Wenn Ihr schwächer als der Feind seid und Unterstützungen erwartet, würdet Ihr eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit be-

gehen, wenn Ihr die geringste Unternehmung wagtet, bevor die Verstärkungen zu Euch gestoßen sind; denn Ihr würdet Gefahr laufen, durch Eure Ungeduld die Vorteile zu verlieren, die jene Unterstützungen Euch mit Sicherheit verschaffen würden, wenn Ihr ihnen Zeit gäbet, Euch zu erreichen."

Ausführlich bespricht der König den hinhaltenden Krieg, die Verteidigung. Er weist auf die Wichtigkeit dieser Kriegführung und ihres Durchdenkens hin, denn oftmals habe man sie nötig. Er behandelt die Bedeutung der Ausnutzung des Geländes im Kampf gegen die Übermacht und fordert vom Feldherrn gründliche militär-geographische Kenntnisse. Er bespricht die politische und die wirtschaftliche Seite der Kriegführung, die Anlage von Operationen; ja er hat sogar einen Feldzug gegen Frankreich entworfen, bei dem die Entscheidung durch weit ausholenden Vorstoß durch Belgien hindurch gesucht wird. Die Grundprobleme des Kampfes gegen die Übermacht sind von ihm durchdacht worden, sie wurden von ihm gelöst. Zum äußersten entschlossen und Stunden der Verzweiflung überwindend, hat er mit ihnen gerungen.

Im März 1760 schreibt er: „Vielleicht ist die Zeit des Verhängnisses für Preußen gekommen; vielleicht wird man eine neue despotische Cäsarenherrschaft erleben. Ich weiß es nicht. All das ist möglich. Aber ich bürge dafür, daß man nicht dahin gelangen wird, ohne vorher Ströme von Blut zu vergießen, und daß ich ganz sicher nicht der Zuschauer der Unterjochung meines Vaterlandes und der unwürdigen Versklavung der Deutschen sein werde. Das ist mein fester, dauernder, unangreifbarer Entschluß . . . Die Liebe zur Freiheit, der Haß gegen jede Gewaltherrschaft sind dem Menschen so natürlich, daß nur Unwürdige nicht gern ihr Leben für diese Freiheit opfern. Ein undurchdringlicher Schleier verhüllt uns die Zukunft. Das launische Glück wechselt oft von der einen Seite zur anderen . . . Ich sehe die Gefahren, die mich umgeben, ich bin entschlossen, mit aller nur denkbaren Festigkeit zu handeln, und so stürze ich mich in den Wirbelsturm der Ereignisse, der mich fortreißt, ich mag wollen oder nicht."

Hier spricht der größte, der wichtigste Faktor im Kampf gegen die Übermacht, die Persönlichkeit!

Wenn man den Siebenjährigen Krieg unter dem Gesichtspunkt zergliedert, wie es überhaupt möglich war, daß er gegen eine so gewaltige Überlegenheit zum guten Ende geführt werden konnte, dann bleibt immer etwas mit Logik nicht zu Erfassendes, etwas, das jenseits der Grenzen menschlicher Vernunft steht. Es ist das Menschentum des Königs, das unbegreiflich Geheimnisvolle, das Dämonische und Göttliche in ihm, das

ihn jenseits von Tod und Niederlage stellt. Über dem Tod steht er, weil er gelernt hat, von sich ganz abzusehen. Nach Kunersdorf sagt er: „Man muß etwas Stärkeres als Festigkeit und Ausdauer in sich tragen, um sich in meiner Lage zu behaupten. Wenn mir Unglück begegnet, ist keinesfalls damit zu rechnen, daß ich die Zertrümmerung und das Elend meines Vaterlandes überlebe. Ich denke nach meiner Art, an den Ruhm denke ich überhaupt nicht, sondern an den Staat. Wenn er trotz meiner Mühen unterliegt, werde ich, nachdem ich ihm alles geopfert habe, die Last des Lebens von mir werfen, das schon lange mich bedrückt und unglücklich macht." Und dann: „Ich habe gehandelt und werde handeln, geleitet von jenem inneren Licht und den Ehrbegriffen, die alle meine Schritte lenken . . . Niemals wird meine Hand einen erniedrigenden Frieden unterzeichnen. Ich werde diesen Feldzug beendigen, entschlossen, alles zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu versuchen, um zu gewinnen oder ein ehrenvolles Ende zu finden." Aus solchem Denken erwuchsen diese ungeheuere Tatkraft, dieses Wagen, diese Bereitschaft, bei jedem Fehlschlag neue Aushilfen zu suchen, diese geistige Beweglichkeit und geistige Spannkraft, diese Unabhängigkeit den Ereignissen gegenüber, die die Führung des Kampfes gegen die Übermacht damals ermöglichte und auch in Zukunft allein wieder ermöglichen wird. Unbegreiflich muß oft das Verhalten der gegen Preußen verbündeten Mächte dem erscheinen, der es kritisch würdigt. Der Schlüssel liegt doch wohl vor allem in der Macht der Persönlichkeit des Königs. Von ihr strahlten Kräfte auf Freunde und Feinde aus, die sich logischer Erkenntnis entziehen, die dem Erhabenen und Göttlichen, den letzten Geheimnissen des Führertums angehören. Zu solcher inneren Freiheit, solcher höchsten Eigenschaft des Genies ist Friedrich nicht allein durch die ihm angeborenen Kräfte gekommen. Wie all sein Denken und seine Grundsätze aus Arbeit und intensivem Eindringen in die Geschichte entstanden sind, so auch hier. Er hatte bei Cäsar, dem Helden von Pharsalus, bewundert, wie er zuletzt in der Schlacht bei Munda durch seine Bereitschaft zum Tode die Kraft fand, den Zusammenbruch seines Lebenswerkes zu bannen. Er hatte von ihm das gelernt, was Clausewitz „die heroischen Entschlüsse aus Gründen der Vernunft" nennt. Clausewitz hat ja ausgesprochen, daß Leuthen nur möglich wurde, weil Friedrich mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut war, ihn immerfort bei sich nährte. Wer von der Kunst des Feldherrn von Leuthen nur die meisterhafte Umfassungsbewegung in die feindliche Flanke bewundert, der handelt wie jemand, der von Beethovens IX. Symphonie nur den letzten Satz mit der höchsten befreienden Steigerung, dem Liede an die

Freude, anhören würde. Man muß die ganze gewaltige Symphonie von Leuthen erfassen, im ersten Teil der Anmarsch des Königs aus Sachsen und die Nachricht vom Verlust Breslaus, im zweiten Satz die Vereinigung mit den entmutigten, von Ziethen herangeführten Truppen, im dritten Teil dann das Wunder der seelischen Kräfte des Königs und aus diesen erwachsend der gewaltige Schlußakkord der Schlacht.

„Wer sein Leben will behalten, der wird's verlieren", sagt Christus. „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, aber sehr nötig, daß ich handle", sagt Friedrich. Das ist das Tiefste, das wahrhaft Religiöse an diesem König, der nicht glaubte, daß der Himmel sich mit den Dingen beschäftigte, die ihn quälen, und das Wort prägte: „Lassen wir ihn wirken, den Unerfaßbaren, der die Welt regiert, arbeiten wir an unserer Aufgabe und warten wir geduldig ab. Nicht mehr und nicht weniger wird geschehen, als geschehen soll."

Und wie er sich so über das Leben stellt, um den Abstand von den Ereignissen, die Unabhängigkeit zu gewinnen in einem Maße, als ob er das ungeheure Ringen, in dem er stand, „nur von einem entfernten Planeten" erblickte, so setzt er sich auch Tag für Tag von den Dingen und den Sorgen ab durch Beschäftigung mit Musik, mit Philosophie, mit Geschichte. Der Arbeit, die er zu erfüllen hat, weil sie ihm Pflicht ist, setzt er eine andere Arbeit gegenüber, die ihm innere Befreiung bedeutet. Stets führt er auch im Felde die Flöte mit und findet in einsamer Musik Abstand von dem, was auf ihm lastet. Und immer wieder gibt er sich schriftlich Rechenschaft über sein Verhalten, klärt es an der Geschichte: nach der Niederlage von Kunersdorf schreibt er eine Betrachtung über Karl XII., um das eigene Handeln zu prüfen. Und so entwickelt dieser Geist in einem schwächlichen, anfälligen Körper jene Standhaftigkeit im Glück und Unglück, die nicht im Ausharren, sondern im Handeln, im Suchen nach immer neuen Mitteln und Aushilfen, in dieser erstaunlichen operativen Beweglichkeit sich auswirkt.

Am Schluß einer geistvollen Allegorie sagt Friedrich, daß

> „Selbst die größte Kunst versagt,
> wenn es an Mitteln ihr gebricht."

Die Mittel verdankte er der Arbeit des Vaters, die er fortsetzte und ausbaute. Sein eigenstes Werk war die Erziehung von Führern und Unterführern für die schwerste Aufgabe, die einem Staat gestellt werden kann, für den Kampf gegen die Übermacht. Dauernd hat dieses Problem den König beschäftigt. Er gibt den Offizieren Selbstgefühl. Er nennt sie die

Säulen des Staates. „Die Offiziere vernachlässigen und verlangen, daß sie ehrenvoll dienen, heißt Unvereinbares wollen.“ Und er sagt: „Soll man dulden, daß ein hirnverbrannter Kopf den vornehmsten Beruf der menschlichen Gesellschaft verunglimpft, den, sein Vaterland zu verteidigen?“. Unermüdlich lehrt er und schreibt: „Was lohnt es zu leben, wenn man nur vegetiert? Wozu hat man Augen, wenn man sie nur benützt, um Tatsachen in seinem Gedächtnis anzuhäufen? Was nützt, mit einem Wort, die Erfahrung, wenn sie nicht durch Nachdenken fruchtbar gemacht wird?“

„Die Erfahrung will durchdacht werden. Erst nach wiederholter Prüfung erkennt der Künstler die Grundbedingungen seiner Kunst. In den Stunden der Muße, in Zeiten der Ruhe soll man neue Stoffe an der Erfahrung prüfen und vorbereiten. Solche Untersuchungen sind das Erzeugnis eines strebsamen Geistes. Aber wie selten ist solches Streben und wie häufig sieht man dagegen Menschen, die alle ihre Glieder abgenützt, aber nie ihren Geist gebraucht haben. Das Denken, die Fähigkeit, Ideen zu verbinden, das ist es, was den Menschen vom Lasttier unterscheidet. Ein Maultier, das während zehn Feldzügen des Prinzen Eugen den Packsattel getragen hat, ist dadurch kein besserer Taktiker geworden. Zur Schande der Menschheit muß man gestehen, daß viele in einem sonst so ehrenvollen Beruf alt werden, ohne bessere Fortschritte zu machen, als jener Maulesel.“

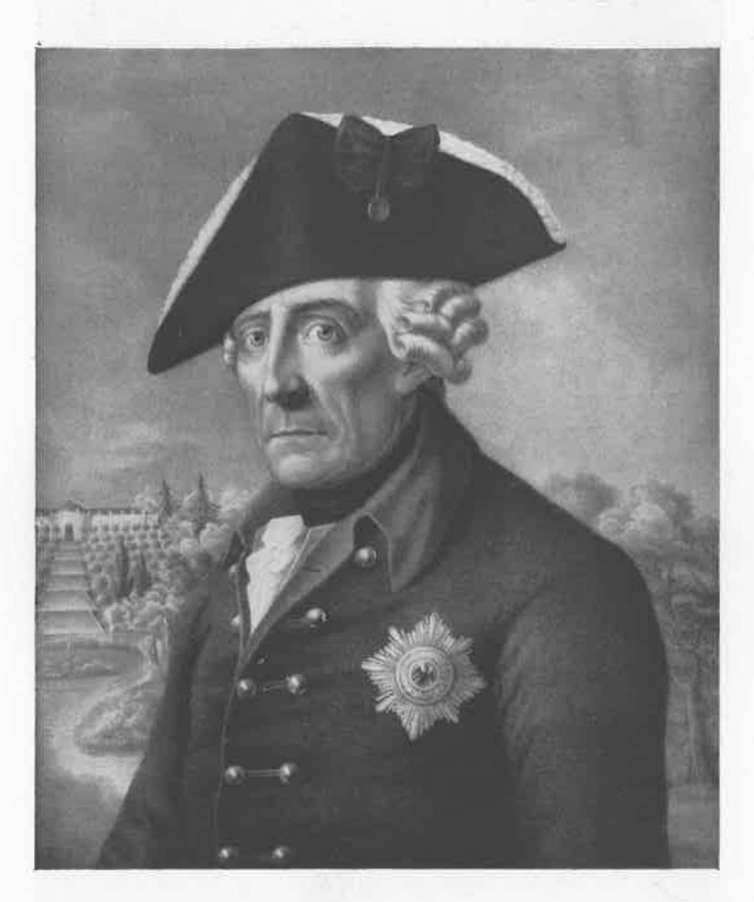
„. . . Daher sieht man so viele Militärs an Kleinigkeiten haften und in grober Unwissenheit verknöchern. Statt sich mit kühnem Flug in die Wolken zu erheben, wissen sie nur methodisch im Staube zu kriechen, unbekümmert um die Ursachen ihrer Siege und Niederlagen. . . . Diese Ursachen sind indessen in hohem Maße vorhanden. . . .“

„Strenge Kritik und Zergliederung von Feldzügen zeigen uns die Gründe für Erfolge und Mißerfolge. So ist der Weg zur Aufklärung gewiesen und gezeigt, wie man jene Grundwahrheiten entdeckt, auf denen die Kriegskunst beruht.“

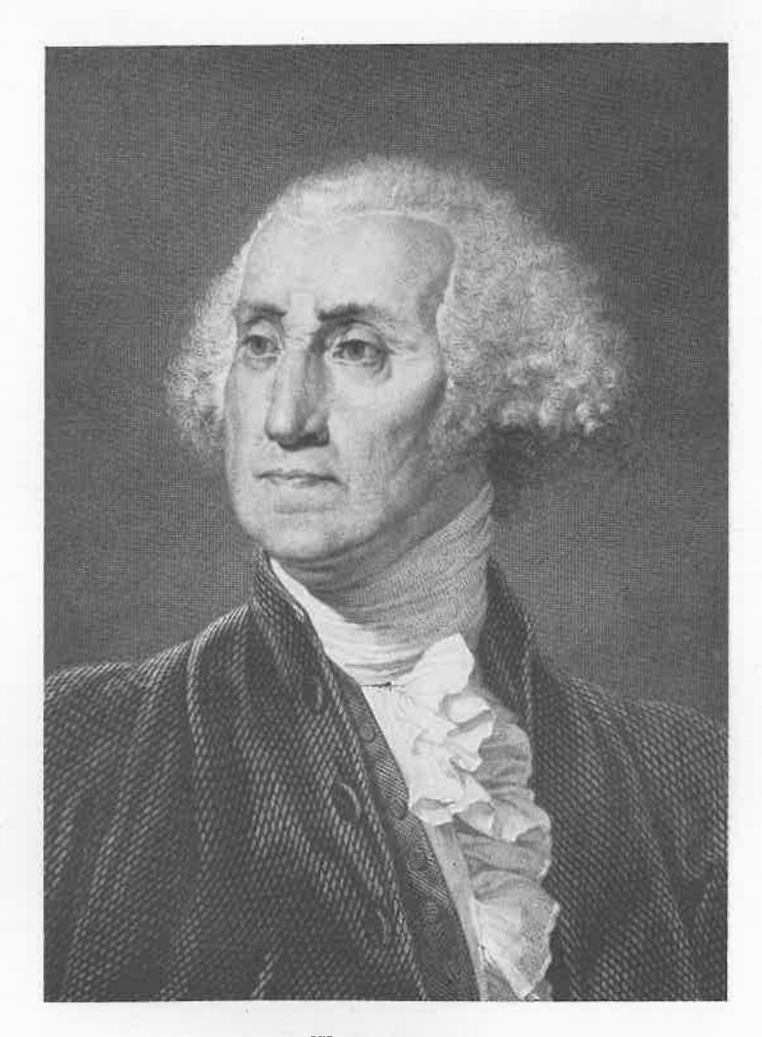
„. . . Der Krieg hat sich verfeinert. Neue mörderische Einrichtungen haben die Schwierigkeiten vergrößert. Wir müssen sie durchdenken, damit wir nach genauer Untersuchung des Systems unserer Feinde und der Schwierigkeiten, vor die sie uns stellen, die geeigneten Mittel zu ihrer Überwindung finden.“

So die Worte des Königs.

Offiziere, die sich mit kühnem Flug zu den Wolken erheben! Nicht von anderen geschulte, sondern aus sich gewordene Menschen, denkende Offiziere, die nicht methodisch im Staube kriechen.



Friedrich der Große
Lithographie von J. C. Schall.
Kupferstichkabinett, Berlin.



Washington

Kupferstich von Longli.

Kupferstichkabinett, Berlin.

Da stellt der König eine Forderung, eine Aufgabe. Ihm ist der Weg zum Führertum ein Gang zu göttlichen Mysterien, die der Menge unbekannt sind. Fern von ausgetretenen Wegen, auf denen die breite Masse schleicht, soll mit weisem und kühnem Schritt vorwärtsschreiten, wer das Heiligtum betreten will.

„Vollkommenheit ist den Menschen nicht beschieden. Allein das Bewußtsein unserer Unvollkommenheit darf uns nicht abhalten, vollkommene Vorbilder aufzustellen, damit edle, von Ehrgefühl und Streben nach dem Höchsten beseelte Geister ihnen nahekommen, auch wenn sie sie nicht ganz erreichen können.“

Washington.

Lebensabriß und Teil I von Oberstleutnant Walter von Reichenau.
Teil II von Oberstleutnant Wolfgang von Ditfurth.

Vererbter Rang mag wenig bedeuten, erst vererbter Edelsinn ist der wahre Adel. So denkt voll Stolz der amerikanische Historiker, der George Washingtons lange Reihe bewährter und waffentüchtiger Vorfahren aufzählt, davon einer 1657 nach Virginia auswanderte, um in dieser Kolonie seinem Mutterlande England zu dienen*). Dieser Urgroßvater erwarb bald ausgedehnte Besitzungen, und hier wurde am 22. Februar 1732 George Washington im Hause seiner Väter geboren. Er war der dritte Sohn und wurde ganz in Amerika erzogen. Im Alter von 11 Jahren verlor er den Vater. Mochte er auch in dem klugen um 15 Jahre älteren Bruder eine Stütze haben, so entwickelte sich doch früh die Selbständigkeit seines Denkens und Handelns. Mit 16 Jahren betätigte er sich als Landmesser, wurde mit dem wilden Lande vertraut und lernt seine Gefahren zu meistern. Als Mitglied der Miliz von Virginia erhielt er mit 19 Jahren die Stellung eines Majors. Doch schwerere Last harrte seiner: Der älteste, geliebte Bruder starb und für die Witwe und unmündige Tochter mußte George Mount Vernon, den ausgedehnten Besitz an den Ufern des Potomac, verwalten. Mount Vernon wurde das Heim seines Lebens und ist dem heutigen Amerika ein Nationalheiligtum geworden.

Kolonialkämpfe gegen die Franzosen brachten ihm seine erste öffentliche Aufgabe: Verhandlungen mit dem französischen Oberbefehlshaber. Der 21jährige Major Washington mußte dazu durch wildes, winterliches Land einen Marsch von sieben Wochen machen und brachte seine Botschaft glücklich zurück über eistreibende Flüsse und durch feindliche Indianer. Bald darauf gründete er selbst ein Milizregiment, zog als dessen Oberst gegen die Franzosen und hatte 1754 im Gefecht bei Great Meadows seinen ersten Erfolg, dem aber auch ein Rückschlag folgte.

In den weiteren Kämpfen zwischen Engländern und Franzosen — auch auf dem alten Kontinent standen sich diese beiden Nationen im Siebenjährigen Kriege als Feinde gegenüber, und früh lernte im neuen Erdteil der junge Soldat die Fernwirkung politischer Zusammenhänge spüren — in diesen Kämpfen um die Kolonien wurde Washington Ratgeber des englischen Oberbefehlshabers Braddock und erlebte, wie dessen starrköpfig behauptete lineare und geschlossene Fechtweise den aufgelösten Schützen der Kanadier, Franzosen und Indianer blutig erlag. Bald wurde er selbst Führer einer kleinen Truppe und hatte mit ihr Erfolge. Als jedoch die Aufgabe in seinem Heimatstaat gelöst war, gab er seine militärische Stellung 1759 auf. Mehrfach diente er noch dem Lande zur Prüfung militärischer Angelegenheiten, bis ihn der zwischen dem Mutterland und den Kolonien ausbrechende Krieg durch einstimmigen Beschluß des Kongresses am 15. Juni 1775 zum Oberbefehlshaber der Kontinentalarmee machte. In den acht folgenden Jahren errang er in schwerstem Kampfe seiner neuen Heimat Sieg und Freiheit. Mit dem

*) Lage der wichtigeren Orte s. Skizze 10 auf Seite 361.

Friedensschluß 1783 legte er seine Stellung und Aufgabe als erledigt in die Hände des Kongresses zurück und bezog Mount Vernon. Durch einstimmige Wahl des ganzen Landes im Jahre 1787 wurde er der erste Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Wille und tiefstes Vertrauen des Volkes beriefen ihn nach Ablauf der ersten Amtsperiode nochmals in die höchste Stellung, und er wäre auch ein drittes Mal in ihr festgehalten worden, hätte er nicht vor der Wahl seinen unwiderruflichen Entschluß zur Ablehnung in einer öffentlichen Botschaft kundgegeben. Noch zwei Jahre ehrenvoller Ruhe waren ihm in Mount Vernon vergönnt, dann raubte der 14. Dezember 1799 Amerika seinen größten Bürger, der Welt einen der edelsten Menschen.

„Der Erste im Kriege, der Erste im Frieden,
der Erste im Herzen seines Volkes."
(Der ältere Lee über Washington.)

I.

So aber sah der Mann Washington aus: Groß und kraftvoll, mit Haupt und Schultern seine Umgebung überragend, dabei aber harmonisch in allen Verhältnissen und mehr elegant als wuchtig. Und doch erschien er wie die Verkörperung physischer Kraft und zumal zu Pferde war er eine Erscheinung von so auffallendem Ebenmaß, daß er sich aus seiner Umgebung durchaus hervorhob. Blaue Augen sahen gerade und fest aus dem sehr ruhigen Gesicht. Seine Sprache fast leise, aber bestimmt, die Bewegungen und das ganze Auftreten bescheiden, jedoch voller Sicherheit.

Ein Schlüssel zu dem unvergleichlichen Zauber, den dieser Mann ausstrahlte ist, daß sich sein Inneres, sein Charakter in vollendetem Einklang mit diesem äußeren Bilde seiner Persönlichkeit befand: eine in sich selbst fest ruhende Stärke, eine schlummernde Energie, deren Kräfte für edle Aufgaben fast unerschöpflich schienen. Wenn jemand klar zu erkennen wünscht, was es bedeutet, die Sache über die Person zu stellen, immer das „Ich" hinter der Aufgabe zurücktreten zu lassen, niemals etwas für sich zu wünschen — der möge das Leben George Washingtons studieren. Sicher sind es neben seinen soldatischen Eigenschaften in erster Linie die allgemein bekannte Lauterkeit und Geradheit seines Charakters gewesen, die den Kongreß bestimmt haben, in der Stunde der Entscheidung, als mit der Erklärung der Unabhängigkeit der Kolonien dem Mutterland der Fehdehandschuh hingeworfen war, gerade den Herrn von Mount Vernon zum Oberbefehlshaber zu machen. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese Erhebung der Kolonien einen durchaus revolutionären Charakter trug, daß die politisch führenden Männer keinesfalls militärisch denken konnten und bei aller Notwendigkeit einer Armee doch in ihr und ihrem Führer eine Gefahr für die Freiheit des Landes erblickten. Der Schatten Oliver Cromwells reichte noch

deutlich in ihre Zeit. So ist auch aus dieser Einstellung zu verstehen, daß die Kontinentalarmee unter Washingtons Oberbefehl nicht mehr als 22 000 Mann zählen sollte. Sie hat in der Tat niemals diese Zahl ganz erreicht, auch später nicht, als Washingtons Persönlichkeit alles Mißtrauen überwunden hatte, und der Kongreß dem Drängen seines Generals entsprechend eine höhere Zahl bewilligte. Zu groß war die Abneigung in dem freien Bürger, längere Zeit in einem stehenden Heere zu dienen, zu schwer war es, die Regierung zu denjenigen Maßnahmen, auch in Sold und Fürsorge, zu bringen, die allein ein geordnetes Heer sicherstellen können.

Es ist bezeichnend für den damaligen Geist, daß Washingtons einstimmige Wahl zum Oberbefehlshaber von den Zeitgenossen so mit Beifall begrüßt wurde, weil „der Treueste, der Lauterste, der Aufrichtigste" auf diesen Platz gestellt wurde. Und gewiß haben diese Eigenschaften auch einen wesentlichen Anteil an dem siegreichen Ausgang des Kampfes, denn nur ein Washington konnte so das Vertrauen des Kongresses und des ganzen Landes besitzen und, hierauf fußend, eine Armee schaffen, aus wildbegeisterten, aber undisziplinierten und schwachen Milizen, konnte sie bei der Fahne halten und neue Kämpfe gewinnen, als die Begeisterung längst verrauscht war, als die feindliche Übermacht Sieg auf Sieg errang, als bittere Not sich meldete, als der Krieg immer grausamere Formen annahm und Indianer als gedungene und wohlbezahlte Mordgesellen im Bunde mit England Frauen und Kinder der im Felde kämpfenden Farmer skalpierten.

Bei seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber hat Washington jedes Gehalt abgelehnt: „Ich habe mich entschlossen, mein Leben und mein Vermögen für die Sache des Landes einzusetzen. Wenn alles zum guten Ende gebracht sein sollte, dann rechne ich nur darauf, meine Ausgaben wieder zu erhalten." Gewiß war er nur durch seine unabhängige Stellung als reicher Mann in der Lage, das anzubieten. Daß er es aber tat, stärkte allgemein das Vertrauen in die Sache der Kolonien. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Erhebung durchaus nicht einmütig war, daß es gerade unter den angesehenen Familien des Landes eine starke Partei von „Tories", von Anhängern der englischen Krone, gab, die zusammen mit dem alten Mutterland nur mit Verachtung von den „Rebellen" sprachen, sie kaum als ehrliche Gegner betrachteten und jedes Mittel, auch den Verrat, als gut genug zu ihrer Vernichtung betrachteten.

Die Unantastbarkeit Washingtons und seine unbeugsame Festigkeit gaben dem langen, acht Jahre währenden Unabhängigkeitskampf durch alle Wechselfälle und Rückschläge immer wieder den Antrieb zum Siege. Wie schwer es ihm gemacht wurde, erkennen wir aus den Intrigen, die sich sogar

an diese Person heranwagten und die in den Namen seiner Generale Lee, Gates und Conway verkörpert sind. Aber keine Verdächtigungen, keine gefälschten Briefe und keine öffentlichen Anklagen vermochten das berechtigte Vertrauen von Regierung und Volk in diesem seltenen Mann zu erschüttern. Hier ein Zeugnis eines erbitterten Feindes: General Conway versuchte ihn zu beseitigen. Seine dunklen Machenschaften führten zu einem Duell mit einem anderen Offizier, in dem Conway schwer verwundet wird. Von seinem vermeintlichen Totenbette aus schreibt er an Washington: „Mein Lauf wird bald beendet sein, deshalb sollen Gerechtigkeit und Wahrheit meinen letzten Empfindungen Ausdruck geben: Sie sind in meinen Augen der große und gute Mensch."

Washington war durchaus verschieden von denjenigen Persönlichkeiten, die in dem gewaltigen Auf und Nieder einer Revolution auch für sich die Zeit gekommen glauben, auf den Stufen zur „Freiheit" selbst mit emporzusteigen. Anfangs vielleicht von selbstlosem und ehrlichem Eifer beseelt, können sie später der Versuchung dazu nicht widerstehen. Benedikt Arnold war Buchhändler, Drogist, Zeitungsmann gewesen und wurde einer der fähigsten Generale der ersten Kriegsjahre, in tapferem Kampfe schwer verwundet. Seine Rechnungslegung war jedoch bei einer Gelegenheit nicht einwandfrei befunden, und auf Anordnung des Kongresses hatte ihm der Oberbefehlshaber einen Verweis zu erteilen. Es gibt wenige Urkunden, deren Sprache eine so hohe vornehme Gesinnung verrät, wie der Wortlaut dieses Verweises, in welchem Washington zu dem alten Waffengefährten fast mehr von dessen Verdiensten spricht, als von seinem tadelnswerten Verhalten: „Unser Dienst muß der reinste von allen sein. Selbst der bloße Schatten eines Fehlers verdunkelt unsere rühmlichsten Taten, das geringste Versehen kann uns des öffentlichen Vertrauens, das so schwer zu erwerben ist, verlustig machen. Ich spreche eine Rüge gegen Sie aus, daß Sie vergessen haben, sich in demselben Maße, als Sie sich bei unseren Feinden gefürchtet gemacht haben, bei unseren Mitbürgern geliebt und geachtet zu machen. Beweisen Sie künftig von neuem die edlen Eigenschaften, die Sie in den Reihen unserer Kameraden unter die Ersten gestellt haben. Ich selbst werde, soviel ich vermag, Ihnen Gelegenheit geben, die Achtung Ihres Vaterlandes wieder zu erwerben."

Washington machte sein Versprechen wahr, Arnold wurde Kommandant der wichtigsten Festung West Point. Aber dieser war eine Natur, der nach ihrem vermeintlichen Verdienst Geld und Ehre nie genug zuströmen können. Er glaubte sich auf Feindes Seite besser geschätzt und suchte die Festung durch Verrat in die Hand der Engländer zu spielen. Sein Plan

mißlang, er floh zu den Engländern. Auf ihrer Seite kämpfend fügte er seinem Namen als dem eines Verräters auch noch den Ruf eines Mordbrenners hinzu. Ein amerikanischer Offizier wurde ihm gefangen vorgeführt und Arnold fragte ihn, was wohl geschehen würde, wenn die Amerikaner ihn wieder in die Hand bekämen. Der Gefangene antwortete: „Euer Bein, das im Kampfe für die Freiheit verwundet wurde, abschneiden und mit allen Ehren begraben, den Rest von Euch aber an den Galgen hängen."

Doch nicht nur vor solch düsterem Hintergrund strahlte Washingtons Stern, noch höher hob ihn die Verehrung und treue Mitarbeit vieler hervorragender Menschen seiner Zeit, die sich ihm willig unterordneten: Steuben, der mit ihm das Werkzeug zum Siege schuf, Lafayette, der französische Edelmann, den Washingtons Name und Ruf aus Frankreich übers Meer gelockt hatten und der nun seinen Degen und seinen Feuergeist ganz der Sache dieses Großen widmete.

Wir müssen uns ganz in den Geist jener Zeit versetzen, mit ihren gärenden menschlichen und politischen Problemen, wenn wir die Aufrichtigkeit von Washingtons Wort glauben wollen: „Unsere Sache ist heilig, sie ist die Sache der Menschheit." Dieser Glaube ist echt, und von solcher Überzeugungskraft, daß er auch andere mit sich fortreißt. Ist es doch sicher allein Washingtons Verdienst, daß Frankreich die Unabhängigkeit der dreizehn Staaten anerkannte und im Jahre 1780 ein Hilfskorps nach Amerika sandte, das im Zusammenwirken mit den Amerikanern kriegsentscheidend wirkte. Freilich war der Soldat Washington nüchtern genug, um einmal dem Kongreß zu sagen: „Wenn wir nicht eine ordentliche Armee aufbauen, werden wir niemals einen Bundesgenossen haben."

Als im Jahre 1783 Sieg und Friede errungen war, betrachtete er es als seine erste Aufgabe, nunmehr die Befehlsgewalt, die ihm nur zu diesem glücklichen Ende verliehen war, sofort in die Hände des Kongresses zurückzulegen. Auch nicht der Schatten eines Gedankens taucht in ihm auf, die Fülle seiner Macht sich einen Augenblick länger zu erhalten, als es die Sache erfordert. Ja, wie fern ihm derartige Gedankengänge lagen, beweist seine Antwort auf einen ihm 1782 aus seiner Armee vorgebrachten Antrag, sich zum Diktator und dann zum Könige zu machen. Mit „Abscheu" weist er dieses Ansinnen zurück. Nicht, daß er Aufgabe und Verantwortung scheute, aber er haßte den krummen Weg. Wenn der Ruf der Pflicht zu ihm drang, hat er sich ihm nie verschlossen.

Kaum vier Jahre durfte er sich nach seinem Rücktritt vom Oberkommando der Muße in Mount Vernon erfreuen, da erging durch einstimmige Wahl des ganzen Landes die Aufforderung an ihn, der erste Prä-

sident der Vereinigten Staaten von Amerika zu sein. Mehr aus Pflicht, als aus Neigung, ganz als alter Soldat — wer denkt da nicht an ein verehrungswürdiges Beispiel aus unseren Tagen —, verschloß er sich nicht vor der schweren Aufgabe und folgte ihr. Aber auch an Washingtons Persönlichkeit sehen wir, wie niemand sich in das Getriebe politischer Kämpfe wagen kann, ohne in den Streit der Parteien zu geraten, Angriffen und Verunglimpfungen ausgesetzt zu werden. Aber kaum eine Tatsache zeigt mehr die Einzigartigkeit dieses Mannes, als daß dieselben Männer und Zeitungen, die ihn oft mit Heftigkeit angriffen, sich später mit dem gleichen Eifer für seine Wiederwahl einsetzten. Er mußte sie in den bewegten Zeiten annehmen und nochmals die Last des politischen Kampfes tragen. Er glaubte aber zum Besten des Landes zu handeln, wenn er am Ende der zweiten Amtszeit nicht einmal mehr eine Erörterung über die Wahl zuließ — die schon wieder eindeutig auf ihn wies —, sondern seinen Rücktritt bekanntgab. So maßgebend, noch bis in die heutige Zeit, ist sein Einfluß, daß kein späterer Präsident je daran gedacht hat, das ungeschriebene Gesetz Washingtons zu durchbrechen: nicht mehr als zweimal die Präsidentschaft anzunehmen.

So wirkt sein Geist sichtbar auch bis in die heutigen Tage. Mit Recht, denn er hat auch sie mit seherischem Auge erschaut: „Wie unbedeutend Amerika auch im Augenblick sein mag, und wie sehr auch England scheinbar seinen Handel verachtet, sicher wird ein Tag kommen, da mein Land sein Gewicht haben wird in der Waagschale der Mächte."

II.

Als am 15. Juni 1775 der damals dreiundvierzigjährige Washington den Oberbefehl über die amerikanische Kontinentalarmee übernahm, hatte er unter diesem Begriff vor Boston vereinigt die Milizen der englischen Kolonien in Nordamerika vorgefunden, die nach Stärke, Bewaffnung und Ausrüstung ganz verschieden waren. Drei Jahre später hatten seine Anstrengungen, daraus ein einheitliches Heer zu schmieden, noch wenig Erfolg gehabt; die Truppen lagen nach vielen Mißerfolgen an Zahl geschwächt, entmutigt und ohne das Nötigste in Winterquartieren im Tal von Valley Forge. General von Steuben, der dort als freiwilliger Helfer in der Not seinen Dienst antrat, gibt folgende anschauliche Schilderung der dortigen Zustände:

„Der Kongreß hatte die Zahl der Soldaten für jedes Regiment festgesetzt. Allein die ewige Ebbe und Flut der auf sechs oder neun Monate

angeworbenen Leute, die täglich kamen und gingen, machten den Etat eines Regiments oder einer Kompanie stets schwankend, und die Worte »Kompanie, Regiment, Brigade oder Division« so unbestimmt, daß sie gar nichts bedeuteten und am allerwenigsten den Maßstab für die Berechnung der Stärke eines Korps oder der Armee abgaben. Die Zahl ihrer Mannschaften war so ungleich und verschieden, daß es nicht möglich war, irgendein Manöver auszuführen. Oft war ein Regiment stärker als eine Brigade. Ich sah ein Regiment von dreißig Mann und eine Kompanie, die aus einem einzigen Korporal bestand. Es war sehr schwierig und oft geradezu unmöglich, ein genaues Verzeichnis der Mannschaften eines Regiments zu erhalten ....

„Der General Knox gab mir die Versicherung, daß vor der Errichtung meines Departements nie ein Feldzug stattfand, in dem die Militärmagazine nicht wenigstens 5000 bis 8000 Gewehre lieferten, um die von den Soldaten mit nach Hause genommenen zu ersetzen. Der Verlust an Seitengewehren war noch größer. Der amerikanische Soldat kannte diese Waffe gar nicht, hatte deshalb kein Vertrauen zu ihr und benutzte sie höchstens dazu, um sein Beefsteak daran zu braten, oder ließ sie ganz zu Hause. Kein Hauptmann führte Buch; Rechnung wurde weder gelegt noch verlangt ...

„Den Anzug der Soldaten kann ich am leichtesten beschreiben, denn sie waren im eigentlichen Sinne des Wortes fast nackend; manche hatten durchaus nichts, um ihre Blöße zu bedecken. Die Offiziere, die überhaupt Röcke besaßen, hatten sie von beliebiger Farbe und jedem Schnitt .... Ein Ding, wie militärische Disziplin, existierte unter ihnen überhaupt nicht .... Jeder Oberst hatte sein eigenes System, und der eine hatte das englische, der andere das französische, der dritte das preußische Exerzierreglement bei sich eingeführt."

Steuben brachte als „Generalquartiermeister" die Verwaltung in Ordnung. Dann ging er an die Ausbildung einer Musterkompanie, bei der er absichtlich den Paradedrill zugunsten der Gefechtsausbildung vernachlässigte. Washington als Oberbefehlshaber ließ ihn anfangs gewähren, erkannte aber bald seine überragende Bedeutung und unterstützte ihn schließlich nach besten Kräften. Steuben hat ein großes Verdienst daran, daß das amerikanische Heer im Feldzuge gegen die regulären Truppen der Engländer seinen Mann stand. Man darf aber nicht vergessen, daß es Washington war, der den rechten Mann an die richtige Stelle setzte und — trotz seiner sonstigen Abneigung gegen fremdländische Offiziere — Steuben gegen alle Widerstände der anderen Generale auf seinem Posten hielt.

Washington erkannte mit seinem praktischen, soldatischen Blick die Schäden des bisherigen Milizsystems klar. In zahlreichen Briefen an den Präsidenten des Kongresses oder einflußreiche Mitglieder verlangt er ihre Abstellung. So schreibt er 1776:

„Wollten wir uns auf die Miliz verlassen, so wäre das, als stützten wir uns auf einen zerbrochenen Stab. Die Soldaten an einen gewissen Grad der Unterordnung zu gewöhnen, ist nicht das Werk eines Tages, eines Monats oder selbst eines Jahres. Zum Unglück für uns ist die geringe Mannszucht, die ich mit großer Mühe eingeführt hatte, zum Teil schon wieder verschwunden. Die Eifersucht, die von einem stehenden Heer zu befürchten wäre, und alle übrigen Nachteile liegen uns so fern, daß sie uns meiner Ansicht nach in der Lage, in der wir uns befinden, gar nicht schrecken sollten. Dagegen ist die Folge des Fehlens einer Armee in unserer Lage sicherer Untergang. Wenn von mir eine Erklärung verlangt würde, ob uns die Miliz mehr geschadet oder genützt hat, so könnte ich das erstere beschwören . . ."

„Da dieser Kampf wahrscheinlich nicht das Werk eines Tages ist, sondern weiter fortgeführt werden muß, und weil wir dazu tüchtiger Offiziere bedürfen, so gibt es kein anderes Mittel als: Einführung eines stehenden Heeres und bessere Besoldung für die Offiziere. Dies wird Männer von Stand und aus den angesehensten Familien bewegen, Kriegsdienste zu nehmen. Ehe nicht der größere Teil der Offiziere aus Männern besteht, die durch Grundsätze der Ehre geleitet und von Unternehmungslust getrieben werden, können Sie wenig von ihnen erwarten. Es muß ihnen so viel zugebilligt werden, daß sie standesgemäß leben können und nicht genötigt sind, wie es jetzt häufig geschieht, sich aus öffentlichen Mitteln mehr zu nehmen, als ihnen zusteht. Auch hat der Mann, der sein Leben und seine Gesundheit aufs Spiel setzt unter Verzicht auf häusliches Glück, sicher das Recht, dafür eine Entschädigung zu verlangen . . ."

Durch sein fortgesetztes Drängen auf Verlängerung der Dienstzeit gelang es Washington schließlich, sich beim Kongreß durchzusetzen und dessen größte Sorge zu zerstreuen: das Heer könne eine gefährliche Macht im Staate werden und dadurch die innere Politik beeinflussen.

Washington verstand es aber auch, diesem Heere die richtigen Führer zu geben. Seine vortreffliche Menschenkenntnis stellte die richtigen Männer an den richtigen Platz. Der Charakter war ihm dabei ebenso wichtig als das militärische Können. So schrieb er kurz vor seinem Tode über den Generalstab: „Bei der Bildung des Generalstabes muß sehr vorsichtig verfahren werden. Besteht er nämlich nicht durchgängig aus ehrenwerten

Männern, die die Pflichten ihrer Stellung genau kennen und dabei fähig, tätig und entschlossen sind, sich zugleich durch Klugheit und unbescholtene Rechtschaffenheit auszeichnen, kurz, aus Offizieren, in die der Feldherr ein unbedingtes Vertrauen setzen kann, so werden seine Pläne und Entwürfe gänzlich vereitelt oder wenigstens so zögernd und unvollständig ausgeführt, daß sie als vereitelt gelten können."

In seiner berühmten Abschiedskundgebung an das amerikanische Volk vom 17. September 1796 sagt er schließlich: „Laßt uns allezeit Sorge tragen, eine angemessene Kriegsmacht zu unterhalten und in gutem Verteidigungszustand zu sein; dann kann es uns nicht fehlen, bei ungewöhnlichen Ereignissen Bündnisse auf eine gewisse Zeit abzuschließen." Das amerikanische Volk ist stolz darauf, diese Mahnung stets beherzigt zu haben.

Washingtons Bedeutung als Heerführer ist in erster Linie in seiner Beharrlichkeit, seiner unerschütterlichen Siegeszuversicht und in seiner Unerschöpflichkeit im Auffinden von Mitteln zu sehen, mit denen er trotz der Minderwertigkeit seiner Streitkräfte acht Jahre hindurch den Kampf gegen das weltbeherrschende England aufrechterhielt. Er wußte, daß er mit seinen lose gefügten Verbänden nur dann die Schlacht gegen die vortrefflich geschulten Briten und Hessen wagen durfte, wenn besonders günstige Umstände ihm zu Hilfe kamen. Er wußte, daß jede Niederlage, die er erlitt, geeignet war, sein Heer in den Grundfesten zu erschüttern und den wenig zuversichtlich gesinnten Kongreß zum Abschluß eines Unterwerfungsfriedens zu bringen. Daraus zog er mit Recht die Schlußfolgerung, daß es darauf ankomme, die große Weite und geringe Wegsamkeit des Kriegsschauplatzes auszunutzen. Er wich, so gut es ging, den Schlägen des Gegners aus, der sich durch Marschverluste und Krankheiten verzehrte. Oder er verschanzte sich in starken Stellungen, die der Gegner nicht anzugreifen wagte. So kann man seine Heerführung mit der Friedrichs des Großen in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges vergleichen mit dem Unterschiede, daß jenen die zahlenmäßige, Washington dagegen die qualitative Überlegenheit des Feindes zur hinhaltenden Kriegsweise veranlaßte. Nicht mit Unrecht nannte man ihn daher den amerikanischen Fabius.

Aber ebenso wie der Große König nahm er jede aussichtsvolle Gelegenheit zum Schlagen wahr. Nach seinem meisterhaft geleiteten, aber sehr verlustreichen Rückzug von Long Island über New York hinter den Delaware, faßte er in der allgemeinen Niedergeschlagenheit und Verzweiflung den kühnen Entschluß, in der Weihnachtsnacht 1776 über den eistreibenden Fluß zu gehen und die Hessen in ihren Winterquartieren bei Trenton zu über-

fallen. In den ersten Januartagen 1777 schlug er dann eine stärkere englische Abteilung bei Princeton. Die Niederlagen seines Heeres am Brandywine-Fluß und bei Germantown brachten eine erneute schwere Krisis, die aber durch den Erfolg seines Unterführers Gates bei Saratoga (Herbst 1777) wieder wettgemacht wurde und das lang herbeigewünschte Bündnis mit Frankreich zur Folge hatte. Doch die Waffenhilfe der Franzosen bleibt lange aus, die Kongreßstadt Philadelphia geht verloren, die Finanzlage wird katastrophal, die Armee leidet unter Hunger und schwindet immer mehr dahin, sein Unterführer Lincoln muß in Süd-Karolina die Waffen strecken. All dies Mißgeschick überdauert Washingtons unerschütterliche Energie, bis endlich die Franzosen auf Rhode Island landen.

Jetzt erfaßt Washington den großen Gedanken, endlich mit einem entscheidenden Schlage den Krieg zum glücklichen Ende zu führen. Unter unendlichen Schwierigkeiten gelingt es ihm, die Hilfe der Franzosen zu seinem Plan zu gewinnen. Während er die englische Nordgruppe Clinton an der Hudson-Mündung mit Teilkräften fesselt, versammelt er im Herbst 1781 alle irgend verfügbaren See- und Landstreitkräfte an der Chesapeak-Bay und zwingt die englische Südgruppe Cornwallis bei Yorcktown zur Kapitulation.

Washingtons Einfluß auf die Weiterentwicklung der Taktik ist vielfach falsch beurteilt worden. Der Kampf in losen Schützenschwärmen ist nicht seine Erfindung. Der amerikanische Grenzer wandte ihn seit Jahren gegen die wilden Indianerstämme an. Washingtons Verdienst ist es aber, daß er diese Kampfweise bewußt als Mittel zum Siege auf den großen Krieg übertrug. Er war sich darüber völlig im klaren, daß seine Miliz einem durch geschlossene Grenadierbataillone mit dem Bajonett durchgeführten Angriff in offener Feldschlacht nicht widerstehen konnte. Deshalb verlegte er das Kampfgelände mit Vorliebe in den unübersichtlichen Busch und umschwärmte den Gegner mit Streifabteilungen auf dem Marsch und im Biwak. Oder er legte sich in Verteidigungsstellungen, die einen gedeckten Abzug gestatteten, dem Gegner vor, brachte seinen geschlossen anrückenden Bataillonen durch Geschütz- und Gewehrfeuer Verluste bei und verschwand kurz vor dem Zusammenstoß. Er sah also in der zerstreuten Kampfweise in erster Linie ein Mittel, allmählich die Kräfte des Gegners zu verzehren. Freilich steigerten sich bei Anwendung dieser Fechtweise unter dem deprimierenden Eindruck des häufigen Zurückgehens die Desertionen in oft katastrophaler Weise. Deshalb ist bei Washington im Laufe der Jahre mehr und mehr das Bestreben zu erkennen, die Truppe auch in geschlossenen Formen zu verwenden, die die Mannschaft besser

unter der Aufsicht der Offiziere hielt und so zu angriffsweiser Verwendung befähigte.

Die zerstreute Fechtweise der Amerikaner hat in den europäischen Heeren bald Eingang gefunden. Während sie aber in Preußen bei den Füsilier-Bataillonen noch über 20 Jahre lang als Nebensache behandelt wurde, bewies sie in den französischen Revolutionsheeren in Verbindung mit der Kolonnentaktik ihre Überlegenheit über die linearen Formen des 18. Jahrhunderts.

So ist Washington in bezug auf die Weiterentwicklung der Taktik als der Vorbote einer neuen Zeit zu betrachten.

Napoleon.

Von Hauptmann Erich Marcks.

Der Weg zur Macht.

Napoleon Bonaparte wurde am 15. August 1769 in Ajaccio auf Korsika geboren*). Von seinem neunten Jahre an auf der Militärschule in Brienne erzogen, wurde er 1786 französischer Artillerieoffizier. Nach der Revolution versuchte er zunächst erfolglos Aufstände auf Korsika zu leiten. Von 1793 ab endgültig in Frankreich, zeichnete er sich als Artillerieführer bei der Belagerung von Toulon, 1794 als Artillerieführer der „Armee von Italien", 1795 als Befehlshaber der „inneren Armee" in Paris aus. 1796 Oberbefehlshaber der „Armee von Italien", schlug er die Österreicher und Piemontesen, eroberte die Lombardei und schloß die Österreicher in Mantua ein. Nachdem vier Entsatzversuche zurückgewiesen waren, fiel Mantua 1797. Nach Vordringen über die Alpen auf Wien schloß Napoleon den Frieden von Campo Formio. 1798 eroberte er Ägypten (Schlacht bei den Pyramiden); durch die Vernichtung der Flotte bei Abukir wurde das Unternehmen aussichtslos. 1799 kehrte er ohne seine Armee nach Frankreich zurück, das gegen Österreich und Rußland unglücklich gekämpft hatte. Der Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) machte ihn zum ersten Konsul. 1800 eroberte Napoleon Italien zurück (Schlacht von Marengo) und schloß 1801 den Frieden von Lunéville, der Frankreich die Rheingrenze und die Oberherrschaft in Italien verschaffte. 1802 schloß auch England den Frieden von Amiens.

Von 1800 bis 1804 gab Napoleon Frankreich eine neue Ordnung der Verwaltung, des Rechts, der Schule, der Finanzen und des Heeres. Am 18. Mai 1804 proklamierte er sich als Kaiser der Franzosen.

Die Zertrümmerung des europäischen Staatensystems 1805 bis 1807.

1803 veranlaßte Napoleons weitergreifende Politik in Europa und seine Kolonialpolitik (Westindien) England wieder zur Kriegserklärung.

1805 nahm Napoleon den Titel König von Italien an. Österreich und Rußland traten daraufhin in den Krieg ein. Durch die Siege von Ulm und Austerlitz wurde Österreich niedergeworfen; im Frieden von Preßburg verlor es den Breisgau, Tirol und den Rest Oberitaliens. Der Rheinbund wurde geschaffen, das Deutsche Reich löste sich auf. Die französisch-spanische Flotte wurde jedoch bei Trafalgar durch Nelson vernichtet. 1806 erklärte Preußen den Krieg und wurde bei Jena und Auerstedt am 14. Okt. geschlagen. Napoleons Winterfeldzüge gegen die Russen und Preußen endeten bei Pultusk und Pr.-Eylau unentschieden. 1807 wurden die Russen bei Friedland geschlagen. Am 7. Juli 1807 Friede von Tilsit, in dem Preußen alles Land westlich der Elbe und die polnischen Provinzen verlor. Napoleon schuf daraus das Königreich Westfalen und das Großherzogtum Warschau. Gegen England war 1806 die Kontinentalsperre verhängt worden.

Alexander von Rußland und Napoleon schlossen ein Bündnis, das 1808 auf dem Kongreß von Erfurt erneuert wurde.

*) Wichtigere Orte s. Skizze 8 auf Seite 341.

Der Kampf gegen die Völker 1808 bis 1812.

Von 1807 an versuchte Napoleon Spanien in seine Machtsphäre einzubeziehen. Er selbst warf es 1808/09 vorübergehend nieder, aber konnte der durch England unterstützten Volkserhebung nicht für die Dauer Herr werden. Der Kampf dauerte bis 1814 weiter.

1809 versuchte Österreich eine Erhebung Deutschlands gegen Napoleon herbeizuführen. Napoleon schlug die Österreicher bei Eggmühl; sein Versuch, die Donau zu überschreiten, scheiterte in der Schlacht von Aspern, gelang dann in der Schlacht bei Wagram. Österreich mußte in dem Frieden von Schönbrunn in weitere Land- und Geldopfer willigen und in Napoleons Blockadesystem eintreten.

Am 1. April 1810 heiratete Napoleon die Erzherzogin Marie-Luise von Österreich.

1810 wurde Holland und die deutsche Küste bis Lübeck zur Vervollständigung der Kontinentalsperre dem französischen Kaiserreich einverleibt.

Die Erhebung der Nationen 1812 bis 1815.

Von 1810 an entfremdete sich Rußland dem Bündnis mit Frankreich, da es die Blockade gegen England nicht mehr ertrug. 1812 brach der Krieg aus. Im Juni 1812 marschierte Napoleon mit 450 000 Mann aus Preußen und Polen vor. Er warf die Russen bei Smolensk und Borodino vor Moskau zurück und zog am 15. Sept. in Moskau ein. Die Stadt brannte nieder. Im Oktober mußte er sie verlassen, da der Nachschub versagte. Verfolgung, Hunger und Kälte rieben das Heer auf. Nach schwerem Kampf um den Beresina-Übergang (29. Nov.) erreichte er Polen mit nur noch 8800 Gefechtsfähigen. Im Dezember traf Napoleon in Paris ein und organisierte sofort ein neues Heer.

Am 27. März 1813 erklärte Preußen den Krieg. Napoleon schlug die Preußen und Russen bei Großgörschen und Bautzen und drang bis in die Gegend südlich Breslau vor. Wegen Nachschubschwierigkeiten und der drohenden Haltung Österreichs schloß er am 4. Juni den Waffenstillstand von Poischwitz. Österreichs Forderungen auf Auflösung des Rheinbundes und Wiederherstellung Preußens lehnte er ab; Österreich trat in den Krieg ein. Napoleon schlug die verbündete Hauptarmee am 26./28. Aug. bei Dresden, seine Unterführer wurden aber bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz geschlagen. Am 18. Okt. unterlag Napoleon gegen die gesamte Macht der Verbündeten bei Leipzig, öffnete sich nur durch die Schlacht bei Hanau noch den Rückzug über den Rhein. Die Friedensangebote (Rheingrenze) wies er ab und stellte im Winter eine neue Armee auf.

1814 wurde Napoleon bei La Rothière am 1. Febr. besiegt, schlug aber bald darauf die einzelnen Korps der schlesischen Armee an der Marne; darauf brachte er den Friedenskongreß von Châtillon, in dem ihm die Grenzen des französischen Königreichs angeboten wurden, zum Scheitern. Sein neuer Angriff gegen Blücher am 9. März bei Laon und ein Vorstoß gegen die Hauptarmee bei Arcis sur Aube blieben erfolglos. Am 31. März nahmen die Verbündeten Paris. Napoleon dankte ab und wurde auf die Insel Elba verwiesen, deren selbständiger Herrscher er bleiben sollte.

Am 1. Mai 1815 landete Napoleon in Cannes und übernahm von neuem die Herrschaft über Frankreich; er gab eine freiheitliche Verfassung und stellte ein neues Heer auf. Die europäischen Mächte erklärten ihn in die Acht. Im Juni wandte sich Napoleon gegen das nächste Heer der Verbündeten in Belgien, schlug die Preußen am

16. Juni bei Ligny, erlag aber am 18. Juni den Engländern und Preußen bei Belle-Alliance. Am 22. Juni dankte er wieder ab und begab sich an Bord eines englischen Kriegsschiffes. Als Gefangener der europäischen Mächte starb Napoleon am 5. Mai 1821 auf St. Helena.

„Geniale Menschen sind Meteore, bestimmt, zu verbrennen, um ihr Jahrhundert zu erleuchten."
(Aus Napoleons Discours de Lyon.)

I.

Napoleons Abstammung geht auf Italien zurück; seine Heimat ist Korsika; sein Schicksal band ihn an Frankreich. So gehört dieser „ungeheuerste Mensch der neueren Geschichte" keinem Volke ganz an; Italien scheint ihm die schöpferische Kraft der Gestaltung und die Glut der Phantasie, Korsika die ungebändigte Wildheit seiner Naturtriebe und Leidenschaften geschenkt zu haben, während die nüchterne Klarheit seines allumfassenden Verstandes dem französischen Geist verwandt und an Frankreichs Schriftstellern geschult ist.

Sein Vater hatte Korsika noch mit den Waffen gegen Frankreich verteidigt; den Sohn schickte er dennoch nach Brienne, damit er französischer Offizier werde. Im Herzen blieb Napoleon noch Korse: Die Unterdrückung seiner Heimat, Ablehnung und Kränkung, die er von den Söhnen des herrschenden französischen Adels erfuhr, erfüllten ihn mit heißem Drang nach Freiheit — nationaler Freiheit für Korsika, revolutionärer Freiheit für jedermann. Um einen Kern von Weichheit und Schwermut schloß sich in der Fremde früh ein Panzer der Feindschaft und Kälte gegen die Menschen. Sein Geist bildete sich durch Mathematik, Naturwissenschaft und die große Literatur der französischen Aufklärung: bald überwog ihm Voltaires durchdringende Logik die Philanthropie Rousseaus. Daneben fand er an der Geschichte lebhaftes Interesse und den Stoff, mit dem sich seine Phantasie in der Stille erfüllte. Den Taten Alexanders des Großen, Cäsars, den Feldzügen Turennes und Friedrichs des Großen galt sein besonderes Studium. Die Revolution fand ihn innerlich wohl vorbereitet; mit Überzeugung trat er auf ihre Seite. Zunächst versuchte er sie in seine Heimat zu übertragen und Korsika die nationale Unabhängigkeit und die innere Freiheit zu gewinnen. Dieser erste Versuch, seine politischen Ideen zu verwirklichen, mißlang aber vollständig: als Verbannter kehrte er 1793 nach Frankreich zurück. So wurde er Franzose: es war die erste entscheidende Wendung seines Schicksals.

Schon bei seinem Auftreten in Korsika hatte der junge Offizier gezeigt, daß es ihm nicht gegeben war, seine Person hinter der Sache zurücktreten zu lassen: persönlicher Ehrgeiz und Eigennutz hatten ihn in erster Linie scheitern lassen. Frankreich stand er ohne innere Gebundenheit, ohne Liebe und Haß gegenüber: das „Wohl der Nation" bedeutete keine Schranke für seinen Ehrgeiz. Später auf der Höhe seiner Macht nannte er Frankreich bezeichnend seine „Mätresse", die so an ihm hinge, daß sie ihm ihre Schätze und ihr Blut gäbe; das Wort von der französischen Nation, „die er so sehr geliebt" habe, ist nur für die Nachwelt geschrieben. Seine Familie war fortan die einzige Gemeinschaft, der er mit dem Herzen zugetan blieb; auch Dankbarkeit und Anhänglichkeit an einzelne Menschen war ihm nicht fremd: der höchste Zweck aber blieb er sich selbst. Er wurde der ungeheure Egoist, der 20 Jahre lang Völker und Ideen sich dienstbar machte. Bei seinen grandiosen Fähigkeiten war er die aufs äußerste gesteigerte, entfesselte Persönlichkeit. Da er aber nicht zu dienen und zu opfern wußte, fehlte ihm die höchste Weihe des Menschen, die sittliche Größe.

Er hatte früh aufgehört, die Menschen zu lieben; er durchschaute sie, und die Kleinheit und Niedrigkeit der Gesinnung, die er bei so vielen kennengelernt hatte, setzte er bald bei allen voraus. Wer ihn kannte, liebte ihn nicht; aber alle unterlagen bald der bezwingenden Kraft, die von ihm ausging. Noch war seine Gestalt hager, sein Gesicht gelblich und eckig, aber die Sicherheit seines Wesens imponierte, und aus seinen grauen Augen loderte die Flamme des Genius. Mit vollendeter Kunst wußte er die Menschen zu behandeln: ihre Triebe, Vaterlandsliebe und Ruhmsucht, Ehrgeiz und Geldgier, Liebe und Furcht waren ihm wie ein Instrument, das er nach Belieben zu spielen verstand. In vollendetem Maße beherrschte er die Gemüter seiner Soldaten. Ihre edlen und niederen Leidenschaften wußte er so völlig in seinen Dienst zu stellen, daß bald an die Stelle der „Bürgertugend" das Streben nach militärischem Heldentum, an die Stelle des Ideals der Republik der Kult seiner Person trat. Bis über den Brand Moskaus hinaus hielt dieses Band zusammen: „Sie murrten, aber sie folgten ihm stets." Sein Verstand und seine Arbeitskraft kannten keine Grenzen; seine rücksichtslose Tatkraft setzte die Erkenntnisse seines klaren Geistes in die Wirklichkeit um, und seinen politischen Entwürfen gab eine schöpferische Phantasie Blut und Leben. So ausgerüstet warf sich Napoleon 1793 in den Strudel der französischen Revolution, in den Kampf um die Verwirklichung der Ideen von 1789 nach innen und außen, in dem unaufhörlich neue Männer in die Höhe gehoben, verbraucht und verschlungen wurden. Trotz manchen Glückswechsels setzte er sich durch.

1796 führte er seinen ersten Feldzug im Dienst der Republik; den Frieden schloß er im folgenden Jahre schon über die Köpfe des Direktoriums hinweg. In eigenartiger Verstrickung verfolgte er neben den nationalen Zielen schon seine eigenen — es gelang ihm, im Wettlauf mit Hoche, der in Deutschland vordrang, den Ruhm des Friedensbringers für sich zu erringen. Neu wie seine militärischen Methoden — von denen später die Rede sein wird — waren auch seine diplomatischen: selbst die Ausbrüche seines Temperaments stellte er in den Dienst der Politik. Mit Schrecken sahen die österreichischen Unterhändler, daß hier in den neuen Formen der Revolution ein unbeugsamer Wille waltete, der keine Kompromisse zuließ, dem nur das Äußerste genügte.

Vieles hatte der General Bonaparte in Campo Formio für Frankreich erreicht — fast die ganze Rheingrenze, die Herrschaft in Oberitalien; für sich nicht genug: noch waren andere die Herren, er aber fühlte sich seit Lodi zu Außerordentlichem berufen. Daß er jetzt den alten Plan der Eroberung Ägyptens aufnahm, entsprang wieder einer Vermischung von nationalpolitischer und persönlicher Berechnung: für Frankreich suchte er Englands Weltstellung zu erschüttern — für sich wollte er Ruhm und glückliche Heimkehr als Retter in das ohne ihn hilflose Land. Aber daneben, während er in Ägypten schon die nüchterne Arbeit der Organisation und Verwaltung des Landes betrieb, schweifte seine Phantasie in die Bahnen Alexanders nach Indien, über den Hellespont zurück in das alte Europa, das er vom Orient aus zu zertrümmern dachte. Abukir und sein eigener Mißerfolg vor Akkon töteten diese Träume; vor Akkon, sagte er, sei seine Phantasie gestorben — tatsächlich verschwand sie eine Zeitlang hinter seinem Wirklichkeitssinn: nicht für immer. Die ägyptische Expedition war ein Fehlschlag, aber seine persönliche Berechnung hatte nicht getrogen: als Retter kam er zurück. Er säumte nicht, zunächst die Früchte zu pflücken, welche die äußere Not im Innern hatte reifen lassen. Der Staatsstreich des 18. Brumaire brachte ihn an die Spitze der Republik. Der Friede von Lunéville erfüllte alle nationalen Forderungen der Revolution und brachte noch mehr; 1802 schloß England Friede. Das Werk, das die Nation von ihm erwartete, war vollbracht. Und im Innern legte sein gewaltiger Geist gleichzeitig ordnend, schaffend auf allen Gebieten die Grundlagen für das Frankreich des 19. Jahrhunderts.

Die erste Periode seiner Laufbahn war abgeschlossen: ein unerhört dramatischer Aufstieg, voll von heroischen Taten; nur möglich durch äußerste Kühnheit und Tatkraft in allen militärischen und politischen Dingen und eine immer weiter lockende und strebende Phantasie; aber zugleich durch die

klare und richtige Einschätzung der Wirklichkeit, die ihn zu ihrem Überwinder machte. Dem hinreißenden Bild des jungen Feldherrn von Arcole und Lodi, des Helden der Pyramiden und der Alpen hatte Frankreich sich hingegeben: jetzt mußte er zeigen, daß er ein Staatsmann war.

Von nun an war er allein der Herrscher.

Dennoch konnte er auf St. Helena sagen: „Vergeblich suchte ich das Steuer zu führen; die Wogen waren immer stärker als meine Hand. Ich war nie eigentlich mein eigener Herr, ich wurde stets von den Umständen beherrscht.“ Sobald er Frankreichs Staatsgewalt an sich gebracht hatte, erbte er die jahrhundertealten Überlieferungen der französischen Staatspolitik und die jungen Tendenzen der französischen Revolution; der Revolution, die ihn in die Höhe getragen hatte, von der er sein Recht auf Herrschaft ableitete; die er zwar 1799 abzuschließen meinte, mit der er doch unzertrennlich verbunden blieb. Vom Königtum übernahm er die Herrschaftsbestrebungen in Italien und in Deutschland, den Kampf mit England um die Seeherrschaft und die Kolonien, von der Revolution das Dogma der „natürlichen Grenzen“ — der Pyrenäen, der Alpen und des Rheins in seiner ganzen Ausdehnung —, das im Jahre 1795 Staatsgesetz geworden war, und dazu die Mission Frankreichs, die anderen Länder Europas zu „befreien“. Für diese Ziele hatte Frankreich gegen ganz Europa gekämpft. Es war der tiefe innere Widerspruch der Revolution, daß sie die abstrakten Ideen des 18. Jahrhunderts — Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — zu verwirklichen suchte, während sie andererseits alle elementaren nationalen Kräfte in den Franzosen wachrief. Ihre Ideen verneinten, ihre Kräfte erweckten die Unterschiede unter den Nationen.

Die nationalen Grenzen Frankreichs waren schon überschritten; Europas Gleichgewicht war erschüttert; es war anzunehmen, daß das Deutsche Reich sich nicht dauernd mit dem Verlust des linken Rheinufers, daß England sich nicht mit der Beherrschung der Rheinmündung durch Frankreich abfinden werde. Konnte Frankreich haltmachen? Sollte es sich innerlich festigen und im Vertrauen auf seine Stärke abwarten, ob Europa seine neue Machtstellung ertrug? Oder sollte es seine neu erwachten Kräfte dazu benutzen, die Welt nach seinem Bilde zu gestalten? Diese Schicksalsfrage zu beantworten, war jetzt der erste Konsul berufen. Für ihn bedeuteten die Jahre 1802 und 1803 die weltgeschichtliche Entscheidung.

Es war nicht nur die Notwendigkeit der Weltlage und der Zwang der Überlieferung, die Napoleon auf die Seite der universalen Ausdehnung trieben: sein eigenes Wesen trieb ihn über Frankreich hinaus. Nicht nur seine elementaren Kräfte, Ehrgeiz und Phantasie, auch seine ganze Den-

kungsart wies ihn auf den Weg der Eroberung. Das Unwägbare in der Seele des Einzelnen und der Völker war ihm fremd, das doch den tiefsten und eigentlichen Inhalt der Menschen ausmacht. Er ahnte die Individualität der Völker nicht: er meinte, es gäbe „recht wenig Unterschiede zwischen dem einen Volk und dem andern". Daher übersah er die Kräfte der Nationalitäten; hierin ein echter Sohn des 18. Jahrhunderts, dem die menschliche Vernunft das höchste Ideal gewesen war. Daher formte er die Eroberungstendenzen des Königtums und die Befreiungsgedanken der Revolution um in eine neue, eigene Idee: die Idee des „Empire". Das Empire war nicht Frankreich; Politiker wie Talleyrand haben gerade deshalb eine national-französische Opposition gegen Napoleon betrieben. Es war ein von den nationalen Grundlagen losgelöster Staat, der Vernunftstaat des 18. Jahrhunderts; konzipiert nach dem Vorbilde der großen Eroberer und Organisatoren Alexanders, Cäsars, Karls des Großen; die Wiederbelebung der Einheit des Abendlandes, der großen Idee des „Heiligen römischen Reiches", die seit den Hohenstaufen versunken war; ein Gebäude, das Napoleon mit kaltem Verstand und glühender Phantasie zugleich erdachte, um sich Herrschaft und Spielraum für seine Kraft zu schaffen — während seine Einbildungskraft noch darüber hinaus in den Orient, nach Indien, in sagenhafte Welten schweifte.

In dem kurzen, von politischen Spannungen erfüllten Friedensjahr 1802/03 trat diese Idee zum erstenmal ans Licht. Napoleon gab ihr Ausdruck in einer Politik, die auch im Frieden unablässig neues Gebiet in Europa und in Amerika an sich zog, während er mit den brutalsten diplomatischen Methoden den Gegner einzuschüchtern suchte. Aufs äußerste gereizt, griff England wieder zu den Waffen. Damit waren die Würfel gefallen. Nach kurzer Zeit wurde es klar, daß England, zur See unerreichbar, nur durch die Verwirklichung des Empire auf dem europäischen Festland entscheidend getroffen werden konnte. Damit mußte Napoleons weitere Politik der Krieg werden, ein Krieg, der sich das äußerste Ziel setzen mußte, die Zerstörung des alten europäischen Staatensystems und seine Unterwerfung unter den Willen des Siegers. Die Kaiserkrönung besiegelte den Entschluß: sie war die Kriegserklärung an das alte legitime Europa. Der Schritt über Frankreichs Grenzen hinaus war damit unwiderruflich geworden. Napoleon hatte Recht, wenn er in späterer Zeit, nach 1813, glaubte, daß der Verzicht auf das Empire über Europa auch den Verzicht auf seine Herrschaft über Frankreich bedeuten würde: beides war nun durch sein Genie und seinen Ehrgeiz unlösbar miteinander verbunden.

Österreichs und Rußlands Kriegserklärung gaben ihm 1805 die willkommene Gelegenheit, auf dem Festland zu kämpfen. Österreichs schneller Friedensschluß und Preußens unglücklicher Krieg brachten Deutschland in seine Hand. Das Bündnis mit Alexander von Rußland führte ihn auf den Gipfel seiner Macht, scheinbar nahe an das Ziel: bis tief nach Asien hinein war ihm die Welt gehorsam oder befreundet — selbst die alten Pläne des Feldzugs nach Indien schienen endlich Gestalt anzunehmen. Das alte Staatensystem war zerstört, und auch vielen Großen unter den deutschen Geistern dieser zugleich individualistischen und universalen Epoche schien das neue kommende Reich von Dauer zu sein; Goethe und Hegel bewunderten zugleich die Größe des Menschen und der Idee, die sich in dem Weltenkaiser verkörperte.

Die höchste Vollendung militärischer und politischer Kunst hatte er erreicht. Nichts schien ihm zu mißlingen. Aber sein Bild begann sich zu ändern. Die Starrheit der Majestät breitete sich über seine Züge und seinen Geist aus: bald konnte er keinen Willen mehr achten, keine Idee mehr anerkennen als nur seine eigene. Die Wirklichkeit verblich ihm gegenüber den Bildern, die ihm sein Wille und seine Einbildungskraft vorspiegelten. Seine Persönlichkeit überragte alles Menschenmaß: bald sollte er selbst das Maß für die Menschen und Dinge verlieren.

Allmählich erweckte der Zusammenbruch der Staaten die Völker. Spaniens Volkskrieg konnte der Kaiser nicht beenden. Zwar mißlang Österreichs Erhebung 1809, aber neue Kräfte waren auf den Plan getreten. Napoleon sah sie nicht; er suchte vielmehr sein System durch seine Heirat mit der österreichischen Kaisertochter mit den Mächten des alten Europa zu verbinden. Diese Heirat, scheinbar die Bestätigung seines Sieges, bestätigte seine Loslösung von den Volkskräften, die ihn emporgetragen hatten, und seine Rückkehr zu Ideen, die der Vergangenheit angehörten.

Rußlands Abfall stellte den Politiker wie den Feldherrn vor eine Aufgabe von unerhörter Größe. Wieder wie vor zehn Jahren erhob sich die Frage, ob es nicht geboten sei, haltzumachen und sich mit dem Erreichten zu begnügen. Aber das hätte bedeutet, auf eine Entscheidung gegen England zu verzichten, den Krieg auf unbestimmte Zeit zu verlängern. Es hätte die Anerkennung bedeutet, daß dem Empire Grenzen gesetzt seien, die es nicht überschreiten könne; und der Wille des Kaisers war nicht mehr gewohnt, zu verzichten. Gelang Rußlands Niederwerfung, dann war allerdings unübersehbar viel — vielleicht sogar der Weg nach Indien — gewonnen, das Empire unerschütterlich gesichert. Und konnte man nicht hoffen, daß der Kriegswille des Kaisers Alexander zu brechen sei, wenn sein Heer ge-

schlagen, seine Herrschaft bedroht war? Napoleon folgte dem Ruf seiner Ideen und seiner Phantasie mehr als den Warnungen seiner Berater und seines Verstandes. An dem Widerspruch zwischen ihrem Ziel, das sie ins Grenzenlose wies, und ihren begrenzten Mitteln ging hier Napoleons Reichsidee zugrunde. Der Rückzug von Moskau leitete die Erhebung der Völker gegen das Empire ein. Kräfte standen auf, von Napoleons Herrschaft geweckt, die er als „Ideologien" verspottet hatte: der neue Opfergeist der Völker erwies sich als mächtiger als die Genialität seiner Person.

Napoleons Haltung 1813 und 1814 erklärt sich nur daraus, daß ihm nach seiner ganzen Vergangenheit jede Beschränkung unmöglich war. Er konnte nur Herrscher über Frankreich bleiben, wenn er zugleich der Herrscher des Kontinents blieb. Noch einmal, im Sommer 1813, war er hart am Ziel; aber eine falsche Einschätzung der politischen Lage bewog ihn zum Waffenstillstand. Von nun an war er in der Verteidigung. Die Sorge um den Bestand seiner Schöpfung lag als eine schwere Last über dem Herbstfeldzug von 1813. Erst 1814 sehen wir ihn „seine Stiefel und seine Entschlossenheit von 1796" wieder anlegen und zeigen, daß er noch ein Feldherr war. Aber sein Kampf ging um Unerreichbares: 1813 um Deutschland, 1814 um die „natürlichen Grenzen", 1815 nach seiner Rückkehr von Elba um seine Herrschaft über Frankreich: bewunderungswürdig in seiner Unbeugsamkeit und seiner militärischen Genialität. Aber an seiner politischen Haltung in diesen Jahren wird es klar, daß er nicht für nationale Notwendigkeiten, sondern nur noch für seine persönliche Herrschaft Frankreichs letzte Truppen auf die Schlachtfelder führte.

II.

Napoleons Kriegskunst wurzelt unmittelbar in seiner Politik. Wie jede Art der Kriegführung ist sie notwendig zeitgebunden und nur aus den Zielen zu verstehen, denen sie diente, und den Verhältnissen, die sie vorfand.

Das 17. und 18. Jahrhundert hatte die Staatsgewalt vom Volk losgelöst und die absolute Monarchie geschaffen, die sich nach innen und außen auf das stehende Heer stützte. Die politisch handelnden Mächte des 18. Jahrhunderts waren nicht die Völker, sondern die Fürsten. Ihr Machtmittel, das Berufsheer, das die Volksaufgebote früherer Zeiten abgelöst hatte, war teuer und schwer zu ersetzen; eine Niederlage und ein teuer erkaufter Sieg erschütterten fast in gleichem Maß die Staatsgewalt. Es war selbstverständlich, daß man das kostbare Kriegsinstrument schonte: wie der Krieg nur eins unter vielen Mitteln der Politik war, so war die Schlacht nur

eins unter vielen Mitteln des Krieges. Unter ungünstigen Verhältnissen kämpfen zu müssen, schien schon gleichbedeutend mit einer Niederlage. So konnte der Risikogedanke an die Stelle des Vernichtungsgedankens treten; es gab „unangreifbare Stellungen", „Schlüssel"-punkte oder -gegenden, deren Besitz die Herrschaft über ein Land entschied, weil sie nur unter übergroßen Opfern zu bezwingen gewesen wären. Diesen Beschränkungen seines Zeitalters war auch das Genie Friedrichs des Großen unterworfen, so sehr er die wahre, auf die Schlachtentscheidung drängende Natur des Krieges erkannte. Auch er hatte sich bescheiden müssen: mit den preußischen Truppen „würde man die ganze Welt bezwingen, wenn ihre Siege ihnen nicht ebenso wie ihren Feinden Menschen kosteten". Den Rahmen der staatlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten kann keine Kriegführung sprengen: das militärische System des 18. Jahrhunderts entsprach dem politischen und war demnach richtig. Falsch war nur, wenn man in den Aushilfen, die aus der Begrenztheit der Mittel folgten, das Wesen der Kriegführung sah. Gerade hierzu verführte aber die Geistesrichtung der Aufklärung: wie das ganze Leben sollte auch der Krieg vernünftigen Gesetzen unterworfen sein. Das Elementare, Rohe sollte verschwinden; eine „Wissenschaft der Kriegskunst" entstand, die in den Verhältnissen der Geographie und der Mathematik, in strategischen Punkten und Linien, im Winkel von Operationslinie und Basis und ähnlichem das Geheimnis des Sieges fand und lehrte. Nicht durch Gewalt, sondern durch die Kunst, ohne das Würfelspiel der Schlacht wollte man siegen.

Das war die Schule, aus der Napoleons Gegner, von Beaulieu und Wurmser bis zum Erzherzog Karl und den preußischen Führern von 1806, hervorgegangen waren.

Demgegenüber wurzelt Napoleons Kriegführung in der Revolution. Diese hatte das französische Volk zum Träger der Kriegführung gemacht. Nicht eine zahlenmäßig begrenzte Berufsarmee, sondern die Wehrkraft eines Volkes von 29 Millionen war das Reservoir, aus dem sie schöpfte. Die Masse, die Kraft und der Wille war da: Napoleon gab ihnen den Führer. Seine Armee bedeutete nicht mehr den Staat: sie wurde vielmehr selbst getragen, genährt und ergänzt von dem Volksganzen, dessen Teil sie war. Als Feldherr der Revolution konnte er „monatlich 10 000 Mann ausgeben": 1 700 000 Tote haben die Kriege des Kaiserreiches dem alten Frankreich gekostet. Daher konnte er zuerst die alten Beschränkungen abwerfen und den Krieg aus einem Vernunftsystem, zu dem ihn die Aufklärung gemacht hatte, wieder zu dem Ringen von Elementarkräften machen, dem „leidenschaftlichen Drama", das er von Natur aus ist.

Napoleon war der letzte Feldherr, der zugleich Herrscher war. So war bei ihm die unmittelbare Einheit von Politik und Kriegführung gegeben; seine Kriegführung war, um mit Clausewitz zu reden, „die Politik selbst, die die Feder mit dem Degen vertauscht, aber darum nicht aufgehört hat, nach ihren eigenen Gesetzen zu denken".

Das erste politische Ziel der Revolution und Napoleons war die Niederwerfung der alten europäischen Staaten. Schon 1794 hat der Brigadegeneral Bonaparte den Grundsatz ausgesprochen, mit dem er diese Aufgabe lösen wollte: „Die Grundsätze im Kriege sind dieselben wie bei der Belagerung von Festungen: man muß sein Feuer auf einen Punkt vereinigen. Ist die Bresche geschossen, so ist das Gleichgewicht aufgehoben, alles andere wird unnötig, und die Festung ist genommen. Deutschland muß niedergeworfen werden. Dann fallen Spanien und Italien von selbst. Man muß seinen Angriff nicht zersplittern, sondern zusammenhalten." Man sieht, wie er das alte Europa militärisch wie politisch richtig einschätzte. Die Kraft der Revolution lag in den Massen, und ihre politischen Ziele waren unbegrenzt; die Staaten ihrer Feinde beruhten nur auf den regierenden Klassen, und ihre politischen Energien waren ebenso begrenzt wie ihre kriegerischen Mittel. Napoleon erkannte die Möglichkeit, durch rücksichtslose Verwendung der Masse die militärischen Mittel der Feinde und damit zugleich ihren politischen Willen zu brechen. So konzentrierte sich sein Verfahren darauf, eine militärische E n t s c h e i d u n g herbeizuführen, die alsbald die politische Entscheidung nach sich zog. Schon in Bonapartes erstem Feldzug führte es zum Ziel. Sein Kriegsplan wollte eine entscheidende Offensive der „Armee von Italien" durch die Lombardei und Tirol, Vereinigung mit der Rheinarmee in Bayern, gemeinsames Vorgehen auf Wien: der durch Jahre hingezogene Krieg sollte jetzt durch Vereinigung der Kräfte gegen die Hauptstadt des Deutschen Reichs zur Entscheidung gebracht werden. Napoleons Durchbruch trennte die Österreicher von den Piemontesen: er war zugleich ein politischer. Dieses Verfahren, sich zwischen die Verbündeten zu werfen, den einen nach dem andern zu schlagen und friedenswillig zu machen, finden wir von nun an in allen Feldzügen, die Napoleon gegen Koalitionen führt. Die Österreicher wurden in den Schlachten um Mantua besiegt, die Festung genommen. Da indessen die Rheinarmee zurückgegangen war, trat Napoleon allein den Vormarsch gegen Wien an. Vor der Höhe des Gebirges, jenseits des Alpenwalles, bot er Österreich in einem empfindsamen Schreiben an den Erzherzog Karl den Frieden an. Seine eigenen Machtmittel waren fast erschöpft, seine rückwärtigen Verbindungen gefährdet; aber er berechnete den moralischen Ein-

druck seiner Siege richtig. Das „Gleichgewicht“ war „aufgehoben“; der Kaiserstaat ließ es auf die letzte Waffenentscheidung nicht ankommen; das Risiko war ihm zu groß. Die Politik führte das Werk der Strategie wirksam zu Ende.

1800 fand der erste Konsul Österreich in Deutschland und Italien siegreich, aber ohne Bundesgenossen. Der Verlauf des Krieges gleicht dem von 1796/97. Die Schlachtentscheidung fiel bei Marengo. Als die französischen Heere von der Etsch und dem Inn her die österreichischen Erblande bedrohten, schloß Kaiser Franz Frieden. Es handelte sich für ihn wieder nur um einzelne Provinzen, nicht um die Existenz des Staates; auf Bundesgenossen war nicht zu rechnen, auf eine Wendung des Kriegsglücks nicht zu hoffen: Die Niederlage des Heeres zog die politische Entscheidung nach sich.

1805 traf Napoleon auf ein vorhandenes Bündnis: England, Österreich, Rußland, und ein werdendes, den Anschluß Preußens. Das alte zu sprengen, das neue zu verhindern; sich zwischen Preußen und Österreich, zwischen Österreich und Rußland zu werfen: so stellte er sich die politisch-strategische Aufgabe. Daher verlegte er diesmal den Feldzug nicht nach Italien, wo die österreichische Hauptmacht stand, sondern nach Deutschland, darum leitete er den Feldzug durch eine gewaltige Umfassung der Nordflanke ein. So gelang es ihm, erst Österreich bei Ulm zu schlagen, während er den Preußen den Weg nach Süddeutschland verlegte, und sich dann zwischen die russische und die österreichische Hauptmacht zu schieben. Das war seine Lage vor Austerlitz. Aber jetzt war er außerstande, die Feinde zu der Schlachtentscheidung zu zwingen, die er brauchte. Schon war er politisch im Rückzug vor Preußen, das täglich drohender wurde. Seine Lage erinnert an den Herbstfeldzug von 1813. Aber seine Gegner hatten noch nichts gelernt: Alexander von Rußland griff an und wurde geschlagen. Der Durchbruch bei Austerlitz wurde zum Durchbruch durch die Koalition: die Bresche war geschossen. Die Russen zogen ab, Österreich gab die Hoffnung auf und schloß Frieden, um sich vor Schlimmerem zu bewahren, obgleich er ihm teuer genug zu stehen kam. Wieder entschied der moralische Eindruck, die Scheu vor dem Risiko, obgleich die militärischen und staatlichen Hilfsmittel noch lange nicht erschöpft waren.

1806. Preußens unglücklicher Entschluß, zu den Waffen zu greifen, gab Napoleon die gleiche Chance wie 1805: den einen Gegner zu schlagen, bevor der andere heran war. Daher war die Feldzugsanlage dieselbe wie bei Ulm: die ganze Streitmacht wurde gegen den Flügel vorgeführt, an den sich das russische Heer anschließen könnte; die militärische Umgehung bedeutete den politischen Durchbruch, den nach manchen Schwankungen der Feld-

zug von Friedland vollendete. Preußen hatte weder Heer noch Land mehr; es war dem Willen des Siegers ausgeliefert. Die vollendete Ausnutzung des militärischen Sieges bedeutete es aber, daß Napoleon den geschlagenen Russenkaiser zum Bundesgenossen gewann und damit das große Reich in sein System einfügte, dessen Soldaten er zwar in zwei Schlachten besiegt, dessen Boden er aber nicht betreten hatte.

1809. Rußland war mit Napoleon verbündet, der Rheinbund blieb treu, Österreich stand allein. Der taktische Sieg bei Wagram gelang nur unvollkommen: geordnet ging das österreichische Heer nach Böhmen zurück. Dennoch hatte Napoleon die politisch-strategische Aufgabe diesmal vollständig gelöst. Denn mit dem Rücken gegen den Rheinbund, von Ungarn abgeschnitten, hätte Erzherzog Karl nur noch einen aussichtslosen Verzweiflungskampf führen können. 1797, nach Marengo und nach Austerlitz, war nur Österreichs Wille, nicht seine Macht gebrochen. Diesmal aber war es am Ende seiner Mittel und hatte keinen Ausweg als den Friedensschluß. Der letzte und neben 1806 größte Erfolg war erfochten.

In allen diesen Fällen gelangten Napoleons Politik und Kriegführung in völliger Einheitlichkeit zu großartigen, unerhörten Ergebnissen. Gegen die räumlich begrenzten, im politischen und militärischen System des 18. Jahrhunderts stehengebliebenen Staaten Mitteleuropas hatte die Kriegführung des Programms von 1794 vollen Erfolg gehabt. Sie hatte ihre Machtmittel zerschlagen, den Kriegswillen der Regierungen gelähmt, in einigen Fällen auch die Kriegsmittel völlig in die Hand des Siegers gebracht: in allen Fällen hatte sie die politische Entscheidung herbeigeführt.

In Spanien und in Rußland aber mußte es Napoleon erfahren, daß militärische Siege hier nicht imstande waren, das „Gleichgewicht aufzuheben" und die politische Entscheidung zu bringen. In beiden Fällen war es das Problem des grenzenlosen Raums, der die strategischen Gewichte des Kaisers aufhob. In Spanien hatte das zum äußersten entschlossene Volk den Rückhalt am seebeherrschenden England; Rußlands Größe verzehrte die „große Armee", bevor ihr Druck auf Volk und Regierung hatte wirken können. Schon 1805 und 1807 hatten russische Heere den Kaiser vor das Problem des Raumes gestellt; beide Male hatten sie schließlich doch die Schlacht geschlagen, die er wünschte. 1812 hat Napoleon eine Kriegführung wie die des 18. Jahrhunderts erwogen, wenn ihm die entscheidende Schlacht nicht gelang. Er bedachte, 1812 bis an die Grenze Großrußlands vorzugehen, ein neues Großpolen zu gründen, im nächsten Jahre mit gesicherten rückwärtigen Verbindungen auf Moskau vorzustoßen; und wenn dies nicht den Frieden brachte, im Jahr darauf Petersburg zu

nehmen. Er hätte so vielleicht eine Lage schaffen können, die den Russen auf die Dauer unerträglich wurde und sie zum Angriff zwang. Methoden des 18. Jahrhunderts hätten dem Wesen des Empire und dem politischen Zweck dieses Krieges wohl besser entsprochen als die unbeschränkte Fortsetzung der Kriegführung der Revolution. Indem der Kaiser aber ein ungeheures Ziel in einem Entscheidungsschlage erreichen wollte, scheiterte er als Politiker und als Feldherr.

Dieser Überblick genügt, um die Grundlinie klarzulegen, auf der Napoleons Strategie und Politik sich fanden: es ist ihre aufs Äußerste gerichtete Natur, ihr Wille, um jeden Preis eine Entscheidung herbeizuführen. Frankreichs neue revolutionäre Kraft bot ihm das Mittel; das alte Europa lag als Ziel vor ihm: Napoleons militärisches Genie erkannte die Möglichkeiten dieser einzigartigen Lage und nutzte sie bis zur letzten Vollendung, der völligen Zertrümmerung des feindlichen Staatensystems aus.

Die Größe seiner Erfolge haben diese Art der Strategie seitdem als die reine Form des Krieges überhaupt erscheinen lassen. Napoleons Beispiel zeigt aber auch, daß seine Kriegführung aus der ganz bestimmten Lage des Kampfes gegen eine veraltete Staats- und Gesellschaftsordnung auf dem beschränkten Raum Mitteleuropas entsprang, und daß es andere politische Aufgaben gab, die selbst seine Genialität auf diesem Wege nicht meistern konnte. Aber wenn er selbst auch scheiterte, so wurden seine Feinde seiner erst Herr, als sie ihre Staaten mit dem Geist der neuen Zeit und ihre Heere mit dem Geist napoleonischer Kriegführung durchdrungen hatten.

Die Vereinigung von Politik und Kriegführung bildet die Grundlage von Napoleons Strategie; ihr Grundzug ist die politische Zielsetzung. Betrachten wir ergänzend seine Strategie von der militärischen Seite aus. Ein Grundsatz ist allen seinen Kriegshandlungen gemeinsam; die Vereinigung der Kraft auf e i n e n Punkt; auf den Punkt, wo die Entscheidung gesucht wird. Napoleon hat die kunstvollen Manöver des 18. Jahrhunderts durchaus nicht verschmäht; auch die alte Schule kannte und liebte Umgehungen und Operationen gegen die feindlichen Verbindungen. Neu war aber, daß diese strategischen Bewegungen bei Napoleon nicht mehr „Diversionen" waren, um den Feind „abzuziehen", ihm „Ombrage zu machen", sondern daß sie nur dem einen Ziele dienten, dem Gegner die Schlacht aufzuzwingen, und möglichst eine Schlacht, die ihn vernichtete. Daher ist Napoleons Strategie einfach. Sie zerhaut mit dem Gewicht der zusammengeballten Masse das kunstvolle Gewebe der strategischen Berechnungen ihrer Gegner. In e i n e r Richtung wird die Hauptkraft des Heeres vorgeführt; im großen bestimmt es der politische Zweck des Krieges, wie wir gesehen haben, wo die

Entscheidung zu suchen ist. Ist eine Flanke des Gegners frei, so sucht Napoleon die geschlossene Masse seines Heeres auf die rückwärtigen Verbindungen des Gegners zu bringen. Die strategische Umgehung findet ihre letzte Krönung in der Schlacht mit verwandter Front.

So bricht er 1800 über den St. Bernhard nach Mailand vor in den Rücken der Österreicher, die vor Genua stehen: die Entscheidung fällt bei Marengo. 1805 leitet eine einheitliche Umfassung der Nordflanke der Österreicher den Feldzug ein und gipfelt in der Kapitulation von Ulm. Ebenso umgeht Napoleon 1806 die Ostflanke der Preußen — was sie auch tun, er kann sicher sein, die Elbe vor ihnen zu überschreiten. Jena und Auerstedt, Prenzlau und Ratkau krönen diesen in seiner Einfachheit unvergleichlichen Feldzug. Auch 1812 beginnt der Feldzug mit dem Versuch, die Nordflanke der Russen zu gewinnen — dem Versuch eines „strategischen Leuthen“ mit vorgenommenem, starkem Nordflügel und versagtem Südflügel —, Schlieffens Feldzugsplan vergleichbar; und schließlich dominiert der Gedanke der strategischen Umfassung auch im Frühjahrsfeldzug 1813. Die überwältigenden Vorteile der einseitigen Umfassung hat Napoleon also erkannt und benutzt; die doppelseitige Umfassung hat er ausdrücklich verworfen — sie widersprach seinem Grundsatz, alle Kraft auf einen Punkt zu vereinigen.

Sind die Flanken des Gegners nicht erreichbar, so wählt Napoleon den Durchbruch durch die Mitte — und diesen mit Vorliebe dann, wenn er zwei Gegner vor sich hat, deren Verbindungen auseinanderlaufen: so 1796, in Spanien 1808, in Belgien 1815; so auch, wohl vornehmlich aus politischen Gründen, im Feldzug von Friedland 1807. Die Stellung in der Mitte zwischen zwei Gegnern erlaubt es ihm, die Entscheidungen nacheinander herbeizuführen, und so seine Kräfte zu verdoppeln. Im italienischen Feldzug von 1796 und 1797 gab Napoleon so das erste glänzende Beispiel der Zusammenfassung der Kraft, und eine gewisse Vorliebe für diese Stellung auf der „inneren Linie“ hat er stets behalten: Kritiker wie Jomini und Yorck von Wartenburg haben darin das eigentliche Merkmal seiner Kriegskunst sehen wollen. Die Technik jener Zeit gab der inneren Linie viele Vorteile. Die Waffen bedingten einen schnellen Schlachtverlauf — das Gewehr war auf 100 bis 200 Meter, das Geschütz auf 600, höchstens 1000 Meter wirksam; die schwere Kavallerie, den heutigen Tanks vergleichbar, konnte den bestrichenen Raum in wenigen Minuten durchmessen und schlachtentscheidend wirken; kein Nachrichtenmittel konnte die getrennten Abteilungen in Übereinstimmung halten und sie rechtzeitig auf dem Schlachtfeld vereinigen. Aber auch die Nachteile der inneren Linie sollte Napoleon

erfahren — daß sie dem Gegner die Freiheit des Ausweichens lassen muß, und es dem Eingekreisten unmöglich macht, die Entscheidung dann zu erzwingen, wenn er sie braucht. Dieses Schicksal drohte vor Austerlitz, und die „innere Linie" verlor schließlich den Herbstfeldzug 1813.

Schon Napoleons Vorliebe für die „innere Linie" zeigt, daß er beide Hauptformen der Kriegführung — Angriff und Verteidigung — anzuwenden wußte; denn jede Operation auf der inneren Linie besteht aus der Verbindung dieser Kampfformen. Aber überhaupt ist keine Zusammenballung der Kraft an einem Punkt möglich, wenn man es nicht in Kauf nimmt, an anderen Orten schwach zu sein. Nebenaufgaben hat Napoleon oft defensiv durchführen lassen, dabei die Befestigungskunst voll ausnutzend, so 1805 und 1809 in Italien, bis die Entscheidung in Deutschland gefallen war; und die Schlappen, die seine Nebenarmeen erlitten, nahm er nicht schwer, wenn sie nur überlegene Kräfte banden. Erst in seiner späteren Zeit hat er den Fehler gemacht, zuviel gleichzeitig erreichen zu wollen: 1813 ließ er den entscheidenden Angriff gegen die Nordarmee nur durch ein Drittel des Heeres unter einem Anfänger — Oudinot — führen, während er selbst mit zwei Dritteln der Armee Sachsen decken und von dort aus Schläge gegen die verbündete Hauptarmee führen wollte: ein erster Verstoß gegen den Grundsatz Friedrichs: wer alles decken will, deckt nichts. Und ähnlich setzte er 1815 sein Heer je zur Hälfte gegen die Preußen und die Engländer an. So zeigen seine Feldzüge, daß große Entscheidungen nur durch eine souveräne Beherrschung beider operativer Formen möglich sind — ebenso wie Deutschlands Schicksal 1914.

Den Zeitgenossen Napoleons hat die reißende, unerhörte Schnelligkeit seiner Heeresbewegungen einen besonderen Eindruck gemacht; und oft ist die Ansicht ausgesprochen worden, daß seine Unabhängigkeit von dem Magazinwesen und dem Nachschub eine der Haupteigentümlichkeiten seiner Heerführung gewesen sei. Rückschauend kann man dieser Ansicht nicht beitreten. In den ersten Feldzügen mit einem kleinen Heer hat wohl der General Bonaparte aus dem Mangel an Nachschub eine Tugend gemacht und die Armee aus dem Lande versorgt. Später sehen wir ihn seine rückwärtigen Verbindungen stets mit größter Sorgfalt einrichten und sichern; ein großer Teil der Kunst seiner großen Umfassungsbewegungen bestand darin, daß er die rückwärtigen Verbindungen des Feindes zerschnitt, ohne seine eigenen preiszugeben. Je mehr die Heere wuchsen, desto mehr hat ihn das schwere Problem des Nachschubs beschäftigt; sein Ziel blieb, daß der Nachschub sich nach den Operationen richten sollte, und nicht umgekehrt. Ganz erreicht hat er es nie: die technischen Mittel seiner Zeit konnten nicht

leisten, was er verlangte: in Rußland entschied das Versagen des Nachschubs den Untergang der großen Armee. Auch hier hat er Probleme aufgedeckt, die über seine Zeit in die Zukunft wiesen.

In erster Linie war Napoleon Stratege; die Schlacht war ihm die notwendige Krönung des strategischen Entwurfs, und auf sie wandte er dieselben Grundsätze an, die für den Feldzug maßgebend waren. Baute der Feldzug sich auf einer Rechtsumfassung auf, so wurde auch in der Schlacht der Feind rechts umfaßt, und wenn hier auch der Angriff am schwersten war (Wagram); war die Idee des Feldzugs ein strategischer Durchbruch, so richtete sich sein Angriff gegen den Flügel, der dem Verbündeten zugekehrt war (Waterloo); sollte nur das Übergewicht der französischen Waffen bewiesen, das „Gleichgewicht aufgehoben" werden, genügte ein reiner Frontalangriff (Borodino). Aber sein grundlegendes Prinzip: die Massebildung, wird in der Schlacht unter allen Umständen durchgeführt. In der Schlacht gilt nur die rohe Gewalt — das „Klotzen" sagen wir heute; nicht die Manövrierkunst. Um so wichtiger ist es, mit völliger Sicherheit den entscheidenden Punkt festzustellen, auf den der Stoß zu führen ist; eine gewisse Methodik im Aufbau der Schlacht ist nicht zu leugnen. Erst gilt es aufzuklären; durch den Kampf der Vorhut wird der Gegner gebunden, veranlaßt, seine Kräfte und seine Absicht zu zeigen: dann erst, wenn Klarheit gewonnen ist, folgt der entscheidende Stoß. Diesem zeitlichen Nacheinander der Gefechtshandlung dient schon der Vormarsch zur Schlacht: hinter leichten Aufklärungsstreitkräften eine gemeinsame Vorhut; dahinter in möglichst wenigen, aber dicht aufgeschlossenen Kolonnen das Heer. Je weniger Marschteten es hatte, desto sicherer war es in der Hand des Führers, aber desto länger dauerte der Aufmarsch, desto länger hatte auch der Feind Zeit, sich dem Stoß zu entziehen — so bei Heilsberg und Smolensk. Diese Methodik, dieses Nacheinander im Einsatz der Kräfte, das Zurückhalten starker Reserven, die Tiefengliederung („économie des forces"), das Sichergehenwollen („sûreté"), diese Grundsätze sind es, die Frankreich aus den Schlachten Napoleons abgeleitet hat und die seiner Führung noch heutigestags das Gepräge geben. Mit äußerster Tatkraft und Kühnheit vereint, hat dieser Hang zur Vorsicht, zum exakten Durchdenken aller Möglichkeiten in den großen Feldzügen des Kaisers zum glänzendsten Erfolg geführt: bis einmal die Zeit kam, wo diese Gedankenrichtung, mit politischen Sorgen verbunden, 1813 seinen größten und kühnsten Entwürfen den Weg zur Tat versperrte.

In der Schlacht wurden die Reserven also erst eingesetzt, wenn der Feind sich abgerungen hatte und die Entscheidung heranreifte. Immer

dichter häufte Napoleon die Massen zum entscheidenden Stoß, in grandioser Einseitigkeit: unbeirrt durch den österreichischen Flankenstoß gegen seinen Südflügel setzte er bei Wagram neunzehn Zwanzigstel seines Heeres zum Angriff gegen den österreichischen Nordflügel an; bei Waterloo warf er 20 000 Mann in vier schmalen Kolonnen zum Durchbruch gegen Wellingtons Front. Vorher wurde die Masse der Artillerie zur Wirkung gegen die Einbruchsstelle zusammengefaßt. Der Kaiser hat der Verwendung seiner Waffe neue Wege gewiesen. „Man führt den Krieg mit der Artillerie"; „die großen Schlachten gewinnt man mit der Artillerie": es ist, als habe er die Materialschlachten des Weltkrieges schon vorausgeahnt.

So atmen Politik, Strategie und Taktik Napoleons den gleichen Geist, den Geist der schärfsten Konzentration des Willens und der Kraft auf ein Ziel. Und diese Konzentration beruht in seiner Person, die Geist, Wille und Kraft zugleich für sein Heer ist. „Im Kriege sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles." Er wußte, daß die wahre Kriegskunst nicht erlernbar ist, daß der Genius des Feldherrn für das Heer alles bedeutet. So hat er auch nie die Leitung aus der Hand gegeben; unübersehbar, bewunderungswürdig ist die Menge der Einzelanordnungen, die uns in den zehn Bänden seiner militärischen Korrespondenz überliefert sind; alles leitete, überwachte, übersah er bis ins kleinste. Aber das Geheimnis seiner Siege behielt er für sich. Nicht einmal seine nächsten Mitarbeiter weihte er in den Geist seiner Führung ein. „Ich allein weiß, wie ich marschieren will, und welche Anordnungen ich zu geben habe" (1809). Was Wunder, wenn seine Marschälle, nur an strikten Gehorsam gewöhnt, in keine der Ideen des Meisters eingeweiht, versagten, wenn sie selbständig führen sollten! War Napoleon der einzige Nachfolger Friedrichs des Großen, so war Napoleons einziger Nachfolger Gneisenau.

III.

Der Inhalt der neueren Geschichte des Abendlandes ist eine Bewegung zur Freiheit. Renaissance und Humanismus befreiten das Individuum von den universalen Bindungen des Mittelalters; alle Bande der geistigen und geschichtlichen Überlieferung löste die Aufklärung und stellte das Individuum unmittelbar unter die Herrschaft der menschlichen Vernunft. Das Reich des schrankenlosen Individuums wurde zum Chaos, zur Schreckensherrschaft der Revolution: um die Jahrhundertwende hatte Frankreich begriffen, daß die Freiheit des einzelnen nur möglich war, wenn er in der Gemeinschaft der Nation verwurzelt blieb. Noch war Frankreich

der Welt in dieser Entwicklung voraus. Da ergoß es sich unter Napoleons Führung über seine Ufer, und die schrankenlose Herrschaft der einen Nation erweckte die unterworfenen Völker zum Bewußtsein ihrer selbst. Napoleon wurde nach Fichtes Wort der „Zwingherr zur Freiheit". Im Kampf gegen seine Universalherrschaft erschlossen die Deutschen die Quellen ihrer nationalen Kraft. Der Freiheit der Geister, die das 18. Jahrhundert gebracht hatte, folgte die Freiheit der Völker: eine neue Epoche, die der Nationen, der Massen brach an. Die alte Form zu zerbrechen, das neue Zeitalter heraufzuführen, war Napoleons historische Mission.

Gewollt hat er dieses neue Europa nicht; aber seine Taten haben es geschaffen. Seine Kriege haben die Epoche des Nationalismus eröffnet, Kriege haben sie im 19. Jahrhundert fortgeführt, der Weltkrieg hat sie vollendet: aber auch sie wird nicht ewig sein. Heute sehen wir die übernationalen Tendenzen — Völkerbund, Vereinigte Staaten von Europa — wieder im Vordringen gegen die Souveränität der Nationen. Und vielleicht sind diese universalen Ideen, die heute die Völker auf friedlichem Wege zu einer höheren Einheit zusammenfassen wollen, denen nicht ganz unähnlich, die der Staatsmann Napoleon in seinen Schlachten zu verwirklichen suchte — —.

Noch unmittelbarer, lebendiger als der Staatsmann lebt der Feldherr Napoleon fort. Die stolzesten Erinnerungen des französischen Volkes verbinden sich mit seinem Namen. Als das Symbol von Frankreichs Größe und Ruhm, als der gemeinsame heilige Besitz der gesamten französischen Nation ruht der Kaiser unter der prächtigen Kuppel des Doms der Invaliden.

Als Feldherr hat er eine neue Epoche der Kriegführung eröffnet, eine neue Kriegskunst geschaffen; neu insofern, als er die Bindungen des 18. Jahrhunderts abgeworfen, die Massen in die Kriegskunst eingeführt und ihr das höchste, überhaupt mögliche Ziel gesetzt hat: die Vernichtung des feindlichen Heeres und Staates. Durch die Menge und Verschiedenartigkeit seiner Feldzüge und Schlachten ist er der größte Kriegsmann, der größte Lehrmeister der Kriegskunst der neuen Zeit geworden. Sein Schüler Jomini hat aus Napoleons Feldzügen ein System abgeleitet, das noch heute die französische Kriegskunst beherrscht. Der größere und weitere Geist des Generals von Clausewitz hat in den Kriegen der Revolution und des Kaiserreichs die wahre Natur des Krieges erkannt und sie uns überliefert. An Napoleons Kriegführung hat nicht nur Moltke in selbständiger Entwicklung angeknüpft; auch die Feldzugsgedanken des Weltkrieges lassen sich auf die Grundformen zurückführen, die Napoleon ge-

brauchte. Und während Graf Schlieffen sich bewußt von ihm in vielem abgewandt hatte, erleben wir heute wieder ein stärkeres Eindringen der Grundsätze des Kaisers in unsere Taktik: der Schwerpunktbildung, des Zusammenhaltens der Kräfte, der Tiefengliederung, des Zurückhaltens stärkerer Reserven. Das ist kein Zufall: der Kampf moderner „Deckungsarmeen", hochbeweglich, mit der Möglichkeit zu schnellen Verschiebungen der Reserven und des Schwerpunktes, wird vielleicht mehr den Schlachten Napoleons gleichen, als den ungeheuren, schwerfälligen Heeresfronten des Weltkrieges.

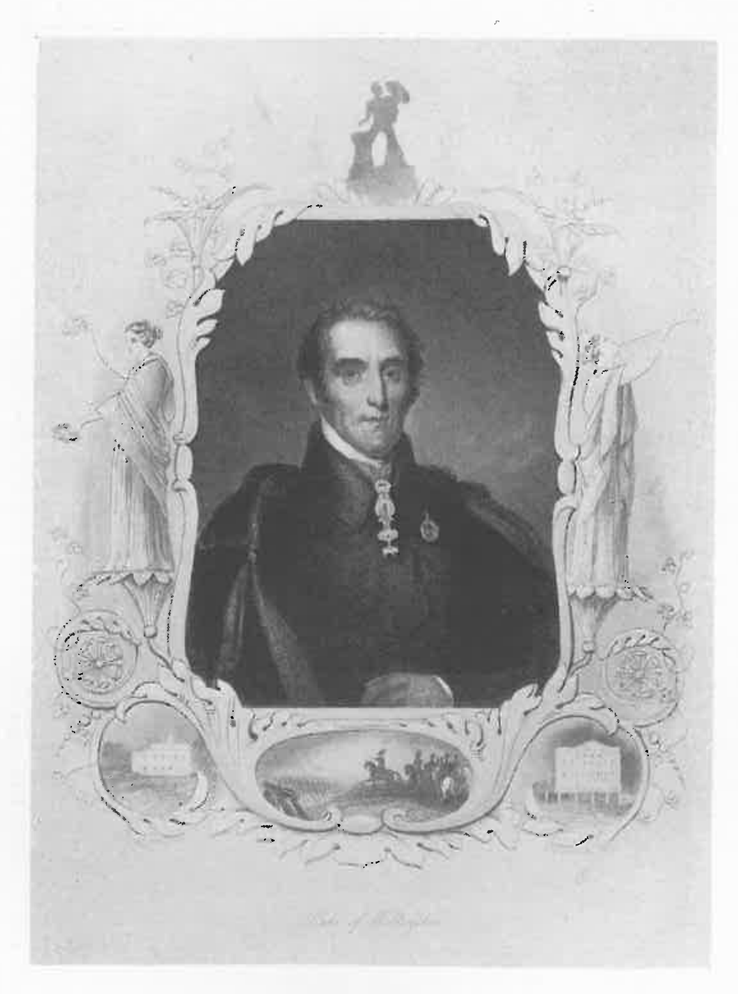
Wir aber wollen uns hüten, aus Napoleons Taten ein System abzuleiten. Jede Erscheinung der Kriegskunst kann nur an ihrer Zeit gemessen und nicht in andere Epochen übertragen werden. Über allen theoretischen Grundsätzen steht der schöpferische Genius des Feldherrn. Wir bewundern in Napoleon die ungeheuren Kräfte der Persönlichkeit. Wir ehren in ihm, wenn er auch Deutschlands Gegner war, den großen Meister der Kriegskunst. Und wir ehren in ihm die Tragik des Helden, der sich vermaß, die Geschicke der Welt nach seinem Willen zu lenken.



Napoleon

Stich von G. Longhi nach einem Gemälde von Le Gros.

Kupferstichkabinett, Berlin.



Wellington
Kupferstich von A. H. Payne.
Kupferstichkabinett, Berlin.

Wellington.

Von Major Konrad von Cochenhausen.

Arthur Wellesley, der spätere Herzog von Wellington, wurde am 1. Mai 1769 zu Dangan-Castle als dritter Sohn des Grafen von Mornington geboren. Er erhielt seine Erziehung auf der Schule zu Eton und der französischen Militärschule zu Angers. 1787 trat er als Fähnrich in die britische Armee ein. Er diente abwechselnd als Infanterist und Kavallerist, nahm 1794 am Feldzug in den Niederlanden teil und ging 1796 als Regiments-Kommandeur nach Indien. Hier zeichnete er sich bei der Eroberung von Seringpatam aus und schlug, mittlerweile zum Generalmajor ernannt, die Mahratten bei Assaye und Argoum. 1805 heimgekehrt, wurde er 1806 Abgeordneter im Unterhaus, nahm 1807 an dem Zuge gegen Kopenhagen teil und führte 1808 ein Truppenkorps nach Portugal. Er schlug Junot bei Vimeiro und zwang ihn zur Kapitulation von Cintra. 1809 mit dem Kommando über alle englischen Truppen in Portugal betraut, schlug er Soult bei Oporto, dann Victor bei Talavera. Später durch Soult zum Rückzug nach Portugal gezwungen, organisierte er den nationalen Widerstand des Landes und wurde Oberkommandierender der portugiesischen Armee. 1810 schlug er Masséna bei Busaco, wurde aber dann zum Rückzug in die Feldbefestigung von Torres Vedras gezwungen. Das Jahr 1811 verging unter Kämpfen mit wechselndem Erfolge. 1812 auch zum Generalissimus der spanischen Armee ernannt, erstürmte er Ciudad Rodrigo und Badajoz, schlug Marmont bei Salamanca und eroberte Madrid. Noch einmal zwang ihn Soult zum Rückzug nach Portugal. 1813 siegte er entscheidend bei Vittoria, wurde britischer Feldmarschall und nahm San Sebastian. 1814 drang er in Südfrankreich ein, besiegte Soult bei Orthez und nahm Toulouse. Er erhielt die Würde des Herzogs von Wellington, wurde Mitglied des Oberhauses und Gesandter in Paris. 1815 übernahm er das Kommando über die britisch-deutsch-holländische Truppen in den Niederlanden und siegte im Verein mit Blücher bei Waterloo. Nach 1815 widmete er sich wieder der Politik, war 1828 Premierminister, 1834 Minister des Auswärtigen. Seit 1827 war er Oberbefehlshaber der gesamten britischen Landmacht. Er starb am 14. September 1852 auf seinem Schloß Walmer Castle*).

„Wer will, daß etwas gut gemacht werde,
muß es selbst tun." (Eigener Ausspruch.)

I.

Wellington ist einer der drei großen Führer, die das Schicksal dem englischen Volke in den Jahren des härtesten Kampfes um seine Weltgeltung geschenkt hat. Pitt, der Staatsmann, war Verwalter seiner Kräfte, der unversöhnliche Feind Napoleons, der die Säulen des britischen Welt-

*) Lage der wichtigeren Orte siehe Skizze 8 auf Seite 341.

reichs, Meerherrschaft und Herrschaft über Indien begründete. Nelson, der Admiral, war der Sieger von Trafalgar und Verkörperer des meerbeherrschenden Engländertums. Wellington, der Heerführer, richtete den gesunkenen Ruhm des britischen Landheeres wieder auf und gab England entscheidenden Einfluß auch auf dem europäischen Kontinent.

Er entstammte einem alten konservativen Adelsgeschlecht, das dem Staate schon manchen tüchtigen Soldaten und Politiker gegeben hatte. Die Natur schien ihn zum Krieger geschaffen zu haben. Er war über Mittelgröße, von schlankem, sehnigem Körperbau. Reiches, dunkles Haar beschattete eine edle Stirn, das bartlose Gesicht bekam durch das große, dunkle, sprechende Auge, die Adlernase, den kleinen strengen Mund jenen Ausdruck von Verstand, Kälte und Tatkraft, der sein Wesen war. Sein Leben war einfach und methodisch. Er aß, trank, schlief wenig, rauchte nicht, war ein ritterlicher Verehrer der Frauen, ohne sich in Leidenschaften zu verlieren. Jagd und edle Musik füllten seine Mußestunden. So blieb er gesund bis ins hohe Greisenalter und bewahrte sich die gewaltige Arbeitskraft, die wir bei allen seinen Taten am meisten bewundern müssen. Geburt und hohe Verbindungen hoben ihn früh in verantwortliche Stellungen. Mehr konnten sie nicht tun. Bewähren mußte er sich selbst — er tat es.

Im Jahre 1794 lernt er in den Niederlanden zum ersten Male den Krieg kennen. Ein unglücklicher Krieg, in dem die ungeordneten Massen der jungen französischen Republik allmählich über Methodik und Ungeschick der eigennützigen Verbündeten die Oberhand gewinnen. Dem 25jährigen Oberstleutnant Wellesley gibt er Gelegenheit, sich als Regiments-Kommandeur durch geschickte Führung des Rückzugs auszuzeichnen, aus den Fehlern der Führung zu lernen und seine ersten Erfahrungen mit Verbündeten zu sammeln. Man ist in London auf ihn aufmerksam geworden, und sein älterer Bruder Richard, einflußreicher Staatsmann und Anhänger Pitts, tut alles, ihn weiter zu fördern. Dieser Richard wird 1796 Generalgouverneur von Indien und fordert den jüngeren Bruder als militärischen Helfer an. Als Kommandeur des 33. Infanterie-Regiments trifft Arthur Wellesley in Indien ein und betritt damit den Boden, auf dem die besten Soldaten Englands ihren ersten Lorbeer geerntet haben. Er betritt ihn wohl vorbereitet. Denn ernstes Studium der indischen Verhältnisse, gründliche Erlernung der indischen Sprache tragen jetzt ihren Lohn. Neun Jahre bleiben die Brüder Wellesley gemeinsam in Indien, Kopf und Arm Englands im Kampf um diese reiche Kolonie. Als sie 1805 heimkehren, haben sie die englische Herrschaft in Indien fest gefügt, vom

Ganges bis nach Hindostan. Arthur aber hat die beiden ersten Siege auf seine Fahnen geschrieben: Assaye und Argoum. Assaye, ein Sieg über die Mahratten, vorbereitet durch gründliche Organisation von Nachrichtendienst und Nachschub in dem aufständischen Gebirgslande und durch Trennung der Mahrattenfürsten in geschickter Diplomatenarbeit. Erfochten wird er mit einer Armee von nur 7500 Mann, darunter 1500 Weiße, mit 17 Geschützen gegen 50 000 Mahratten mit 100 Geschützen. Geschickte Verwendung der guten englischen Kavallerie, rücksichtsloser Einsatz der eigenen Person lassen den Generalmajor Wellesley siegen. Der zweite Sieg von Argoum krönt das Werk. Als Ergebnis fällt Gawilgarh, die feindliche Hauptstadt, in Wellesleys Hand. Die Siege zeigen aber auch schon die Bescheidenheit und Großherzigkeit dieses auch innerlich edlen Menschen. Sein Schlachtbericht von Assaye erwähnt mit keinem Wort, daß er selbst den entscheidenden Angriff geführt, daß ihm zwei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden. Mit größter Tatkraft setzt er sich für die Begnadigung der gefangenen Mahratten ein, unterdrückt jede Vergeltungsmaßnahme. „Der englische Soldat ist kein Racheinstrument." Um keinen Cent reicher, als er Indien betrat, kehrt er nach England heim, eine erstaunliche Tatsache bei der damals üblichen Kolonisierungsart. Wenige Eingeweihte kennen seine Verdienste in Indien. „Wer ist Wellesley?" „Ein Sépoy-General", sagt Napoleon verächtlich. Er wird umlernen müssen.

Zwei Jahre folgen, in denen Wellesley vorwiegend als Politiker und Diplomat Verwendung findet. Als Abgeordneter des Unterhauses gewinnt er Einblick in das parlamentarische Leben. Als erster Sekretär des Staatssekretärs von Irland lernt er die großen Gesichtspunkte englischer Regierungskunst kennen, als Vertreter der Armee führt er die Kapitulationsverhandlungen von Kopenhagen und bringt dies wenig rühmliche Kapitel englischer Diplomatie zum erwünschten Abschluß. Überall bewährt er sich als kluger, vorausdenkender Mann von größter Arbeitskraft und besonderem diplomatischen Geschick. So ist es nur natürlich, daß die Wahl auf ihn fällt, als die Zustände auf dem Kriegsschauplatz in Portugal einen General erheischen, der besonders schwierige Aufgaben nicht nur militärischer Art zu meistern verspricht.

Im August 1808 landet Wellesley mit 15 000 Engländern bei Oporto. Er betritt damit die Halbinsel, deren Verteidigung und endliche Befreiung seine Arbeit der nächsten sechs Jahre wurde. Zugleich aber auch die große Tat seines Lebens, die seinen Ruf als Organisator und Feldherr für immer in das Buch der Kriegsgeschichte einschreiben sollte.

Napoleon wollte die pyrenäische Halbinsel dem englischen Einfluß

entziehen und sie zur Teilnahme an seinem System der Kontinentalsperre gegen das britische Inselreich zwingen. Karl IV. von Spanien wurde zur Abdankung gezwungen, Madrid genommen, das portugiesische Königshaus Braganza floh nach Brasilien, Junot stand vor den Toren Lissabons. Seit dem Himmelfahrtstag 1808 lodert der Volkskrieg gegen den fremden Bedrücker in ganz Spanien. Wellesley wirft sich sofort auf Junot. Er schlägt ihn bei Vimeiro und zwingt ihn zur Kapitulation von Cintra, die ein Nachfolger Wellesleys im Oberkommando unter allzu günstigen Bedingungen für die Franzosen abschließt. Die englische Regierung ruft die führenden englischen Generale zur Verantwortung nach England zurück. Wellesley verteidigt sein Verhalten in kluger Rede vor dem Parlamentsausschuß, die von seiner richtigen Auffassung der Stellung des Unterführers zeugt: „In dem bürgerlichen Amt darf der Untergebene, wenn er wesentlich von dem Oberen verschieden denkt, sein Amt aufgeben. Aber der untergebene Offizier muß dem Befehlshaber beistehen, wie dieser es eben für vorteilhaft hält." Trotzdem fällt er in Ungnade, muß in der Heimat bleiben und bekommt wieder den einflußlosen Posten eines Brigadegenerals. Mit den schlichten Worten: „Ich muß meine Pflicht tun, wohin mein König mich stellt", tritt er sofort, ohne Zeichen des Gekränktseins, das Kommando an und widmet sich ganz der Ausbildung seiner Truppe.

Unterdessen ist Napoleon selbst auf der Halbinsel erschienen. Seine rücksichtslose Energie erzwingt überall den Sieg. Er nimmt Madrid wieder, dämpft den Volkskrieg; sein bester General Soult zwingt die englischen Truppen nach schwerer Niederlage bei La Coruña zur Einschiffung. Das Spiel scheint für England verloren, da besinnt sich die englische Regierung auf die Taten der Brüder Wellesley in Indien. Sie beruft Richard als Gesandten nach Spanien, gibt Arthur das Kommando in Portugal. Mit 20 000 Mann landet er am 26. April 1809 bei Lissabon, greift Soult bei Oporto an, erzwingt in tollkühnem Zupacken den Douro-Übergang, drängt die Franzosen unter Verlust ihrer gesamten Artillerie aus Portugal hinaus. Dann wendet er sich gegen die spanische Gruppe der Franzosen, schlägt Viktor in harter Abwehrschlacht bei Talavera, muß aber dann, von Soult umgangen, nach Portugal zurückgehen. Dieser Feldzug des Jahres 1809 hat Wellesley Klarheit über Zustände und beiderseitige Machtmittel auf der Halbinsel gebracht. Er hat eingesehen, daß das schwache englische Heer nicht allein siegen kann. Es wird des Zusammenwirkens seiner Armee mit der gesamten Volkskraft Spaniens und Portugals bedürfen. Und nun beginnt er sein gewaltiges Werk der militärischen und moralischen Aufrüstung der beiden Länder. Hartnäckig, beharrlich behauptet er seine

politisch-militärische Erkenntnis gegen alle Widerstände. Man kann nur dann zu voller Würdigung der Größe dieses Mannes kommen, wenn man sich diese gewaltigen Widerstände klarmacht, die er zu überwinden hatte, bis er sich sein Werkzeug zum Siege geschaffen hatte. Nur die Erkenntnis der ganzen Eigenart seiner Lage schützt auch vor ungerechter Kritik seiner Tätigkeit als Feldherr und der von ihm gegangenen taktischen und operativen Wege.

Die englische Armee, die Wellesley auf der Halbinsel zur Verfügung hatte, hat nie 32 000 Mann überschritten. Auf dem Söldnersystem aufgebaut, umfaßte sie viele sehr üble Elemente. In den letzten Jahren des Krieges meldeten sich so wenige Freiwillige, daß Verbrecher statt zu Gefängnis zu einer Anzahl Dienstjahren in der Armee verurteilt wurden. Die taktische Ausbildung war gering, Pflichtgefühl der Mannschaft wenig ausgebildet. Auch die Offiziere waren unzuverlässig und leisteten wenig. Wellesley hat diesen moralischen Tiefstand seiner Truppen klar erkannt und dieser Erkenntnis oft offen Ausdruck gegeben. „Meine Truppen sind der Abschaum der Erde. Alle sind Trinker. Nur die Furcht vor dem Korporalstock macht Eindruck auf sie.“ So ist es erklärlich, daß sein vornehmstes Bemühen der unbedingten Wahrung der Manneszucht gilt. „Es ist mir gleich, ob ich eine kleine oder große Armee befehlige, nur muß sie mir gehorchen.“ Häufige körperliche Strafen, vor der Front vollzogen, sind das Hauptmittel zur Wahrung dieser Manneszucht. Sie sind bewußte Erziehungsmittel, kein Ausfluß persönlicher Härte. Gegen seine braven Sépoys in Indien mit ihrem hochentwickelten Ehrgefühl verhängte er nie körperliche Strafen. In seinen ganz unpersönlichen Tagesbefehlen — er wählt nie die Ich-Form, schreibt stets: Der Kommandierende General wünscht — wendet er sich nie an das Gemüt seiner Leute, stets nur an ihren Verstand. Ruhm, Ehre, Vaterlandsliebe sind seiner Ansicht nach keine Triebkräfte für den gemeinen Mann, Pflichterfüllung ist alles, was man von ihm verlangen darf.

Es ist verständlich, daß bei einer derartigen Einstellung des Führers zu seiner Truppe ein herzliches Verhältnis nicht entstehen konnte. Die kalte, zurückhaltende Art Wellesleys, seine völlige Unnahbarkeit gegen Offizier und Mann vergrämten auch die guten Elemente, besonders die anders zusammengesetzten braven hannoverisch-braunschweigischen Hilfstruppen. Wenn er diesen nach einer hervorragenden Waffentat zuruft: „Ihr verdientet Engländer zu sein!“ so beweist das zwar den Stolz auf sein Engländertum, zugleich aber auch das geringe psychologische Verständnis für diese Truppen. Und trotzdem wirkte er magisch auf seine

Armee, denn er hatte etwas errungen, was vielleicht dauerhafter als ihre Verehrung war. Das war ihr unbedingtes Zutrauen zu seinen Leistungen als fürsorgender Vorgesetzter und als Führer in der Schlacht. Wellington selbst lebte seiner Armee ein Leben der Pflicht vor, das auf die Dauer seine erzieherischen Früchte trug. Er war unermüdlich tätig, verbesserte die täglichen Lebensbedingungen seiner Leute, wo er nur konnte, bekämpfte jeden Unterschleif in der Armeeverwaltung, war gerecht und unparteiisch. Im Kampfe schonte er ihr Blut und, was die Hauptsache, er siegte fast stets. So müssen wir vielleicht Lord Roberts hartes Wort verstehen: „Je mehr wir ihn als General bewundern, um so weniger lieben wir ihn als Menschen." Jedenfalls hat der Erfolg aber bewiesen, daß seine Art der Menschenbehandlung für diese Armee die richtige war.

Regierung und Volk von England tun wenig, ihm seine schwierige Stellung zu erleichtern. Der lange Halbinselkrieg ist nicht volkstümlich. Er verschlingt Menschen und Geld und kommt nicht zu Ende. Die englische Regierung stellt nicht großzügig dem General Wellesley alle Hilfsmittel, die sie ihm zuführt, zur freien Verfügung. Parlament, Ministerrat und der heimische Oberkommandierende der britischen Streitkräfte, der Herzog von York, mischen sich trotz Unkenntnis der Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatz dauernd ein. Der Streit der Parteien, Mißtrauen, Unwissenheit, Dilettantismus hindern Wellesley fast zum Erliegen. Die Geduld, mit der er alle diese Hemmungen in unzähligen Briefen und Denkschriften zu beseitigen sucht, atmet wahre Größe. Die eiserne Faust, mit der er Manneszucht und Ordnung hält, die ihm den Beinamen des „Iron Duke" bringt, erbittert die öffentliche Meinung gegen ihn. Sie vergißt, daß er keine Möglichkeit hat, das edlere Mittel der Belohnung zu wählen. Er darf nicht einmal zum Korporal befördern. Lobende Erwähnung im Tagesbefehl, Empfehlung zur Beförderung an die Regierung stehen ihm als einzige Mittel zur Verfügung. Dabei finden seine Beförderungsvorschläge nicht immer Gehör. Während die Heimatoffiziere vorwärtskommen, ist Fletcher, der Erbauer der Torres-Vedras-Stellung, als er 1813 fällt, immer noch Oberstleutnant und sein Chef des Stabes Waters bekleidet bei Waterloo noch den gleichen Rang, mit dem er ausrückte. Die politischen Parteien erreichen, daß ihnen genehme, unfähige Generale wichtige Kommandostellen bekommen. „Nur keine Parteileute; ich muß der Armee jeden fremden Geist fernhalten", klingt sein Notruf dagegen. Am meisten schadet ihm die englische Presse. Keiner Zensur unterworfen, berichtet sie offen über alle militärischen Vorgänge und Absichten auf der Halbinsel. Napoleon erfährt so mühelos oft die wichtig-

sten Nachrichten. So steht Wellesley allein, nur auf sich selbst gestellt, da. Seine Miene ist stets zuversichtlich. Unbewegt bei guten und schlechten Nachrichten bleibt er stets der gleiche. Nur sein Briefwechsel verrät uns die Sorgen, die ihn bewegen. Zähe kämpft er für das von ihm als richtig Erkannte. Die Kraft dazu trägt er in der eigenen Brust: „Ich bin in dies Land gekommen aus Pflichtgefühl. Nur Erfüllung meiner Pflicht dem Vaterlande gegenüber kann mich befriedigen.“

Portugal war durch Wellesleys Siege bei Vimeiro und Oporto zweimal vom Einbruch der Franzosen befreit worden. Mit erneuten französischen Angriffen war zu rechnen. Wellesley pflegte zur Klärung der eigenen Gedanken sein Urteil über wichtige Fragen schriftlich niederzulegen. Seine Denkschrift über die politisch-militärische Lage am Ausgang des Feldzugs 1809 ist uns erhalten. Sie ist ein Meisterwerk klarer Logik. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß Napoleon Ende 1809 durch keinen andern Krieg mehr gebunden sein wird. Er wird seine ganze militärische Macht im Frühjahr 1810 auf der Halbinsel einsetzen. An eigenen Angriff ist daher nicht zu denken. Es kommt alles darauf an, diesen Stoß auszuhalten, nicht ins Meer geworfen zu werden, Zeit zu gewinnen. „30 000 Engländer und Portugiesen können sich als ewige Drohung in Spaniens Flanke halten. Die Franzosen werden sich auf diese Armee stürzen, sie wird nicht überrannt werden.“ Voraussetzung ist, daß alle militärischen und sittlichen Kräfte des Landes für diesen Kampf geweckt, entwickelt und zusammengefaßt werden. Die Vorbedingungen dazu sind nicht günstig. Eine starke Regierung ist nicht vorhanden. Das Königshaus ist nach Brasilien entflohen, die Regentschaft schwach und unentschlossen. Die Nation ist wenig kriegerisch, der reiche Adel träge, selbstsüchtig und nicht bereit, Opfer zu bringen. Der Handel liegt meist in jüdischer, damit aus Konkurrenzneid englandfeindlicher Hand. Es sind nur etwa 10 000 aktive, leidlich brauchbare Truppen vorhanden, die Milizen sind nach Wellesleys eigenen Worten Gesindel. Träger des nationalen Widerstands sind Geistlichkeit und Bauern.

Nach klarem Plan geht Wellesley an das gewaltige Werk, aus diesem Portugal eine große Festung für den Abwehrkampf des nächsten Jahres zu machen. Vor allem gilt es, Armee und Finanzen des Landes in Ordnung zu bringen. Wellesley selbst wird Oberkommandierender der portugiesischen Armee. Als erstes verzichtet er auf sein Gehalt, es fließt in die Staatskasse zurück. Lord Beresford übernimmt, wenn auch nicht dem Namen nach, die Regierungsgeschäfte, Charles Stuart stellt Handel, Industrie und Landwirtschaft in den Dienst der Landes-

verteidigung. Aus England kommen Waffen und Geld. 30 000 Portugiesen treten unter englischen Offizieren in englischen Sold. Die englische und portugiesische Armee werden eng verschmolzen, jede Division hat 6 englische, 5 portugiesische Bataillone. Portugiesische Banken werden sehr zum Ärger der englischen Geldleute gegründet, Papiergeld wird ausgegeben und durch den Staat garantiert, jede Spekulation mit Schärfe unterdrückt. Als Rückgrat der Landesverteidigung entsteht die gewaltige Torres-Vedras-Stellung. Nach Wellesleys Anweisungen erbaut Oberstleutnant Fletcher diese mit allen Mitteln der Feldbefestigung verstärkte Stellung. Mehrere Reihen Redouten und Batterien werden zwischen Tajo und Meer errichtet, Hindernisse und Straßensperren angelegt. Kanonenboote auf dem Tajo, die englische Flotte auf der See übernehmen den Flankenschutz. Gleichzeitig wird die Zerstörung eines weiten Vorfeldes in Angriff genommen, der Kleinkrieg gegen die rückwärtigen Verbindungen des Gegners vorbereitet. Die Bevölkerung wird für den großen Plan gewonnen, froh der starken Führung, hingerissen von der Größe des Planes, geht sie willig mit. Unbedingte Geheimhaltung des Vorhandenseins der Torres-Vedras-Stellung wird verlangt und erreicht, das wichtige Moment der Überraschung damit bewußt in die Berechnung eingesetzt.

Im Sommer 1810 bricht Masséna mit einem starken Heere in Portugal ein. Wellesley geht ihm entgegen und schlägt bei Busaco seine Angriffe ab. Vor der feindlichen Übermacht geht er allmählich auf die Torres-Vedras-Stellung zurück. Gleichzeitig wird das Land geräumt, werden die Dörfer niedergebrannt, kein Bewohner bleibt zurück, alles Vieh wird entfernt, nur zerstörte Felder werden dem Feinde überlassen. Masséna steht plötzlich vor der starken Stellung, die er nicht anzugreifen wagt, in seinem Rücken flammt der Volkskrieg auf. Bis Frühjahr 1811 liegt er ihr erfolglos gegenüber. Dann hat sein Heer durch Mangel und Krankheit derart gelitten, daß er nach Spanien zurückgehen muß. Das schwere Jahr 1810 ist damit überwunden. Wellesley hat ohne Kampf dem stärkeren Gegner eine vernichtende Niederlage beigebracht. Schon hat Napoleon die Hände nicht mehr frei, die Auseinandersetzung mit Rußland dämmert im Osten herauf. Die Krise auf der Halbinsel ist überwunden, Portugal endgültig frei.

In Spanien liegen die Verhältnisse für Wellesley noch schwieriger. An sein Heer und an Portugal gebunden, kann er nur selten anwesend sein. Und die Spanier sind keine Portugiesen. Wohl braucht Nationalgefühl, Haß, Wehrwille hier nicht erst angefacht zu werden, sie umlodern in blutigen Flammen den Unterdrücker. Aber das stolze, selbstbewußte

Volk gestattet auch nicht, wie in Portugal durchzugreifen. Spanien will sich selbst befreien, weite Kreise sind fremdenfeindlich und lehnen jedes Zusammengehen mit England und dem alten Erbfeind Portugal ab. Wellesley kann nur immer wieder schreiben, raten, beschwören, zu überzeugen suchen. Immer wieder predigt er: „Seid einig. Faßt euere zersplitterten Kräfte zusammen. Bildet im Schutz des Guerillakrieges eine wohldisziplinierte Armee. Nie wird der Kleinkrieg allein Spanien befreien.“ Man hört nicht auf ihn. In Sevilla, später in dem zeitweise belagerten Cadix tagen die Nationalkortes. Sie zerreiben ihre Kräfte im Kampf um Weltanschauungsfragen. Überall schaut die Selbstsucht der Parteien unter dem patriotischen Deckmantel hervor. Konservative und Liberale befehden sich auf das schärfste. Demagogische Elemente bekommen die Führung. Auf den Mob der Gasse und eine hemmungslose Presse gestützt, fallen sie mit ihrer Regierungskunst den konservativen Elementen Geistlichkeit, Adel und Bauern, den Hauptträgern des nationalen Widerstandes, in den Rücken. Sie erlassen Proklamationen, um die sich die Provinzjunten nicht kümmern, lassen sich über abstrakte Rechtsfragen aus, fassen absurde Resolutionen. Wellesley erscheint selbst in den Kortes. Er mahnt in spanischer Sprache: „Freiheit heißt Gerechtigkeit! Wenn der Feind im Lande ist, muß man ihn hinauswerfen, welche konstitutionellen Prinzipien auch verletzt werden mögen. Man könnte viel mehr leisten, wenn weniger Parteigeist, mehr öffentlicher Geist da wäre.“

Unterdessen durchrast der Guerillakrieg planlos das Land, verwüstet die Städte, entvölkert die Dörfer, leert alle Kassen, läßt die Felder brach liegen. Wohl schädigt er den Feind gewaltig, erreicht aber nichts Entscheidendes. Napoleon hat die alte spanische Armee vernichtet. Die neu aufgestellten Truppen sind schlecht geführt, dürftig bewaffnet. Ehrgeizige, unfähige Generale haben keine Geduld, ihre innere Festigung abzuwarten, sie führen sie verfrüht an den Feind und holen sich an der disziplinierten französischen Armee überall blutige Niederlagen. Bravheit und Panik wechseln bei den jungen Truppen erstaunlich rasch, Mißerfolge werden mit Verrat erklärt, die Führer häufig ermordet. Mit solchen Bundesgenossen Schulter an Schulter ohne Befehlsgewalt zu kämpfen, ist für Wellesley fast unmöglich. Vor Talavera weigert sich der spanische Oberkommandierende, am Sonntag zu kämpfen und rühmt sich nachher: „Ich habe erst nachgegeben, als ich Wellesley vor mir auf den Knien sah.“ So sind Wellesleys Worte verständlich: „Der Enthusiasmus eines Volkes ist nur auf dem Papier etwas sehr Schönes. Ich habe ihn nur Unordnung hervorbringen sehen.“ Erst im Jahre 1812, als Spanien den Becher der Erniedrigung bis zur Neige

geleert hat, ringt es sich zum einzigen Ausweg durch. Es ernennt Wellesley zum Oberkommandierenden der spanischen Armee. Aber selbst jetzt noch verhindert die liberale Partei eine Vereinigung der Zivilgewalt mit der obersten militärischen Führung. Ihre Presse wirft Wellesley vor, er strebe nach der spanischen Königskrone. Immerhin wird jetzt erreicht, daß der Krieg nach einheitlichem Plan geführt wird.

Das Jahr 1811 brachte für Wellesley ein entscheidungsloses Abringen mit stark unterlegenen Truppen gegen die überlegenen, aber durch Uneinigkeit und Eifersucht der Marschälle gehemmten Franzosen. Es ist interessant, wie im Gegensatz zu dem mit viehischer Grausamkeit auf beiden Seiten geführten Guerillakrieg der Kampf zwischen den englischen und französischen Truppen bewußt ritterlich geführt wird. Es liegt dies an der ehrenhaften, ritterlichen Art Wellesleys, die als Beispiel wirkt. Verwundete und Gefangene werden menschlich behandelt, ihr Eigentum wird nicht angetastet. Immer wieder mahnt Wellesley in seinen Tagesbefehlen: „Ich will nicht Mörder und Plünderer führen. Will man plündern, muß man einen anderen General ernennen." Entlassungen von englischen Gefangenen auf Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, setzt er unbedingt in die Tat um, schickt sie sogleich nach England zurück. Jetzt im Jahre 1812 bekommt er allmählich das Übergewicht. Er erstürmt Ciudad Rodrigo und Badajoz, nimmt Madrid. Noch einmal wirft ihn Soult nach Portugal zurück.

Das Jahr 1813 bringt dann endlich die Entscheidung. Napoleon braucht seine Truppen in Deutschland. Er ruft Soult mit den besten Truppen nach Sachsen. Wellesley aber siegt nun entscheidend bei Vittoria und trägt im nächsten Jahr den Krieg nach Südfrankreich. Spanien ist befreit, das große Werk gelungen. Aber trotz aller äußerer Ehrungen grollt die befreite Nation innerlich ihrem Befreier. Die Schwierigkeiten mit den Spaniern halten bis zum Ende des Krieges an. Noch im Frühjahr 1814 schickt Wellesley ein ganzes spanisches Korps aus Frankreich in die Heimat zurück, weil es plündert und Rache für die jahrelange Bedrückung an den wehrlosen Einwohnern Südfrankreichs nehmen will. Seine englischen und portugiesischen Truppen aber halten auch in Südfrankreich hervorragende Manneszucht. Der edle Geist ihres ritterlichen Führers hat sich bei ihnen durchgesetzt.

II.

Über die Taktik Wellingtons hat Napoleon 1810 die Äußerung getan: „Er ist nur ein Infanteriegeneral." Das Urteil ist für die ersten Jahre des Halbinselkrieges berechtigt. Nur vergißt es, daß Wellington

kaum eine andere Waffe zur Verfügung hatte. Wellington besaß nur ganz wenig Artillerie und seine Kavallerie war in allen Schlachten nicht halb so stark wie die französische. Seine englische Infanterie war zunächst noch ungeübt, seine portugiesische und spanische unzuverlässig. Vom Parlament war ihm eingeprägt, daß dies die einzige Armee sei, über die England verfüge, eine Niederlage bedeute also den Verlust der Halbinsel. Mit diesem Heer sollte er gegen die damals beste Armee der Welt kämpfen. Sein klarer Geist erkannte, daß dies zunächst nur in der Verteidigung geschehen konnte.

Die französische Armee bevorzugte die Kolonnentaktik. Unter Vornahme starker Plänklerketten sollte der Stoß tiefer Kolonnen, durch zusammengefaßtes Artilleriefeuer vorbereitet, die Entscheidung bringen. Die Kavallerie stand bereit, den Stoß auszunutzen, Rückschläge auszugleichen, sich auf die Flügel zu werfen. Wellington urteilt über diese Taktik: „Der französische Massenstoß kann nur gegen schlechte Infanterie wirken.“ Es kommt darauf an, bei sicherer Flügelanlehnung wegen der überlegenen feindlichen Kavallerie, die Infanterie möglichst lange vor dem feindlichen Artillerie- und Plänklerfeuer zu schützen, dem Stoß selbst das ruhige Feuer langer Linien frontal und möglichst flankierend entgegenzusetzen. So ersinnt er eine Kampfweise, die eine geniale Abwandlung der alten Lineartaktik darstellt. Die besonders auf gutes, schnelles und ruhiges Schießen erzogene Infanterie wird in zweigliedriger Linie in eine Hinterhangstellung aufgestellt, wo sie durch Feuer nicht zu fassen ist. Den Höhenkamm davor besetzen starke Plänklerketten. Gegen sie richtet sich die Feuervorbereitung der französischen Schützen und Artillerie. Durchstoßen nun die tiefen feindlichen Kolonnen diese Plänkler, so steht dahinter die ungeschwächte Linie auf. Ihr bis zuletzt aufgespartes Feuer wirkt verheerend in den dichten Massen, ein Gegenstoß mit dreimaligem „Hurra“ wirft sie über die Höhe zurück, wirksam unterstützt durch die geringe Artillerie, die als Schweigegeschütze in kleinen Gruppen zwischen der Infanterie verteilt steht. Sofort nach diesem Gegenstoß geht die Linie wieder in ihre Hinterhangstellung zurück. So siegt er bei Talavera, Busaco, Fuentes de Onoro. Den größten Triumph feiert aber seine Taktik bei Waterloo, wo selbst die bis zur Division geballten Massen Erlons in diesem Feuer zusammenbrechen.

Lange gilt Wellington so nur als vorsichtiger Meister der Defensive. Mit dem Augenblick aber, wo er zahlenmäßig seinen Gegnern gewachsen ist, ändert sich seine Taktik. Er greift rücksichtslos an und zeigt sich als Meister der Geländebenutzung für den Angriff, der Schwerpunktsbildung

an der entscheidenden Stelle. So schlägt er Marmont bei Salamanca durch einen Flügelangriff, der an Friedrichs des Großen schiefe Schlachtordnung erinnert, Soult bei Orthez und Toulouse durch Anpacken in der ganzen Front und Durchbruch an der schwächsten Stelle. Der mit dem Blut seiner Leute so sparsame Feldherr opfert jetzt rücksichtslos Tausende in Massenstürmen auf die Festungen Ciudad Rodrigo und Badajoz, weil er zu methodischem Angriff keine Zeit und keine Mittel hat. So sehen wir den wägenden Verstand Wellingtons seine Taktik stets genau nach dem Feind und den vorhandenen eigenen Kräften und Mitteln einrichten. Sein klares Urteil zieht genau die Grenze zwischen berechtigtem und unberechtigtem Unternehmungsgeist. Nur die Ausnutzung des Sieges durch rücksichtslose Verfolgung fehlt stets. Begründet ist dies in den Anschauungen der Zeit, die nur das Genie eines Napoleon und Gneisenau überwanden, und in dem Fehlen eines kühnen Führers für die gute, wenn auch schwache englisch-hannoversche Reiterei.

Auch die operative Führung Wellingtons ist nur aus der Besonderheit der Lage erklärlich, in der er sich befand. Die englische Regierung wünschte 1809 seine Landung in Cadix, zur unmittelbaren Stützung der Spanier. Wellington bestand auf Portugal als Basis seiner Operationen. Hier steht er „als ewige Drohung in der Flanke der Franzosen", zwingt sie zu einer Teilung ihrer Streitkräfte, nimmt ihnen die Möglichkeit, mit einem Schlage den Krieg zu enden. Zunächst zu schwach zu siegen, baut er sich Portugal als starke Festung aus, aus der er in gut vorbereiteten Ausfällen die Spanier zu entlasten und den Feind zu schädigen sucht. Die große Politik spricht entscheidend bei seinen Plänen mit. Denn er darf nie die Verbindung mit dem Meere verlieren, weil stets ein Friedensschluß Napoleons mit den Festlandmächten möglich ist, der ihn in seinen Folgen zur Einschiffung zwingen würde. Erst als der große Krieg die Masse der Franzosen in Rußland und Deutschland fesselt, kann er an entscheidende Operationen denken. Zwei Ziele bieten sich ihm an. Das erste die Hauptstadt Madrid. Hierhin angreifend hofft er, die Masse des französischen Heeres zu fassen und dadurch mit einem Schlage den Krieg zu beenden. Der zweimalige Versuch mißglückt nach Anfangserfolgen teils durch die Untüchtigkeit seiner spanischen Bundesgenossen, besonders aber durch den genialen Soult, der ihn jedesmal umgeht und von Portugal abzuschneiden droht. Beidemal muß er dorthin zurückkehren. Dann ändert er seinen Plan. Er stößt nun als zweites, wirksameres Ziel gegen die Linie Bayonne—Burgos, die Lebensader des französischen Heeres, ihre Verbindungslinie mit Frankreich vor. Diese Operation gelingt. Bei Vittoria

faßt er die Masse des französischen Heeres, schlägt sie und endet damit mit einem Schlage den langen Feldzug.

Weniger glücklich operiert er 1815 in den Niederlanden. Der Schnelligkeit der Bewegungen eines Napoleon ist er nicht gewachsen. Viel zu langsam versammelt er seine zu weitläufig untergebrachte Armee, um bei Ligny mitwirken zu können. Und auch seine heldenhafte, taktisch geschickte Führung bei Waterloo hätte ihn vor einer Niederlage nicht bewahrt, wenn nicht Blücher zu seiner Hilfe herbeigeeilt wäre. Auch hier versagt er wieder bei der Verfolgung, die er ganz den Preußen überläßt. Alles in allem verraten seine Operationen aber doch den echten Feldherrn. Er versteht es, „die Sachlage zu durchschauen, das Gegebene richtig zu würdigen, das Unbekannte zu erraten, einen Entschluß zu fassen und ihn kräftig und unbeirrbar durchzuführen". Und wenn Napoleon auf St. Helena urteilt: „Das Glück hat mehr für ihn getan als er für das Glück", so antwortet darauf Moltkes Wort: „Auf die Dauer hat wohl doch nur der Tüchtige Glück."

Wellingtons Feldherrntum ist mit der Führung des Volkskrieges eng verknüpft. Sein fünfjähriger Kampf und endlicher Sieg werden stets eine der Hauptquellen für das Studium der Bedingungen eines derartigen Krieges sein. Wohl geht es nicht an, die Lehren des Halbinselkrieges ohne weiteres auf die Möglichkeit eines Volkskrieges in heutiger Zeit anzuwenden. Denn Wellington hatte vor allem ein Kampfgelände zur Verfügung, das wie geschaffen zu dieser Art der Kriegführung war. Die spanische Halbinsel mit ihren großen Weiten, ihrer geringen Besiedlung, ihrer Unwegsamkeit, ihrem vorwiegend gebirgigen Charakter gestattete ihm, den Kleinkrieg unter den günstigsten Bedingungen zu führen, einer entscheidenden Schlacht stets auszuweichen bis zu dem Augenblick, wo er sie selbst suchte. Wie anders sind die Bedingungen für einen derartigen Kampf im heutigen Europa. Die enge Besiedlung, das dichte Eisenbahn- und Wegenetz, das vorwiegend flache Gelände ändern die Kampfbedingungen völlig. Die moderne Ausrüstung, zahlenmäßige Stärke und große Beweglichkeit neuzeitlicher Heere, der gewaltige Einfluß der Luftwaffe wirken im gleichen Sinne. Und doch wird es nützlich sein, die Gründe, die den endlichen Sieg Wellingtons ermöglichten, zu erkennen. Sie enthalten manches auch noch für unsere Zeit Wertvolle:

Es gelang ihm, allmählich die Einheit des Oberbefehls herzustellen und alle anderen Einflüsse auszuschalten;

das spanische Volk, einig im Willen zur Freiheit, nahm den Kampf auf und hielt trotz aller Rückschläge durch;

Wellington besaß in der englischen Armee ein wohldisziplinierteres Heer, das den Grundstock der neuen englisch-spanisch-portugiesischen Armee bildete;

er setzte dieses neue Heer erst ein, als es genügend gefestigt und ausgebildet war, um dem Feinde in offener Schlacht gewachsen zu sein;

die Masse des Feindes war auf anderen Kriegsschauplätzen durch Verbündete gebunden;

die englische Flotte beherrschte das Meer und stellte damit den Nachschub sicher.

Der Hauptgrund für den Sieg lag aber in der Persönlichkeit des großen Engländers selbst. Seine klare militärische und politische Einsicht, seine zähe Beharrlichkeit, seine Tatkraft, sein unerschütterlicher Glaube an den Sieg haben Spanien und Portugal befreit und den Volkskrieg zum guten Ende geführt.

Der unermüdlich Tätige rastet auch im Frieden nicht. Er wendet sich wieder der Politik zu. Sein dankbares Vaterland, das ihn mit Ehren und Geschenken überhäuft, verwendet den großen Mann und das Ansehen, das ihm seine Taten geben, in wichtigen Stellungen. Er ist Gesandter auf dem Wiener Kongreß, Gesandter in Paris, je einmal Premierminister und Minister des Auswärtigen. Seine scharfen Verstandes- und Willenskräfte lassen ihn auch hier Hervorragendes leisten. Wohl ist er nach Herkunft, Erziehung und Charakterentwicklung betont Aristokrat. Gefällt sich auch äußerlich in späteren Jahren in der Rolle des greisen Paladins und Kavaliers seiner jugendschönen Königin. Doch ist er nie Parteipolitiker, wahrt sich stets die Selbständigkeit seiner Anschauungen. „Die öffentliche Meinung in England wechselt von Fall zu Fall. Ich kann mich nur auf mein Urteil verlassen.“ Häufig ergreift er im Parlament das Wort. Kein brillanter Redner, aber seine ruhigen und sachlichen Ausführungen fesseln durch Gedankenfülle und Gründlichkeit. Auf Durchführung der Theorie seiner Weltanschauung legt er keinen Wert, erstrebt nur praktische Ergebnisse. In Portugal stützt er sich auf den wertvollsten Teil des Volkes, den Bauernstand, nimmt ihn gegen die aristokratischen Hidalgos in Schutz. In Spanien ist er für Klerus und Adel, als Vorkämpfer des Freiheitskrieges, und bekämpft die liberalen Auswüchse des Cortes. In Frankreich stützt er als überzeugter Legitimist die legale Regierung Ludwigs XVIII., bekämpft aber scharf unpraktische reaktionäre Maßnahmen. In England ist er gegen jede Reform des Parlaments und verfeindet sich damit die Liberalen, tritt aber gleichzeitig gegen die Anschauung der oberen Klassen für die Emanzipation der Katholiken ein, weil sie dem Staate nützen wird.

Diese mit kühlem Verstande nur auf praktische Ergebnisse eingestellte Führung der englischen Politik läßt den General Wellington auch als Staatsmann zum Besten seines Vaterlandes Bedeutendes leisten.

Wellington starb hochbetagt. An seiner Bahre trauerte das englische Volk. Denn es erkannte, daß hier ein großer General, aber auch ein großer Engländer zu Grabe getragen wurde, der alle guten Eigenschaften dieses tüchtigen und erfolgreichen Volkes in sich verkörperte, dessen ganzes Leben ein Leben der Pflicht und des Dienstes am Vaterlande gewesen war.

Nelson.

Lebensbild von Oberleutnant z. S. Manfred Fuhrke.
I. Teil von Korvettenkapitän Wilhelm Marschall.
II. Teil von Konteradmiral a. D. Friedrich Lützow.

Horatio Nelson wurde am 29. September 1758 zu Burnham Thorpe in Norfolk als Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Nachdem er schon 1767 seine Mutter verloren hatte, kam er durch Vermittlung seines Oheims, der Seeoffizier war, mit zwölf Jahren an Bord*).

Seine erste Seereise führte ihn auf einem Kauffahrteischiff nach Westindien, als Fünfzehnjähriger nahm er dann an einer Nordpolexpedition teil. Beide Fahrten trugen viel dazu bei, seine seemännischen und navigatorischen Kenntnisse zu fördern. 1777 legte er die Leutnantsprüfung ab, nachdem er schon vorher als wachhabender Offizier gefahren war. Während des Nordamerikanischen Befreiungskrieges führte er einen Schoner, nahm aber an keiner Kriegshandlung teil und wurde bald darauf auf das Flottenflaggschiff in Westindien kommandiert.

Als Kommandant der Fregatte „Hinchinbrook" — Nelson bekleidete mit 21 Jahren schon einen Rang, der etwa dem eines Kapitäns zur See entspricht — machte er die Unternehmung zur Eroberung des Fort San Juan in Nikaragua mit, erkrankte dabei schwer an der Ruhr und wurde erst nach längerem Aufenthalt in der Heimat wieder hergestellt. Im Spätsommer 1781 wiederum mit dem Kommando einer Fregatte betraut, befuhr er hauptsächlich im Geleitzugdienst die Nord- und Ostsee und später die Westküste Nordamerikas. Nach dem Friedensschluß mit Frankreich unternahm er eine Reise zum Studium der Sprache in dieses Land.

Während der folgenden Jahre — man hatte ihm wieder ein Bordkommando in Westindien gegeben — verwickelte er sich durch rücksichtslose Durchführung der Navigationsakte zunächst in Gegensätze zu seinen Vorgesetzten und zog sich später durch Aufdecken umfangreicher Betrügereien die Feindschaft einflußreicher Persönlichkeiten in der Heimat zu. Infolgedessen blieb er die nächsten fünf Jahre ohne Kommando. In Westindien noch hatte er sich mit Lady Nisbeth, der Witwe eines englischen Arztes, verheiratet.

1793 wurde er Kommandant des „Agamemnon", eines Linienschiffs, mit dem er ins Mittelmeer ging und damit den Schauplatz seiner künftigen Großtaten betrat. Die Mittelmeerflotte unterstand damals dem Admiral Hood, unter dessen Befehl Nelson die Eroberung von Bastia auf Korsika durchführte und später an der Belagerung von Calvi teilnahm, wobei er durch eine Verwundung fast gänzlich die Sehkraft des rechten Auges verlor. Außerdem zeichnete er sich in mehreren Gefechten vor Toulon und Genua aus.

Die Schlacht bei St. Vinzent (1797) wurde durch Nelsons Eingreifen zu einer vernichtenden Niederlage für die Spanier und trug mehr als alles bisherige dazu bei, die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Er wurde zum Konteradmiral befördert und Admiral John Jervis übertrug ihm von nun an ohne Besinnen die Durchführung aller wichtigen Sonderunternehmungen. Eine der ersten war der allerdings vergebliche Angriff auf Teneriffa, bei dem Nelson den rechten Arm verlor. Nach kurzem

*) Wichtigere Orte s. Skizze 8 auf Seite 341.

Wiederherstellungsurlaub setzte er seine Flagge auf dem Linienschiff „Vanguard“ und wurde mit der Führung des Geschwaders beauftragt, das gegen Napoleons Zug nach Ägypten angesetzt wurde.

Nach langen vergeblichen Streifzügen stellte er die französische Flotte bei Abukir (1798) und löste seine Aufgabe so vollständig, daß von 17 französischen Schiffen nur vier entkamen. Sein Ruhm war damit gefestigt. In der Folgezeit suchte Nelson durch Verhandlungen und schließlich Unterstützung des Krieges in Unteritalien auch den Feldzug gegen die französischen Landstreitkräfte vorwärtszutreiben, verminderte jedoch sein Ansehen und das in ihn gesetzte Vertrauen durch einen unnötig langen Aufenthalt in Neapel und Palermo, wo ihn der sizilische Hof und hauptsächlich Lady Hamilton, die Frau des dortigen englischen Gesandten, festzuhalten verstanden. Alle äußeren Ehren, die ihm besonders bei seiner Rückkehr nach England zufielen, vermochten nicht, die inneren Kämpfe zu beschwichtigen, in die er durch jene unglückliche Leidenschaft verwickelt wurde.

Obwohl seit 1801 Vizeadmiral, übertrug man ihm nicht den Oberbefehl der Flotte, die zur Klärung der Verhältnisse in den nordischen Staaten in die Ostsee geschickt wurde, sondern unterstellte ihn Sir Hyde Parker. Infolge Nelsons Drängen und nach seinen Plänen wurde dann im April 1801 der Sieg von Kopenhagen errungen. Dänemark war damit niedergerungen. Von Schweden und Rußland war nichts mehr zu befürchten.

Als Napoleon in Boulogne sein großes Landungsmanöver an der englischen Küste vorbereitete, wurden Nelson die britischen Abwehrstreitkräfte unterstellt. Diese Tätigkeit befriedigte ihn wenig. Der Friede von Amiens machte jedoch diesem Kommando bald ein Ende.

Neue Anstrengungen der Franzosen, die Vereinigung der getrennt ausrüstenden französischen Geschwader durchzuführen, brachten die Feindseligkeiten erneut zum Ausbruch. Nelson wurde von seinem Landsitz Merton, wohin er sich zurückgezogen hatte, abgerufen und erhielt den Oberbefehl im Mittelmeer. Das Linienschiff „Victory“ wurde sein Flaggschiff. Am 21. Oktober 1805 zwang er nach langer Blockade Toulons (wo die französische Flotte eingeschlossen war) und anschließender aufreibender Verfolgung bei Trafalgar die vereinigten Spanier und Franzosen zur Schlacht und schlug sie derartig, daß Napoleon von da ab alle Versuche, England von See aus beizukommen, aufgeben mußte. Nelson selbst wurde in der Schlacht tödlich verwundet.

„England erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut!“

I.

Nelsons Charakterbild herauszuarbeiten, erfordert Liebe und Hingebung für die Eigentümlichkeit dieser oft in sich widerspruchsvollen Persönlichkeit. Man kann sehr wohl jenen Italiener verstehen, der sich weigerte, nach der Schlacht bei Abukir ein Bildnis des vergötterten Führers zu malen — so wechselten während der wenigen Stunden eines Mittagsmahles die Eindrücke, die der Admiral auf den Künstler machte.

Ebenso charakteristisch in dieser Hinsicht ist eine zufällige Begegnung Nelsons mit dem Herzog von Wellington, den er im Vorzimmer eines

Ministers getroffen hatte: Er unterhält den ihm Unbekannten mit „eitlen und einfältigen Reden über sich selbst". Plötzlich steht er auf, geht hinaus — wohl um den Namen seines Gegenübers festzustellen — und kommt einige Augenblicke später als ein völlig anderer Mann zurück.

Nur der wird ihm gerecht werden können, der ihn nicht zu idealisieren versucht, sondern den großen Führer als Mensch unter Menschen betrachtet. Neben strahlendem Licht ist sein Andenken auch von dunklen Schatten umflossen. Er war ein Mann, behaftet mit Schwächen und Fehlern, die zu verheimlichen er selten versucht hat. Bei seiner geraden Offenheit, die sich niemals vor fremder Kritik, Mißgunst oder Sorge vor Mißliebigmachung scheute, treten die Schattenseiten seines Charakters weit mehr hervor als bei Personen, die durch die Geschichtschreibung mit einem Glorienschein umgeben worden sind oder durch eigene Vorsicht diese Fehler nicht haben bekannt werden lassen.

Nelson hatte wenig von dem Typ des damaligen englischen Seeoffiziers — ja nicht einmal eines Engländers — an sich. Betrachtet man die Bildnisse der britischen Admirale jener Zeit, so fällt sein Kopf auf den ersten Blick als ungewöhnlich in dieser Reihe heraus. Wie das Bild, so der Mann! „Es gibt nur einen Nelson", sagt Admiral Jervis von ihm. Da er außergewöhnlich natürlich und gerade in seinen Äußerungen, herzlich, leicht erregbar und mitteilsam war, spricht aus seinen Taten wie Berichten, Briefen und Worten der wahre Charakter des Mannes: durchaus nicht fehlerlos, klein manchmal in kleinen Dingen —, aber einer der Größten in großen!

Bei seiner ungestümen Veranlagung türmen sich oftmals die Gegensätze in ihm. In einem schwächlichen, durch schwere Kriegsverletzungen dazu noch verunstalteten Körper brennt ein alles besiegender, harter Wille. Ein hier und da nicht zu übersteigendes Selbstbewußtsein wird zeitweilig abgelöst von tiefer Niedergeschlagenheit. Einer Pflichtauffassung und Vaterlandsliebe, denen er alles zum Opfer bringen kann, stehen gegenüber Eitelkeit und Ruhmsucht. „Wenn es eine Sünde ist, ruhmbegierig zu sein," sagt er von sich selbst, „dann bin ich der größte Sünder auf Erden!" Einerseits gottesfürchtig und stets besorgt auf Ehrenhaftigkeit und guten Ruf, scheut er sich nicht, vor aller Welt das sechste Gebot zu mißachten.

Bei dem reichen Quellenmaterial über sein Leben wäre es ein leichtes, diese Gegensätze noch erheblich zu vermehren. Vielleicht tragen gerade sie dazu bei, sein Gedächtnis noch heute, 125 Jahre nach seinem Tode, in seinem Vaterlande bei hoch und niedrig so wach und lebendig zu erhalten, weil jeder in seiner Person seine eigenen Fehler wiederfindet.

Es ist kein Zweifel: Wie seine Offiziere und Matrosen ihren Führer geliebt und bewundert haben, so hat es das ganze Volk getan und tut es noch heute. Dem Engländer gilt sein „Nel" mehr als alle übrigen großen Führer in großer Zeit, nicht so sehr vielleicht, weil er Englands Schlachten geschlagen und gewonnen hat — das haben andere auch getan —, sondern auf Grund seiner Persönlichkeit, die so stark wirkte, daß sie die Schranken des Herkömmlichen und des Abstandes durchbrach und die Herzen seiner Untergebenen, seiner Vorgesetzten, seines Volkes eroberte.

„Ehre, Ruhm und Pflicht" waren nach Nelsons eigenen Worten die Sterne, die zu erreichen er sich zum Ziel seines Lebens gesetzt hatte. Wenn zu der sicherlich nicht weichlichen Erziehung des Sohnes eines Landpfarrers, der zusammen mit sieben weiteren Geschwistern aufwächst, vortreffliche Charakter- und Geisteseigenschaften hinzukommen, so ist das Holz gut vorbereitet, aus dem das Leben späterhin einen tüchtigen Mann und Führer bilden kann.

Aus seinen Jugendjahren ist wenig bekannt — doch sind einige Züge überliefert, die wir bei dem reifen Mann in hoher Vollendung wiederfinden. Dem Sechsjährigen waren beim Suchen von Vogelnestern Zeit und Raum in Vergessenheit geraten. Der besorgten Großmutter antwortet er, als man ihn endlich findet und fragt, ob denn nicht Hunger und Angst ihn nach Hause getrieben hätten: „Angst habe ich noch nie gesehen! Wie sieht sie aus?" Diese persönliche Furchtlosigkeit, die der Knabe wie auch der junge Offizier stets gezeigt haben, entwickelt sich bei ihm zu jener „Tapferkeit der Führer", die im Tragen schwerer Verantwortung ihren Höhepunkt erreicht.

Ein anderes Vorkommnis. An einem strengen Wintermorgen kommt sein älterer Bruder mit ihm vom Schulweg nach Hause zurück unter der Begründung, nicht durch den Schnee hindurchkommen zu können. „Ich überlasse es Eurem Ehrgefühl," ermahnt der Vater die beiden, „falls wirkliche Gefahr droht, kommt zurück, andernfalls aber haltet durch!" Der Ältere will tatsächlich wieder umkehren — nicht so Horatio: „Wir müssen, Bruder! Denk daran, Vater hat es unserem Ehrgefühl überlassen!"

In geradezu köstlicher Weise zeigt die dritte seiner Jugendüberlieferungen, wie Furchtlosigkeit, Ruhmsucht, Selbstvertrauen und Uneigennützigkeit bereits in dem Schuljungen stecken: Birnen auf fremdem Grund und Boden sind für Jungens stets verführerisch, auch für die zu Burnham Thorpe! Der Baum steht aber in des strengen Schulmeisters Garten und keiner findet sich, der sie zu holen wagt — bis schließlich einer der Kleinsten ihn eines Nachts plündert und seine Früchte unter die Kameraden verteilt. Gegessen hat er nicht eine davon. „Ich habe sie nur geholt, weil kein anderer wollte!"

Schmalbrüstig, klein, von zierlichem Körperbau und blassem Aussehen wird er, zwölf Jahre alt, zu seinem Onkel Suckling, dem Kapitän zur See und Kommandanten des Linienschiffes „Raisonable“, geschickt — der Junge soll Seeoffizier werden! Eine sechsjährige Ausbildungszeit erspart ihm nichts. Wohl schwebt die ganze Zeit hindurch die schützende und leitende Hand seines ihn betreuenden Onkels über ihm. Wenn sie auch den Jüngling vor manchen Unüberlegtheiten bewahrt, so steht er doch den größten Teil dieser Jahre über auf eigenen Füßen, stets bereit, mit Entschlußfähigkeit und fester Hand sein Schicksal zu meistern. Als Führer von Wachtbooten auf der Themse lernt er seine Fähigkeit zum furchtlosen Tragen persönlicher wie materieller Verantwortung zu entwickeln. Als gewöhnlicher „Mann vor dem Mast“ auf einem Westindienfahrer hat er Gelegenheit, die technischen Grundlagen seines Berufes — Seemannschaft und Navigation — von Grund auf zu erlernen und sich die damals für den Offizier seltene Fähigkeit zu erwerben, die Psyche des einfachen Mannes richtig beurteilen zu können. Persönliche Furchtlosigkeit wie Uneigennützigkeit treten auch hier zutage.

Als sein Schiff, die Fregatte „Carcaß“, während der Spitzbergenfahrt in dickem Eise lag, geht er mit einem Freunde während der Mittelwache verbotenerweise auf Eisbärjagd. Die Munition der unternehmungslustigen Fähnriche ist bereits nutzlos verschossen, da treffen sie in kurzer Entfernung nochmals auf eines der Tiere. An Bord war inzwischen das Verschwinden der beiden bemerkt worden. Die Rückrufsignale veranlassen Nelsons Jagdgefährten, schleunigst umzukehren, während er selbst mit aller Gewalt auszuführen gedenkt, was er sich vorgenommen hatte — den Eisbären mit dem Kolben seiner Büchse zu erschlagen. In letzter Minute läßt der Kommandant einen Schuß abfeuern, der das Tier so erschreckt, daß es flüchtet. Jetzt erst gibt der tollkühne Jäger sein Vorhaben auf. Von seinem Kommandanten wird er mit harten Vorwürfen empfangen und ihm vorgehalten, daß er nicht der Lage entsprechend gehandelt habe. Vor Scham und verletztem Ehrgefühl sich auf die Lippen beißend, hat er als einzige Antwort: „Ich wollte den Bären haben, um das Fell meinem Vater bringen zu können.“

Am Ende seiner Fähnrichzeit muß er nach vierjährigem Aufenthalt in den Tropen von Ostindien schwer krank nach Hause zurückgeschickt werden. Verzweifelt an seiner Zukunft als Seeoffizier verbringt er lange Wochen in dumpfem Brüten. Aber auch hier siegt schließlich ein willensstarker feuriger Geist über das Nichtkönnen eines Körpers: Wie er einem guten Freunde in späteren Jahren anvertraut hat, schlägt eines Tages dieses Vorsichhin-

brüten in körperlicher Schwäche plötzlich ins Gegenteil um. In einer Anwallung von Vaterlandsliebe, wie nur ein 19jähriges Herz im Übermaß der Gefühle sie erleben kann, faßt er den Vorsatz: „Ich will ein Held werden und, vertrauend auf Gottes Vorsehung, jeder Gefahr trotzen!“ Diese Stunde hat Nelson bis zu seinem Ende vorgeschwebt, und wenn wir heutzutage in unserem sachlichen Zeitalter auch vielleicht ein solches Empfinden theatralisch nennen, so darf man eins nicht vergessen: in seiner ganzen Zähigkeit, Verantwortungsbereitschaft und persönlichen Tapferkeit hat er Wort für Wort getreulich gehalten und durch seinen Tod besiegelt.

Seine einundeinhalbjährige Leutnantszeit bringt ihm wiederum ein selbständiges Kommando als Führer eines Schoners in Westindien. Wieder hat er reichliche Gelegenheit, seine Fähigkeiten weiterzuentwickeln. Hier lernt er seine Erfahrungen von der Themsemündung her noch vertiefen. Die Navigierung und Handhabung eines Schiffes in engen Passagen, zwischen Felsen und Sänden, in Strom und Wind wird ihm zur zweiten Natur — Abukir und Kopenhagen wären ohne diese Grundlagen nicht so entscheidend geschlagen worden, wie es tatsächlich der Fall war. Mit vollem Recht konnte er später äußern, als eines Tages die Rede auf die Schlacht von Kopenhagen kam: „Im Sund habe ich die bedauernswerte Erfahrung gemacht, die Ehre unseres Landes Lotsen anvertraut zu haben, Leuten, die keinen anderen Gedanken fassen können, als das Schiff außer Gefahr und ihre eigenen einfältigen Köpfe außer Schußweite zu halten.“

Gerade in diesen Jahren, während deren der vorzügliche Kommandant der „Lowestoffe“ dem Zwanzigjährigen sorgsam den richtigen Weg weist, hat sich sein Selbstvertrauen besonders entwickelt. Ein Beispiel dafür: Ein angehaltener Amerikaner soll besetzt werden, aber das Boot mit dem Ersten Offizier der „Lowestoffe“ kommt infolge der hohen See unverrichteter Sache zurück, worauf der Kommandant ärgerlich ausruft: „Habe ich denn keinen Offizier an Bord, der die Prise besetzen kann?“ Sofort eilt der Oberbootsmann zum Boot, wird aber von Nelson zurückgehalten: „Jetzt komme ich an die Reihe und erst, wenn ich zurückkomme, sind Sie dran!“ Er kam nicht unverrichteter Dinge zurück!

Tropenkrankheiten und Krieg rissen damals in die Reihen der Besatzungen große Lücken. So kommt es — da der Oberbefehlshaber das Recht der Beförderung hatte —, daß Nelson mit noch nicht 21 Jahren als Kapitän zur See zum Kommandanten einer Fregatte ernannt wird und einige Jahre später sogar ältester Offizier eines Unterabschnitts der westindischen Station ist. Frei von jeder unmittelbaren Aufsicht kommen

nun seine hervorstechenden Charakterzüge immer deutlicher zum Vorschein. So begnügt er sich nicht damit, zur Eroberung des Forts San Juan (Mittelamerika) einen bei ihm an Bord eingeschifften Truppenteil der englischen Armee an Land zu setzen, sondern er nimmt ohne besonderen Befehl mit seiner Besatzung an der Belagerung in vorderster Linie teil und erntet hohe Anerkennung.

Selbstbewußt erwidert er als verantwortlicher Kommandant dem Gouverneur einer westindischen Inselgruppe, der als alter General einen Vorschlag über Erledigung gemeinschaftlicher dienstlicher Handlungen von einem „so jungen" Offizier nicht annehmen will: „Ich habe die Ehre, ebenso alt zu sein wie der Premierminister von England und ich halte mich für das Kommando eines S. M. Schiffes für ebenso geeignet, als dieser es ist zur Leitung des Staates."

Geldgewinn ist ihm gleichgültig: Sein Schiff, die „Albemarle", war der nordamerikanischen Station überwiesen worden, er aber setzte alle Hebel in Bewegung, um wieder nach Westindien zurückzukommen. Als sein Admiral ihn zum Bleiben zu überreden versucht und darauf hinweist, welch gute Station zur Erlangung von Prisengeldern er habe, antwortet er stolz: „Gewiß! Aber Westindien ist die Station, um Ehre und Ruhm zu gewinnen!" Rücksichtslos deckt er Unterschleife von Landbehörden auf und verfolgt sie trotz aller Anfeindungen bis zum Ende.

In dem Gefühl des Rechts und der Pflicht hat sich Nelson ohne Rücksicht auf persönliche Folgen niemals vor der Verantwortung gescheut. Wissentlich setzt er sich über Anordnungen seines Oberbefehlshabers hinweg, um — zusammen mit seinem Freunde Collingwood — den nach den Navigationsakten unerlaubten amerikanischen Handel in Westindien gründlich zu unterbinden. Der Chef geht mit der Absicht um, den ungehorsamen Offizier vor ein Kriegsgericht zu stellen, findet jedoch bei seinen unterstellten Kommandanten wenig Unterstützung. Als dann einige Zeit danach nicht die beiden Ausführenden, sondern derjenige, gegen dessen Willen das Vorgehen durchgeführt wurde, eine Belobigung und Anerkennung von der heimischen Admiralität erntet, ist der Zwiespalt zwischen Admiral und Kommandant wieder überbrückt.

An seinen Westindienjahren kann man nicht vorübergehen, ohne seine Heirat zu erwähnen. Die Unerfahrenheit seiner jungen Jahre im Umgang mit Frauen und wohl auch seine damals noch nicht geklärten Begriffe von Liebe und Lebensgemeinschaft haben es mit sich gebracht, daß seine Wahl auf eine Frau gefallen war, die bei all ihren Tugenden seinem Tatendrang wie seiner aufopfernden Liebe zu Beruf und Vaterland teilnahmslos

gegenüberstand. Ihre ruhige, kühle Art vermag ihn, der nach Lob und Bewunderung, Anerkennung und Anspornung zu immer höheren Leistungen geradezu lechzte, auf die Dauer nicht zu fesseln. Als dieser Ehe Nachkommen versagt blieben, nimmt die Entfremdung immer mehr überhand und verleitet ihn, seine Liebe und Ergebenheit einer Frau zu schenken, die seinen Interessen größeres Verständnis entgegenbringt.

Durch sein rücksichtsloses Vorgehen in Westindien hatte er sich weder dort noch zu Hause gute Freunde erworben. Als „schwieriger" Untergebener wird er nach seiner Rückkehr nach England auf Halbsold gesetzt — man hat in Friedenszeiten keine geeignete Verwendung für ihn! Verärgert und gekränkt, daß all seine Hingabe in sechsjähriger Auslandszeit keine Anerkennung findet, zieht er sich nahezu für die ganze Dauer seiner fünfjährigen Dienstenthebung in die ländliche Stille des Elternhauses zu Burnham Thorpe zurück. Trotzdem bleibt er aber von Vaterlandsliebe und hoher Berufsauffassung durchdrungen. Ein Brief an einen guten Freund beweist dies: „Es ist für einen Offizier viel besser, einem undankbaren Vaterland zu dienen, als seinen guten Ruf aufzugeben. Die Nachwelt wird ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen! Eine stets ehrenhafte und unbescholtene Handlungsweise wird selten verfehlen, einen Mann das Ziel schließlich doch erreichen zu lassen." Weder als junger Kommandant noch in reiferen Jahren hat er sich mit der Admiralität in London besonders gut gestanden. Nach seinen eigenen Worten betrachtet er seine dortigen Vorgesetzten als „die hohen, mächtigen Potentaten", denen er nur ungern seine Verbeugung macht. Andererseits war er nicht geeignet, in der Admiralität sich Anerkennung zu erwerben. Seine Unausgeglichenheit in manchen Charakterzügen, seine Neigung, mit raschem Griff unangenehme Dinge zu erledigen, hätten sicherlich starke Reibungen verursacht und dem in seinem Empfinden so leicht gekränkten Offizier ein ersprießliches Arbeiten unmöglich gemacht. So wurde selbst dem ruhmreichen Kommodore von St. Vinzent und Sieger von Abukir ein Oberbefehlshaber vorgesetzt, der zögernd, untätig und ohne Verantwortungsfreudigkeit seinem Zweiten Admiral den neuen Sieg bei Kopenhagen überläßt!

Ganz anders geartet ist sein Verhältnis zu den Vorgesetzten in der Front, soweit sie nicht wie Hotham oder Sir Hyde Parker offenkundig in den alten Fehler französischer Admirale verfallen waren, von denen Napoleon I. sagte: „Ich weiß nicht, wer meinen Admiralen beigebracht hat, daß man Krieg ohne Risiko führen könne." In jener Geradheit, die ohne viel Höflichkeitsphrasen, aber auch ohne den militärischen Takt zu verletzen, klar ihre Meinung äußert, hat er es verstanden, in jungen Jahren seine

Kommandanten, in späteren — als er selbst ein Schiff führte — seine Befehlshaber für sich zu gewinnen. Erstere sind ihm Zeit seines Lebens gute, väterliche Freunde geblieben. Bewundernd sagt einmal einer seiner Kameraden zu ihm, als er Kommandant des Linienschiffes „Agamemnon" ist: „Sie haben stets nach eigenem Belieben zu Lord Hoods wie zu Admiral Hothams Zeiten verfahren und tun es auch jetzt wieder bei Sir John Jervis. Bei Ihnen macht es wirklich nichts aus, wer Oberbefehlshaber ist!" Wer sich einmal mit Admiral Jervis (Earl St. Vinzent) beschäftigt hat, diesem bärbeißigen, eiserne Disziplin haltenden, abstandwahrenden und jede Vertraulichkeit ausschließenden, dabei aber grundgerechten Führer und Erzieher der englischen Flotte, wird die ganze Bedeutung dieses Kameradengesprächs erkennen können. Nelsons Briefe und Berichte an diesen von Offizieren wie Mannschaften gleich gefürchteten aber auch geachteten Vorgesetzten, sind in einer Sprache abgefaßt, wie sie kein anderer ihm gegenüber anzuwenden gewagt hätte — einfach und natürlich, mit naiver (im guten Sinne des Wortes) Bewunderung und Zutrauen, voll von Ergebenheit und gutem Willen, nicht nur seine Pflicht, sondern mehr als diese zu tun. Jervis vergilt ihm dieses Zutrauen: Nelson gegenüber legt er Schärfe und Strenge ab, er erkennt in ihm den großen Führer und gibt ihm unter Umgehung älterer Admirale den Befehl über das Geschwader, das die Vernichtungsschlacht bei Abukir schlagen sollte.

Die Gabe, Vertrauen und Zuneigung zu gewinnen, ist einer der stärksten Charakterzüge des großen Admirals, der dabei keineswegs ein überragend kluger Kopf war. Verstand allein ist zu oft der kalte Beobachter und Rechner, der nicht den Weg findet zu den Herzen der Kameraden und Untergebenen! In welch väterlicher Weise behandelt er die bei ihm an Bord eingeschifften Fähnriche. Die Zaghaften werden ermuntert, vorbildlich sorgt er für ihre militärische wie gesellschaftliche Weiterbildung, immer wieder spornt er die guten Seiten im Menschen an — für die damaligen rauhen Zeiten ist diese Art seiner Erziehung etwas ganz Neues. Besonders treffend ist eine Ermahnung, die er an einen Fähnrich richtet: „Bedenken Sie, daß Sie ein Seemann sein müssen, um Offizier zu werden, und daß Sie kein guter Offizier sein können, ohne ein Gentleman zu sein!" Die Fähnriche und oft auch die jüngeren Offiziere nennt er seine Kinder, und als einer der letzteren nach dem unglücklichen Überfall auf Boulogne in seinen Armen stirbt, spricht er von ihm: „Er ist mein Kind, denn ich fand ihn in Not und Bedrängnis."

Für tapfere, fest zugreifende Kommandanten hat er als Befehlshaber ein warmes Herz, auch wenn einmal ein Mißgeschick sie betroffen hatte.

Als einer seiner Kreuzerkommandanten sein Schiff auf Grund gerannt hatte und sich vor einem Kriegsgericht verantworten sollte, beschließt er seinen Brief an den ersten Lord der Admiralität: „Kapitän Layman war mit mir auf drei Schiffen kommandiert und ich habe ihn als einen tapferen, eifrigen, urteilsfähigen und selbständig handelnden Offizier kennengelernt. Ich bedauere nicht den Verlust der „Raven“ im Vergleich zu Kapitän Laymans Fähigkeiten, deren Verlust ein Unglück für die ganze Nation sein würde. Sie müssen, mein lieber Lord, die Wärme entschuldigen, mit welcher ich mich für ihn einsetze; aber er ist zur Zeit vom Mißgeschick betroffen und hat deshalb um so mehr Anspruch auf meine Beachtung und Fürsorge. Wenn ich selbst für jeden Fall gemaßregelt worden wäre, in dem ich mein Schiff oder Flotten unter meinem Kommando in große Gefahr gebracht habe, würde ich schon lange aus dem Dienst entlassen und niemals im Oberhaus sein.“

Soll man einem Führer nicht von ganzem Herzen zugetan sein, wenn man als Kommandant eines Linienschiffes, das wegen seines Alters als schlechtester Segler der Flotte bekannt ist, plötzlich einige kurze Zeilen erhält, die besagen: „Ich befürchte, Sie möchten Sorge haben, daß Ihr Schiff nicht so schnell vorwärts kommt, als ich es wohl wünschen könnte. Wie dem auch sein mag (selbst wenn wir alle 10 Seemeilen liefen, würde ich es nicht für schnell genug halten!), — ich möchte Ihnen gern versichern, daß ich weiß und fühle: die »Superb« tut das möglichste, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. Ich bitte Sie also, sich nicht über ihr Schiff zu ärgern! Ich hoffe und habe die feste Zuversicht, daß Sie mir sehr bald helfen werden, die »Majesteux« zu nehmen. Was sich auch immer ereignen mag, glauben Sie, mein lieber Keats, daß ich immer Ihr verbindlicher und aufrichtiger Freund bin!“ Man kann sich vorstellen, wie sich Offiziere und Besatzung der „Superb“, die alle unter den schlechten Segeleigenschaften ihres Schiffes litten, über dieses Schreiben an ihren Kommandanten gefreut haben, wie stolz sie auf die Anerkennung ihres Befehlshabers waren und mit welchem Vertrauen sie ihm Folgschaft leisteten.

Trotz aller Güte wahrt Nelson jedoch peinlich seine Stellung und duldet nicht, daß auch nur der kleinste Abstrich von seiner Befehlsgewalt gemacht wird. Charakteristisch dafür ist, wie er den Kapitän zur See und zugleich diplomatischen Vertreter Englands in der Levante, Sir Sidney Smith, der — im übrigen ein tüchtiger und tapferer Offizier — im Hinblick auf seine diplomatische Tätigkeit, sich Nelsons Befehlsgewalt zu entziehen versuchte, zurechtweist und ihm seine Rechte und Pflichten auseinandersetzt. Meisterhaft versteht er es auch, bei den kleinen Reibereien des Bordlebens, die in damaliger Zeit, wo die Schiffe monatelang in See

waren, erheblich mehr hervortraten als heutzutage, der Vermittler zu sein und auszugleichen.

Wie seine Offiziere, so gingen auch seine Mannschaften für ihren Kommandanten und späteren Befehlshaber durchs Feuer. In seiner eigenen Ausbildungszeit, während deren er über ein Jahr lang als „Mann vor dem Mast“ mit den Matrosen zusammen lebte, hatte er gelernt, wo den einfachen Mann der Schuh drückte. Er weiß daher seine Leute von der richtigen Seite zu nehmen, tritt für sie ein, wenn sie in Not oder bei ihren Klagen im Recht sind, hält aber auch andererseits auf strenge Disziplin. Dabei pflegt er seine Worte keineswegs auf eine Waagschale zu legen. Bei seinem ungeduldigen, hitzigen Temperament entschlüpft ihm mancher Ausdruck, der allein gesprochen oder aus dem Zusammenhang gerissen, verletzend wirken würde. Damals wie heute noch weiß aber jeder Untergebene, der seinen Vorgesetzten kennt, ob ein solches Wort der Ausdruck von Überheblichkeit, absichtlicher Kränkung oder mangelnder Selbsterziehung ist, oder ob es gefallen ist im Eifer des Dienstes als starker Ausdruck unter Kameraden. Daß dabei der Gebrauch solcher Ausdrücke im Laufe der Jahrzehnte wechselt, ist selbstverständlich. Man wird heutzutage manches Wort Nelsons selbst im Verkehr unter Kameraden nicht anwenden können. Aber hierunter leidet seine Beliebtheit in keiner Weise. Bei Beendigung seiner zweijährigen Kommandantenzeit an Bord der Fregatte „Albemarle“ preist er sich glücklich, daß außer dem Zweiten Leutnant nicht ein einziger Offizier gewechselt und die ganze Besatzung ihn gebeten hatte, mitgehen zu können, falls er ein anderes Schiff erhalte.

Nachdrücklich setzt er sich nach der Schlacht bei Kopenhagen für seine Offiziere und Mannschaften ein, um für sie die Anerkennung zu erreichen, die eine die menschliche Psyche verkennende Admiralität und eine Regierung mit nicht ganz reinem politischen Gewissen ihnen verweigerte. Rührend ehrt er das Gedächtnis derjenigen Kameraden, die unter seinem Kommando gefallen waren! Ein Beispiel nur: Auf einer Reise durch England kommt er in ein kleines Dorf und erinnert sich beim Hören seines Namens, daß es der Geburtsort des einzigen bei Abukir gefallenen Kommandanten ist. Er sucht dessen in recht ärmlichen Verhältnissen lebende Mutter auf und verehrt ihr seine eigene Medaille, die damals zum Andenken an den ruhmreichen Sieg geschlagen worden war, als er hört, daß sie keine erhalten habe. In einem Briefe erzählt er den Vorfall und fügt hinzu: „Der Bruder ist ein Schneider — aber wenn er auch Schornsteinfeger gewesen wäre, so war es doch meine Pflicht, der Frau meine Aufwartung zu machen.“

Viel zu seiner Verehrung hat sicherlich beigetragen, daß er frei war von

jeder Erlangung eines persönlichen Vorteils. Wie der junge Offizier es zurückweist, auf einer guten Prisengeldstation zu bleiben, so setzt der Kommandant im Mittelmeer von seinem eigenen kleinen Vermögen zu, wo andere durch Prisengelder sich reich gemacht haben. Von seinem nach der Schlacht bei Abukir erhaltenen Ehrensold und Geschenken gibt er in so reichlichem Maße an Verwandte, Freunde und Bedrängte ab, daß bei seinem Tode nicht mehr allzuviel zu verteilen war. Sein Leben lang hat er Reichtum und Erlangen von geldlichen Vorteilen für nichts geachtet, wenn es galt, Ehre, Ruhm und treue Pflichterfüllung im Interesse seines Landes dafür einzutauschen.

Selten ist einem Genie die Macht gegeben, in so außergewöhnlichem Maße Liebe, Verehrung und Vertrauen seiner Untergebenen zu erwerben und zu erhalten. Er versteht seine Besatzungen und vertraut ihnen, wie diese ihm vertrauen und von ihm glauben, verstanden zu werden. Die unbedingte Gefolgschaft für den Führer hat sicherlich nicht zum wenigsten zu der Größe seiner Erfolge beigetragen und so den alten Grundsatz bestätigt, daß der Mann, der hinter dem Geschütz steht, oft mehr am Siege beteiligt ist, als dieses selbst.

Weil Pflichtbewußtsein, Dienstfreudigkeit und Vertrauen in ihm selbst leben und er diese Eigenschaften überall zu wecken und zu erhalten versteht, ist er der gute Geist der gesamten englischen Flotte. Als diese in der Heimat zu ihrer größten Ruhmestat ausgerüstet wird und der erste Lord der Admiralität ihm als dem Oberbefehlshaber anheimstellt, seine Offiziere selbst auszuwählen, kann er voll Stolz und Genugtuung antworten: „Wählen Sie selbst! Sie können gar nicht fehl gehen! Derselbe Geist beseelt das ganze Korps!“ Nirgends in seinem Leben tritt dieses gegenseitige Vertrauen so augenscheinlich zutage, als am Tage seines Todes und größten Sieges, am Tage von Trafalgar. „Nelson vertraut darauf, daß jedermann seine Pflicht tut!“, sind seine eigenen Worte zum Heißen des berühmten Signals. Der von ihm angenommene Vorschlag eines Offiziers hat dann aus „Nelson“ — „England“, das Signalbuch aus „vertraut“ — „erwartet“ gemacht.

Dieses Vertrauen anderen gegenüber war gepaart mit einem unerschütterlichen Selbstvertrauen. Aus ihm erwuchs seine Verantwortungsfreudigkeit. Beides sind Eigenschaften, deren Grundlagen wohl ererbt sein müssen — später aneignen lassen sie sich schwerlich! Nelson hat dieses Erbteil von Jugend auf bis zu einer Höhe entwickelt, die manchmal das Maß zu überschreiten scheint. Man mag gesundes Selbstvertrauen auch Instinkt, innere Überzeugung, Zuversicht oder sonstwie nennen — im

Grunde genommen beruht es auf der Fähigkeit, scharf und richtig beobachten zu können und auf Grund dieser Beobachtungen die richtigen Entschlüsse schnell und tatkräftig durchzuführen. Ohne diesen „Instinkt“ sind große Führer nicht möglich. Sein Vorhandensein leugnen zu wollen, hieße die Augen schließen vor den Lehren der Weltgeschichte wie des täglichen Lebens. Der sichere Instinkt ist es, der die Hunderte von Zweifeln nicht aufkommen läßt, die den beherrschen, der ohne diese Gabe sein Ziel zu erreichen versucht.

Der Oberbefehlshaber, Admiral Sir John Parker, hatte in größter Sorge um das Schicksal seiner zur Eroberung Kopenhagens detachierten Schiffe das Rückrufsignal gesetzt. Darauf aufmerksam gemacht, nimmt Nelson das Fernglas vor das blinde Auge und äußert sarkastisch: „Ich kann wirklich nichts sehen“ — der Befehl ging gegen seine Überzeugung. „Heute ist ein heißer Tag und für manchen von uns mag er jeden Augenblick der letzte sein. Aber merken Sie es sich: nicht für Tausende möchte ich wo anders sein! Die Schlacht abbrechen? Verdammt soll ich sein, wenn ich das täte!“ Solche Worte sind leicht gesprochen, wenn Gewißheit besteht, daß aus dem Kampf ein Sieg wird. Davon konnte jedoch damals keine Rede sein, denn die Schlacht stand zu dieser Zeit nicht gut für die Engländer, und Nelson mußte schließlich zu einer Kriegslist Zuflucht nehmen, um seine schwer havarierten Schiffe aus der Feuerlinie herauszuziehen.

Bei der Verfolgung der französisch-spanischen Flotte im Mai 1805 äußert er auf dem Rückweg nach Europa, nachdem er sie infolge einer falschen Nachricht in Westindien verfehlt hatte: „Ich bin weit entfernt davon, mich für unfehlbar zu halten wie der Papst — im Gegenteil, ich halte mich für recht fehlbar und mag deshalb unrecht haben mit meiner Meinung, daß die feindliche Flotte nach Europa zurückgesegelt ist. Aber ich kann mich nicht dazu bringen, anders zu denken trotz der auseinandergehenden Meinungen verschiedener Personen, die ein gutes Urteil haben. Meine Ansicht steht fest wie ein Felsen, daß irgendeine Ursache sie bewogen hat, unmittelbar nach Europa abzusegeln.“ Das ist die schwer erklärbare Divinationsgabe des großen Führers.

Die Erfüllung seiner Pflichten ist Nelson infolge seiner körperlichen Behinderung von Jugend an nicht leicht gemacht worden. Die schweren Nachwirkungen seiner Tropenerkrankungen, das ständige Leiden unter der Seekrankheit, der Verlust des rechten Armes und Auges, in seinen letzten Jahren noch dazu die Verminderung der Sehkraft des übriggebliebenen Auges haben Gesundheit und Wohlbefinden oft ernstlich beeinträchtigt. Niemals hat er sich aber den Anforderungen und Pflichten entzogen, die sein Vaterland oder der Dienst an ihn stellten, wenn er auch manchmal im

Unmut über vermeintliche Zurücksetzungen alles im Stich lassen will oder in späteren Jahren die Admiralität und seine Vorgesetzten mit Ablösungsgesuchen geradezu überschwemmt — aber nur dann, wenn keine Aussicht auf irgendwelche Taten vorhanden ist.

Die Geschichte wird kaum einen zweiten großen Mann finden, der den Begriff der Pflicht in geradezu dramatischer Steigerung am Tage seines größten Sieges und Ruhmes, gleichzeitig aber auch seines Todes seiner Flotte wie seinen Landsleuten eingehämmert hat: „England erwartet, daß jedermann seine Pflicht tut!“ Und wenige Stunden später im Todeskampf, nachdem er das Werk seines Lebens erfüllt hatte: „Gott sei Dank, ich habe meine Pflicht getan!“

II.

Wie steht Nelson zur Kriegskunst seiner Zeit? Hat er sie durch neue Gedanken bereichert, neue Wege gewiesen, hat er nur vorhandene richtige Gedanken durch seine überragenden Charaktereigenschaften zur vollen Wirkung gebracht oder hat er, halb unbewußt, aus schöpferischer Anlage trieb- und gefühlsmäßig die zünftigen Auffassungen von Irrwegen zurechtgeleitet?

Zur Beantwortung dieser Fragen ist eine stichwortartige Erinnerung an die Entwicklung der Seekriegskunst im 18. Jahrhundert notwendig. Die langen und schweren Seekriege des 17. Jahrhunderts hatten als Kampfform der Flotten die „Gefechtslinie“ herausgebildet. Durch gedankliche Weiterentwicklung wurde sie die Grundlage von immer eingehenderen Regeln für den Kampf; diese erstarrten in langen Friedensjahren mangels Erfahrungen durch die Probe des Ernstfalles. Admiral Matthews, der englische Flottenchef in der Schlacht bei Toulon 1744, wurde auf Grund kriegsgerichtlichen Urteils entlassen, weil er aus der Gefechtslinie mit seinem Flaggschiff ausgebrochen war. Admiral Byng wurde nach einem erfolglosen Gefecht bei Minorka 1756 zum Tode verurteilt, weil er nicht sein Äußerstes getan hatte, um die französische Flotte zu vernichten oder wenigstens die Garnison von Mahon zu entsetzen. Er hatte in Erinnerung an Matthews starr an der Gefechtslinie festgehalten. Nun war die Verwirrung vollständig: man durfte nicht von den Regeln abweichen, aber man durfte auch keinen Mißerfolg haben. In den folgenden Jahrzehnten wird von Admiralen wie Theoretikern, im Krieg und im Frieden, mit Eifer und Sachkunde an der Verbesserung der Grundsätze und Regeln gearbeitet, jedoch ohne greifbaren Erfolg. Denn man dringt doch nicht durch die Formen zu den tiefsten Grundlagen der Kriegskunst durch, sondern ersetzt nur

ein „Rezept zum Siege“ durch ein anderes, man setzt die Hülle dem Kern gleich und sieht diesen daher nicht. Bezeichnend dafür ist, daß ein geradezu umstürzlerischer Zusatz zur Gefechtsanleitung, die der angesehene Admiral Howe als Flottenchef in Nordamerika 1777 herausgibt, völlig unbeachtet und wirkungslos bleibt. Er lautet: „. . . und im Zusammenhang hiermit kann es bei vielen Gelegenheiten schädlich sein, die Kommandanten daran zu hindern, günstige Lagen im Verlauf einer Schlacht nach eigenem Ermessen auszunutzen; es ist die Absicht dieser Anweisungen, ihnen das Ausnutzen solcher Lagen durch ein erlaubtes Abweichen (authorised deviation) von jenen bindenden Vorschriften zu erleichtern.“ Trotz solcher ketzerischer Gedanken bleibt Howes Schlacht vom „glorious first of June“ 1794 das Musterbeispiel der herkömmlichen feierlichen Formen der ausgerichteten Gefechtslinie.

Unter diesen Umständen muß Nelsons Ausbrechen aus der Gefechtslinie, nicht als Verbandsführer, sondern als einer der 15 englischen Kommandanten bei St. Vincent (14. Februar 97) in der Tat wie ein Blitz aus heiterem Himmel gewirkt haben. Es hatte den Sieg entschieden und die Mangelhaftigkeit der starren Gefechtslinie von neuem bewiesen. Der eiserne und steife Flottenchef Jervis umarmte Nelson, als dieser sich abends bei ihm meldete, und sagte, er könne ihm nicht genug danken. Er antwortete seinem Stabschef Calder, als dieser im kleinen Kreise immer wieder betonte, Nelson habe gegen die „vorgeschriebene Angriffsweise“ verstoßen: „Gewiß, aber wenn Sie sich eines solchen Verstoßes schuldig machen, werde ich Ihnen auch verzeihen.“ Aber er ließ sich doch von ihm bewegen, Nelson im ersten Gefechtsbericht nicht zu erwähnen, weil seine Handlung, die nun einmal die Überschreitung eines klaren Signalbefehls („Gefechtslinie“) darstelle, Schule machen könne.

Das konnte naturgemäß nichts daran ändern, daß nunmehr der Bann gebrochen war. Zwei Jahre vorher hatte Nelson im Mittelmeer Admiral Hotham nach einem unentschiedenen Treffen vergeblich bestürmt, den Feind zu verfolgen. Erbittert schreibt er an seine Frau über dessen Antwort: „Wir müssen zufrieden sein, wir haben unsere Sache gut gemacht,“ und fügt hinzu: „Hätten wir zehn Schiffe genommen und das elfte durch eigene Schuld entkommen lassen, würde ich nie sagen, wir haben unsere Sache gut gemacht.“ Dieser Wille zum entscheidenden Sieg, gleichgültig nach welchen Regeln, reißt ihn bei St. Vincent aus der Gefechtslinie heraus zum feindlichen Flaggschiff. Dieser Wille läßt ihn, nachdem seine eigene Takelage weggeschossen ist, mit seinem 74=Kanonenschiff nacheinander je ein feindliches mit 112 und 80 Kanonen entern. Sein unerwarteter Angriff auf das Flagg=

schiff, das größte Kriegsschiff seiner Zeit (130 Kanonen), überrascht die Spanier so, daß sie vorübergehend Kurs ändern und dadurch den anderen englischen Schiffen Zeit geben, an Nelson heranzuschließen. Dieser Grundsatz der Überraschung, der Einschüchterung des Gegners, ringt sich in der Folgezeit bei Nelson zu immer größerer Klarheit durch; darin liegt das Geniale seiner Führung, daß er ihn gegenüber der handwerksmäßigen Regel des schematischen Heranführens der Gefechtslinie zum Kampf wieder zu Ehren gebracht hat.

Abukir zeigt dieselben Züge wie St. Vincent und fügt bewußt einen neuen hinzu: die Vereinigung überlegener Kraft gegen den Teil der feindlichen Flotte, der nach der Lage vorübergehend durch den anderen nicht unterstützt werden kann. Die atemlose Jagd Nelsons nach Napoleons Ägypten-Flotte vom 19. Mai 1798 an, als er im Sturm die Fühlung mit ihr verloren hat, über Neapel, Malta, Alexandrien, zurück nach Kreta, Syrakus, wieder nach Alexandrien ist nur möglich, weil der Führer besessen ist von dem Drang, den Feind zu fassen und zu vernichten. Der kühlere Saumarez gesteht, daß seine Nerven Nelsons Anstrengungen nicht standgehalten hätten. Auf dieser Fahrt übt Nelson nun auch einen bis dahin, jedenfalls in solchem Umfang unbekannten Brauch: so oft die Verhältnisse gestatten, in See und im Hafen, ruft er seine Kommandanten zusammen und bespricht mit ihnen alle möglichen Lagen, in der sie Brueys' Flotte antreffen können, in Fahrt, zu Anker, bei Tag, bei Nacht. Keine schriftliche Gefechtsanweisung wird erlassen, nur einige neue Signale (z. B. für das Gefecht bei Nacht) verabredet und sonst alles immer wieder mündlich durchgesprochen. Endlich, am 1. August, 3 Uhr nachmittags, meldet die Spitze den Feind in Sicht; er liegt in der Abukir-Bucht vor Anker, sein Luvflügel*) ist hart an die Sände herangeschoben. Brueys erwartet einen Angriff erst am nächsten Tage auf seinen im freien Wasser hängenden Leeflügel*). Nelson aber greift sofort, kurz vor Dunkelheit, den Luvflügel an, weil dieser von den in Lee liegenden Schiffen schwerer unterstützt werden kann als umgekehrt und trifft so einen überraschten, unvorbereiteten Feind. Das Spitzenschiff unter Foley vervollständigt die Überraschung dadurch, daß es hart vor dem feindlichen Luvflügel, zwischen dem vordersten Schiff und seiner Ankerboje, auf die Innenseite der Franzosen geht und seine Hinterleute veranlaßt, ihm zu folgen. Es mag dabei mitgesprochen haben, daß er in der letzten großen Schlacht gegen Franzosen, 1782 bei Les Saintes (West-

*) Luv: der der Windrichtung zu-, Lee: der von der Windrichtung abgekehrte Teil des Schiffes, Geschwaders, der Küste, Insel usw.; in übertragenem Sinne Feuerluv: die dem feindlichen Feuer zu-, Feuerlee: die von ihm abgekehrte Seite.

indien), beobachtet hatte, wie bei den Gegnern die Geschütze der Feuerleeseite mit überflüssigem Gerät, wie Backen*) und Bänke, gefechtsunklar gemacht waren. So wird also der gefährdete Flügel der französischen Flotte nicht nur von einer, sondern von beiden Seiten angegriffen und in kurzer Zeit vernichtet; Brueys' Flaggschiff brennt und fliegt gegen 11 Uhr abends in die Luft. Überraschung durch sofortigen Angriff, ohne Rücksicht auf die Nacht, und zwar nicht nur auf die Außen-, sondern auch auf die für unangreifbar angesehene Innenseite, Kraftvereinigung auf den am meisten ausgesetzten Teil des Feindes und unübertroffenes Zusammenwirken aller Schiffe im Sinne des Führers erringen den taktisch und strategisch vollständigsten Sieg, den die Segelschiffszeit kennt: 13 Linienschiffe sind vernichtet oder genommen, nur zwei entkommen; von 11 230 Mann der feindlichen Besatzung gehen 6200 durch Tod oder Gefangenschaft verloren. Die Herrschaft über die Seewege des Mittelmeers, die noch bis vor kurzem vollständig den Franzosen gehörte, ist innerhalb von neun Nachtstunden ebenso vollständig in die Hände der Engländer übergegangen.

Auf dem Feldzug gegen die nordischen Mächte, die sich unter Führung des Zaren Paul 1800 gegen Englands Willkür auf der See zur bewaffneten Neutralität zusammengeschlossen haben, ist Nelson nicht Oberbefehlshaber, sondern Unterführer im Hyde-Parker-Geschwader. Trotz der großen Geschicklichkeit, die er 1794/96 in diplomatischen Verhandlungen mit Neapel, Genua und Toskana wie beim Zusammenwirken mit dem österreichischen Heer in Oberitalien und dem englischen auf Korsika bewiesen hat, traut die Regierung, wohl in Mißstimmung und Mißtrauen nach den Vorgängen in Neapel, ihm nicht den nötigen politischen und persönlichen Takt zu. Infolgedessen übt er auf die Vorgänge, die zur Schlacht bei Kopenhagen (2. April 1801) führen, keinen entscheidenden Einfluß aus. Seine Ratschläge aber zeigen ihn auf der Höhe strategischer Einsicht. Die Anweisung für Hyde Parker lautet dahin, im Verein mit einem vorausgeschickten Diplomaten Dänemark friedlich oder gewaltsam zum Austritt aus dem Bund zu veranlassen, danach die russische Division in Reval anzugreifen, ehe ihr die im April bevorstehende Eisschmelze den Weg zum Hauptgeschwader in Kronstadt frei macht, und schließlich die schwedischen Streitkräfte aufzusuchen; Hyde Parker behält aber weitgehende Freiheit des Handelns. Nelson schlägt deshalb vor, an dem durch die Flotte geschützten Kopenhagen vorbei zuerst gegen die Russen zu gehen; denn „haue

*) Backen und Bänke: Tische und Bänke für die Besatzung; sie werden nur zu den Mahlzeiten und während der Freizeit aufgestellt und sind sonst unter der Decke der Wohnräume in Haltern aufgehangen.

ich den Stamm ab, so fallen die Äste von selbst mit; ich kann aber die Äste beschneiden und doch außerstande bleiben, den Stamm zu fällen“. Hyde Parker aber will Kopenhagen und die dänische Flotte nicht ungeschlagen im Rücken lassen. Darin hätte gewiß eine Gefahr gelegen, aber die allgemeine Lage drängte zu schneller Entscheidung. England stand, nach dem kürzlich abgeschlossenen Frieden von Lunéville, allein gegen Frankreich, das die Küsten von der Nordsee bis Livorno beherrschte. Daß Napoleon diese Machtstellung ausnutzen würde, war sicher; in welcher Richtung, ob zu einer Landung in England oder Irland oder zu einem neuen Unternehmen im nahen Orient, völlig ungewiß. Deshalb durfte nicht ein nennenswertes Geschwader mit dem fähigsten Admiral für lange Monate in der Ostsee festgehalten bleiben. Dazu kamen die inneren Schwierigkeiten zwischen dem König und Pitt, die bald darauf zur Entlassung des letzteren führten. So entsprach Nelsons Vorschlag durchaus der Gesamtlage und nahm eine kleine Gefahr auf sich, um eine größere zu vermeiden.

Noch offenkundiger trifft er das Richtige, wie er Parker, der bedachtsam die Verhandlungen mit Dänemark fortsetzen will, auf beschleunigtes Erscheinen des ganzen Geschwaders vor Kopenhagen drängt, um dem Ultimatum den nötigen Nachdruck zu verleihen und den Dänen keine Zeit zur Vervollständigung ihrer Rüstung zu lassen. Auch das lehnt Parker ab. Es ist, als ob die feierliche, schematische Art der alten Taktik hier auch auf die Führung des ganzen Feldzuges übertragen wird. Sie stand in schroffem Gegensatz zu Nelsons starker, freier und einsichtiger Auffassung von der Kriegführung. Wie wenig dieser sich dabei zu einem blinden Ungestüm fortreißen läßt, zeigen die durchdachten und peinlich genau durchgeführten Vorbereitungen zum Angriff, zu dem ihn Parker endlich mit der Hälfte des Geschwaders entläßt. Er setzt den Angriff von Süden, nicht von Norden an, damit derselbe Wind, der ihn an den Feind bringt, nötigenfalls beschädigte Schiffe wieder Parkers Gros zuführt und damit er zwischen den Dänen und etwa von Süden kommenden Verstärkungen steht. Ein Erfolg gegen den — schwächeren — Südflügel der Dänen öffnet die Stadt der Beschießung von See her und führt damit voraussichtlich zum politischen Ziel. Nimmt man Nelsons persönliche fieberhafte und rastlose Arbeit in den letzten Tagen und Nächten an den Befehlen für die Schlacht und seine kaltblütig berechnete Verhandlung mit dem dänischen Kronprinzen während des Kampfes hinzu, so erkennt man, daß gerade hier so gut wie jede Einzelheit vorher genau überlegt, geprüft und vorbereitet gewesen ist. In gleichem Umfang läßt sich das von Trafalgar schon deshalb nicht sagen,

weil dort die Schiffe in Fahrt waren; aber auch von Abukir nicht, wo, wie bei Kopenhagen, vor Anker gefochten wurde.

Es zeigt sich, wie Nelson mit seiner genialen Erfassung der Kriegführung, unter Überwindung der bisherigen erstarrten Regeln immer mehr in größere Aufgaben hineinwächst. Vielleicht bilden den besten Beweis dafür die Maßnahmen, die Nelson vor der Verfolgung Villeneuves nach Westindien 1805 trifft. Auch sie ist nicht der Ausfluß blinden Draufgängertums, sondern der Ausdruck einer Auffassung vom Kriege, die als Ziel nicht „anständige Erfolge“, sondern die Vernichtung des Gegners sieht, dem ursprünglichen Wesen des Krieges gegenüber gekünstelter Mattheit wieder Geltung verschafft und dabei doch in bewundernswerter Weise die Gesamtlage berücksichtigt und ihr zuliebe erhebliche Lasten und Gefahren auf sich nimmt.

Es ist Frühjahr 1805; Nelson ist seit 1803 Flottenchef im Mittelmeer. Seine besondere Aufgabe ist Schutz der Handelswege, Schutz besonders des östlichen Mittelmeeres gegen einen etwa wiederholten Orientzug Napoleons, Beobachtung der Toulon-Flotte, Angriff auf sie, sobald sie greifbar ist. Ohne seine Schuld entkommt sie ihm ungesehen aus Toulon. Wohin wird sie sich gewandt haben? Napoleon hat durch seine Maßnahmen die Engländer so verwirrt, daß man nicht weiß, wohin er zielt, ob auf Landung von Boulogne aus in Irland, auf die Türkei, Ägypten oder Westindien oder Ostindien. Da das östliche Mittelmeer im besonderen Nelsons Obhut anvertraut ist, klärt er erst bis Alexandrien auf. Villeneuve ist nicht da. Da erfährt er, auf seiner Wartestellung westlich Siziliens, daß der Truppentransport, der zum Zusammenwirken mit den Russen in Italien bestimmt ist und ein wesentliches Mittel zu der von Pitt auf das dringendste betriebenen Knüpfung der 3. Koalition darstellt, in See gegangen ist. Also ist Villeneuve sicher diesem Transport nach Westen entgegengegangen; Nelson läßt eine Aufklärungsgruppe von fünf Kreuzern im Seegebiet zwischen Italien und Afrika zurück und steuert Gibraltar an. Aus der Nachricht vom 19. April, daß Villeneuve bereits vor mehreren Tagen mit spanischen Schiffen und Truppen an Bord Cadiz verlassen hätte, schließt er auf Absichten gegen die Ferrol-Blockade oder Irland und will die strategische Hauptstellung Englands, den Westausgang des Kanals, ansteuern, um so mehr, als er am 1. Mai über das Schicksal des Truppentransportes nach dem Mittelmeer beruhigt wird. Der 4. Mai bringt Nachricht aus Gibraltar, daß Villeneuve spurlos verschwunden ist; man nimmt Westindien als Ziel an. Aber auch jetzt entschließt sich Nelson noch nicht, trotz der drohenden Gefahr des Verlustes von Jamaica

„auf bloße Vermutungen hin" nach Westindien zu segeln. Er ernennt nur für den Fall, daß er es tun müsse, Bickerton zum Flottenchef im Mittelmeer und füllt in Lagos Vorräte für eine Atlantikfahrt auf. Erst als er am 10. Mai aus der Meldung eines von England kommenden Kreuzers entnehmen kann, daß während drei Wochen nach Villeneuves Auslaufen aus Cadiz keine Spur von ihm nordwärts beobachtet worden ist und daß infolge Vereinigung anderer Geschwader seine eigene Anwesenheit im Kanal nicht dringend erforderlich ist, entschließt er sich für Westindien, aber nicht ohne das Mittelmeer und besonders den Truppentransport, mit dem er bei St. Vincent zusammengetroffen ist, gehörig zu sichern. Er läßt letzterem nicht nur seine Begleitschiffe, sondern verstärkt Bickertons Kreuzergeschwader (etwa 20 Kreuzer) noch durch ein 100-Kanonen-Linienschiff und folgt mit nur 10 Linienschiffen und 4 Kreuzern Villeneuve, dessen Stärke (mindestens 18 Linienschiffe) ihm bekannt ist. Hier zeigt sich also, wie er die schwerfällige Kriegführung seiner Vorgänger nicht durch ein unbedachtes Losstürmen auf sein nächstes Ziel ersetzt, sondern wie er bei allem leidenschaftlichen Drang nach Entscheidung seine Maßnahmen in den Gesamtplan einfügt.

Trafalgar (21. Oktober 1805) wird die Krönung von Nelsons Lebenswerk, weil er hier zum erstenmal als Oberbefehlshaber einer Flotte von 27 Schiffen gegen 33 französisch-spanische ficht und seinen Erfolg mit dem Tode besiegelt. Über die strategische Bedeutung im Vergleich zu Abukir könnte man zweifelhaft sein. Die 3. Koalition war Pitt gelungen, Napoleon hatte im August 1805 endgültig den Landungsplan von Boulogne aus aufgegeben und war auf dem Wege, der nach Ulm und Austerlitz führte. Die Krisen, die hierdurch heraufbeschworen wurden, waren noch nicht zu übersehen. Es ist bemerkenswert, daß die englischen Staatspapiere an der Börse fielen, als das Ergebnis von Trafalgar bekannt wurde: Nelsons Tod wog schwerer als der entscheidende Sieg. Aber einmal ist Trafalgar der Abschluß eines Feldzuges, der 1803 durch Napoleons Landungsplan in Gang gesetzt wird, Ende 1804 festere Formen annimmt und seit Anfang 1805 alle Geschwader Englands auf der einen, Frankreichs und Spaniens auf der anderen Seite in der lebhaftesten Tätigkeit und Spannung hält; eines Feldzuges, der seinen Antrieb auf der einen Seite allein durch Napoleons übermenschliche Energie und Findigkeit erhält, aber durch sie auch verwirrt wird, auf der anderen Seite durch ein wohl für lange Zeit unerreichbares Zusammenwirken zwischen der Regierung in London und den Geschwaderchefs von Irland, Brest, Ferrol, Cadiz, im Mittelmeer und Westindien ausgezeichnet ist. Es ist, als ob

der Geist der Nelsonschen band of brothers die gesamte Seekriegführung unter der Leitung des 80jährigen Lord Barham durchdrungen hat.

Mit Trafalgar hört die Tätigkeit der französischen Flotten im größeren Rahmen auf. Napoleon hat zwar an seiner Seerüstung weiter gearbeitet, aber in Erscheinung ist sie nicht mehr getreten. Ferner bildet Trafalgar die Zusammenfassung aller taktischen Erfahrungen, die Nelson von anderen übernommen oder selbst gesammelt hat und hier im freien Wasser in künstlerischer Weise handhabt. Schon auf dem Wege nach und von Westindien werden die Bewegungen Villeneuves stark durch die Sorge vor Überraschungen durch Nelson, den „fougueux amiral", bestimmt. Die erste Maßnahme, die Nelson vor und bei seinem Eintreffen zur Blockade Villeneuves in Cadiz (Ende September 1805) trifft, ist die Vorsorge, durch Aushungerung der Stadt Villeneuve zum Auslaufen und zur Schlacht zu zwingen und seine Flotte so aufzustellen, daß Villeneuve ihre Stärke sowie seine persönliche Ankunft nicht erfährt; die englischen Dienststellen in Lissabon und Cadiz weist er dementsprechend an. Einen Angriff möchte er gern recht von vorn ansetzen, damit der Feind möglichst lange im Unklaren bleibt, ob er seine Luv- oder Leeseite angreifen will. Da es ihm bei der Größe seiner Flotte zu zeitraubend erscheint, aus der zweireihigen Marschformation die einreihige Gefechtslinie zu bilden, zieht er den Angriff unmittelbar aus ersterer heraus vor; in derselben Ordnung hatte 1797 Duncan die Holländer bei den Kamper Dünen angegriffen. Aber erst Nelson erfüllt diese Form mit einem zweckvollen Gedanken. Während die von Collingwood zu führende Leekolonne*) die 12 Schlußschiffe des Feindes angreifen soll, will Nelson mit der Luvkolonne*) einmal eine Überlegenheit um das Herz des Feindes, das Flaggschiff Villeneuves, sammeln und außerdem vor allem die feindliche Spitze hindern, der Nachhut zu Hilfe zu kommen. Infolge einer derartigen Unterstützung war Calders Angriff auf Villeneuve im Juli 1805 gescheitert. Nelson sichert sich jetzt durch den Angriff aus der Marschformation heraus gegen eine ähnliche Erfahrung. Die Rücksicht auf die ersten durch die feindliche Linie durchbrechenden Schiffe veranlaßt ihn ferner dazu, die stärksten Schiffe, die Dreidecker, an die Spitze der Kolonne zu stellen, sich mit allen nach der Wetterlage möglichen Segeln — wir würden heute sagen: mit „äußerster Kraft" — dem Feinde zu nähern und beim Durchbruch die Artillerie jedes Schiffes auf ein Ziel zu vereinigen. Durch diese Maßnahmen wird gleichzeitig die beste Kraftvereinigung für den Angriff herbeigeführt. Auch sie

---

*) Siehe Anmerkung S. 295.

sind nicht völlig neu. Die Aufstellung der Dreidecker vorn hatte schon vor 40 Jahren der französische Theoretiker Morogues vorgeschlagen und Rodney für etwaige Fälle durch besonderes Signal vorgesehen. Sie bewähren sich völlig und kommen dem Feind so überraschend, daß der Führer der französischen Spitze, Admiral Dumanoir, noch eine Stunde, nachdem der Kampf allgemein geworden ist, zögert, kehrt zu machen, um der angegriffenen Nachhut Hilfe zu bringen, weil er nicht weiß, was Nelson mit seiner Luvkolonne eigentlich beabsichtigt. Bevor er dann tatsächlich zu Hilfe kommt, ist der Kampf an der gefährdeten Stelle schon entschieden. Trotz heldenmütigen Widerstandes der einzelnen Schiffe sowohl bei Franzosen wie bei Spaniern wird die Flotte vernichtend geschlagen.

Man hat sich später viel um die Frage gestritten, ob Nelson den Schlachtplan, wie er ihn in einem Memorandum vom 9. Oktober 1805 niedergelegt hatte, genau durchgeführt habe oder nicht, mit dem Ergebnis, daß man nichts Bestimmtes aussagen könne. Es ist auch nicht die wesentliche Frage. Entscheidend ist, daß seine Kampfführung sowohl nach vorher überlegtem Plan wie nach der Eingebung des Augenblicks, die drei großen Grundsätze vor Augen hat: Vernichtung des Gegners als Ziel, Überraschung und Kraftvereinigung auf den Schwerpunkt als Mittel; die Doppelkolonne war die Form, die er zur Einleitung als die geeignetste für seinen Zweck erkannt hatte.

Wir stehen am Schluß der Betrachtung von Nelsons Kriegskunst. Es ist gezeigt worden, daß seine Taten und Anordnungen nicht völlig neuen Eingebungen entsprangen. Sein Ausbrechen aus der Gefechtslinie bei St. Vincent hatte einen bescheidenen Vorgang in Rowleys Verhalten bei Grenada 1779. Dieser hatte seine Stellung bei der Transportflotte verlassen, um den hart bedrängten Spitzenschiffen des Kampfgeschwaders zu Hilfe zu kommen. Nelson war kurze Zeit darauf als Kranker mit Cornwallis, der das Gefecht mitgemacht hatte, von Jamaica nach England gefahren. Es ist also sicher, daß Nelson über die Einzelheiten des Gefechtes genaue Auskunft bekommen hat und leicht möglich, daß ihm bei St. Vincent die Erinnerung an Rowley gekommen ist. Die Kraftvereinigung auf eine Stelle des Feindes, im Gegensatz zu der Verteilung der eigenen Schiffe auf ebensoviele des Feindes, die wie auf die Überraschung auch auf die Kraftvereinigung verzichtete, hatte Rodney bereits unzweideutig zu verwirklichen angestrebt, freilich infolge Verständnislosigkeit seiner Kommandanten ohne Erfolg. Die Doppelkolonne von Trafalgar war auch bei den Kamper Dünen angewandt worden. Die weite Blockade, die Nelson 1803—1805 vor Toulon anwandte und die oft, im Gegensatz

zu der engen Blockade von Brest durch Cornwallis zu der gleichen Zeit, als eine besondere Nelsonsche Erfindung angesehen worden ist, war den englischen Admiralen des Siebenjährigen Krieges durchaus bekannt. Außerdem entsprang sie bei Nelson in dem vorliegenden Fall allein der Unmöglichkeit, mit den geringen verfügbaren Schiffen eine enge Blockade einzurichten. Den militärischen Zweck, den Feind zum Auslaufen aus dem blockierten Hafen und zur Schlacht zu veranlassen, sucht er zu zwei verschiedenen Malen mit entgegengesetzten Mitteln zu erreichen: 1797, als Chef des Innengeschwaders vor Cadiz, reizt er die Spanier durch nächtliche Kanonenbootsangriffe zum Auslaufen; 1805 als Oberbefehlshaber der Mittelmeerflotte will er, ebenfalls vor Cadiz, Villeneuve goldene Brücken zum Inseegehen bauen, indem er sich mit seiner Kampfflotte außer Sicht von Land hält. Beide Male entspricht das angewandte Mittel der Lage.

Es soll ferner nicht behauptet werden, daß Nelson nicht auch offenbare Fehler begangen hat. Daß er bei der Erstürmung von Teneriffa an Bord blieb und Troubridge die Führung des Landungskorps anvertraute, das das Nordost-Fort und die beherrschenden Höhen über ihm überrumpeln sollte, hat er selbst, nachdem der Angriff mißlungen war, als entscheidenden Fehler bezeichnet. Die Schiffe auf der Reede waren weder von See noch vom Hafen her bedroht, ihre Teilnahme an der Einnahme folgte zwangsläufig dem Fortschritt des Angriffes durch das Landungskorps. Vom Erfolg des letzteren hing alles ab, hier war der Schwerpunkt der Unternehmung, hier war, als durch schlechtes Wetter unvorhergesehene Verzögerungen eintraten, die Entscheidung zu treffen, ob das Unternehmen auch gegen Ende der Nacht noch angesetzt werden sollte. Hierhin gehörte daher der oberste Befehlshaber. Schwer erklärlich ist ferner, daß er 1795 seinen Flottenchef Hotham nicht mit wirksameren Gründen zu einer Landung zwischen S. Remo und Ventimiglia zu überreden versucht hat, als es tatsächlich geschah. Endlich darf nicht vergessen werden, daß Nelson in den Schlachten bei Abukir und Trafalgar durchaus unebenbürtige Führer gegenüberstanden. Weder Brueys noch Villeneuve hatten Zutrauen zu sich und ihren Schiffen; sie hatten nicht alles getan, um diese seemännisch und artilleristisch auf einen ähnlichen Stand wie die englischen Schiffe zu bringen. Unter diesen Umständen nutzte aller Heldenmut der einzelnen Schiffe nicht viel.

Dennoch kann Nelsons Bedeutung für die Seekriegskunst nicht hoch genug bewertet werden. Gegenüber dem Schematismus des 18. Jahrhunderts hat er wieder klar erkennbar gemacht, daß die Gefechtsform nicht

Inhalt, sondern nur Gerippe, nur Träger von Gedanken sein kann, ohne die die Form nichts nutzt. Er hat mit genialer Einsicht sich die Form für seine Gedanken aus früheren wie aus seinen eigenen Erfahrungen genommen, wo er sie fand, und sie dann in künstlerischer Freiheit angewandt. Eine derartige künstlerische Freiheit ist gewiß nur dem Genie erlaubt; das Durchschnittstalent wird mit ihr oft Verwirrung anstiften. Aber für alle ist Nelsons Wirken eine eindringliche Mahnung, die Form nicht mit dem Inhalt zu verwechseln, den Gedanken nicht mit dem Schema, den Zweck nicht mit dem Mittel. Nelsons Tätigkeit zeigt an Stelle der etwas untätigen Ruhe seiner Vorgänger, die sich auf die heiligen fighting instructions und ihre Zusätze verlassen, ein aufs äußerste gesteigertes Durchdenken der vorliegenden Lage und Aufgabe. Nichts ist verkehrter, als aus dem Ungestüm seiner Angriffe zu folgern, daß er sich auf die Eingebungen des Augenblickes verlassen habe. Im Gegenteil — die manchmal hysterisch anmutende Rastlosigkeit seiner Vorbereitungen vor Abukir, Kopenhagen und Trafalgar kann man nur mit Bewunderung und Bewegung in seinen Briefen und den Schilderungen der Zeitgenossen verfolgen. Und aus der Art dieser eigenen Vorbereitungen folgte wiederum die dritte bemerkenswerte Eigenschaft, die am meisten seine ureigenste Schöpfung war und vielleicht seine bedeutendste Leistung darstellt: die Übertragung seines Geistes auf die Unterführer. Vorher waren — roh gesagt — die fighting instructions das geistige Band zwischen Befehlshaber und Kommandanten, bei Napoleon waren es die für jeden Fall gegebenen, bis ins kleinste gehenden Befehle, bei Nelson war es die Durchdringung seiner Kommandanten mit seinen Gedanken, Plänen, Absichten. Nur weil er dessen sicher war, konnte er mit den Gefechtsformen im einzelnen so frei verfahren, wie er es tat, konnte er den Unterführern so viel freie Hand lassen. In der Vereinigung von Richtigstellung der Grundwahrheiten des Krieges und seiner Führung mit peinlich genauer Durchdenkung und Vorbereitung jeder Unternehmung und endlich mit der Durchdringung der Unterführer mit Sinn und Willen des Führers liegt der Kern Nelsonschen Geistes, der Fortschritt, den er der Kriegskunst seiner Zeit gebracht hat.

„Nur wer sich selbst verbrennt, wird den anderen ewig wandernde Flamme.“ Nelson hat sich selbst in leidenschaftlicher Glut für sein Land und Volk verzehrt, seine kriegerischen Taten stehen unter dem Zeichen einer so restlosen Hingabe an den Beruf, den er zu erfüllen hat, wie sie nur selten Menschen bewiesen haben. Der Schlachtentod erlöst ihn von dem Miterleben einer Zeit, in der auf dem Wasser nur reiner Wirtschaftskrieg

gegen Napoleon geführt und der Streit mit Nordamerika 1812—1814 in unerhört matter Weise ausgefochten wird. In dieser Zeit hätte sich Nelson nicht glücklich und befriedigt gefühlt. So erscheint uns seine soldatische Laufbahn seiner Natur angemessen und ausgeglichen. Ist er seinen Landsleuten, im besonderen den Berufsgenossen seines Landes „wandernde Flamme“ geworden? Das 19. Jahrhundert hat die englische Flotte vor keine nennenswerten Aufgaben gestellt; sie galt dank Nelsons Taten als unüberwindlich. Die englische Seekriegführung im Weltkriege zeigt viele große Seiten, aber keinen Nelsonschen Geist. Mit bewegten Worten klagt Admiral Lord Fisher in der grotesken Art seiner Records mehrfach: There was no Waterloo, no Sedan, no Trafalgar, no Napoleon, no Nelson, no Pitt, sondern der „Engel Gottes“ hat die Deutschen mit Blindheit geschlagen. Ist der Nelson-Geist in England erstorben und geht die „wandernde Flamme“ von Nelson auf andere Völker über?



Nelson

Kupferstich von Roßmaesler.

Kupferstichkabinett, Berlin.



Gneisenau

Nach der Natur gezeichnet von F. Krüger.
Lithographie von J. C. Schall.
Kupferstichkabinett, Berlin.

Gneisenau.

Von Major Walter Model.

Generalfeldmarschall August Wilhelm Anton Neidhardt von Gneisenau wurde am 27. Oktober 1760 in Schilda bei Torgau geboren*). Da sein Vater als Artillerieleutnant der Reichsarmee im Felde stand und seine Mutter, Tochter des würzburgischen Oberstleutnants Müller, kurz nach seiner Geburt starb, wuchs er zunächst bei armen Pflegeeltern auf. Etwa achtjährig kam er zu den Großeltern nach Würzburg. Nach ihrem Tode kehrte er zu seinem Vater, der jetzt in Erfurt lebte, zurück. Er besuchte das Ratsgymnasium und studierte von Oktober 1777 ab auf der Erfurter Universität militärische Baukunst.

1778 trat er in das österreichische Husaren-Regiment v. Wurmser als Offizieranwärter ein, mußte aber schon nach einem Jahre wieder ausscheiden. 1780 gelang es ihm, bei dem Markgräflichen Infanterie-Regiment in Ansbach anzukommen. 1782 ging er als Offizier mit einem Ersatztransport für England nach Kanada. Nach Beendigung des amerikanischen Freiheitskrieges tat er von 1783 bis 1785 Garnisondienst in Bayreuth.

Ende 1785 übernahm ihn König Friedrich der Große in preußische Dienste. Als jüngster Premierleutnant wurde er dem in Schlesien errichteten Freiregiment von Chaumontet überwiesen. 1790 zum Stabskapitän beim Füsilierbataillon Nr. 15 in Löwenberg ernannt, nahm er 1793/95 an der Besetzung Polens teil. Ende 1795 wurde er als Kompaniechef in das Füsilierbataillon Nr. 13 nach Jauer versetzt. 1796 vermählte er sich mit der Freiin Karoline von Kottwitz auf Wolmsdorf bei Bolkenhain in Schlesien.

Im Feldzug 1806 als Kompaniechef bei Saalfeld verwundet, unterstützte Gneisenau trotzdem General v. Rüchel in der Schlacht bei Jena bei der Leitung des unglücklichen Angriffs auf Kapellendorf. Zur Vorbereitung des Rückzugs der Armee vorausgesandt, entging er der Waffenstreckung von Prenzlau und entkam nach Graudenz. Hier lenkte er durch eine Denkschrift über den Zusammenbruch die Aufmerksamkeit auf sich. Nach Ausbildung einiger Neuformationen in Alexoten bei Kowno wurde er Ende März 1807 auf sein Drängen mit zwei Bataillonen nach Danzig gesandt.

Anfang April erfolgte die Ernennung Gneisenaus zum Kommandanten von Kolberg. Durch vorbildliche Verteidigung konnte er die Festung gegen stark überlegene französische Angriffe bis zum Waffenstillstand im Sommer 1807 halten. Hierfür wurde er zum Oberstleutnant befördert und unter Auszeichnung mit dem Orden Pour le mérite in die Militär-Reorganisations-Kommission nach Memel berufen.

Unter Scharnhorst trat jetzt Gneisenaus Tatkraft und Idealismus bei Vorbereitung der Befreiung von der Napoleonischen Fremdherrschaft besonders hervor. An der Entwicklung der allgemeinen Wehrpflicht war er hervorragend beteiligt. Neben den Grundsätzen für die „Neuordnung des Offizierkorps" verfaßte er die ausschlaggebende „Verordnung wegen der Militärstrafen". Schon vorher hatte er in einer Schrift über

*) Wichtigere Ortsnamen s. Skizzen 6 und 7 auf Seite 319 und 327.

die „Freiheit des Rückens" die entehrende Prügelstrafe öffentlich bekämpft. Diese sittliche Hebung des Soldaten erhöhte die Begeisterungsfähigkeit, schuf den freiwilligen Gehorsam und gab die Grundlagen für den erfolgreichen Befreiungskampf.

Gneisenau war ferner tätig als Mitglied der Untersuchungskommission für 1806 und des Artillerie- und Ingenieurdepartements, bei den Beratungen über eine neue „Exerzierinstruktion" und seit 1809 auch als „Inspekteur aller Festungen" und „Chef des Ingenieurkorps". In seiner Eigenschaft als Gehilfe des Ministers v. Stein wurden ihm auch innerpolitische Aufträge übertragen, so 1809 die Beilegung von Bauernunruhen in Schlesien. Kurz darauf wurde er zum Oberst befördert.

1809/10 bereiste er nach vorheriger Genehmigung seines Abschiedsgesuchs England, Schweden und Rußland. Seine Bemühungen für den allgemeinen Befreiungskampf blieben aber infolge der ungünstigen europäischen Gesamtlage ergebnislos. 1810/11 mußte er sich auf Betreiben Napoleons außer Dienst in Schlesien aufhalten. Bedrückt durch ernste wirtschaftliche Sorgen um seine zahlreiche Familie, setzte er sich doch weiter mit allen Kräften für die Förderung des Befreiungsgedankens ein. Im März 1811 begann seine Zusammenarbeit mit dem Staatskanzler v. Hardenberg. Als „Staatsrat" nach Berlin gerufen, hatte er maßgebenden Anteil an der Vorbereitung der Erhebung. Ihre Durchführung konnte aber auch 1812 noch nicht erfolgen. Erneut erhielt er von Hardenberg als Aufgabe, über Bündnisse und Waffenlieferungen im Ausland zu verhandeln. So wirkte er vorbereitend in Österreich und Rußland, in Schweden und England.

Mit Beginn des Befreiungskampfes wurde Gneisenau als Generalmajor und 2. Generalquartiermeister beim Korps des Generals v. Blücher wiederangestellt. Nach Scharnhorsts Verwundung bei Großgörschen zeichnete er sich als Korpschef Blüchers bei Bautzen und beim Rückzug nach Schlesien aus.

Während des Waffenstillstands wurde er als Generalgouverneur von Schlesien mit der Aufstellung der Landwehr und Organisation der Verteidigung dieser Provinz beauftragt. Umsichtig und durchgreifend löste er sie schnell und vollständig.

Anfang August 1813 trat Gneisenau als Generalstabschef Blüchers zum Oberkommando der Schlesischen Armee. In dieser Stellung gewann er 1813/15 entscheidenden Einfluß auf die Durchführung des Befreiungskampfes und die endgültige Niederzwingung Napoleons. Sein Wagemut, verbunden mit Besonnenheit, sein Vergeltungs- und Verfolgungsdrang wirkten ausschlaggebend bei den Operationen an der Katzbach, beim kühnen Elbübergang bei Wartenburg, bei der Einleitung und Durchführung der Schlacht bei Leipzig und der anschließenden Verfolgung Napoleons bis zum Rhein. Seiner Standhaftigkeit war es zu verdanken, daß trotz mancher Mißgeschicke zwischen Maas, Marne, Seine und an der Aisne die verbündeten Armeen 1814 doch Napoleon völlig überwinden und Paris erobern konnten.

In den Grafenstand erhoben, wollte Gneisenau nun, da sein Befreiungsziel erreicht war, bescheiden zurücktreten. Da aber Napoleon von Elba zurückkehrte, wurde er von neuem trotz seines Drängens nach einem Truppenkommando wiederum als Armeechef zu Blücher berufen. So kann er beim Feldzug 1815 seine Feldherrnbegabung beim genialen Rückzug von Ligny nach Norden, bei dem entscheidenden Eingreifen in die Schlacht bei Belle-Alliance und bei der rücksichtslosen Verfolgung des geschlagenen französischen Heeres nochmals beweisen. Gneisenau wurde zum General der Infanterie befördert und mit dem bisher von Napoleon getragenen Schwarzen Adlerorden ausgezeichnet.

Nach Beendigung des Krieges erhielt Gneisenau 1815 das neugebildete rheinische Generalkommando in Koblenz. Durch seine gewinnende Art erwarb er im Rheinland viele Sympathien für Preußen. 1816 reichte er seinen Abschied ein, um sich auf sein Gut Erdmannsdorf bei Hirschberg zurückzuziehen. 1817 berief ihn der König jedoch in den Staatsrat und ernannte ihn zum Gouverneur von Berlin und Chef des 9. (Kolbergschen) Grenadier-Regiments. Am zehnten Jahrestage von Belle-Alliance erfolgte 1825 seine Ernennung zum Generalfeldmarschall. 1831 wurde Gneisenau als Oberbefehlshaber des I., II., V. und VI. Armeekorps mit der Abwehr des polnischen Aufstands beauftragt.

Am 24. August starb er in Posen an der Cholera. 1841 wurde sein Leichnam nach seiner Besitzung Sommerschenburg, westlich Magdeburg, überführt. Die preußische Armee setzte ihm hier ein Grabdenkmal.

„In Gneisenau, in keinem anderen, hat
Napoleon seinen Überwinder gefunden."
(Graf Schlieffen.)

I.

Schwer war die Jugend, die das Schicksal Gneisenau bereitete. Auf der Flucht der Reichsarmee vor König Friedrichs Heer von Schilda bei Torgau nach Oschatz fiel der Knabe wenige Tage nach seiner Geburt unbemerkt von der schlafenden Mutter vom Bauernwagen. Ein Grenadier fand das Kind und brachte es am anderen Morgen seiner verzweifelten Mutter zurück. Die Folgen dieses Schreckens und die Erschöpfungen der Flucht verursachten bald darauf ihren Tod. Mutterlos wuchs Gneisenau heran, selbst der Mutter Grab blieb ihm unbekannt.

Der Vater, mit der Reichsarmee hin und her geworfen, gab den Sohn armen Leuten, angeblich in Schilda, zur Pflege und Erziehung. Gneisenau sagt selbst: „Da mein Vater verarmte und in der Welt herumirrte, verfiel ich in die größte Dürftigkeit . . . Ich habe stets ein Stück Schwarzbrot, aber nicht immer Sohlen unter meinen Schuhen gehabt." Nachher wurde er durch die Eltern seiner Mutter aus dieser Dürftigkeit befreit und in deren Haus in Würzburg aufgenommen. Der katholische Großvater, Oberstleutnant Müller, gab Gneisenau etwa mit seinem achten Lebensjahr in die von Franziskanern und Jesuiten geleitete Schule in Würzburg. Er erwarb sich hier neben Anfangskenntnissen in alten und neuen Sprachen, Geschichte und Geographie eine vorzügliche Handschrift und eine für seine Zeit noch seltenere Sicherheit in der Rechtschreibung. Auf die Würzburger Schulzeit ist es zurückzuführen, daß Gneisenau, obwohl in Schilda evangelisch getauft, als Katholik galt. Immer streng kirchlich und ein guter Bibelkenner stand er in seinem späteren Leben wohl über beiden Bekenntnissen.

Vorteilhaft für seine geistige Entwicklung war die Neigung seines Großvaters für wissenschaftlich-schöngeistige Bildung. Aufstrebende Gelehrte, Geistliche und Offiziere gingen in seinem Hause aus und ein. Er selbst lehrte an der bischöflichen Universität Zivil- und Militärarchitektur. Gneisenau gibt in einem Briefe 1825 diesen Einfluß auf seine Entwicklung zu. Bekannte des Großvaters brachten ihm oft Bücher. Deshalb schreibt er: „Da lernte ich auch die Ilias und Odyssee kennen, und von daher stammt meine Liebe zu literarischen Beschäftigungen." Noch stärker wirkte auf den regen Geist und das frohe, aber tiefe Gemüt des Knaben die jüngere Schwester seiner verstorbenen Mutter ein. Sie übertrug ihr heiteres Temperament, ihren Bildungsdrang und ihre Anteilnahme an dem neuerwachenden deutschen Geistesleben auf den empfänglichen Neffen.

Nach vier Jahren starben aber seine Großeltern. So mußte Gneisenau zu seinem Vater zurückkehren, der als kurmainzischer Bauinspektor, wieder verheiratet, in einfachen Verhältnissen in Erfurt lebte. Seine Erinnerungen an diese Zeit sind trübe, da die Stiefmutter es in keiner Weise verstand, das Familienleben harmonisch zu gestalten.

Seit Herbst 1777 studierte Gneisenau als Studiosus „Antonius Neidhardt" auf der Universität Erfurt militärische Baukunst und Mathematik, d. h. Artilleriewesen und Befestigungskunst, sowie „militärisches Aufnehmen nach dem Augenmaß" als Vorbereitung für seine soldatische Laufbahn. Im übrigen muß sein Lebenswandel, wohl infolge der unerfreulichen häuslichen Verhältnisse, damals ziemlich frei gewesen sein. Er selbst gibt an, daß er sein „kleines, großväterliches Erbe verschwendet habe und in die peinlichste Verlegenheiten geraten sei". „Aus Geldmangel und Neigung" tritt er, selbst ein passionierter Reiter, 1778 in das in Erfurt stehende, österreichische Husarenregiment v. Wurmser als „Kadett ex propriis", also Offizieranwärter, ein. Wahrscheinlich wegen eines durch ihn verschuldeten Duells mit einem Kameraden mußte er aber schon nach einem Jahr sein Husarenleben unfreiwillig beenden.

Erst 1780 gelang es ihm, wiederum als Kadett bei dem Markgräflichen Infanterie-Regiment in Ansbach anzukommen, nachdem er anscheinend vorher schwere und berechtigte Sorgen um seine Zukunft gehabt hatte. Nicht mit Unrecht sagte er später: „Wie ich mich aus allen Verirrungen glücklich retten konnte, oder vielmehr durch höhere Hand gerettet wurde, dies alles muß mir als ein Wunder erscheinen." Neben aller Lebensfreude machte sich von jetzt ab ein dauernd steigendes Bemühen um Vervollkommnung als Mensch und Soldat bemerkbar. Kurz nach seiner Beförderung zum Offizier, die mit seinem vollen Familiennamen „Neid-

hardt von Gneisenau" nach dem Familienbesitz Gneisenau bei Linz an der Donau erfolgte, ging er mit einem Ersatztransport für die im Solde Englands in Nordamerika kämpfenden Ansbach-Bayreuthischen Truppen nach Kanada. Nach langer Fahrt landete er in Halifax auf der Halbinsel Neuschottland und kam dann nach Quebec. Da sich jedoch England und die Vereinigten Staaten Nordamerikas schon mit Friedensabsichten trugen, erlebte Gneisenau nur noch eine Art Stellungskrieg, empfing aber doch starke militärische Eindrücke.

Durch Schilderungen seiner Kameraden über den jahrelangen, nordamerikanischen Freiheitskrieg erfuhr Gneisenau an Ort und Stelle Näheres über die Entstehung und Führung eines Krieges, der nicht mit einem stehenden, sondern mit einem ohne Friedensvorbereitungen im Kriege geschaffenen Heere geführt wurde. Er erfaßte die Bedeutung einer für den Kleinkrieg geeigneten Natur des Landes, der frühzeitigen Gewöhnung der Bewohner an den Umgang mit Waffen, sowie der Heranbildung ausreichender Führer und Truppenstämme. Er nahm auch in sich auf, welchen wesentlichen Einfluß auf den Enderfolg die durch das unübersichtliche Gelände geförderte, vermehrte Anwendung des zerstreuten Infanteriegefechts gehabt hatte. So erwarb er sich gründliche Kenntnisse des Dienstes der leichten Infanterie und besonders der Ausnutzung von Schußwaffe und Gelände durch den Einzelkämpfer. Beide Erfahrungen wurden bestimmend für seine weitere Laufbahn. Von besonderem Interesse für ihn war auch eine neue Art von Feldbefestigung durch schnelle Anlage von Blockhäusern und Widerstandsnestern, die die Amerikaner mit Erfolg anwandten.

Nach der Rückkehr aus Nordamerika fühlte sich Gneisenau trotz reger militärwissenschaftlicher Studien sowie angenehmster gesellschaftlicher Verhältnisse durch den Garnisondienst in Bayreuth nicht befriedigt. Er bat daher im November 1785 den König Friedrich den Großen „um eine Stelle in Allerhöchstdero Suite". Er wurde angenommen, doch blieb er nur kurze Zeit in Potsdam, nicht in der Suite des Königs, sondern à la suite der Armee. Gneisenau tat hier einen Blick in die große militärische Welt, der von nachhaltigem Eindruck war. Er nahm vorübergehend an den Arbeiten des Generalquartiermeisterstabes unter Kapitän v. Rüchel teil. Unter anderem beschäftigte ihn eine Arbeit über die Bedeutung schneller „Verwüstungen der Landschaft" für eine türkische Verteidigung der Ukraine gegen Rußland. Diese kurze Zeit des Potsdamer Umgangs mit den damals maßgebenden „Generalstäblern" wie Massenbach, Phull, der Unterricht durch König Friedrichs Lieblingsschüler Rüchel und die Teilnahme an den

großen Potsdamer Frühjahrsmanövern gaben Gneisenau vielfache Anregung. Er war begeistert und voll befriedigt.

Sicherlich stützte sich hierauf seine sachgemäße eigene Weiterbildung auf militärwissenschaftlichem Gebiete in den folgenden zwanzig Jahren des Frontdienstes in kleinen schlesischen Standorten. Von Anfang an war Gneisenau hier bemüht, sich militärisch auf praktischen und theoretischen Gebieten zu fördern, Lücken in seiner allgemeinen Bildung zu schließen und erkannte Schwächen seiner Eigenart, wie seine leichte Erregbarkeit, zu bekämpfen. Wurde er in späteren Jahren als genial anerkannt, so kann man wohl in erweitertem Moltkeschen Sinne sagen, er wurde zum Genie auch durch Arbeit an sich selbst. In seiner freien Zeit beim Füsilierbataillon Nr. 15 in Löwenberg und dann als Kompaniechef in Jauer bildete Gneisenau sich unermüdlich weiter, ohne die sich bietenden geselligen und kameradschaftlichen Freuden zu vernachlässigen. In der Hauptsache benutzte er selbstgewählte Bücher. Es beschäftigten ihn geschichtliche und kriegswissenschaftliche Studien, Beurteilungen von Armeeeinrichtungen, daneben auch Literatur, Philosophie und Sprachen. Er brachte es im Englischen und Französischen zu ausreichender Gewandtheit im Sprechen. Bezeichnend für seine gründliche Art des Studiums, seine kritische Einstellung und seinen gesunden militärischen Blick, mit dem er sofort aus allen theoretischen Beschäftigungen praktischen Nutzen zog, ist eine Betrachtung über die Belagerung von Valenciennes vom Jahre 1793. Für seine charakterliche Weiterbildung sprechen Briefe an seinen Vater. Es heißt da: „Stellen Sie meinen Brüdern recht oft vor, daß die Ehre das einzige Gut ist, das sie haben, daß sie ihnen lieber als etliche Jahre eines nichtswürdigen Lebens sein muß.“ Seine Lebens- und Dienstauffassung läßt ein anderer Brief von 1796 erkennen: „... Zu meinem Fortkommen habe ich jeden anderen Weg als den geraden vernachlässigt. Ich habe in meiner Einfalt geglaubt, daß vielleicht auch Pünktlichkeit und Eifer im Dienste, Lust und Feuer im Exerzieren und Erweiterung meiner geringen Kenntnisse nebst Aufmerksamkeit auf mein Äußeres meine Vorgesetzten für mich interessieren und mich am Ende zum Zwecke führen würde. Man hat mir diese Eigenschaften zugute gerechnet und meine üblen Gewohnheiten darüber vergessen ...“ Trotz seiner Neigung zu theoretischen Studien stand Gneisenau mitten im Leben und verfolgte die Zeitgeschichte mit lebhafter Anteilnahme. Von Anfang an fesselten seine Aufmerksamkeit der Aufstieg Napoleons und die Feldzüge Frankreichs in Oberitalien und Deutschland. Seine eingehende Beschäftigung mit Napoleons erstem Feldzuge und das eifrige Verarbeiten aller seiner Ruhmestaten erregten das Erstaunen seiner Kameraden. Er hat hier-

mit nur frühzeitig den Beweis seines ungetrübten militärischen und politischen Blicks erbracht, der sofort, wie er selbst später mit Befriedigung sagte, „Frankreichs weltbeherrschende Pläne und Napoleons Charakter sehr zeitig und, wie der Erfolg lehrte, sehr richtig aufgefaßt habe".

Napoleon selbst wurde so sein Lehrmeister für Krieg und Politik. Zu seinem großen Nutzen erwarb sich Gneisenau in dieser Zeit eine genaue Kenntnis der wahren Natur des genialen und schonungslosen Eroberers. Schon in Jauer erwuchs in ihm die Grundlage für den ihn nach 1806 völlig beherrschenden Haß gegen den Korsen.

Die anfänglich sehr bedrängten wirtschaftlichen Verhältnisse Gneisenaus hatten sich mit seiner Ernennung zum Kompaniechef gebessert. Er konnte nun seine Freigebigkeit und eigene Anspruchslosigkeit beweisen. Er half seinem Vater durch Unterstützung seiner Stiefbrüder, außerdem wurde er „ein Vater seiner Soldaten in der vollsten Bedeutung des Wortes und ein Wohltäter ihrer Witwen und Waisen".

Den praktischen Truppendienst mit allen Nachteilen der damaligen nur geringe Teile des Volkes nutzenden Wehrverfassung lernte er gründlich kennen. Als wesentlich prägte sich ihm ein, daß trotz der üblichen langen Beurlaubungen und der großen Zahl verheirateter Mannschaften die schlesische Füsilierbrigade durch besondere Förderung der geistigen Fähigkeiten der Offiziere und Leute doch auf einer verhältnismäßig hohen Ausbildungsstufe stand. Durch seine praktischen Erfahrungen im Dienste der leichten Infanterie und seine wissenschaftlichen Kenntnisse nahm Gneisenau im Kreise seiner Kameraden bald eine überragende Stellung ein. Ihm wurde deshalb auch die Weiterbildung der jüngeren Offiziere übertragen. Welches Zutrauen man zu ihm hatte, zeigte sich in dem Urteil seines Vorgesetzten Majors v. Putlitz, als Frau v. Kottwitz Bedenken trug, dem vermögenslosen Gneisenau ihre Tochter Karoline anzuvertrauen: „Das ist wahr, er besitzt nichts, aber er kommt doch durch die ganze Welt."

Bei Gneisenaus Vorliebe für anregende Geselligkeit wurde sein Haus in kurzer Zeit zum Sammelpunkt der Gesellschaft. Sein Familienleben war denkbar glücklich. Schwer empfand er nach 1806 die häufige, einmal sogar dreijährige Trennung von seiner Familie. Als Soldat wußte er aber auch dies ohne Beeinträchtigung seiner Leistungsfähigkeit zu überwinden. So schrieb er 1807 aus Kolberg: „Seit acht Monaten habe ich keine Nachricht von meiner Frau und unseren sechs Kindern. Dies will mich manchmal in meinen Anordnungen stören, aber ich denke immer wieder daran, daß ich eher Soldat als Ehemann war." Stets war er zärtlich besorgt um seine Töchter, besonders um seine Lieblingstochter, die früh verstorbene Frau

des ältesten Sohnes Scharnhorsts. Seine Söhne erzog er früh zu seiner eigenen idealen, aber harten Lebensauffassung und Anspruchslosigkeit. Der Älteste begleitete Fünfzehnjährig den Vater 1813 als freiwilliger Lützower ins Feld. Gneisenau schonte ihn nicht. Sein Adjutant Stosch sagt: „Er sah es gern, wenn er sich in Gefechten exponierte.“ Auch hiermit bewies Gneisenau, wie durch den ständigen rücksichtslosen Einsatz seiner eigenen Person, seine Opferbereitschaft im Kampfe um die Freiheit.

Der Briefwechsel mit seiner Frau gibt besondere Einblicke in seine Persönlichkeit. Groß waren die Sorgen, die sich beiden in den Unglücks- und Kriegsjahren oft um die Kinder und den Lebensunterhalt aufdrängten. Traten auch bald hinter des Vaterlandes Not alle eigenen Sorgen zurück, so fand Gneisenau auch inmitten seiner angespanntesten Tätigkeit, oft selbst enttäuscht und niedergedrückt, doch immer Zeit, die Widerstandskraft von Frau und Kinder gegen die Härten der Zeit zu stärken. So schrieb er 1809 aus Königsberg, als Preußen außenpolitisch neues Unheil drohte: „Waffne Dich indessen mit Standhaftigkeit gegen Unruhe und Besorgnisse und präge den Kindern ja recht tief ein, welche Schicksale ihnen bevorstehen können, damit sie sich daran gewöhnen, dem Unglück ins Auge zu sehen und ihre Wünsche mehr auf innere Kultur als äußeren Wohlstand richten. Letzterer ist so vergänglich und nur die innere Kultur begleitet durch das Leben.“

Schon vor 1806 hatte Gneisenau ernste Befürchtungen für das Wohl des Staates. Er litt in dieser Zeit der verfehlten politischen und militärischen Maßnahmen Preußens an Unzufriedenheit mit sich selbst, begründet in dem Gefühl, in seiner Stellung zu wenig für die Allgemeinheit leisten zu können. Er dachte sogar daran, sich ganz der Landwirtschaft zu widmen, um das Familienstammgut seiner Frau Mittel-Kauffung zu bewirtschaften. Klar erkannte er im Winter 1805/06 die militärpolitische Lage: „Als Soldat sehe ich nichts als Unordnung unter meinen Augen und als Wirt und Hausvater muß ich fürchten, zugrunde zu gehen. Als Staatsbürger sehe ich bei schlechten Anstalten und versäumten kraftvollen Maßregeln vielleicht manches Unglück hereinbrechen und bloß Glück, Klugheit und Standhaftigkeit können uns retten. Aber noch blicke ich mit Vertrauen auf Den, Der alles am besten lenkt, und stärke mein Herz mit Zuversicht auf Ihn.“

Es kam anders! 1806 brach Preußen zusammen. Das Unglücksjahr bildete auch in Gneisenaus Leben den Wendepunkt.

Zunächst sollte er als Soldat Gelegenheit haben, seine persönliche Tapferkeit, Umsicht und Standhaftigkeit in schwierigster Lage als Truppenoffizier zu beweisen. Bei Saalfeld erhielt er mit seiner Kompanie vom Prinzen Louis Ferdinand, der seinem Rückzug über die Saale durch einen

Vorstoß Luft machen wollte, den Befehl, eine im Hohlweg steckengebliebene Batterie zu retten. Gneisenau griff an. Französische Kavallerie entschied aber den Kampf zu ihren Gunsten. Der Prinz fiel. Gneisenau erhielt einen Schuß durch die Wade. Doch konnte er sich mit 90 Mann seiner Kompanie durch die Saale retten. Trotz seiner Verwundung gelang es ihm, wenige Tage später bei Jena auf seinen Antrag hin im Stabe des Generals v. Rüchel am Kampfe bei Kapellendorf teilzunehmen. Obwohl Fürst Hohenlohe geschlagen war, glaubten General v. Rüchel und Gneisenau, die Schlacht noch wiederherstellen zu können. Die Truppe kämpfte tapfer, aber naturgemäß wurde der mit 15 preußischen gegen 79 französische Bataillone angesetzte Angriff zur völligen Niederlage. Unvergeßlich blieben Gneisenau diese Schicksalsstunden der preußischen Armee. Er sagte später: „Das waren Greuel. — Tausendmal lieber sterben, als dies wieder erleben. — Nie versank eine Armee in solche Auflösung."

Diese harte Schule entwickelte aber in vollendeter Weise eine Eigenschaft, die ihn in den kommenden Jahren bei allen Gelegenheiten auszeichnen sollte: Standhaftigkeit im Unglück. Je größer der Druck von außen war, um so stärker wurde Gneisenaus zuversichtliche Beharrlichkeit.

Die Umsicht, mit der er vorausgesandt die Verpflegung für die Armee Hohenlohe regelte, war umsonst. Die Armee kapitulierte. Gneisenau entkam nach Graudenz und erreichte dann mit einem neugebildeten Bataillon Königsberg. Hier gehörte er zu den Wenigen, die ungebeugt durch das Unglück den Glauben an die Zukunft nie verloren und tatkräftig versuchten, zu retten, was zu retten war. Jetzt begann für Gneisenau die Zeit seines öffentlichen Wirkens an der Befreiung Preußens. Ihm half hierbei die Arbeit, die er an sich selbst während der langen Zeit des Vergessenseins in Löwenberg und Jauer geleistet hatte.

Als in sich gefestigter Mann geht er zuversichtlich mit tiefem Verständnis für die Zeichen der Zeit und mit dem ihm eigenen Schwung der Idee, alles zu können für die Wiedergeburt und Befreiung Preußens, an jede ihm übertragene Aufgabe. Unermüdlich sucht, erkennt und schafft er neue Mittel und Wege zur Wehrfähigkeit des g a n z e n Volkes!

Sein ungetrübter Blick, geschärft durch jahrelanges kritisches Verfolgen der Zeitereignisse, sein reger Geist, sein Idealismus, sein Wagemut, seine Standhaftigkeit und seine Gewandtheit in der Handhabung von Schrift und Wort unterstützten ihn hierbei aufs beste. In seiner ersten „Denkschrift über den Krieg von 1806" sieht er die Ursachen der Katastrophe in Führungsfehlern, in der veralteten Heeresverfassung und in dem verweichlichten Zeitgeist. Von diesem sagte er: „Man hatte sich mit der Idee der Möglich-

keit eines solchen Unglücks nicht vertraut gemacht und Standhaftigkeit im Unglück ist die Sache weniger Menschen."

„Der Geist unserer Zeit ist verschlechtert. Kein Zutrauen von unten, keine Willenskraft und Fähigkeiten von oben. Die noch helfen könnten, haben nicht mehr die Mittel dazu. Kleinmut herrscht beinahe überall und das Zeitalter ist so kraftlos, daß die Idee, mit Anstand zu fallen, für eine poetische Exaltation gilt." Tatkräftig schlug Gneisenau in einer anderen Denkschrift vor, im Rücken des Feindes den Kleinkrieg ins Leben zu rufen, basiert auf die sich noch haltenden festen Plätze. Auf Vorschlag Rüchels wurde Gneisenau endlich für Jena, 46jährig, Major. „Um ihn loszuwerden", wurde er aber zur Ausbildung von Ersatzbataillonen nach Alexoten bei Kowno geschickt. Auch hier gab sein Tatengeist keine Ruhe, bis er mit zwei Bataillonen als Verstärkung nach Danzig gehen durfte. Bald darauf wurde er zum Kommandanten von Kolberg ernannt. Seine hervorragenden persönlichen Eigenschaften und seine vorbildliche Einwirkung auf Bürger und Soldaten zusammen mit seiner neuen Art der Verteidigung, über die noch zu reden ist, brachten Kolberg die Rettung und machten ihn selbst berühmt. Maßgebend für die Weiterentwicklung seiner Persönlichkeit und als Leitmotiv seiner Tätigkeit gewann Gneisenau hier die nicht mehr zu erschütternde Überzeugung, daß der preußische Bürger und Soldat, fest und gut geführt, das Höchste im Kampfe gegen Napoleon und Frankreich leisten könne und siegen würde.

Diese Überzeugung war die treibende Kraft seines Wirkens als Mitglied der Militär-Reorganisations-Kommission und als Mitarbeiter Scharnhorsts, Steins und Hardenbergs.

Mit seinem einzigartigen Idealismus trat Gneisenau nun getreu seinen eigenen Worten: „Der Mensch muß für eine Idee begeistert werden, wenn er etwas Großes leisten soll!" für sein Ziel der Befreiung Preußens und Deutschlands ein. Mit ihm überwand er alle politischen und militärischen Hemmungen, alle wirtschaftlichen und persönlichen Schwierigkeiten. Für ihn traf Scharnhorsts Äußerung zu: „Es gilt tätige, lebhafte, ambitiöse Männer, deren Geist den Körper bald verzehrt, in die leitenden Stellen zu bringen."

Seine damals voll entwickelte Persönlichkeit schildert Ernst Moritz Arndt folgendermaßen:

„Gneisenau war ein Mann von 52 Jahren, als ich ihn im Winter 1812 zuerst sah, in Haltung, Schritt, Gebärde einem Dreißiger ähnlich. Sein Bau war stattlich ... Diesen Leib kräftigsten Wuchses, etwas über Mittellänge, krönte ein prächtiger Kopf; eine offene, breite, heitere Stirn, volles,

dunkles Haupthaar, schönste, große blaue Augen, die ebenso freundlich als trotzig blicken und blitzen konnten, eine gerade Nase, voller Mund, rundes Kinn ... Dieser schöne Mensch war von einer leidenschaftlichen, feurigen Natur und kühne Triebe und Gedanken fluteten unaufhörlich in ihm hin und her ... Diese edle Gestalt war auch durch innerste Schönheit der Seele geadelt. Das Edle, Stolze, Hochherzige leuchtete wie Sonnenschein aus allen seinen Bewegungen und Zügen ... Bei gewaltigem Ungestüm und bei unendlicher Beweglichkeit die seltenste Herrschaft über die Triebe, selbst in Unmut und Zorn, worin er sich über fremde Niederträchtigkeit und Schleicherei wohl ergehen konnte, stand die Gebärde des Mannes unter höherer Gewalt und die Sprache behielt den Klang des Helden ... Durch Selbststudium und unterstützt von einem geschwinden Blick und einem glücklichen Gedächtnis hatte er sich in vielen Zweigen des Wissens unterrichtet, selbst oft da, wo man es von einem Krieger nicht vermuten sollte. In Rede und Schrift gleich gewandt, blitzend und funkelnd von Witz und Lust im Gespräch, war er in Gesellschaft doch der bescheidenste, liebenswürdigste Mann, von jedem Spott und Übermut der freieste, der lieber hören als lehren, lieber unterrichtet werden als unterrichten wollte ..."

II.

Gut vorbereitet ging Gneisenau 1807 an die Aufgabe der Verteidigung der kleinen hinterpommerschen Festung Kolberg heran. Durch seinen Großvater und Vater frühzeitig auf Festungsbau und Artilleriewesen hingewiesen, hatte er sich, wie bereits erwähnt, in Erfurt mit ihrem Studium befaßt. Seine Beschäftigung mit der Belagerung von Valenciennes hatte ihn in Löwenberg zu kritischen Betrachtungen veranlaßt.

Sein von Schill und Nettelbeck vorzüglich unterstützter Vorgänger wollte nach dem Eintreffen französischer Verstärkungen nur noch die Wälle und Mauern Kolbergs halten. Er hätte damit den sicheren Fall der Festung verursacht. Mit dem Eintreffen Gneisenaus Ende April begann eine neue, wirksamere Art der Verteidigung, getragen von dem bisher unbekannten Gedanken der Offensive des Verteidigers im Festungskriege. Der ostwärts der Stadt liegende Wolfsberg wurde nach Gneisenaus amerikanischen Erfahrungen in kurzer Zeit mit Blockhäusern befestigt und das Vorgelände den damaligen Schußweiten entsprechend in die Verteidigung einbezogen. Wochenlang konnte Gneisenau, selbst die Seele des aktiven Widerstandes im Vorgelände und unermüdlich in seiner unübertroffenen Einwirkung auf die schwache Besatzung und die stark beanspruchte,

aber opferbereite Bürgerschaft, das Herankommen der weit überlegenen Franzosen verzögern. Er brachte sogar trotz des Falls des Wolfsbergs durch kühne Gegenstöße aus der Festung heraus den großen, konzentrisch geführten Angriff des Generals Loison zum völligen Scheitern. Das hier von Gneisenau mit Erfolg angewandte Verfahren wurde von jetzt ab zu einem feststehenden Grundsatz im Festungskriege.

In den folgenden Jahren sollte sich die Tätigkeit Gneisenaus in der Militär-Reorganisations-Kommission von besonderem Einfluß erweisen. Gneisenaus übersprudelnder Gedankenreichtum, seine Kühnheit und scharfe Kritik ergänzten den nüchtern und nachdenklich veranlagten Scharnhorst, der Gneisenau als vorurteilsfreien Mann sehr hoch schätzte und ihn überall heranzog. Niemals hatten sie eine ernste Meinungsverschiedenheit. In Erkennung der Nachteile des bisherigen preußischen und des damaligen französischen Wehrsystems mit ihren zahlreichen Befreiungen vom Heeresdienst — entweder durch Vorrechte der Geburt oder durch die Möglichkeit der Ersatzgestellung — war beider Männer Überzeugung, daß die ganze Volkskraft ohne jede Einschränkung zur Verteidigung des Landes herangezogen werden müsse. Nur unter Mitwirkung des ganzen Volkes hielten sie den Befreiungskampf für durchführbar.

Schon 1807 kämpfte Gneisenau in vier Denkschriften für die allgemeine Volksbewaffnung und forderte als Voraussetzung eine Hebung des Ansehens der Soldaten. Sein Grundgedanke war, daß den Pflichten zum Wehr- und Staatsdienst auch die Rechte des Volkes zur Teilnahme am politischen Leben entsprechen müßten. Jeder Kraft sollte ein ihr angemessener Wirkungskreis gegeben werden. Zur Hebung der Stellung des Soldaten im Volke verlangte Gneisenau menschliche und ehrenhafte Behandlung, die „Freiheit des Rückens". Er schrieb weiter: „Die stärkste Stütze der Herrscher ist das Volk."

„Um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen, muß ihm mitten im Frieden militärischer Geist eingeflößt werden. Als Mittel zu diesem Zweck dienen: Allgemeine Volksbewaffnung, kriegerischen Geist erweckende Übungen, die Erziehung des Volkes zu Verteidigern ihres Herdes, ihres Eigentums, ihrer Familien, zur Anhänglichkeit an Regierung und Vaterland, sowie Erweckung der Liebe zu den Waffen."

„Übungen der Volksbewaffnung sollen zu Volksfesten werden, die den Frohsinn ins Lager führen, die Gewandtheit und Gesundheit der Jugend erhöhen und stärken." Als „wohltätige Folgen" verspricht sich Gneisenau davon: Vermengung der höheren Stände mit den unteren, Ablegung von Vorurteilen, Einigung des ganzen Volkes auf nationalem Boden mit dem gemeinsamen Ziel des Entscheidungskampfes gegen Napoleon.

Da Frankreichs Besatzungen nach dem Tilsiter Frieden, dem Vorbild des Versailler Diktats von 1919, in Preußens Festungen lagen und unerhörte Kriegsentschädigungen jede Möglichkeit für eine zeitgemäße Rüstung nahmen, begann die Tätigkeit der Reorganisationskommission zunächst mit der Besserung des Ersatzes an Führern. Scharf waren die Auseinandersetzungen Gneisenaus mit den hemmenden Mitgliedern der alten Schule. Erst als sie durch Boyen und Götzen ersetzt waren, kam man vorwärts. Gneisenau bewirkte, daß einen Anspruch auf Offizierstellen im Frieden nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege ausgezeichnete Tapferkeit und Überblick gewähren sollten. „Die Geburt gibt kein Monopol für Verdienste." „Die neue Zeit braucht mehr als Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft." Auf seine Veranlassung legte man für die neue Armee fest: „Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben!". Die Grundlage für die allgemeine Wehrpflicht war damit geschaffen.

Die zu gleicher Zeit einsetzenden Stein-Hardenbergschen inneren Reformen, bei denen Gneisenau ebenfalls als Berater mitwirkte, gaben allen Preußen die Freiheit der Person, der Bewegung und des Eigentums. Die Aufhebung der Erbuntertänigkeit schaffte nach Wegfall aller Vorbehalte für Eigentum und Benutzung von Grund und Boden freie Bauern. Gewerbefreiheit beseitigte die Trennung der Stände. Das Vertrauen zur Regierung, die tätige Teilnahme am Staats- und Gemeindeleben wurde durch Neuordnung der Verwaltungsbehörden und Einführung der Städteordnung wiederhergestellt. Klar hatte Gneisenau von Anfang an erkannt, daß zur Weckung des Wehrgedankens diese inneren Reformen notwendige Voraussetzung wären. Immer wieder begegnet uns so die bis heute gültige Grundanschauung Gneisenaus, daß gerade für einen nationalen Befreiungskampf Pflichten und Rechte der Staatsangehörigen im Einklang stehen müssen.

Endlich 1813, als Gneisenau gerade in England weilte, war die außenpolitische Lage nach Napoleons Niederlage in Rußland derart günstig geworden, daß auch der mit Recht bisher zögernde König auf Drängen seiner Ratgeber die Befreiungsstunde für gekommen hielt. Nach dem kurzen Frühjahrsfeldzuge von 1813, in dem sich Gneisenau bei Bautzen als umsichtiger Korpschef Blüchers zeigte, wurde er als Gouverneur von Schlesien dort mit der Organisation der Landwehr beauftragt. Er sah jetzt die Früchte seiner jahrelangen, an Mühen und Enttäuschungen reichen Tätigkeit doch noch reifen. Er schuf hier Teile des neuartigen preußischen Volksheeres, dessen Aufbau auf sittlicher Grundlage in dem kommenden Jahrhundert die Kriegskunst wesentlich verändern sollte. Durch das Volksheer

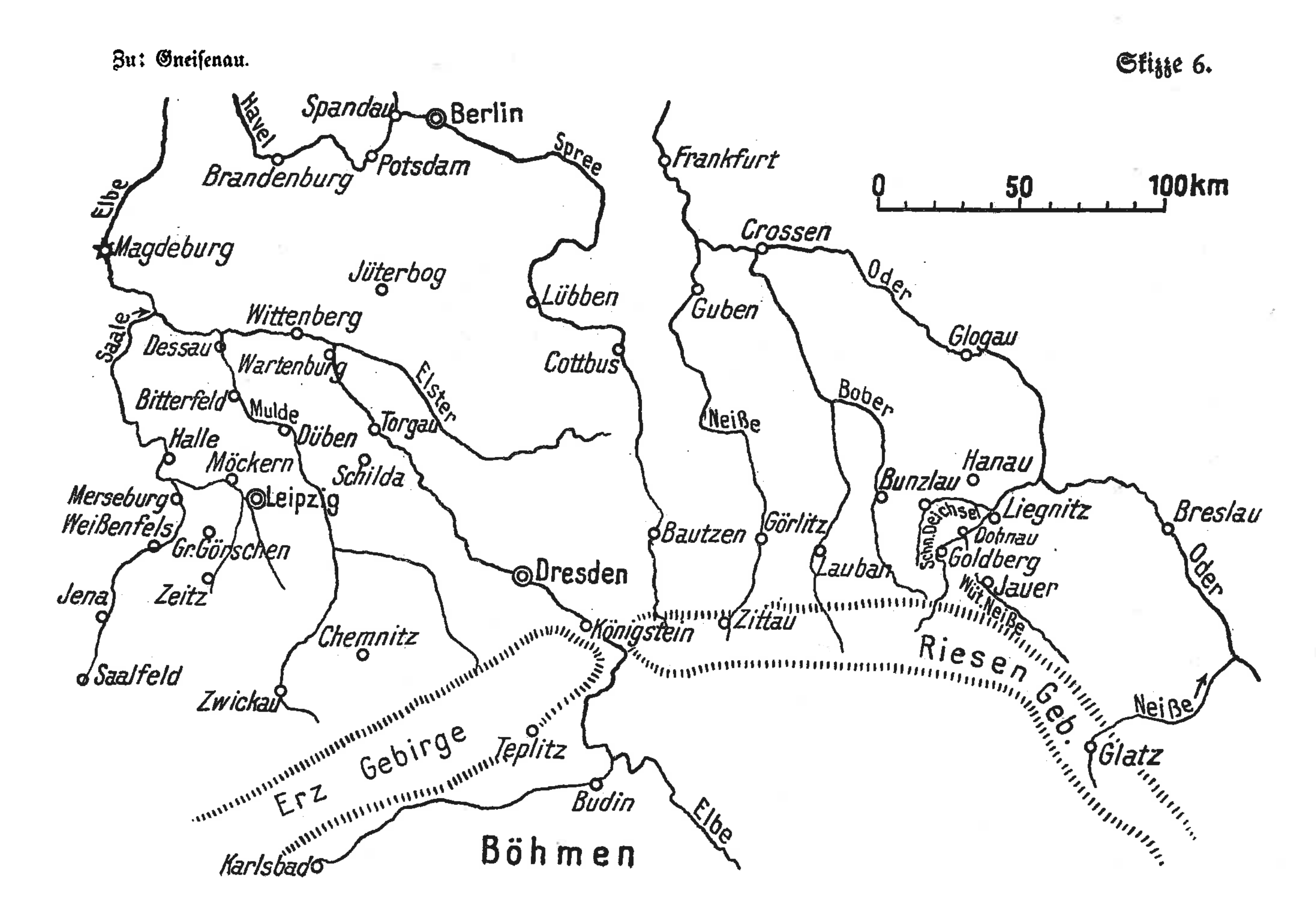
wurden für die Führung alle mit den bisher zwangsweise zusammengehaltenen Heeren verbundenen Beschränkungen in der Verwendungsmöglichkeit beseitigt. Gneisenau erreichte in kurzer Zeit, was anderen Generalen nicht gelungen war. Es half ihm hierbei seine genaue Kenntnis der Provinz Schlesien und ihrer Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten der Rüstungsindustrie. So organisierte er z. B. sofort in allen Städten die Herstellung von Schuhen, ferner in besonderen Bezirken die Anfertigung von Leinenanzügen, Kochgeschirren usw.

Gneisenau wußte überall seine eigene hohe Begeisterung und Zuversicht auf die Bevölkerung zu übertragen. Man besaß daher volles Vertrauen zu ihm. Dies ermöglichte ihm, auch Ungeschicklichkeiten bei der Bildung der Landwehr, wie z. B. die Offizierwahl, abzustellen. Seine Energie teilte sich schnell den Zivil- und Militärbehörden mit. Nach einem Monat bereits war der größere Teil der aufzustellenden 66 Landwehrbataillone bei der Feldarmee, ebenso die Schwadronen und die Artillerie mit Kolonnen. Daneben ließ er die Festungen instand setzen und Munitions- und Waffendepots errichten. Die schnelle Aufstellung des Volksheeres in Schlesien bleibt eine von Gneisenaus größten Taten. In vorbildlicher Art zog er aus den hierbei gewonnenen Erfahrungen noch weiteren Nutzen. Die genaue Kenntnis der Eigenart dieser Truppen veranlaßte ihn, die junge Landwehr trotz ihrer Schwächen bei seinen operativen Entwürfen als Chef des Generalstabes Blüchers mit gesunder Zuversicht einzusetzen. Er hatte das feste Vertrauen, daß ihre an sich geringe Leistungsfähigkeit durch die nationale Begeisterung für den Befreiungskampf erheblich gesteigert werden würde.

Anfang August 1813, als sich der Waffenstillstand von Poischwitz seinem Ende näherte, erhielt Gneisenau den Befehl, die Stelle als Generalstabschef der schlesischen Armee zu übernehmen*). Er sollte von nun an die Operationen dieser Armee in maßgebender Weise beeinflussen. Österreichs und Schwedens Anschluß hatte die Truppen der Koalition wesentlich verstärkt. Es standen nunmehr im Norden bei Berlin 125 000 Mann unter dem Kronprinzen Bernadotte von Schweden mit einem russischen Seitenkorps an der mecklenburgischen Grenze, ferner bei Breslau und westlich bis zum Riesengebirge die schlesische Armee unter General von Blücher mit 105 000 Mann. Die Hauptarmee mit 250 000 Mann wurde unter Fürst Schwarzenberg im nördlichen Böhmen versammelt. Napoleon hatte seine Hauptkräfte in Stärke von 310 000 Mann in Sachsen und dem westlichen Schlesien von Dresden bis Liegnitz verteilt. Abgezweigt befanden sich südlich von Berlin Marschall Oudinot mit 70 000 Mann, bei Magdeburg

*) Siehe Skizze 6.

Zu: Gneisenau. Skizze 6.



General Girard mit 15 000 Mann, bei Hamburg Marschall Davout mit 40 000 Mann.

Der Trachenberger Operationsplan schrieb der schlesischen Armee vor, eine Schlacht zu vermeiden. Sie sollte dem zurückgehenden Feinde folgen, vor jedem ernsthaften Zusammenstoß mit überlegenem Gegner aber ausweichen und hinter die Oder oder Glatzer Neiße zurückgehen. Diese Aufgabe war schwierig und undankbar. Sie bedingte Abhängigkeit vom Verhalten des Feindes und wahrscheinlich große, den Unterführern vielfach unverständliche Anstrengungen. Erschwerend kam die Art der Zusammensetzung der Armee hinzu. Sie umfaßte neben dem preußischen Korps Yorck mit überwiegenden Landwehrverbänden die russischen Korps Langeron, Sacken und St. Priest. Waren schon sämtliche russischen Führer nicht mehr besonders kriegsfreudig und unzufrieden über die Führung durch einen preußischen General, so kam bei Graf Langeron noch seine Abneigung gegen Blüchers Persönlichkeit hinzu, während Sacken wohl tapfer und ungestüm war, aber gelegentlich zum Ungehorsam neigte. Yorck, scharf wie gehacktes Eisen, hielt weder viel von Blücher, den er als bedeutungslosen Husarengeneral, noch von Gneisenau, den er als unpraktischen Phantasten und reinen Theoretiker ansah. Von vornherein entwickelte sich eine Spannung zwischen Yorck und Gneisenau, die niemals überbrückt wurde.

Als nun die Armee anfangs nach schnellem Vormarsch von der Katzbach zum Bober am 21. August vor starken französischen Kräften unter Napoleons Führung hinter die Schnelle Deichsel auswich, um von hier später je nach der Lage entweder anzugreifen oder weiter auszuweichen, da durchkreuzte Langeron eigenmächtig durch frühzeitigen weiteren Rückzug die Absicht des Oberkommandos. Die ganze Armee mußte deshalb am 22. August hinter die Katzbach beiderseits Goldberg zurückgehen. Hier wurde sie am 23. August geschlagen und verlor 4000 Mann. Sie wich weiter auf die Wütende Neiße zurück und stand am 24. August nördlich und westlich von Jauer. Die Stimmung war durch die Mißerfolge, durch die teilweise bei Nacht und querfeldein ausgeführten Hin- und Hermärsche und infolge mangelhafter Ausrüstung und Verpflegung erheblich gesunken. Besonders die eben aufgestellte preußische Landwehr war bereits außerordentlich mitgenommen. Langeron war über das seiner Ansicht nach unnütze Hin- und Hermarschieren aufgebracht. Yorck machte der Armeeführung in einer heftigen Auseinandersetzung schwere Vorwürfe. Trotzdem blieb die Armeeführung fest. Blücher entschloß sich, dem Feinde entgegenzugehen, und die von ihm für notwendig gehaltene erlösende Schlacht zu suchen. Diese Zustände schildert Gneisenau in einem Brief an den ihm befreundeten

Clausewitz: „Wie schwierig meine Lage ist, können Sie sich denken. Blücher will immer vorwärts, Langeron und York zerren mich wieder zurück und halten mich für einen verwegenen Unbesonnenen."

Am 25. August wurde die Armee mit Korps Sacken nördlich Jauer, mit Korps York bei Jauer, mit Korps Langeron westlich Jauer zum Vorgehen zusammengezogen. Kennzeichnend für Gneisenaus Kühnheit ist schon hier sein Befehl an das Korps York, über die Katzbach nach Nordwesten vorzugehen, um den weiter nördlich bei Liegnitz vermuteten Feind von Haynau abzuschneiden und im Rücken anzugreifen, während Langeron die Deckung nach Westen gegen Goldberg übernehmen sollte.

Da zu dieser Zeit auch der französische Führer Marschall Macdonald vorging, so kam es zum wechselvollen Begegnungsgefecht an der Katzbach und Wütenden Neiße. Am linken Flügel erlitt Langeron zunächst einen Mißerfolg. In der Mitte ging York umständlich und zögernd vor, obwohl Eile geboten war. Der entschlossenen Armeeführung gelang es aber doch, die Korps Sacken und York zum Angriff zu vereinigen und nach schwerem Kampf auf der Hochfläche südostwärts Ndr. Crayn die Mitte der französischen Armee zu werfen. 1½ französische Infanterie- und 2 Kavallerie-Divisionen mußten hier mit Verlusten über die Wütende Neiße zurückgehen, während Sacken weiter nördlich noch 3 Divisionen bei Schmogwitz und Dohnau über die Katzbach zurückdrängen konnte. Noch rechtzeitig setzte dann die Armee die preußische Brigade Steinmetz, über die Wütende Neiße hinweg, gegen die linke Flanke des Langeron bedrängenden Feindes an. Langeron konnte so die Angriffe der französischen Korps Gerard und Lauriston abweisen und einen erfolgreichen Gegenangriff durchführen.

Schon am Abend des regnerischen Schlachttages erkannte Gneisenau, daß nur eine unverzüglich in die Wege geleitete, tatkräftig und unermüdlich fortgesetzte Verfolgung den Anfangserfolg zu einem vollständigen Sieg machen könne. Diese damals noch ungewöhnliche Erkenntnis der zur Vernichtung des Feindes notwendigen Kriegführung ist ein unbestreitbares Verdienst Gneisenaus. Er schuf hiermit neue Grundsätze, die in folgenden Weisungen der schlesischen Armee zum Ausdruck kamen.

„Wo eine Brücke fehlt, muß sie augenblicklich gebaut werden, und sollte man in einem so wichtigen Augenblick die Häuser dazu niederreißen, um Bauholz zu erhalten. Bei der Verfolgung eines fliehenden Feindes, den jede Stunde durch Gefangene und Marodeure schwächt, kommt es gar nicht darauf an, mit geschlossenen Brigaden oder selbst mit geschlossenen Bataillonen oder Schwadronen zu marschieren. Was zurückbleibt, bleibt zurück, und muß nachgeführt werden . . . An die Klagen der Kavallerie

muß man sich nicht kehren, denn wenn man so große Zwecke als die Vernichtung einer ganzen feindlichen Armee erreichen kann, so kann der Staat wohl einige hundert Pferde verlieren, die aus Müdigkeit fallen. Eine Vernachlässigung des Sieges hat zur unmittelbaren Folge, daß eine neue Schlacht geliefert werden muß, wo mit einer einzigen die Sache abgetan werden konnte."

Die in diesem Sinne durch Gneisenaus Befehl vom Abend des 26. August aufgenommene und bis zum 31. August über den Bober bis zum Queis fortgesetzte Verfolgung der Armee Macdonald brachte glänzende Erfolge. Der Feind büßte 18 000 Gefangene, 103 Kanonen, 300 Gefechtsfahrzeuge ein. Er wurde in seinem inneren Zusammenhalt stark erschüttert und fiel für die nächsten Kämpfe aus. Schlesien war vom Feinde befreit. Gewiß waren auch die Verluste des Korps York groß. Aber es waren vorwiegend Marschverluste, hauptsächlich bei der ungeübten Landwehr, die bald wieder ersetzt wurden. Gerade die Übertragung der Vernichtungsgrundsätze unter schwierigen Verhältnissen auf derartige ungeschulte Verbände und Koalitionstruppen macht die Operationen der schlesischen Armee im August 1813 für immer lehrreich und des eingehenden Studiums wert. Groß war die innerpolitische Bedeutung der Schlacht an der Katzbach für Preußen. Sie hob das Vertrauen und die Zuversicht der Armee und des ganzen preußischen Volkes. Frau von Clausewitz schrieb an Gneisenau: „Jahre von Schmach und Leiden sind verwischt und in neuem Glanze stehen wir da, der großen Vorfahren nicht mehr unwürdig."

Welche großen Anforderungen Gneisenau bewußt an die Truppe gestellt hatte, zeigt ein Brief an seine Frau: „Die schlesische Armee hat sich um die gute Sache verdient gemacht, in acht Tagen sieben größere Gefechte und eine Schlacht geliefert, mit Entbehrungen gekämpft, im Schlamm die Nächte zum Teil barfuß zugebracht, durch angeschwollene Bäche gewatet, und sich tapfer geschlagen. So ist der Soldat ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft."

Bald darauf, im September 1813, wollte Napoleon persönlich sich mehrmals auf Blücher werfen, um ihn als seinen gefährlichsten Gegner entscheidend zu schlagen. Die schlesische Armee paßte sich aber klug und elastisch der Lage an, wich aus und stand schließlich doch, da Napoleon sich wieder gegen die inzwischen vorgehende böhmische Armee wenden mußte, weiter vorwärts bei Bautzen. Napoleon entschloß sich daher zu einer Aufstellung hinter dem starken Abschnitt der Elbe von Königstein bis nördlich Dessau. Da seine Hauptkräfte bei Dresden standen, konnte er sich so auch jederzeit gegen die böhmische Armee wenden. Ein operativer Stillstand drohte, und

bei der zögernden Führung der Verbündeten erschien die Niederzwingung Napoleons ernstlich in Frage gestellt. Die Nordarmee wurde zwischen Jüterbog und Wittenberg, die schlesische Armee westlich Bautzen und die Hauptarmee westlich der Elbe am Nordrand des Erzgebirges belassen. Mehrmals erhielt Blücher sogar den Befehl, zur Hauptarmee nach Böhmen heranzurücken. Gneisenau erkannte hierin nur Nachteile. Er übersah die Gesamtlage zutreffender und zeigte nun Feldherrnblick und kühnen Wagemut, die endlich die Operationen wieder in Gang bringen sollten.

Unter Nichtachtung aller Bedenken schlug er seinem ebenso vorwärtsdrängenden Armeeführer die entscheidende Lösung vor. Er wollte die französische Elbfront unterhalb von Dresden durchbrechen, hierdurch den Marschall Ney, der zwischen Wittenberg und Dessau das linke Elbufer hielt, zum Zurückgehen und die eigene Nordarmee über die Elbe zwingen und dann mit ihr gemeinsam südwärts in den Rücken der bei Dresden stehenden französischen Hauptkräfte vorgehen, während gleichzeitig die Hauptarmee vom Erzgebirge nach Norden angreifen sollte. Fest entschlossen, den Anstoß zum entscheidenden Handeln zu geben, schrieb er an Clausewitz: „Bei der großen Armee entwirft man stets neue Pläne und kommt nie zur Ausführung, und nach zwei Siegen treibt sich der Kronprinz von Schweden zwischen Nuthe und Elbe herum. Wir wollen die Szene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen."

In vorbildlicher Weise wurde der Plan innerhalb der eigenen Armee geheimgehalten. Die Überraschung gelang. Am 3. Oktober wurde durch das Korps Yorck im ruhmvollen Kampfe gegen das Korps Bertrand der Elbübergang bei Wartenburg erzwungen. Schnell folgte die ganze schlesische Armee. Auch Bernadotte ging nun mit der Nordarmee bei Dessau über die Elbe. In glücklichster Weise schien durch die Entschlußkraft der preußischen Führer ein großer Erfolg eingeleitet zu sein. Aber Napoleon selbst rückte heran. Sofort wollte Bernadotte wieder auf das Ostufer der Elbe zurückgehen.

Da wagen Blücher und Gneisenau das Äußerste. Die schlesische Armee weicht zuerst vor Napoleon westlich der Elbe muldeabwärts in nördlicher Richtung bis Bitterfeld und dann unter Preisgabe der rückwärtigen Verbindungen nach Westen über die Saale auf Halle aus. Gerade noch rechtzeitig wird diese kühne Bewegung, die Napoleons Vorgehen zu einem erfolglosen Luftstoß machen sollte, angetreten. Gneisenau, der im Hauptquartier in Düben noch durch schriftliche Arbeiten aufgehalten ist, kann sich mit seinem Stabe gerade noch auf die im Hofe bereitstehenden Pferde werfen und so der Gefangennahme durch französische Kavallerie entgehen.

Napoleon ließ sich durch das vor seiner Front bei Dessau belassene preußische Korps Tauentzien täuschen. Zu spät ging er auf Leipzig zurück. So konnte Gneisenau die schlesische Armee ungestört westlich der Saale zur Vereinigung mit der Hauptarmee, deren linker Flügel Zeitz und Weißenfels erreichte, auf Merseburg und Halle vorführen. Auch die Nordarmee folgte. Gneisenau war so die Höchstleistung strategischer Führung gelungen. Er hatte die Vereinigung der weit getrennt vorgehenden Armeen auf dem Schlachtfelde von Leipzig bewirkt. Daß diese Vereinigung westlich Leipzig im Rücken Napoleons erfolgte, läßt Gneisenaus operative Absicht deutlich erkennen. Alle Vorbedingungen für einen vernichtenden Sieg über Napoleon wurden durch ihn geschaffen. Aber leider konnte sich das Hauptquartier der Verbündeten nicht dazu aufraffen, entschlossen diese Gunst der Lage auszunutzen. Der Angriff der Hauptarmee wurde südlich von Leipzig angesetzt und auch hier zunächst nur mit unzureichenden Kräften begonnen. Zur Entlastung griff daher die Blüchersche Armee ohne Zögern wiederum allein ohne die Nordarmee am 16. Oktober nördlich Leipzig an und errang durch die Tapferkeit des Korps York den Sieg über Marmont bei Möckern. York konnte diesen Erfolg nur unter entschlossenem Einsatz auch der letzten Kavalleriereserve, bei der Gneisenaus Sohn die Attacken mitritt, erreichen. Da es Blücher zudem endlich gelang, auch Bernadotte am 17. Oktober zum Angriff zu bewegen, war die Entscheidungsschlacht gewonnen.

So trugen die Entschlüsse Blüchers und Gneisenaus von Wartenburg bis Leipzig dauernd entscheidend zur Niederzwingung Napoleons bei. Würdigt man die Schwierigkeiten innerhalb der eigenen Armee mit ihren neuaufgestellten preußischen Truppen und den schwer zu behandelnden Verbündeten hierbei richtig, so muß man die Armeeführung als meisterhaft und uneingeschränkt der Nachahmung wert bezeichnen. Gneisenau hatte sich in der Leistungsfähigkeit der neuen, von der Idee der Vaterlandsbefreiung beherrschten Truppen nicht getäuscht. Die Art ihrer Verwendung wurde grundlegend für die Kriegführung der Zukunft. Für sich selbst hatte er als Führer das gehalten, was er 1811 in einer Denkschrift an den König mit leidenschaftlicher Begeisterung niedergeschrieben hatte:

„Laß den Schwächling angstvoll zagen,
Wer um Hohes kämpft, muß wagen,
Leben gilt es oder Tod!

Laß die Wogen donnernd branden,
Nur bleib' immer, magst du landen
Oder scheitern, selbst Pilot!“

Dieses kühne Wagen leitete ihn auch weiter*). Trotz zahlenmäßiger Schwäche und der überstandenen Anstrengungen wurde durch Gneisenaus scharfes Drängen die schlesische Armee die Trägerin der weiteren Verfolgung Napoleons. Diese und das Eingreifen der Bayern bei Hanau ließen von 160 000 bei Leipzig entkommenen Franzosen nur 60 000 das linke Rheinufer erreichen.

Ende Oktober 1813 schrieb Gneisenau: „Ich liebe das Eisen zu schmieden, solange es heiß ist, und dem besiegten Feinde keine Ruhe zu lassen." Er wollte deshalb in Frankfurt a. M., wohin er berufen wurde, die sofortige Fortsetzung des Krieges durchsetzen. Er schlug als einfachsten Feldzugsplan vor, mit zwei Armeen vom Niederrhein aus, um schnell die Niederlande als Basis zu gewinnen, und mit zwei Armeen vom Mittel- und Oberrhein aus nach Frankreich einzudringen. Als zutreffende Begründung führte er in Denkschriften an den König und den Zaren aus, daß sonst Napoleon in kurzer Zeit mit neuen Armeen erscheinen würde und daß ein jetzt um zwei Monate verlängerter Feldzug zwei weitere Kriegsjahre ersparen könne. Sein Einfluß war aber nicht stark genug. Die Diplomaten, mit Metternich an der Spitze, setzten es durch, daß der Rhein nicht vor dem 1. Januar 1814 überschritten wurde. Napoleon gewann so Zeit zur Aufstellung eines neuen Heeres. Die schlesische Armee ging in der Neujahrsnacht über den Mittelrhein bei Caub. Sie erhielt den Auftrag, „die französische Armee festzuhalten, zu beschäftigen und gegen sie zu manövrieren, bis die böhmische Armee (zur Zeit am Oberrhein) die Verbindungslinien des Feindes erreicht habe". Wiederum zeigten Blücher und Gneisenau ihren alten Wagemut und rissen hierdurch die Hauptarmee mit vorwärts. Es gelang ihnen, nach schnellem Vorgehen durch Lothringen Napoleon zwischen Maas und Seine mit Unterstützung von Teilen Schwarzenbergs bei La Rothière an der Aube zu schlagen. Ein Vernichtungsschlag war auch hier möglich, mußte aber wie bei Leipzig unterbleiben, da die Hauptarmee nur zögernd eingriff.

Noch nachteiliger machte sich das Verhalten dieser Armee bei der kühn vorwärts geführten Offensive der schlesischen Armee im Februar südwestlich von Epernay bemerkbar. Napoleon erhielt hier durch die sich ähnlich wie die Armee Rennenkampf im August 1914 verhaltende Hauptarmee, die an der Seine tatenlos stehenblieb, völlige Freiheit des Handelns. Er holte daher zu schnellen Schlägen auf der inneren Linie gegen die getrennt vorgehende schlesische Armee aus und warf Olsufiew bei Etoges, Sacken bei Montmirail, Sacken und Teile Yorcks bei Château-Thierry und

*) Siehe Skizze 7.

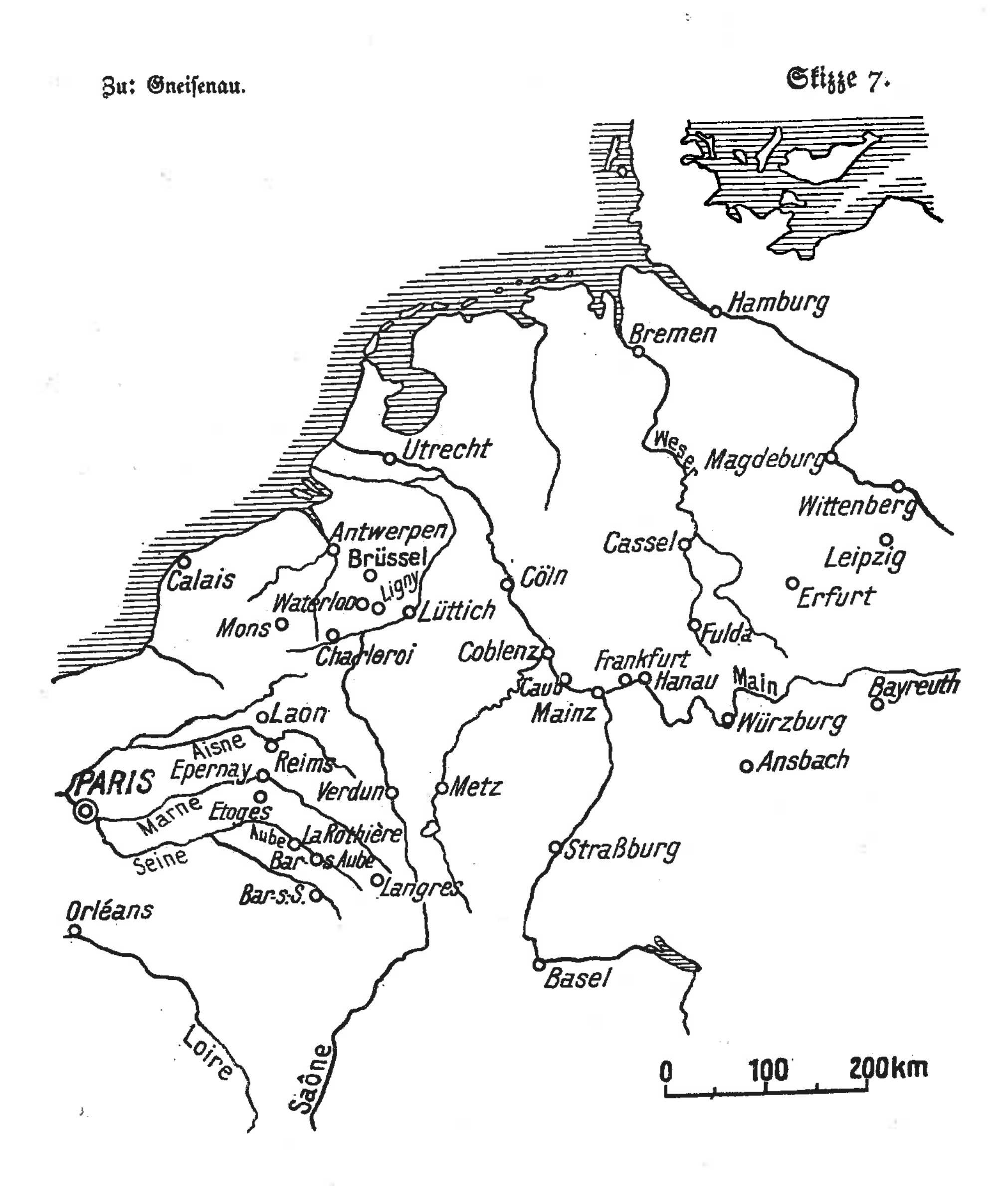
schließlich Blücher bei Vauchamps-Champaubert. Ihr Gesamtverlust betrug insgesamt 14 000 Mann und 41 Geschütze. Aber jetzt zeigte sich Gneisenaus ganze Tatkraft.

Am Nachmittage des 14. Februars hatte er in dem sehr schweren Durchbruchsgefecht westlich Etoges, das sogar dem nüchternen englischen General Hudson Lowe „Bewunderung" abnötigte, unter größter persönlicher Gefahr den Hauptkampf an der Chaussee geleitet. Wenige Stunden nach dem Gefecht war er es allein, der auf dem Rückzuge Blüchers wankend werdende Zuversicht stützte und durch kräftige Worte zur alten Unternehmungslust aufrichtete. Nach Delbrück schrieb Gneisenau über den Erfolg seiner Worte später an Clausewitz: „Wir taten, als ob wir nicht geschlagen wären und am fünften Tage ergriffen wir wieder die Offensive." Von Chalons aus nach Südwesten vorgehend, wollte man der nun selbst von Napoleon bedrängten Hauptarmee helfen. Da auch diese Hilfe nicht genügte, um einen Rückzugsentschluß der Hauptarmee zu verhindern, so erwirkten Blücher und Gneisenau für die schlesische Armee die Genehmigung zum Vorgehen nördlich der Marne gegen Flanke und Rücken Napoleons, weit abgesetzt von der nach Osten auf Bar-sur-Aube weichenden Hauptarmee. Auch hier tritt wieder trotz aller Rückschläge die immer auf Vernichtung des Feindes bedachte tatkräftige Führung Gneisenaus hervor. Sie bleibt vorbildlich für alle Zeiten.

Da die Hauptarmee auch hierdurch nicht zum Halten zu bringen war, marschierten Blücher-Gneisenau allein auf Paris. Es gelang ihnen, Napoleon auf sich zu ziehen. Er folgte sogar über Marne und Aisne auf Laon und wurde hier Anfang März nach seinem Erfolge bei Craonne selbst südlich Laon geschlagen. Die Gelegenheit, ihn zu vernichten, ließ Gneisenau sich entgehen. Nach Erklärung seines Adjutanten, des späteren Generals von Stosch, beeinflußte ihn hierbei die Weisung des erkrankten Blücher, alle gewagten Unternehmen jetzt zu unterlassen. Blücher wollte eine Wiederholung des Februar-Mißgeschicks unbedingt vermeiden. Mitgespielt hat wohl auch eine Mahnung politischer Art, „die preußischen Truppen dem Vaterlande zu erhalten".

Inzwischen hatte aber die Niederlage Napoleons bei Laon doch endlich den Erfolg gehabt, die Hauptarmee zum Vorgehen auf Paris zu veranlassen. Während Napoleon mehr wie kühn sich jetzt ostwärts wandte, werden die Paris deckenden Marschälle geschlagen. Paris ist in Händen der Verbündeten. So hatte Gneisenau sein großes Ziel erreicht! „Was Patrioten träumten, was Egoisten belächelten, ist geschehen!" war sein stolzer Gedanke, als er in Begleitung des Königs in Paris einzog.

Zu: Gneisenau. Skizze 7.



Die Genugtuung Gneisenaus über den erfochtenen Sieg war um so größer, als zahlreiche Briefe aus dieser Zeit erkennen lassen, wie sehr er in der letzten Zeit unter den Wechselfällen der schlesischen Armee gelitten und mit welch bewundernswerter Beharrlichkeit er an dem großen Ziel festgehalten hatte. Er schreibt hierüber: „Man wollte an den Rhein zurückgehen. Die russischen Generäle wollten heim. Die Unfälle gaben diesen Meinungen größeres Gewicht. Über mich ward geflucht und gespottet. Von der Promenade nach Paris redete York höhnisch. Das schrecklichste Unglück ward geweissagt ... Ich waffnete mich mit Trotz gegen das Urteil der Menschen und ging mit Zuversicht — denn nie war ich kleinmütig — den Ereignissen entgegen. Das einzigste, was ich fürchtete, war, daß man zur Unzeit Frieden schließen möchte."

Wenn Clausewitz schrieb: „Mir schwindelt, wenn ich an den Abgrund denke, an dem wir glücklich vorübergeschritten sind, hauptsächlich durch Ihren festen männlichen Schritt", so sagt Gneisenau bescheiden: „Das Glück stand uns bei allem Kühnen, was wir geraten und getan haben mögen, zur Seite, und ihm gebührt das meiste Verdienst, obgleich dieses nun jeder sich beimißt." Gneisenaus „Glück" bestand aber in der Hauptsache darin, daß er dank seines gesunden militärischen Blicks, seiner kühnen Entschlossenheit und seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit die sich durch die jeweilige Lage bietenden Möglichkeiten, den Feind zu schlagen, immer wieder richtig erkannt und genutzt und dadurch den Erfolg an sich gerissen hat. In diesem Sinne verstanden, gehört das „Glück" untrennbar zum siegreichen Feldherrn, zu jedem erfolgreichen Soldaten.

Die praktische Möglichkeit, auf diese Weise Erfolge zu erreichen, schuf aber nur Gneisenaus neuartige Auffassung über die Stellung eines Generalstabschefs. Kein anderer als Graf Schlieffen sagt: „Bei der Führung der schlesischen Armee wurden die Versuche und Erfahrungen gemacht, die noch heute die Grundlage für die »Generalstabswissenschaft« bilden." Gneisenau hatte bereits 1808 mit Scharnhorst an der Neuordnung des preußischen Generalstabs gearbeitet. 1812 hatte er dem Zaren Alexander eine Denkschrift über die Gliederung des russischen Generalstabs eingereicht. Er verlangte hierin im Gegensatz zu der damaligen übertrieben theoretischen Betätigung mehr praktischen Generalstabsdienst. Besonders die höheren Offiziere der Führerstäbe sollten alles möglichst selbst sehen und erst nach persönlicher Unterrichtung ihrem Befehlshaber Vorschläge machen. Sie sollten für sachgemäße Befehle sorgen, „sie auf der Stelle zur Ausführung bringen lassen und über ihre Ausführung wachen". Gneisenau warnt weiter: „Wer die Oberoffiziere des Generalstabs zu Bürokraten machen

will, kennt den Krieg wenig.“ Als Armeechef wußte Gneisenau seinen Stab in diesem Sinne zum Besten der Führung und Truppe zu gliedern und zu leiten. Er suchte hierbei den unterstellten Generalstabsoffizieren absichtlich volle Selbsttätigkeit auf dem ihnen zugewiesenen Gebiet zu erhalten, während er andererseits jede übertriebene Anspannung einzelner durch Zuteilung von Hilfsoffizieren vermied. Er erhielt hierdurch Kopf und Körper seiner Mitarbeiter frisch und die Gedanken frei für das Wesentliche.

Seine eigene Stellung als Chef des Generalstabs entwickelte er auf Grund seiner früheren Betrachtungen weiter. Er sah nicht mehr, wie bisher üblich, seine Aufgabe lediglich darin, dem Armeeführer die genaue Lage des Feindes und der eigenen Truppen vorzutragen, den Entschluß des Feldherrn entgegenzunehmen und danach die erforderlichen Befehle auszuarbeiten und weiterzuleiten. Dies überließ er seinen Mitarbeitern, in erster Linie seinen bewährten ersten Generalstabsoffizieren, Oberst von Müffling und später Oberst von Grolman. Sich selbst betrachtete er von Anfang an als allein maßgebenden Berater des Feldherrn und damit für die Führung selbst in vollem Umfange mitverantwortlich. Um seine Teilnahme an der Führung sicherzustellen, verband Gneisenau den Vortrag über die Lage immer mit den eigenen Vorschlägen für den zu fassenden Entschluß. Der Vorschlag erstreckte sich auf die Führung der Operationen und die für die einzelnen Korps zu treffenden Anordnungen. Die endgültige Entscheidung überließ Gneisenau seinem Oberbefehlshaber, dessen Verdienst es bleibt, bei den Vorschlägen stets sich für den kühneren Entschluß entschieden und mit Tatkraft über seiner Ausführung gewacht zu haben.

Da Gneisenau nach seiner Vorbildung und Neigung es nicht liebte, als Armeechef sich mit Einzelheiten zu befassen, so blieb die ergänzende Tätigkeit des ersten Generalstabsoffiziers neben der des Chefs sehr wesentlich. „Müffling führte die Beschlüsse mittels seiner Geschäfts- und Kriegserfahrung in das Leben ein“, so kennzeichnet ein Offizier des Blücherschen Stabes diese Mitarbeit. General der Kavallerie W. von Unger sagt von ihm: „Zirkel und Uhr waren sein Hauptarbeitsgebiet, Raum und Zeit die für ihn bedeutungsvollsten Begriffe.“

So verwachsen bei den Operationen der schlesischen Armee durch Gneisenaus neuartige Auffassung von der Stellung eines Chefs des Generalstabs Feldherr und Chef fast immer zu einer einzigen Person. Generaloberst von Seeckt schreibt hierüber: „Zum erstenmal tritt in der preußischen Armee die Verbindung zwischen Feldherren und Chef in dem

Zusammenklang Blücher-Gneisenau in vorbildlicher Weise in Erscheinung." Und an anderer Stelle: „Der Führer hat nur den Rat eines Mannes zu hören, der ihm beigegeben ist, seines Chefs. Unter vier Augen wird der Entschluß gefaßt, und wenn die beiden Männer heraustreten, so ist es eben ein Entschluß. Sie haben ihn zusammen gefaßt, sie sind beide eins. Gingen die Meinungen auseinander, so wissen am Abend dieses glücklichen militärischen Ehelebenstages die beiden Hälften selbst nicht mehr, wer nachgegeben hat. Die Außenwelt und die Kriegsgeschichte erfährt von einem Ehezwiste nichts."

Vorbedingung für eine solche Arbeitsweise ist eine edle, reine Charaktereinstellung beider, des Feldherrn und des Chefs. Frei von jeder Selbstsucht, von Neid und Eifersucht, arbeiteten Blücher und Gneisenau lediglich durchdrungen von ihrer Pflicht gegenüber Volk und Vaterland. Gneisenau zeigte hier seine volle Größe. Er fand sich trotz des Bewußtseins seiner überlegenen Fähigkeiten und trotz seines Sehnens nach einem selbständigen Kommando doch immer damit ab, daß sein „Fürst" für die Außenwelt der große Sieger über Napoleon war. Nur seine ideale Dienstauffassung und seine Bescheidenheit ermöglichten ihm diese wenig hervortretende Arbeit an zweiter Stelle. Trotzdem war Gneisenau selbst eine ausgesprochene Führer- und Feldherrnnatur. Ihm mangelte es auch nicht an der die Truppe begeisternden Einwirkung im Gefecht, wie sie in Kolberg und 1814 im Gefecht bei Fère Champenoise sich zeigte.

Klar sind seine Führungsgrundsätze: „Daß die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte immer die Hauptsache ist, daß zur Schlacht alle Kräfte zusammenzuhalten sind, daß aber doch jeder Feldzug auf mancherlei Arten gleich glücklich beendet werden kann." Über die Bedeutung von Zeit und Raum äußerte es sich an Stein: „Strategie ist die Wissenschaft des Gebrauchs von Zeit und Raum. Ich bin weniger geizig auf diesen als auf jene. Raum mögen wir wiedergewinnen, verlorene Zeit nie." Da Gneisenau selbst infolge seiner mehr praktischen Einstellung Operationsbetrachtungen nur widerwillig „unter großen Geburtsschmerzen" verfaßte, so sind zweifellos viele seiner sonstigen Grundsätze in den Werken von Clausewitz, den die Gräfin Gneisenau als sein geistiges „Depot" bezeichnete, verwertet worden. Dies dürfte auch zutreffen bei den Erörterungen über den kriegerischen Genius. Clausewitz betont hier die Ungewißheit im Kriege und die dadurch bedingte große Kunst der Kriegführung. Deshalb verlangt er als unentbehrliche Eigenschaften für den Führer den coup d'oeil, den raschen Überblick, und den courage d'esprit, die Entschlossenheit.

Für beide gab Gneisenau schließlich im Feldzuge 1815 am Abend der Schlacht bei Ligny ein unübertroffenes Beispiel. Napoleon hatte sich nach seiner Rückkehr aus Elba mit etwa 125 000 Mann gegen die preußisch-englischen Armeen in Belgien gewandt. Das englische Heer unter Wellington stand mit etwa 90 000 Mann zwischen Brüssel, Gent und Mons, während das preußische Heer unter Blücher-Gneisenau an der Sambre und Maas mit etwa 120 000 Mann von Charleroi bis Lüttich auf 150 Kilometer nach Breite und Tiefe auseinandergezogen war. Sie wollte Napoleon nacheinander vereinzelt schlagen.

Zuerst ging er gegen Blücher vor. Obwohl das Korps Bülow von Lüttich noch nicht heran war, nahm Blücher doch im Vertrauen auf die fest zugesagte englische Hilfe den Angriff Napoleons bei Ligny, nordwestlich Namur, an. Wellington ließ sich aber durch Ney vom Schlachtfeld fernhalten. Trotzdem war die Schlacht „stehend geworden". Da wird, wie Gneisenau sagt, beim Eintritt der Nacht durch einen feindlichen Kavallerieangriff in fünf Minuten die Schlacht für Napoleon entschieden. „Ich selbst war schon vom Feinde umgangen, nur die Güte meines Pferdes rettete mich."

Blücher hat sich persönlich in das Gewühl des Reiterkampfes begeben. Er ist nicht zu finden. Man befürchtet, daß er in Gefangenschaft geraten sei! Kaum erreicht Gneisenau die brennende Windmühle von Brye, dicht nordwestlich Ligny, da verlangen die als Befehlsempfänger entsandten Offiziere dringend Weisungen für ihre teilweise durcheinander geratenen Truppen. Kurze Zeit soll in dem kleinen Kreise Stille geherrscht haben. Dann befiehlt Gneisenau schnell entschlossen den Rückzug nach Norden. Kühn gibt er damit die ostwärts in das Maastal laufenden Verbindungen auf, um trotz größter Gefahr für die eigene Armee dem Abzug Wellingtons auf Antwerpen vorzubeugen und die Möglichkeit eines baldigen Angriffs mit vereinten Kräften auf Napoleon zu gewinnen. Er zeigt hier den „Göttlichen Feldherrnfunken" im entscheidenden Augenblick und Moltke urteilt über ihn voll Verehrung: „Er hat mehr geleistet als ich, er hat ein Heer nach der Niederlage zum Siege geführt."

Die durch Gneisenau bei Wawre versammelte Armee führte dann Blüchers Befehl am 18. Juni trotz Stockungen des Nachschubs und aufgeweichter Wege mit seinem „Vorwärts Kinder!" nach Westen zum feldzugsentscheidenden Eingreifen in Wellingtons große Abwehrschlacht südlich Waterloo. In kritischer Stunde trifft der preußische Angriff Napoleons rechte Flanke ostwärts Belle-Alliance und besiegelt sein Schicksal. Immer bemüht, für den von ihm verehrten Blücher einzutreten, wies Gneisenau später einmal sein eigenes Verdienst und die Möglichkeit, Blücher

zu ersetzen, mit den Worten ab: „Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heere hätte ersetzen können? Sein »Vorwärts« blitzte in seinen Augen und ist in die Herzen der Soldaten eingegraben!“

Am Abend des Schlachttages von Belle-Alliance ist die Truppe durch die gewaltigen Anstrengungen und Entbehrungen völlig erschöpft. Einige Offiziere des Stabes Blüchers widersprechen daher der Verfolgungsabsicht. Trotzdem erwirkt Gneisenau den berühmten Befehl zur Verfolgung bis zum letzten Hauch von Mann und Pferd. Mit den Worten: „Wer noch einen Atem und einen Tropfen preußischen Blutes in den Adern hat, muß auch jetzt noch den Feind verfolgen!“ bringt er die ermüdeten 2. Dragoner, 3. Ulanen, eine reitende Batterie und die Füsiliere des 15. Regiments aus ihren Biwaks wieder in Bewegung. Groß ist der Erfolg. Mit Hilfe der Geschütze jagt Gneisenau den Feind aus sieben Biwaks. In Genappe, 5 km vom Schlachtfeld, verteidigt sich der Feind. „Einige Kanonenschüsse, ein Hurra, und die Stadt war unser.“ Über die weitere Verfolgung bis Mellet, 20 km südlich Belle-Alliance, gibt Gneisenau selbst folgende Schilderung: „Der ganze Marsch war ein stetes Aufstöbern des Feindes aus den Dörfern und Getreidefeldern . . Ich hatte nur noch wenige Mann Kavallerie und einige Mann Infanterie bei mir. Ich ließ trommeln, schreien, Trompeten blasen . . . Ich habe nicht gerastet, als bis der Tag angebrochen war und meine Leute vor Müdigkeit nicht mehr fortkonnten . . . Es war die herrlichste Nacht meines Lebens!“

Sehr schnell führte dann auch sein Vernichtungsdrang die preußische Armee nach Paris! Gneisenau sieht sein großes Ziel erreicht: Napoleon ist e n d g ü l t i g überwunden! Er hat jetzt die Genugtuung, seine kampferprobten Truppen in Paris einrücken zu sehen. Er weiß, was er ihnen verdankt: „Der großen Tapferkeit der Armee sind die Erfolge zuzuschreiben. Mit solchen Offizieren und solchen Soldaten kann man alles unternehmen . . . Das Vaterland kann dereinst unsere heimkehrenden Krieger nicht dankbar genug empfangen . . . Unter allen derselbe Wetteifer, sich hervorzutun . . .“

Vor uns aber steht Gneisenau selbst als der Überwinder Napoleons und Befreier Preußens, Deutschlands und Europas etwa so, wie wir ihn in dem Denkmal Unter den Linden gegenüber der alten Hauptwache dargestellt sehen. Er mahnt auch uns mit den Denkmalsworten:

„Fortiter, fideliter, feliciter“:

Werdet stark im Wagen, standhaft im Ertragen, erfolgreich beim Schlagen!

Clausewitz.

Von Oberst Erich von Schickfus und Neudorff.

Karl von Clausewitz wurde am 1. Juni 1780 in Burg bei Magdeburg geboren. Sein Vater, ein im Siebenjährigen Krieg verwundeter preußischer Offizier, war dort königlicher Akziseeinnehmer*). Er gehörte einer Theologenfamilie an, die einem oberschlesischen Adelsgeschlecht entstammte. Karl von Clausewitz besuchte bis zum 12. Lebensjahr die Stadtschule in Burg und trat dann als Fahnenjunker beim Infanterie-Regiment Prinz Ferdinand in Potsdam ein, mit dem er in den Krieg zog und im Sommer 1793 an der Belagerung von Mainz teilnahm. 1793 wurde er Fähnrich, 1795 Sek.-Leutnant. Seine Leutnantszeit verlebte er in Neuruppin. 1801 wurde er zur Kriegsschule für Offiziere in Berlin kommandiert und nach Beendigung dieses Kommandos dem Prinzen August von Preußen als persönlicher Adjutant zugeteilt.

1805 wurde er zum Stabskapitän befördert und rückte im Herbst 1806 als Adjutant des Prinzen August, der ein Grenadier-Bataillon bei der Armee des Herzogs von Braunschweig befehligte, ins Feld. Während des Kampfes bei Auerstedt führte Clausewitz die aus dem dritten Gliede des Grenadier-Bataillons gebildete Schützendivision. Er nahm dann an dem Rückzug über Magdeburg nach Prenzlau teil. Prinz August, der mit seinem Bataillon die Nachhut der südlichen Kolonne bildete, versuchte auf dem westlichen Ufer des Ückerabschnittes sich der Kapitulation zu entziehen, geriet aber schließlich durch die Ungunst des Geländes und die feindliche Überlegenheit doch mit den Resten seines Bataillons in Gefangenschaft. Der Prinz und sein Adjutant wurden nach Berlin gebracht und gingen Ende 1806 in die französische Kriegsgefangenschaft nach Nancy und später nach Soissons. Erst nach dem Tilsiter Frieden kehrten beide im Oktober 1807 in die Heimat zurück.

Hier wurde Clausewitz von Scharnhorst, dem der König die Reorganisation des Heeres übertragen hatte, zunächst nebenamtlich und literarisch beschäftigt. Im Frühjahr 1809 übernahm er im Kriegsministerium die Stelle des Bürochefs bei Scharnhorst. Später wollte er gleich anderen in österreichische Dienste treten. Der vorzeitige Friedensschluß hinderte ihn jedoch daran. Als Ende 1809 Hof und Regierung von Königsberg nach Berlin verlegt wurden, blieb Clausewitz in seiner Vertrauensstellung bei Scharnhorst. 1810 wurde er in den Generalstab versetzt und zum Major befördert. Im Herbst desselben Jahres übernahm er an der Allgemeinen Kriegsschule den Unterricht über Kleinkrieg und Generalstabsdienst. Zugleich wurde ihm die Ausbildung des damals 15jährigen Kronprinzen in der Kriegskunst übertragen. 1810 schloß er seinen Lebensbund mit Gräfin Marie von Brühl, einer Enkelin des bekannten sächsischen Ministers.

Als der König sich 1812 in dem drohenden Konflikt zwischen Frankreich und Rußland für den Anschluß an Frankreich entschied, trat Clausewitz in russische Dienste

*) Wichtigere Orte s. Skizze 8 auf Seite 341.

über und wurde als Oberstleutnant im russischen Generalstab angestellt. Beim Rückzug der Russen befand er sich zuerst bei der Nachhut des Grafen Pahlen und nahm dann als Generalstabsoffizier an den Kämpfen bei Smolensk und an der Schlacht von Borodino teil. Nach der Räumung Moskaus durch die Russen kam er in das Hauptquartier des Grafen Wittgenstein, der mit seiner Armee von der Düna her den Rücken Napoleons bedrohte. Leider ließ die Unkenntnis der russischen Sprache ihn zu keiner erfolgreichen Wirksamkeit gelangen. Dagegen konnte er als russischer Unterhändler bei Yorck zu dessen entscheidender Tat, der Konvention von Tauroggen, beitragen. Von Königsberg aus trat Clausewitz mit Scharnhorst in Verbindung, der dem König seine Wiederanstellung im preußischen Heer vergeblich vorschlug. Clausewitz wurde nun als russischer Nachrichtenoffizier zum Stabe Blüchers kommandiert. Nach Scharnhorsts Verwundung in der Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai blieb Clausewitz in demselben Verhältnis bei Gneisenau, der Blüchers Generalstabschef geworden war, und nahm an der Schlacht bei Bautzen teil. Während des darauffolgenden Waffenstillstandes bat Gneisenau den König erneut, Clausewitz zu übernehmen. Doch schlug dieser die Bitte in schroffer Weise abermals ab.

Clausewitz übernahm nunmehr die Stellung als General-Quartiermeister bei dem General Graf Wallmoden, der in Mecklenburg die russisch-deutsche Legion unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden kommandierte. Die Aufgabe dieses Korps — Schutz des rechten Flügels der Verbündeten gegen die französischen Kräfte unter Davoust an der unteren Elbe — gab keine Gelegenheit zu bedeutenden Taten. Das Gefecht in der Göhrde, in dem die französische Division Pecheux am 16. September 1813 auf dem Marsch nach Magdeburg überraschend angegriffen, zersprengt und zu einem großen Teil gefangen genommen wurde, war der einzige namhafte Erfolg des Korps Wallmoden. Nach der Einschließung von Rendsburg und Hamburg wurde die Legion im Februar 1814 in die Niederlande überführt, wo sie jedoch nicht mehr zu aktiver Betätigung kam. Als jetzt die Legion in preußische Dienste übernommen wurde, wurde endlich auch Clausewitz im April 1814 als preußischer Oberst der Infanterie wieder angestellt.

In dem kurzen glänzenden Feldzuge von 1815 bekleidete Clausewitz die Stellung des Chefs des Generalstabes beim III. preußischen Armeekorps, das zur Blücherschen Armee gehörte und an der Schlacht bei Ligny teilnahm. Hier fiel ihm die Deckung des Rückzuges zu. Am Tage von Belle-Alliance wehrte er die Angriffe Grouchys, der die Preußen verfolgte, bei Wavre ab und nahm dann infolge des bereits eingeleiteten Rückzuges am 19. erst verspätet an der denkwürdigen Verfolgung bis Paris teil.

Nach dem Zweiten Pariser Frieden wurde Clausewitz zum Generalstabschef Gneisenaus ernannt, der das neu errichtete Generalkommando in Koblenz übernahm und blieb hier, bis ihm im Herbst 1818 die Stellung als Direktor der Allgemeinen Kriegsschule in Berlin übertragen wurde.

Im Sommer 1830 erfolgte Clausewitz' Ernennung zum Inspektor der 2. Artillerie-Inspektion in Breslau. Bald darauf wurde ihm eine andere größere Aufgabe übertragen. Die Juli-Revolution in Paris, der Abfall der Belgier von den Niederlanden, der polnische Aufstand ließen die Gefahr kriegerischer Verwicklung für Preußen in bedrohlicher Nähe erscheinen. Es traf daher an seiner Ostgrenze Schutzmaßnahmen, indem die vier östlichen Armeekorps teilweise mobil gemacht wurden. Für das Oberkommando im Osten und im Falle eines Krieges mit Frankreich für den Oberbefehl im Westen wurde Gneisenau, zu seinem Generalstabschef Clausewitz bestimmt. Anfang März 1831 begleitete er seinen Oberbefehlshaber nach Posen. Der Verlauf des russischen

Feldzugs gab jedoch dem Oberkommando keinerlei Gelegenheit, eine Führertätigkeit auszuüben. Nach dem Auftreten der Cholera, der im August 1831 Gneisenau erlag, war die Aufgabe der preußischen Truppen nur die Ziehung eines Grenzkordons. Nachdem der polnische Aufstand niedergeschlagen war, kehrte Clausewitz nach Breslau zu seiner Gattin heim. Wenige Tage danach, am 16. November, ergriff auch ihn die Cholera, der er bereits nach neun Stunden erlag.

„Einige Leute meinen, die Theorie rate immer das Vorsichtigste. Das ist falsch! Wenn die Theorie Rat erteilt, so liegt es in der Natur des Krieges, daß sie das Entscheidendste, also das Kühnste raten wird." (Aus „Die wichtigsten Grundsätze der Kriegführung".)

I.

Aus den ärmlichen Verhältnissen seines Elternhauses trat Clausewitz, beeinflußt durch Tradition und Neigung als Zwölfjähriger noch unfertig im Charakter und mit recht mangelhafter Schulbildung, in das Potsdamer Regiment ein. Ein Jahr darauf lernte er „schon als Knabe den Krieg kennen, freilich ohne ihn zu verstehen". Er selbst sagte später darüber, daß „er ein Sohn des Lagers war" und daß die „äußeren Eindrücke, die Umstände, kurz der Zufall sein Erzieher gewesen sind". Wenn er trotzdem der Gefahr entging, im Feldlager des Revolutionskrieges von 1793—1795 geistig und sittlich zu verwildern, so verdankt er dies gewiß der inneren Kraft und dem sittlichen Halt, den ihm das Elternhaus mitgegeben hatte. Früh erwachte in ihm das geistige Streben und der Ehrgeiz, in seiner Laufbahn etwas Besonderes zu leisten. Nachdem der Baseler Friede ihm die Möglichkeit genommen hatte, sich durch kriegerische Auszeichnung hervorzutun, erkannte er, daß der Weg zu jeder höheren Laufbahn ihm verschlossen sein würde, wenn er nicht seine geistige Bildung vervollkommnete. Mit Fleiß und Energie arbeitete er daher an seiner Weiterbildung und Selbsterziehung während des eintönigen Lebens in der kleinen Garnison. Obwohl er „voll der Vorurteile seines Standes" und „von der Vorzüglichkeit des preußischen Systems durchdrungen war", ließ ihn sein Hang zur Kritik und zu Vergleichen frühzeitig den Unterschied zwischen den Friedensübungen und dem, was er im Kriege gesehen hatte, erkennen. Auch verstärkte die Einsamkeit seiner Jugend in ihm die Neigung zu Betrachtungen und zur Beschäftigung mit geistiger Lektüre. Er selbst äußerte sich später über diese Entwicklungsjahre in bescheidener Weise, er habe sich „von dem besseren Teil seiner Kameraden durch nichts ausgezeichnet als durch etwas mehr Neigung zum Denken, zur Literatur und durch militärischen Ehrgeiz".

Das Kommando zur Kriegsschule für Offiziere in Berlin — der

späteren Kriegsakademie — belohnte nicht nur sein Streben, sondern gab ihm auch die Möglichkeit zu vielseitiger Ausbildung und den Anreiz zu weiterer Vervollkommnung. Anfangs freilich beeinträchtigten die Lücken seiner Vorbildung auch jetzt noch ein erfolgreiches Studium. Aber Scharnhorst, der damalige Leiter der Anstalt, zugleich sein Lehrer in den wichtigsten Fächern, war auf ihn aufmerksam geworden und half ihm über diese Schwierigkeiten hinweg. Nach Schluß des zweijährigen Kommandos wurde er von Scharnhorst auf Grund seiner Leistungen an die Spitze aller Besucher der Kriegsschule gestellt. Sein Verhältnis zu Scharnhorst entwickelte sich trotz des großen Altersunterschiedes zu einem wahrhaften Freundschaftsverhältnis, da Scharnhorst zu diesem Schüler sich durch wesens- und schicksalsverwandte Züge hingezogen fühlte und Clausewitz das freundliche und gütige Interesse seines Lehrers durch aufrichtige Verehrung und treue Anhänglichkeit erwiderte. Clausewitz hat Scharnhorst „als den Vater und Freund seines Geistes“ bezeichnet, und Scharnhorst hat von Clausewitz gesagt, daß außer seinen Kindern niemand ihm so nahe gestanden und ihn so verstanden habe wie Clausewitz. Die nahe Beziehung zu Scharnhorst wurde von ausschlaggebender Bedeutung sowohl für Clausewitz' weitere Entwicklung wie für seine militärische Laufbahn. Scharnhorsts Auffassung über den Krieg hat Clausewitz' geistige Richtung und seine Lehre „Vom Kriege“ grundlegend beeinflußt. Aus dem, was er bei Scharnhorst sah und hörte, hat er später seine weitergehenden Gedanken entwickelt.

Die Stellung als Adjutant des Prinzen August von Preußen, die er auf Scharnhorsts Empfehlung nach Beendigung des Kriegsschulkommandos antrat, war in anderer Hinsicht von Einfluß auf seine Entwicklung. An dem Königlichen Hof hatte er Gelegenheit, die maßgebenden Persönlichkeiten im Staate näher kennenzulernen. Sein scharfer Geist wurde so frühzeitig zur Beobachtung und Beurteilung der staatlichen und persönlichen Verhältnisse im damaligen Preußen angeregt. Daneben bot sich ihm Gelegenheit, sich wissenschaftlich zu beschäftigen. Er nahm an den Vorträgen der von Scharnhorst gegründeten militärischen Gesellschaft teil und hörte auch philosophische Vorlesungen an der medizinisch-chirurgischen Fakultät. Auch hat ihn die Stellung bei Hofe mit seiner ausgezeichneten Lebensgefährtin, der Gräfin Marie von Brühl, zusammengeführt. In ihr hatte er das Glück, eine Frau zu erwerben, die charakterlich und geistig ebenso hoch stand wie er. Sie war eine edle, tief angelegte Natur mit ungewöhnlich reicher Bildung. Dem Briefwechsel mit ihr verdanken wir einen tiefen Einblick in sein Denken und Fühlen. Hier zeigt er sich als lauterer und vornehmer Charakter, dem jede Selbstsucht fremd war, der das Wohl und die Ehre des Vater-

landes vor jedes persönliche Interesse stellte. Preußens Unglück empfand er stets als persönliches Leid.

Daher war auch der kurze unglückliche Feldzug von 1806 nicht nur auf seine militärische, sondern auch auf seine charakterliche Entwicklung von nachhaltigem Einfluß. Als Adjutant des Prinzen August von Preußen stand er den leitenden Stellen nahe genug, um die inneren Zusammenhänge zu übersehen und die Schwächen des preußischen Heeres in seiner Führung, Ausbildung und Organisation sowie die Mängel des Staates zu erkennen. Er sah auch, wie Scharnhorst sich vergeblich bemühte, seine einfachen und klaren Auffassungen vom Wesen des Krieges gegenüber der unnatürlichen und gekünstelten Theorie, die sich in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts entwickelt hatte, durchzusetzen. Aber auch seine persönlichen Erlebnisse im Oktober 1806 beeinflußten ihn stark. Nicht nur der Verlauf und ungünstige Ausgang der unglücklichen Schlacht bei Auerstedt, sondern vor allem die Eindrücke des Rückzuges wirkten in ihm nach. Der Wert der moralischen Faktoren im Kriege wurde ihm hier aus eigener Anschauung klar. Er sah, wie sehr die kriegerische Tüchtigkeit von Führer und Truppe in erster Linie von ihrer moralischen Verfassung abhängt. Bereits Ende 1806 suchte er die Ursachen der Niederlage des preußischen Heeres in den „Historischen Briefen über die großen Kriegsereignisse im Jahre 1806" klarzulegen. Hierin trat er aber auch scharf der „charakterlosen Erbärmlichkeit" entgegen, die sich in pöbelhafter Beschimpfung des preußischen Heeres und seiner Führer erging. Sein an alle Deutschen gerichteter Mahnruf: „Ehret euch selbst, das ist, verzweifelt nicht an eurem Schicksal!" zeigt, wie stark das Gefühl für nationale Ehre und Würde in ihm entwickelt war.

Die Zeit der Kriegsgefangenschaft in Frankreich verstärkte in ihm nicht nur dieses Gefühl, sondern auch die Erkenntnis von der Bedeutung staatlicher Macht und Unabhängigkeit für den einzelnen Staatsbürger. Sie gab ihm ferner Gelegenheit, durch Vergleiche zwischen dem eigenen Volk und dem „Volk der Sieger", sowie durch geschichtliche Studien sein Selbstvertrauen als Deutscher zu stärken. Die Untätigkeit der Kriegsgefangenschaft mußte aber gerade ihn aufs schmerzlichste treffen. Sein Streben ging dahin, seine Kräfte und seine Begabung beim Wiederaufbau des preußischen Staates und Heeres einzusetzen. Sein Selbstbewußtsein sagte ihm, daß er die richtige Ergänzung für Scharnhorst sei, und ließ ihn eine Tätigkeit an entscheidender Stelle erstreben. Scharnhorsts Ernennung zum Kriegsminister gab ihm die erhoffte Gelegenheit, tätigen Anteil an der Vorbereitung der Erhebung Preußens zu nehmen. Durch

das Vertrauensverhältnis zu Scharnhorst trat er in nähere Beziehungen zu den übrigen Reformern wie Stein, Gneisenau, Grolman und Boyen. Mit ihnen stimmte er auch in seiner Auffassung über die Möglichkeit und Vorbedingung einer Erhebung überein. Seine Gedanken über die politische Lage Preußens gipfelten in der Überzeugung, daß jede Nachgiebigkeit gegen die Franzosen zwecklos sei und nur zu einer gänzlichen moralischen Entkräftung der Nation führe, ohne dadurch die von Napoleon beschlossene Vernichtung zu verhindern. Dieser Auffassung entsprach sein Verhalten während der Vorbereitung der Erhebung Preußens und seine Stellungnahme sowohl im Jahre 1809 wie 1812 hinsichtlich der Frage der Teilnahme Preußens am Kriege gegen den allgemeinen Unterdrücker.

In seiner Stellung als Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule und als Lehrer des Kronprinzen, die er seiner geistigen Übereinstimmung mit Scharnhorst verdankte, konnte er dessen organisatorische und taktische Gedanken vertreten und hatte auch Gelegenheit, die Früchte seines Nachdenkens und seiner Erkenntnis einem freilich nur begrenzten Kreise zu übermitteln. Seine Wirksamkeit als Lehrer fand allgemeine Anerkennung. Eine Gliederung des gesamten Lehrstoffes und der von ihm ausgearbeitete Leitfaden zur Theorie der Gefechte zeigen die Beherrschung des Stoffes, zeigen ihn als geborenen Lehrer, dem es eine Freude ist, die Ergebnisse seiner Geistesarbeit und Forschung anderen mitzuteilen. Ein Aufsatz über die wesentlichsten Grundsätze der Kriegführung, den er zur Ergänzung seines Unterrichts beim Kronprinzen schrieb, enthält bereits die Hauptgedanken seines späteren Werkes „Vom Kriege".

Aus dieser Tätigkeit der theoretischen Vorbereitung für den Krieg führte ihn das Jahr 1812 wieder in die Praxis des Krieges, indem er auf russischer Seite an diesem Feldzuge freilich nur als Zuschauer und Beobachter und ohne eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung und Tätigkeit teilnahm. In den verschiedenen Stäben des russischen Heeres hatte er wohl Gelegenheit, seine Kriegserfahrungen zu bereichern und neue für seinen regen Geist fruchtbringende Eindrücke vom Kriege zu sammeln. Sein Ausscheiden aus dem preußischen Heer, das ihm König Friedrich Wilhelm III. sehr stark verübelte, beraubte ihn jedoch der Möglichkeit, im preußischen Heer an entscheidender und verantwortungsvoller Stelle am Befreiungskampf teilzunehmen. Es liegt hierin eine gewisse Tragik seines Lebens und der Grund dafür, daß ihm, der mit allen Kräften nach schöpferischen und befreienden Taten strebte, die Gelegenheit hierzu versagt blieb und er seinen Ehrgeiz, auf die Höhe geschichtlicher Leistung zu gelangen, nie befriedigen konnte.

Ebenso bezeichnend für ihn wie der Entschluß zum Übertritt in das russische Heer ist die Rechtfertigung, die er in Übereinstimmung mit Scharnhorst, Gneisenau und Boyen in der Denkschrift die „Drei Bekenntnisse" niederlegte. In leidenschaftlicher Form und in prachtvoller patriotischer Sprache tritt er darin allen Bedenken und Einwendungen gegen die Erhebung Preußens entgegen. Der Gedanke der Erhebung ist für ihn der kategorische Imperativ der Pflicht schlechthin. Wenn auch der Lauf der Ereignisse der zögernden Politik Hardenbergs und des Königs recht gegeben hat, so zeigen doch das Verhalten von Clausewitz und die in der Rechtfertigungsschrift niedergelegten Auffassungen die Höhe seiner sittlichen Empfindungen ebenso wie seine Willensstärke und seinen Opfermut. Das, was er von dem Feldherrn in den Schlußsätzen seiner Schrift für den Kronprinzen forderte und an Friedrich dem Großen rühmte, daß er sich mit dem Gedanken eines glorreichen Untergangs vertraut mache, das forderte er jetzt vom Staate Preußen, und war selbst bereit, für diesen Gedanken seine Stellung und sein Leben einzusetzen. Nicht ungesunder persönlicher Ehrgeiz ist die Triebfeder seines Handelns, sondern ein ausgeprägtes Gefühl für die Ehre des Vaterlandes, mit dem er unlösbar verbunden ist.

Bei dieser Einstellung seines Charakters ist es wohl begreiflich, wie schmerzlich es für ihn sein mußte, sich infolge der Ungnade des Königs in den Befreiungskriegen von jeder Mitwirkung an entscheidender Stelle ausgeschaltet zu sehen. Nur die wenigen Monate des Frühjahrsfeldzuges 1813 gaben ihm in der alten Umgebung von Scharnhorst und Gneisenau Gelegenheit zur Mitarbeit. Von da ab befand er sich als Generalquartiermeister des Korps Wallmoden nur in der Rolle eines Zuschauers bei den entscheidenden Ereignissen, da seine Bemühungen, mit der russisch-deutschen Legion auf den Hauptkriegsschauplatz abgerufen zu werden, vergeblich blieben. Auch als er endlich nach der Übernahme in preußische Dienste in der Stellung als Chef des Generalstabes des III. Armeekorps eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung erhielt, stand er in dem kurzen Feldzuge von 1815 mit seinem Korps ebensowenig wie 1813 und 1814 im eigentlichen Brennpunkt der Ereignisse.

Auch die Friedensjahre brachten ihm nur für kurze Zeit eine ihn voll befriedigende Tätigkeit als Generalstabschef in Koblenz. Als er dann im Jahre 1818 die Leitung der Allgemeinen Kriegsschule übernahm, trat er vollends von jeder wirklich einflußreichen Tätigkeit in Staat und Heer zurück. Der nur auf die Verwaltung der Kriegsschule eingestellte Posten gab ihm keine Möglichkeit, auf die Ausbildung der Armee und des Offizierkorps Einfluß auszuüben, da die wissenschaftliche Leitung des Unterrichts

einer besonderen Studienkommission unterstand. Als seine Reformvorschläge, die ihm einen solchen Einfluß verschaffen sollten, unerfüllt blieben, ließ sein nie ruhender Drang nach Betätigung im Interesse des Vaterlandes in ihm den Gedanken entstehen, in den diplomatischen Dienst überzutreten und den Gesandtenposten in London zu übernehmen. Doch zerschlug sich dieser Plan. So blieb Clausewitz zwölf Jahre im besten Mannesalter in einer Stellung, in der er seine besonderen Fähigkeiten dienstlich nicht entfalten konnte. Dieses Schicksal, das ihn selbst mit großer Bitterkeit erfüllte, hat ihm aber Gelegenheit und Muße gegeben, sich ganz seinen kriegswissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Das Gefühl des eigenen Wertes hielt ihn aufrecht. Er überwand den beruflichen Ehrgeiz und lebte nur noch seiner Geistesarbeit. „Der Nutzen, den er einst durch sein Werk zu stiften hoffte, wurde jetzt der Zweck seines Lebens." Unbeachtet, wenigen nur bekannt, hat er in emsiger Arbeit ganz in der Stille eine große Reihe von kriegswissenschaftlichen Werken geschaffen, die nicht nur seinen Schriftstellerruhm begründeten, sondern auch, wie er es hoffte, eine Quelle der Belehrung für das preußisch-deutsche Heer geworden sind. Unter ihnen obenan steht das Werk „Vom Kriege". Seine Begabung für schriftstellerische Tätigkeit und die Fähigkeit, auf Grund seiner philosophischen Studien seine Gedanken streng logisch zu entwickeln sowie die klare Erkenntnis vom Wesen des Krieges, die er sich als Schüler Scharnhorsts, aus eigener Anschauung sowie durch das Studium von etwa 130 Feldzügen erwarb, haben ihn in besonderer Weise zu diesen wissenschaftlichen Arbeiten befähigt. Charakteristisch für ihn und seine Arbeitsweise ist, daß er von vornherein entschlossen war, seine Arbeiten nicht bei Lebzeiten drucken zu lassen.

Seit seinen jungen Jahren war er im Verkehr mit fremden Menschen scheu und zurückhaltend und bedurfte erst längerer Bekanntschaft, um sich unbefangen mitzuteilen. Die Kämpfe seines Lebens hatten ihn noch mehr darin bestärkt, sich gegen andere abzuschließen. Bei der Truppe fühlte er sich unbehaglich, ihm fehlte die Gabe, auf sie oder andere hinreißend zu wirken. Auch scheute er die mündliche Erörterung seiner Ansichten. Diese Scheu entsprang in der Hauptsache einer ausgesprochenen Bescheidenheit, die einen Grundzug seines Wesens ausmachte, und nicht einem Mangel an Selbstvertrauen, denn er war sich über die Überlegenheit seines Geistes gegenüber seiner Umgebung durchaus klar. Auf diese Bescheidenheit ist auch der Entschluß zurückzuführen, daß seine Gattin seine Werke erst nach seinem Tode veröffentlichen sollte. Er wollte in seinen Arbeiten frei sein von Rücksichtnahme auf andere Menschen. Vielleicht sprach auch hieraus das richtige Empfinden, daß erst die Nachwelt ihn ganz verstehen könne.

Zu: Napoleon, Wellington, Nelson, Clausewitz.

Skizze 8.



Am Schlusse seines Lebens schien sich ihm noch einmal Gelegenheit zu praktischer Betätigung an hervorragender Stelle zu bieten, als er zum Generalstabschef beim Oberkommando Gneisenau im Falle eines drohenden allgemeinen Krieges bestimmt wurde. Neben mehreren militärischen Denkschriften und Feldzugsentwürfen, die sein klares Urteil in operativen Fragen zeigten, veranlaßten ihn die damaligen politischen Verhältnisse auch zu den zwei Schriften: „Die Verhältnisse Europas seit der Teilung Polens" und die „Zurückführung der vielen politischen Fragen, welche Deutschland beschäftigen, auf die unserer Gesamtexistenz". In beiden tritt sein scharfer und klarer Blick für die Beurteilung der militär-politischen Verhältnisse und für die Lage Deutschlands hervor.

So zeigen auch die letzten Ergebnisse seiner Geistesarbeit ihn auf der Höhe klaren operativen, militär-politischen und staatsmännischen Denkens, gewissermaßen als Feldherr und Staatsmann zugleich.

II.

Clausewitz war es nicht vergönnt, durch eine glänzende militärische Laufbahn in eine Führerstellung zu gelangen und in ihr seinen Namen als den eines erfolgreichen Feldherrn in die Tafeln der Geschichte einzutragen. Trotzdem wird sein Name heute — fast 100 Jahre nach seinem Tode — häufiger genannt als der manches siegreichen Generals. Obwohl er der Nachwelt keine glänzenden Schlachterfolge überlieferte, hat er doch durch seine Werke einen weit stärkeren geistigen Einfluß auf die Kriegskunst ausgeübt als die Mehrzahl der großen Feldherren der Vergangenheit.

Freilich zu seinen Lebzeiten hat er weder in seiner Tätigkeit als Lehrer an der Kriegsschule noch als Gehilfe Scharnhorsts und Gneisenaus oder in seinen anderen militärischen Dienststellungen eine bemerkenswerte Einwirkung auf die Kriegskunst gehabt, obwohl er als erster Militärschriftsteller klar und deutlich den Einfluß der französischen Revolution und der napoleonischen Kriegführung auf das Wesen des Krieges erkannte und die richtigen Folgerungen für die Kriegskunst daraus zog. Nur mit wenigen seiner Arbeiten trat er damals in die Öffentlichkeit. Seine Lehre vom Gefecht, seine taktischen Auffassungen müssen dem heutigen Geschlecht bei der grundlegend veränderten Waffenwirkung veraltet erscheinen. Auch das Studium der über 130 Feldzüge, dem der fleißige Forscher sich hingegeben hat, kann seinen Werken keine überragende Bedeutung gegeben haben, da neue Quellen und Forschungen seitdem erschlossen wurden. So lesenswert und lehrreich auch jetzt noch seine Abhandlungen über verschiedene kriegs-

geschichtliche Ereignisse sind, so wären seine Werke gleich denen anderer Militärschriftsteller längst als überholt beiseite gelegt worden, unterschieden sie sich nicht durch die Art der Betrachtungsweise, die Methode Kriegsgeschichte zu treiben und Kritik zu üben, von ähnlichen Arbeiten. Aber auch dies allein hätte nicht genügt, Clausewitz einen nachhaltigen Einfluß auf die Weiterentwicklung der Kriegskunst zu verschaffen, wenn nicht die durch das unablässige Studium der Kriegsgeschichte gewonnene Anschauung vom Kriege, verbunden mit seinen eigenen Erfahrungen aus fünf Feldzügen, ihren Niederschlag in dem Werke „Vom Kriege" gefunden hätte.

Dieses Werk, mit dem er den Ehrgeiz verband, „ein Buch zu schreiben, das nicht in zwei bis drei Jahren vergessen würde", hebt ihn heraus aus der Reihe der übrigen Militärschriftsteller und hat seinen Ruhm für die Nachwelt als Denker und Kriegstheoretiker begründet. Er unternimmt es darin, als erster eine Theorie des Krieges zu entwickeln, die nach Schlieffens Worten „statt in das Gebiet der Abstraktion in das des wirklichen Lebens führte". Obwohl dieses Werk von ihm selbst als unvollendet bezeichnet und nur ein handschriftlicher Nachlaß war, sagt Schlieffen davon, daß es „nach Inhalt und Form das Höchste darstellt, das jemals über den Krieg gesagt worden ist". Darum war es von bleibendem Wert und hat in einer langen Zeit des Friedens das wahre Wesen des Krieges festgehalten. Man hat gesagt, daß Clausewitz' Werk „Vom Kriege" in der Kriegskunst dieselbe Stellung einnehme, wie Lessings Arbeiten in der Theorie der Kunst, oder daß ihm in der Geschichte der Kriegswissenschaft eine ähnliche Stellung zukomme, wie Kants „Kritik der reinen Vernunft" in der Philosophie, und hat Clausewitz deshalb mit Recht als den großen Kriegsphilosophen bezeichnet. Die philosophische Betrachtungsweise mag freilich manchen soldatischen Leser abschrecken, und mancher mag es vorziehen, Clausewitz' Theorie in der erläuterten Form, wie sie der General von Freytag-Loringhoven in seinen beiden Büchern „Die Macht der Persönlichkeit im Kriege" und „Die Kriegslehren nach Clausewitz" gewissermaßen populär gemacht hat, zu lesen. Aber niemand, der heute etwas vom Wesen des Krieges verstehen will, kann sich dem Einfluß dieses Buches entziehen.

Um den Einfluß ganz zu ermessen, den Clausewitz' Theorie „Vom Kriege" auf die Kriegskunst ausgeübt hat, muß man sich den Stand der Kriegstheorie zu der Zeit vergegenwärtigen, als Clausewitz seine Anschauungen vom Kriege in sich aufnahm und entwickelte. Wohl gab es auch damals strategische Systeme, wie die bekannten von Bülow und von

Jomini. Sie waren trotz des Auftretens Napoleons vorwiegend noch auf mathematischer oder geometrischer Grundlage aufgebaut. In ihnen spielte die Macht des Manövers eine ausschlaggebende Rolle. Mit seiner Hilfe wollte man die beherrschenden strategischen Punkte, die auf den Wasserscheiden gesucht wurden, gewinnen. Sinn und Verständnis für die Bedeutung der taktischen Entscheidung fehlte bei Bülow gänzlich. Jomini erkennt zwar das Gefecht und den Sieg als das eigentlich Entscheidende im Kriege an, aber auch er sieht den Zweck aller militärischen Operationen darin, in den Besitz entscheidender geographischer Punkte zu gelangen. Nicht etwa das feindliche Heer ist das strategische Objekt. Die moralischen Elemente werden vollständig beiseite gelassen. Dadurch, daß Clausewitz sie als die eigentlich und letzthin entscheidenden bezeichnete, hat er die bisherige Theorie vom Kriege vollständig umgestaltet und sie auf eine höhere Stufe gehoben. Die verkehrte Vorstellung des Krieges als einer Schachpartie war nun ebenso erledigt wie der Gedanke allgemein gültige Regeln aufzustellen. Clausewitz lehnte es ausdrücklich ab, „eine positive Lehre, d. i. eine Anweisung zum Handeln" zu geben. Deshalb erwies sich seine frei und weit gefaßte Theorie als fruchtbar auf die Dauer.

Nachdem Napoleon durch seine Feldzüge und Siege die gelehrte und wissenschaftliche Theorie der Kriegführung im 18. Jahrhundert in der Praxis widerlegt hatte, hat Clausewitz das wahre Wesen des Krieges philosophisch ergründet. Anstatt der künstlich aufgebauten Theorien stellte er die lebendigen Elemente des Krieges, die psychologischen und moralischen Momente in den Vordergrund. Er lehnt jeden Versuch ab, eine Kriegstheorie auf bestimmte Größen zu stützen, „da im Kriege alles unbestimmt ist, und der Kalkül mit lauter veränderlichen Größen gemacht werden muß". Der Krieg ist für ihn kein Rechenexempel. An die Stelle der Regeln setzt er die Erfahrung, die sich auf dem Studium der Kriegsgeschichte aufbaut, denn „historische Beispiele machen alles klar und haben nebenher in Erfahrungswissenschaft die beste Beweiskraft". So ist es ihm zu danken, daß die Erfahrung der napoleonischen Kriegführung nicht verloren ging.

Die Bedeutung des Werkes „Vom Kriege" liegt zunächst darin, daß er das Wesen des Krieges nicht als isolierten Akt, losgelöst von den übrigen Erscheinungen des Völkerlebens, sondern als einen Teil des politischen Verkehrs darstellt. Den Zusammenhang zwischen Krieg und Politik hat er in klassischer Form niedergelegt. Wenn er sagt: „Bedenken wir nun, daß der Krieg von einem politischen Zweck ausgeht, so ist es natürlich, daß dieses erste Motiv, welches ihn ins Leben gerufen hat, auch die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung bleibt", so ist damit in dauernd

gültiger Weise das Verhältnis zwischen Krieg und Politik und zwischen Feldherrn und Staatsmann klargestellt. Die Wahrheit des von ihm geprägten Satzes: „Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“, ist heute allgemein anerkannt, und jeder Verstoß gegen diesen Satz hat sich stets bitter gerächt.

Besitzt dieser Teil seiner Kriegstheorie eine über die eigentliche Kriegskunst hinausgehende Bedeutung, so ist der unmittelbare Einfluß seiner Lehre auf die Entwicklung der Kriegskunst am stärksten darin, daß er als Inhalt der Kriegführung den Vernichtungsgedanken hinstellt. Die feindliche Streitkraft zu vernichten, das feindliche Land zu erobern und den Willen des feindlichen Volkes zu brechen, sind die drei Hauptzwecke der Kriegführung. Der Krieg steht unter dem einen höchsten Gesetz der Waffenentscheidung. Auf die kommt es an. An die Stelle des Streites um die beste Form der Kriegführung auf Grund von geometrischen und geographischen Verhältnissen, strategischen Punkten und äußeren oder inneren Linien setzt er die einfache Forderung: „Immer recht stark zu sein, zuerst überhaupt und demnächst auf dem entscheidenden Punkte.“

Neben dieser klaren Erkenntnis vom Sinn und Wesen des Krieges zeigt er uns das Wirken der geistigen und sittlichen Kräfte im Kriege in den Abschnitten über den kriegerischen Genius, über die kriegerische Tugend des Heeres und den Volksgeist, über Kühnheit und Beharrlichkeit, über Gefahr und körperliche Anstrengung im Kriege. Andere Abschnitte über die Friktion im Kriege — einen Begriff, den er in die Lehre vom Kriege erst eingeführt hat und der alles zusammenfaßt, was die Führungstätigkeit so schwierig macht —, die Nachrichten im Kriege, die Überlegenheit der Zahl, die Überraschung, die Wirkung des Sieges zeigen seine Kriegserfahrung, Menschenkenntnis und richtige Einschätzung sowohl der materiellen wie der psychologischen Wirkungen im Kriege. „Da der ganze kriegerische Akt von geistigen Kräften und Wirkungen durchzogen ist“, untersucht er diese Kräfte. So wurde sein Werk zur heute noch gültigen Kriegspsychologie, die in dem Satze gipfelt: „Wie ein Obelisk, auf den zu die Hauptstraßen eines Ortes geführt sind, steht in der Mitte der Kriegskunst gebieterisch hervorragend der feste Wille . . .“

Erklärlicherweise hat seine Lehre von der Strategie einen weitaus stärkeren Einfluß auf die Anschauung in der Kriegskunst ausgeübt als die taktischen Lehrsätze, die den Veränderungen durch die Waffenwirkung unterliegen und in denen uns vieles als selbstverständlich anmutet, vielleicht auch weil es durch die Verbreitung seiner Anschauung nunmehr Allgemeingut geworden ist. Manches davon ist auch längst in unsere Dienstvor-

schriften übergegangen. Wer es versteht, in den taktischen Ausführungen das für die Fechtweise und die Gewohnheiten der damaligen Zeit Eigentümliche auszuschalten, wird auch dort vieles finden, das auch unter den heutigen taktischen Verhältnissen noch bleibenden Wert für die Kriegskunst hat.

Auf Clausewitz' strategischen Auffassungen und Lehren fußen heute noch alle namhaften Militärschriftsteller und Kriegsgeschichtschreiber. Ein deutlicher Beweis dafür ist die Literatur des Weltkrieges. Geht man sie durch, so gibt es wohl kaum einen, der sich in der Beurteilung strategischer Fragen des Weltkrieges nicht auf Clausewitz beruft und ihn anführt. Die strategischen Grundbegriffe und ihre Erklärungen, wie Angriff und Verteidigung, Wechselwirkung zwischen beiden, abnehmende Kraft des Angriffs, Kulminationspunkt des Angriffs und andere mehr, sind in der von Clausewitz geprägten Form in den militärischen Sprachschatz und in die Kriegskunst ganz allgemein aufgenommen.

Aber nicht nur auf die theoretische Weiterbildung, sondern vor allem auf die Praxis der Kriegskunst war seine Lehre von bleibendem Einfluß, wie es auch das eigentliche Ziel seiner Theorie war, von der „objektiven Gestalt eines Wissens in die subjektive eines Könnens überzugehen“ und „den Geist des künftigen Führers im Kriege zu erziehen“ oder „vielmehr bei seiner Selbsterziehung zu leiten“. Daß ihm dies gelungen ist, bezeugt Graf Schlieffen mit den Worten, daß sich „ein ganzes Geschlecht bedeutender Soldaten an seinem Werke herangebildet hat“. Die Lehren seines Buches „Vom Kriege“, vor allem der von ihm als das Wesen des Krieges bezeichnete Vernichtungsgedanke sind das geistige Rüstzeug geworden, das die Überlegenheit unserer Führung in den letzten großen Kriegen ausgemacht hat.

Moltke, der siegreiche Schüler von Clausewitz, hat seine Lehre in sich aufgenommen, in seinen Schriften weiter entwickelt und durch seine Feldzugführung ihre Richtigkeit bewiesen, er hat sie auch im preußisch-deutschen Generalstab verbreitet und diesen in Clausewitz' Sinne erzogen. So wie Moltke sich an Clausewitz' Lehre gebildet hat und über ihn herausgewachsen ist, so hat dann später sein Nachfolger Graf Schlieffen das große Erbe im Moltke-Clausewitzschen Sinne weiter verwaltet und Clausewitz damit einen dauernden Einfluß auf die Kriegskunst gesichert. In seinem Vorwort zur fünften Auflage von Clausewitz' hinterlassenem Werk „Vom Kriege“ hat Schlieffen seine grundlegende Bedeutung für die Weiterentwicklung der Kriegskunst anerkannt und ihm ein Denkmal gesetzt mit den Worten:

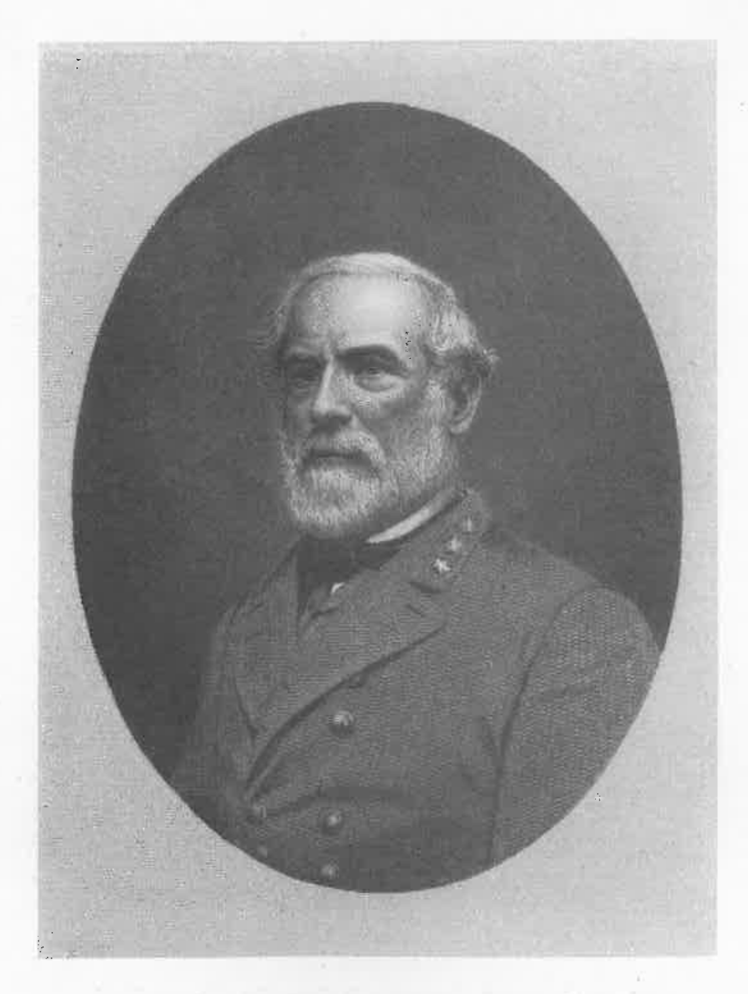
„Wer bei uns den Krieg lehrt, tut es bewußt oder unbewußt, auch heute noch in mehr oder weniger enger Anlehnung an Clausewitz und schöpft aus dessen unversiegbarem Gedankenquell.“



Clausewitz

Lithographie von F. Michelis nach einem Gemälde von Wach.

Kupferstichkabinett, Berlin.



R. E. Lee
Nach einem alten Stich.

Lee.

Lebensbeschreibung und II. Teil von Hauptmann Georg Friemel.
I. Teil von Oberleutnant Carl Erik Koehler.

Robert E. Lee wurde am 19. Januar 1807 zu Stratford in dem nordamerikanischen Staate Virginien geboren*). Sein Vater, General Henry Lee, hatte sich im Unabhängigkeitskrieg ausgezeichnet und im politischen Leben der jungen Vereinigten Staaten eine bedeutende Rolle gespielt. Frühzeitig für den militärischen Beruf bestimmt, erhielt der junge Lee seine erste Ausbildung in West Point und trat 1829 als Unterleutnant in das Ingenieurkorps ein. Bei Leitung des Baus von Befestigungsanlagen, von Küsten- und Stromverbesserungen erwarb er sich bald den Ruf außerordentlicher Tüchtigkeit. 1836 zum Hauptmann befördert, zeichnete er sich bei Durchführung einer Flußregulierung in dem vom Mississippi bedrohten St. Louis durch ungewöhnliche Energie gegenüber der aufgeregten Volksmenge aus, die er durch aufgefahrene Geschütze in Schach zu halten gezwungen war. Den Mexikanischen Krieg machte Lee als Erster Ingenieuroffizier im Stab des Generals Scott mit. Für hervorragende Verdienste wurde er zum Major und Oberstleutnant befördert. Ein kühner Erkundungsgang, durch welchen er, selbst verwundet, zum Gewinn der entscheidenden Schlacht von Chapultepec beitrug, brachte ihm die Beförderung zum Oberst. Nach weiterer Verwendung in der Küstenbefestigung bekleidete Lee von 1852—1855 die Stellung des Direktors der Militärakademie in West Point und tat darauf Dienst bei den neuaufgestellten Kavallerie-Regimentern an den Grenzen von Texas. In längeren Pausen widmete er sich während dieser Zeit der Bewirtschaftung seiner Güter.

Inzwischen hatten sich die Gegensätze zwischen dem städtereichen, mächtig aufblühenden, den Strom der Einwanderung vorwiegend empfangenden Norden der Union und dem Süden aufs äußerste zugespitzt. Hier bestand neben großen, mit Negersklaven betriebenen Pflanzungen ein gesunder bäuerlicher Besitz, hier hatten die führenden Staaten mehr den Charakter der altenglischen Kolonie bewahrt. Im Jahr 1861 begann daher der vierjährige, auf beiden Seiten mit größter Hartnäckigkeit geführte Bürgerkrieg.

Lee entschied sich nach schweren Kämpfen für die Seite seines Heimatlandes und nahm den Abschied aus dem Heere der Union. Zuerst mit der Aufstellung der virginischen Truppen betraut, leitete er im Sommer und Herbst 1861 die Grenzkämpfe in Westvirginien. Er überwachte sodann die Verteidigungsvorbereitungen an der Ostküste und betätigte sich als militärischer Ratgeber des Präsidenten der konföderierten Südstaaten, Jefferson Davis. Am 1. Juni 1862 übernahm General Lee den Befehl über die „Armee von Nordvirginien", die dank seiner Führungskunst und der Bedeutung dieses Kriegsschauplatzes die wichtigste Rolle in den auf weite Räume verteilten Kämpfen spielen sollte. Nach siegreichen Schlägen und heldenhafter

---

*) Wichtigere Orte s. Skizze 9 und 10 auf Seite 353 und 361.

Verteidigung gegen überwältigende Übermacht sah sich General Lee gezwungen, am 9. April 1865 mit noch 8000 Mann vor den Heeren der Union unter Grant die Waffen zu strecken. Das Land war vom Krieg ausgesogen; Lee blieb Gefangener auf Ehrenwort, der größte Teil seines Vermögens war verloren. Ungebeugt jedoch widmete sich der General, die verlockendsten Angebote ablehnend, dem Wiederaufbau seines Heimatlandes. Im Dienste der Jugend, die er in den Kampf geführt hatte, starb er am 12. Oktober 1870 als Leiter eines College zu Lexington in Virginien.

„Offenheit ist das Kind der Ehre und des Mutes .... Pflicht ist das erhabenste Wort unserer Sprache.“ (Lee an seinen ältesten Sohn.)

I.

Henry Lee, der Vater Robert Eduard Lees, hatte sich unter dem Namen „Light Horse Harry“ im Unabhängigkeitskrieg der Union als Kavallerieführer einen Namen gemacht. Er war ein Freund George Washingtons gewesen und hatte im Frieden am Auf- und Ausbau der jungen selbständigen Republik regen Anteil genommen. Als Abgeordneter seiner Grafschaft und Gouverneur von Virginia hatte er sich an den Staaten- und Unionsparlamenten beteiligt und dabei ausgesprochen konservative Grundsätze vertreten. Dem zweiten Sohne Robert vererbte der Vater seine Kampf- und Führernatur. Von mütterlicher Seite kam tiefes religiöses Empfinden, ein hohes Verantwortungsgefühl und nie trügender gesellschaftlicher Takt hinzu. Beim Tode des Vaters war Robert Lee erst zwölf Jahre alt. Zu Pferde und auf der Jagd durchstreifte er die weiten Ebenen und Wälder Virginias. So wurde sein Instinkt für ungebundenes Leben im Freien geweckt und der Körper gestählt. Der frühzeitige Umgang mit Hunderten von Haus- und Plantagensklaven gab dem Jungen ein starkes Herrenbewußtsein und Sicherheit im Befehlen, während andererseits unter dem puritanischen Einfluß der mütterlichen Erziehung seine Seele fast kindlich rein blieb. Die Mahnungen des Elternhauses gipfelten in den Worten „Pflichterfüllung“ und „Dienst am Staate“.

Im Jahre 1826 trat er in West Point, der Kriegsschule der regulären amerikanischen Armee, ein. Die Zöglinge dieser Schule entstammten fast durchweg den begüterten Familien des Südens. Der von George Washington aufgestellte Grundsatz, nur „Gentlemen“ zu Offizieren zu machen, wurde hier streng durchgeführt. Neben einer praktischen Ausbildung, die sich auf die vier Hauptwaffen: Pioniere, Infanterie, Kavallerie und Artillerie bezog, erhielten die Kadetten eine mustergültige theoretische Schulung, die sowohl auf rein militärische, wie auch auf wissenschaftliche und wirtschaftliche Gebiete ausgedehnt war. Das aus dieser Schule hervorgegangene „Einheitsoffizier-

korps" war nur selten in der Lage, seine theoretischen Kenntnisse in der großen Kriegführung in die Tat umzusetzen. Seine unvergleichliche Bedeutung lag auf anderen Gebieten. Diese Offiziere waren in erster Linie Wegbereiter. Sie bildeten den Rückhalt für die mehr und mehr nach Westen vordringenden Siedler. Sie waren es, die im Kampf mit den Indianern gleichzeitig Pionierarbeit leisteten, Straßen, Brücken, vor allen Dingen Eisenbahnen bauten, Flüsse schiffbar machten und damit das Land der rasch folgenden Industrie erschlossen. So finden wir Lee nach seiner 1829 erfolgten Beförderung zum Leutnant als Ingenieuroffizier auf dem Weg nach dem fernen Westen. Hier in der Einsamkeit und im Kampf konnte er seine großen Fähigkeiten voll entfalten.

Selbst über beträchtliches Vermögen verfügend, gelangte er durch seine 1832 erfolgte Verheiratung mit der Adoptivenkelin George Washingtons in den Besitz ausgedehnter Ländereien am Pamunkey und wurde damit einer der größten Grundbesitzer Virginias. Durch diesen seinen Reichtum wahrte er seine persönliche Unabhängigkeit. Ein Schwanken nach rechts oder links kannte er ebensowenig wie Kompromisse mit politischen Parteien. Wenn er ein gestecktes Ziel nicht mit dem ersten Anlauf erreichte, so entwickelte er eine unermüdliche Zähigkeit, die schließlich jedes Hindernis überwand. Sein Weg ging dabei stets gerade. Die Triebfeder seines Handelns war nicht Ehrgeiz, sondern das Gefühl, seiner Nation in Arbeit und Leistung verpflichtet zu sein. Das gab ihm die Macht und das Ansehen seinen Untergebenen gegenüber.

Während des mexikanischen Feldzuges 1847 konnte sich Lee zum erstenmal an größeren Kampfhandlungen geschlossener Verbände beteiligen. Zunächst war er als Ingenieuroffizier in einem Brigadestab tätig. Dem Wesen des „Einheitsoffizierkorps" entsprach es, wenn er in dieser Stellung gleichzeitig auch die Tätigkeit des Generalstabsoffiziers übernahm und als solcher bald die Aufmerksamkeit des Oberbefehlshabers General Skott auf sich zog. In dieser Periode machte er grundlegende Erfahrungen über Behandlung, Ausbildung und Einsatz neu aufgestellter Freiwilligenverbände. Die aus freiwilligen Söldnern gebildete reguläre Armee hatte sich auf Grund ihrer Friedensausbildung in den Kleinkriegen mit den Indianern voll bewährt. Die Offiziere waren gewohnt, Unterordnung und Gehorsam als eine gegebene Größe zu betrachten. Mit Ausbruch des Mexikanischen Krieges änderten sich jedoch diese Verhältnisse. Die neuen Rekruten entfalteten zwar vaterländische Begeisterung, dafür ging ihnen jedes Gefühl für Disziplin ab. Jeder Versuch zu exerzieren oder die Lagerordnung aufrechtzuerhalten, wurde mit allen Mitteln verhindert. Die

Offiziere konnten nicht mehr einfach befehlen, sondern mußten lavieren und auf die Eigenart ihrer Untergebenen eingehen. Lee entwickelte hier einen sicheren Instinkt in der Behandlung eigenwilliger, durch Presse, Erziehung und öffentliche Meinung verwirrter Leute. Er ging mit gutem Beispiel voran. Er lebte inmitten der Truppe, teilte Freud und Leid mit ihr im Lager. In bezug auf Anstrengungen und Entbehrungen war er am härtesten gegen sich selbst. Das befähigte ihn aber auch zeitig die Grenze der Leistungsfähigkeit der Truppe zu erkennen.

Obwohl der Krieg im ganzen Lande populär war, wetteiferten gewisse Parlamentarier und Journalisten, das Ansehen des aktiven Offizierkorps zu untergraben. Unter dem Einfluß der käuflichen Presse beider großen amerikanischen Parteien (Demokraten und Republikaner) gab bei Beförderungen nicht Eignung, sondern Parteiprotektion oder freie Wahl der Truppe auf Grund von Propaganda und Bestechung den Ausschlag. In kürzester Zeit bildete sich eine Kluft zwischen dem alten Offizierkorps und den neuen ehrgeizigen Strebern im Offiziersrange. Unermüdlich wirkte hier Lee bei den verbitterten aktiven Offizieren im Sinne eines Ausgleichs für die gemeinsame Sache des Vaterlandes. Immer von neuem wies er darauf hin, daß Charakterstärke, Energie und die Fähigkeit, sich dem Wohle des Ganzen zu opfern, die Voraussetzung für die Übernahme einer Führerrolle bilden müssen. Als praktischer Tatsachenmensch richtete sich sein Kampf nicht gegen das minderwertige System. Er verstand es vielmehr meisterhaft, sich mit Gegebenem abzufinden, und die Macht seiner lauteren Persönlichkeit riß andere zu Höchstleistungen fort. In den schweren Kämpfen um Cerro-Gordo und Chapultepec errangen die unter seinem Einfluß stehenden Truppen entscheidende Siege.

Für seine Verdienste wurde er in rascher Folge zum Major und Oberstleutnant befördert und kam als solcher nach Friedensschluß in den Stab des Generals Skott, der mit der Armeeorganisation beauftragt war. Lee suchte in dieser Stellung vor allem das Ansehen des Offizierkorps zu heben. Die besten Offiziere veranlaßte er, auf Grund ihrer vielseitigen Ausbildung den Abschied einzureichen. Er verschaffte ihnen leitende Stellungen in der Verwaltung, bei Industrie und Handel oder als Plantagenverwalter. Ihre militärischen Fähigkeiten konnten sich dann trotzdem weiter in der Miliz auswirken. Er stellte dadurch die Verbindung zwischen dem Berufssoldaten und dem im Erwerbsleben tätigen Teil des Volkes sicher und hielt das Offizierskorps jung.

Lees Stellung in der Armee wurde von immer ausschlaggebender Bedeutung. Nachdem er kurze Zeit Direktor der Kriegsschule in West Point

gewesen war, nahm er als Militärattaché am Krim-Krieg teil. Hier in Europa beim Studium der stehenden Heere reifte in ihm die Erkenntnis von der Stärke der Verteidigung und der Macht des Materials im Kampf der lebenden Kräfte. Aus der Krim wurde er zurückgerufen, weil ein in Texas ausgebrochener Indianeraufstand seine Anwesenheit erforderte. Mit Energie und rücksichtsloser Strenge griff er durch. Als aber die öffentliche Meinung die Ausrottung der Indianer forderte, die Regierung den Befehl hierzu erteilte, da verweigerte Lee den Gehorsam. Schützend hielt er die Hand über die Unterworfenen und verhinderte mit allen Mitteln die Ausschreitungen der ergrimmten Texaner.

Inzwischen drängten die Gegensätze im Innern der Union zum Bruch. Der brutale Wirtschaftskampf, den Handel, Industrie und Arbeiter gegen die Landwirtschaft führten, veranlaßte die Spaltung der Union. Die Südstaaten begannen unter der Losung „Recht und Gerechtigkeit" den Kampf um Sein oder Nichtsein. Die Yankees im Norden verbargen unter den Schlagworten „Freiheit, Menschlichkeit, Sklavenbefreiung" ihr Streben nach Macht im Staate.

Im Bürgerkrieg 1861—1865 unterlagen die konföderierten Südstaaten nach einem fast beispiellosen Heldenkampf, der in seinen Ausmaßen nur mit den Ereignissen des Weltkrieges verglichen werden kann. Nur wer diese Tatsache in Rechnung stellt, kann die Größe und Bedeutung der Führer dieses Kampfes richtig ermessen.

Bei Ausbruch des Krieges stand Lee auf der Höhe seiner Kraft. Der 54jährige mußte in diesem Kampf Partei ergreifen. Bei der Verantwortung, die er vor sich und seiner Nation und vor der Armee trug, wohl der schwerste Entschluß seines Lebens. Nach seiner Überzeugung war das Recht auf seiten der Südstaaten. Das gab vor seinem Gewissen den Ausschlag. Vergebens bot ihm der Norden den Oberbefehl über die gesamte Armee an. Umsonst sagte ihm Lincoln Ersatz für seine im Süden gelegenen Ländereien zu. Er vertauschte bewußt ein gesichertes Dasein mit einer ungewissen Zukunft. Er verband sein Schicksal mit dem seines Heimatstaates Virginia und reichte den Abschied ein. Dieser Übertritt stellt keinen Verrat dar. Nach den damaligen Gesetzen mußte jeder Einzelstaat ein bestimmtes Offizierskontingent für die Bundesarmee stellen. Die Staaten waren daher auch berechtigt, bei Ausbruch der Sezession ihre Landeskinder zurückzubeordern. Das Verhalten Lees wurde ausschlaggebend für das gesamte Offizierkorps. Ihren Landsmannschaften entsprechend folgten sie nunmehr den Fahnen des Südens oder Nordens. Bei den Konföderierten fand Lee zunächst keine seiner Bedeutung entsprechende Verwen-

dung. Anfangs mit der Organisation von 30 000 Freiwilligen beauftragt, setzte er sich bald für die allgemeine Wehrpflicht ein. Erst später erhielt er den Befehl zum Ausbau der Feldbefestigungen von Richmond und anderer Küstenplätze, sowie ein undankbares Kommando in Tennessee. Nur langsam konnte sich sein Einfluß auf die Führung der gesamten Operation durchsetzen.

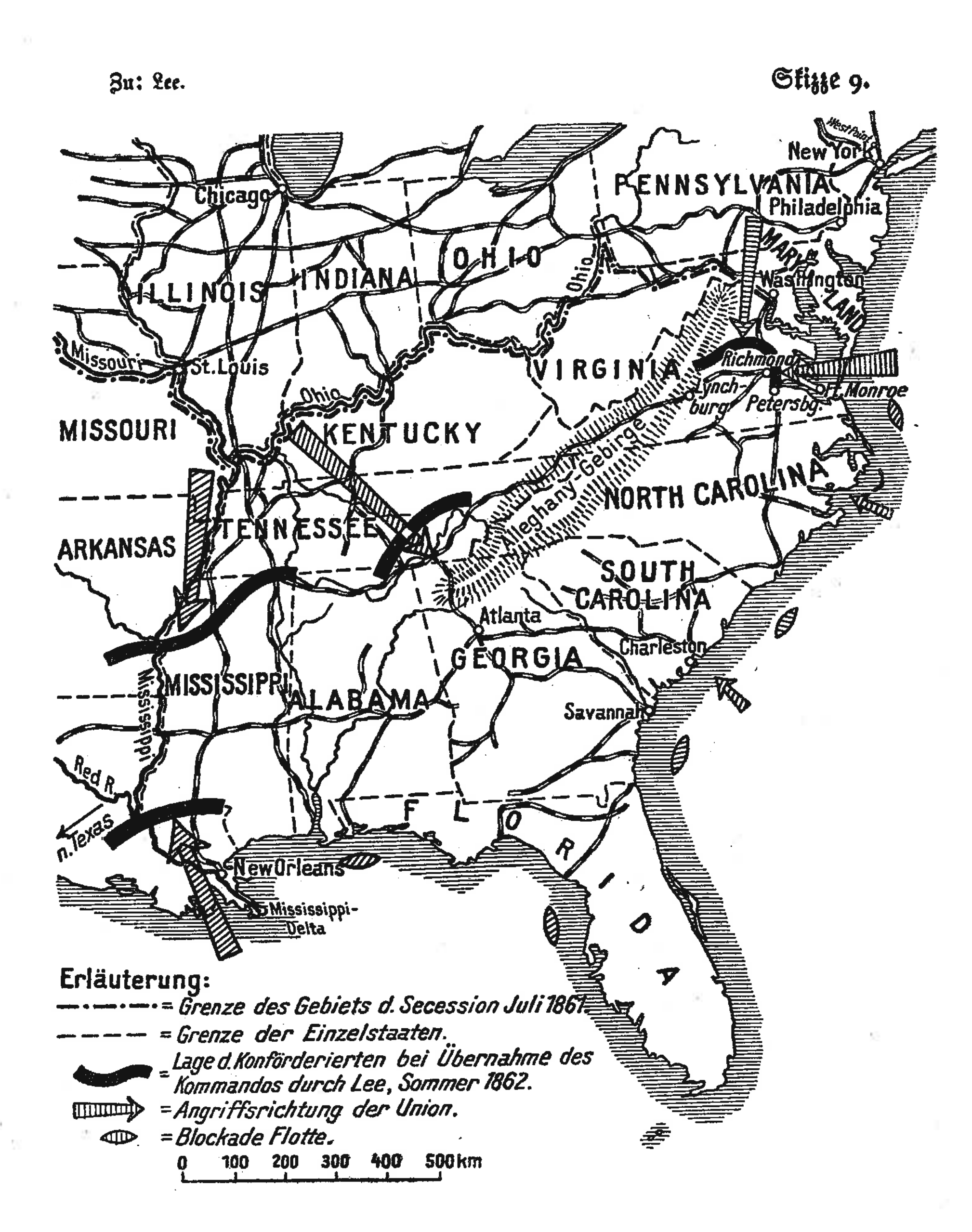
Erst als die Not 1862 anfing, als der Druck des Feindes sich auf allen Fronten fühlbar machte, erhielt Lee auch dem Namen nach die Führung der Operationen und den Befehl über die Armee von Nordvirginia.

Die Nordstaaten verglichen ihr Vorgehen mit dem Druck der Riesenschlange, die ihr Opfer umschlingt und erwürgt. Tatsächlich führten die Südstaaten bei Übernahme des Kommandos durch Lee einen Vierfrontenkrieg, in dem sich die Lage keineswegs günstig entwickelt hatte. (Siehe Skizze 9.) Die Front in Westvirginia und Tennessee war vollständig eingedrückt. Die Mississippifront wankte bedenklich. Nur notdürftig konnte die Verbindung mit dem lebenswichtigen Texas aufrechterhalten werden. Sowohl der Ohio wie der Ober- und Unterlauf des Mississippi war von den Flußkanonenbooten der Union beherrscht. Die Hafenstädte des Atlantischen Ozeans, des mexikanischen Golfes wurden durch eine überlegene Flotte blockiert. Der schwerste Druck lag aber auf Richmond, der Hauptstadt des Landes, selbst. Der General der Nordstaaten McClellan war mit 120 000 Mann, gestützt auf die Flotte, bei Fort Monroe gelandet. Seine siegreich vordringende Armee konnte erst an den Feldbefestigungen von Richmond zum Stehen gebracht werden.

Auch wirtschaftlich war die Lage äußerst schwierig. Die vorhandenen großen Vermögen der Südstaaten waren in Grundbesitz und Sklaven angelegt und nicht realisierbar. Der Ackerbau beschränkte sich auf den Anbau von Tabak und Baumwolle, so daß die Konföderierten ihr Brotgetreide vom Ausland beziehen mußten, was durch die Blockade fast unmöglich gemacht war. Andererseits konnte die zum Aufrechterhalten der Valuta notwendige Ausfuhr von Baumwolle nicht durchgeführt werden. Schwere Teuerung war die Folge. Am bedenklichsten aber war die mangelnde Leistungsfähigkeit der Industrie, die nur in der Lage war, den dringendsten Kriegsbedarf zu decken. Dies fiel um so schwerer ins Gewicht, weil der Norden mit seiner hochentwickelten Industrie und seinen guten Verbindungen jederzeit Materialverluste decken und seine Bestände vermehren konnte. Damit sicherte sich der Yankee neben der Überlegenheit der Zahl auch die an Waffen und Ausrüstung.

Zu: Lee.

Skizze 9.



Da der Norden das Meer beherrschte, standen ihm auch die überseeischen Nachrichtenverbindungen zur Verfügung. Sein Einfluß auf die ausländische Presse war auf diese Weise sichergestellt und die Weltmeinung war gegen die Südstaaten gewonnen. Die Regierung in Richmond stand diesem Treiben machtlos gegenüber. Ihre außenpolitische Propaganda versagte vollkommen. Lee erhielt nie eine nennenswerte Unterstützung durch die Diplomatie, die die Durchführung seiner Kampfhandlungen erleichtert hätte.

Auch der Zustand der Armee war nichts weniger als befriedigend. Die zahlreichen Rückschläge hatten ihr Gefüge erschüttert. Lee wußte, daß er bei reiner Defensive nicht siegen konnte. Je länger die erzwungene Ruhe des Stellungskrieges dauerte, um so mehr mußte der Wirtschaftskampf der Union, ihre Massen- und Materialüberlegenheit zur Wirkung kommen.

Mit starker Hand begann er die Reorganisation der Armee. Er brachte die defaitistische Presse zum Schweigen, setzte alle Offiziere ab, die durch die Truppe gewählt waren oder durch politische Protektion ein Kommando in der Armee erlangt hatten. Bald waren die wichtigsten Stellen mit Offizieren besetzt, die in West Point eine einheitliche Ausbildung genossen hatten. In Übungslagern wurde die Truppe für ihre künftigen Aufgaben des Bewegungskrieges geschult. Vom Sommer 1862 bis Herbst 1864 entfaltete nun Lee mit diesem Heere seine klassische Feldherrnkunst. In unaufhörlicher Folge wechseln Angriff, Verteidigung, hinhaltender Kampf, Verfolgung, Rückzug, Umfassung und Durchbruch.

Allen Einflüsterungen der Regierung zum Trotz faßt er seine Entschlüsse und setzt sie mit eisernem Willen in die Tat um. Beseelt von dem Gedanken: „Wer alles schützen will, schützt nichts", scheut er sich nicht, die wertvollsten Teile seines Landes vorübergehend preiszugeben, um in Virginia die Entscheidung zu suchen. Rücksichtslos schwächt er die Tennessee-, Mississippi- und Küstenfront. Zum erstenmal in der Weltgeschichte werden hier Eisenbahnen im großen Stil zu strategischen Truppenverschiebungen auf der inneren Linie verwendet. Auf Entfernungen von über 1500 km (entspricht der Strecke Bordeaux—Berlin) rollen die frei werdenden Kräfte heran. Der Gegner wird mit allen Mitteln getäuscht. Die eigene Presse bringt zu seiner Irreführung falsche Operationspläne. Von Richmond aus marschieren, angesichts der feindlichen Fesselballone, lange Marschkolonnen in nordwestlicher Richtung ab, um in der Nacht wieder zurückzukehren. Auf den Bahnen werden Scheintransporte gefahren. Der Gegner ist sich völlig im unklaren, ob der kommende Stoß nach Norden in Richtung Washington geführt werden soll, oder ob er sich gegen Mc. Clellan, der vor Richmond steht, richtet.

Am 26. Juni 1862 wirft Lee die Fesseln des Stellungskrieges von sich und geht zum Angriff auf Mc. Clellan über. (Schlachtorte in Virginia siehe Skizze 10.) In der siebentägigen Schlacht von Richmond läßt er die 120 000 Mann des Gegners durch 24 000 Mann in der Front fesseln. Er selbst führt in der Nacht eine Angriffsgruppe von 60 000 Mann zur Umfassung des feindlichen Nordflügels vor. Mc. Clellan zieht Brigade auf Brigade, Division auf Division aus der Front heraus, um diesen bedrohten Flügel zu stützen. Am 28. Juni bleiben die seit drei Tagen in schwerer Angriffsschlacht stehenden Konföderierten vor einer neuen Feindstellung liegen. Lee befiehlt das Einstellen des Angriffs. Aber in einem Nachtmarsch von 40 km führt er jetzt die erschöpften Truppen hinter der eigenen Front entlang und setzt sie mit Hellwerden auf den völlig überraschten Südflügel des Gegners an. Damit bricht die ganze Kampffront Mc. Clellans zusammen. Lee reißt sogar seine ermatteten Truppen noch zur Verfolgung mit und stellt diese erst ein, als sich der Gegner unter dem Schutz der Flotte auf einer schmalen Halbinsel verschanzt und einschifft. Am nächsten Tage schon rollen bei der siegreichen Armee dringend angeforderte Verstärkungen nach anderen weit entfernten Kampffronten ab.

Die Trümmer der Armee Mc. Clellan wurden zu Schiff nach der Gegend von Washington befördert und sollten dort zu einer neu gebildeten Armeegruppe treten. Ihr Führer, der General Pope, hatte den Auftrag, den Vormarsch von Norden gegen Richmond anzutreten. Sobald Lee die Gewißheit des Abtransportes Mc. Clellans hatte, warf er seine südostwärts Richmonds stehenden Kräfte in Eilmärschen und mit der Bahn nach Norden. Er will unter Ausnutzung der inneren Linie Pope schlagen, bevor er seine Vereinigung mit Mc. Clellan vollzogen hat. Die Kavallerie-Division Stuart und Jackson mit seiner berittenen Infanterie verschleiern weit vor der Front den Vormarsch. Pope versucht dem drohenden Stoß auszuweichen: Jackson hält ihn durch unaufhörliche Angriffe so lange fest, bis Lee mit der Masse der Kräfte heran ist. In der Zeit vom 28. bis 30. August 1862 erleidet so die Unionsarmee in der zweiten Schlacht am Bull Run eine empfindliche Niederlage. Lee setzt nunmehr Stuart, dem Jackson mit seiner „Fußkavallerie" dichtauf folgt, zur überholenden Verfolgung an. Nach einem Nachtmarsch von 30 km fallen beide dem weichenden Gegner in die Flanke. Sein bisher geordneter Rückzug verwandelt sich in wilde Flucht. Mit 53 000 Mann hat Lee 150 000 Mann geschlagen. Nur die ausgedehnte Lagerfestung Washington verhinderte die völlige Vernichtung der Unionisten.

Gleichzeitig mit der Reorganisation der Armee nahm Lee den Wirt-

schaftskampf mit der Union auf. Ein System von Spionage und Sabotage gegen Handel und Industrie des Nordens wurde auf seine Initiative hin geschaffen. Die feindliche Presse wurde mit Millionen von Dollar gekauft. Sie zersetzte das Hinterland, erregte Zwietracht zwischen politischer und militärischer Leitung, erfüllte die Soldaten mit Mißtrauen gegen ihre Führer. Die Auswirkung dieser Maßnahmen zeigte sich im Sommer 1863.

Die bisherigen schweren Niederlagen und das Erscheinen Lees vor Washington veranlaßten den Unionspräsidenten, alle verfügbaren Neuformationen sowie starke weitere Kräfte von anderen Kriegsschauplätzen zum Schutz der Bundeshauptstadt heranzuziehen. Sobald Lee hiervon Kenntnis erhält, befiehlt er die Offensive auf allen anderen Kampffronten des Westens. Der konföderierte General Bragg erringt Anfangserfolge in Tennessee und Kentucky. Die auf der Ohio-Bahn nach Washington bereits anrollenden feindlichen Transporte werden angehalten und der bedrohten Kampffront wieder zugeführt. Sie fehlen somit in Virginia. Die Gunst der Lage erkennend, geht Lee jetzt, obwohl er nur über 52 000 Mann Infanterie und 6000 Reiter verfügt, wiederum zum Angriff über. Er überschreitet den Potomac und fällt in Maryland ein. Die Festung Harpers Ferry, die seine Nachschubstraße sperrt, wird von Jackson genommen. Er selbst setzt mit 30 000 Mann den Vormarsch fort. Am Antietam (nördlich Harpers Ferry) tritt ihm Mc. Clellan, der mit bemerkenswerter Energie 100 000 Mann zusammengerafft hat, entgegen. Lee bezieht eine beiderseits angelegte Verteidigungsstellung, um das Eintreffen Jacksons abzuwarten. Den frontalen Angriff der dreifachen Übermacht schlägt er am 16. und 17. September mit Erfolg ab. Zum Gegenstoß fehlt jedoch der Truppe, die sich vollkommen verschossen hat, die Kraft. Lee tritt vom Feinde unbelästigt den Rückmarsch über den Potomac an.

Der Armee fehlt jetzt zur Fortsetzung des Kampfes fast alles. Trotzdem gibt Lee in dieser Lage im Interesse der Gesamtoperationen wieder Kräfte nach der Tennessee-Front ab. Er selbst wird dadurch zu einer Operationspause gezwungen. Nur seine Kavallerie-Division und Jacksons Infanterie läßt er verschleiernd am Feind. Stuart wird zu einem seiner berühmten Raids nach Pennsylvania und Maryland mitten durch die Feindarmee entsendet. Der Schaden, den diese Raids dem Gegner zufügten, war gering. Trotzdem waren sie insofern von großer Bedeutung, als in den durchstreiften Gebieten Hunderte von Erkundern zurückblieben, die den Oberbefehlshaber ständig über die Feindmaßnahmen auf dem laufenden hielten. Rechtzeitig erfährt Lee den Vormarsch des neuen Führers der Potomac-Armee, General Burnside, der mit 127 000 Mann über Fredericksburg auf Rich-

mond vorgeht. Lees Armee verschanzt sich auf den Höhen von Fredericksburg. Der Gegner überschreitet am 13. Dezember 1862 den Fluß, rennt frontal gegen die Feldbefestigung an und erleidet eine vernichtende Niederlage.

Bei Eröffnung des Feldzuges 1863 stand Lee noch immer mit 60 000 Mann bei Fredericksburg hinter dem Rappahannock. Ihm gegenüber setzte General Hooker mit 180 000 Mann zur doppelseitigen Umfassung an. In den Tagen vom 2. bis 5. Mai 1863 offenbart Lee in der Schlacht bei Chancellorsville eine seltene Beweglichkeit und Vielseitigkeit der Kampfführung. Er läßt zur Abwehr des ostwärtigen Angreifers 15 000 Mann zurück, die hinhaltend kämpfend ihm den Rücken deckten. 15 000 Mann wirft er dem westlichen Angreifer frontal entgegen. Den Rest von 30 000 Mann unterstellt er Jackson, der in kühnem Nachtmarsch den westlichen Angreifer umfaßt und unter schweren Verlusten zurückwirft. Am nächsten Tage faßt Lee seine Kräfte zusammen und durchbricht nach stundenlanger Artillerievorbereitung die Mitte der feindlichen Stellung, was jedoch nur unvollkommen gelingt. In der darauffolgenden Nacht marschiert er mit 20 000 Mann ab, fällt am Morgen des dritten Tages über den feindlichen Ostflügel her und wirft ihn in wuchtigem Stoß hinter den Fluß zurück. Er gönnt den Truppen, die seit zwei Tagen nicht verpflegt sind, eine kurze Rast, macht dann wiederum auf der Stelle kehrt, um am 5. Mai mit allen Kräften den feindlichen Westflügel erneut anzugreifen, der das Südufer des Flusses räumt.

Die Armee hat so in vier Tagen drei große Schlachten geschlagen, dabei mit der Masse 80 km marschiert und bei einer Stärke von 60 000 einen blutigen Verlust von 17 000 Mann willig ertragen. Die Wirkung dieses Sieges ist unbeschreiblich. In Maryland, New York, Philadelphia, Baltimore, St. Louis kommt es zu schweren inneren Unruhen. 200 000 Milizen müssen die Nordstaaten zur Sicherung des eigenen Hinterlandes einsetzen. Trotzdem haben sie aber noch 900 000 Mann an der Front verfügbar, denen die Konföderierten nur 250 000 Mann entgegenstellen können. Lees Können hat seine Armee mit unbedingtem Vertrauen erfüllt. Das lose gefügte Freiwilligenheer hat sich in kurzer Zeit in eine bewährte Truppe verwandelt.

Im Westen macht sich jetzt aber der übermächtige Druck der Union am Ober- und Unterlauf des Mississippi mehr und mehr fühlbar. Zur Entlastung der dort kämpfenden Kräfte geht Lee in Virginia zu einer überaus kühnen Operation über. Zwischen der feindlichen Armee und seiner eigenen Hauptstadt läßt er nur einen dünnen Schleier von Kavallerie und In-

fanterie stehen. Er selbst geht in Gewaltmärschen nach Norden vor und fällt zum zweitenmal in Maryland und Pennsylvania ein. Mead, der Führer der feindlichen Armee, macht kehrt und eilt, wie Lee es erwartet hat, zum Schutz der Hauptstadt Washington herbei. In der dreitägigen Schlacht bei Gettysburg (1. bis 3. Juli 1863) kämpft Lee mit verkehrter Front. Am zweiten Tage hat er die weit überlegenen Unionskräfte von Westen, Norden und Nordosten vollständig umfaßt. Um den ermüdeten Truppen während der Nacht eine Umgruppierung für die an sich notwendige weitere Umfassung nach Osten zu ersparen, befiehlt er für den nächsten Morgen nach zusammengefaßtem Artilleriefeuer den Durchbruch. Dieser scheitert unter ungeheuren Verlusten. Einem entscheidenden Sieg zum Greifen nahe, erleidet Lee so seine erste schwere Niederlage. Aber die Größe seines Charakters offenbart er hier in wundervoller Klarheit. Er bekennt vor der Armee und vor der Regierung, daß ihn, nur ihn allein die Schuld an dem unglücklichen Ausgang der Schlacht treffe. Von 70 000 Mann hat er 27 000 Mann Tote und Verwundete verloren. In einem Nachtmarsch, den der unermüdliche Stuart verschleiert, gelingt es ihm, die Armee vom Feinde abzusetzen. Als er wieder am Potomac ankommt, ist der Fluß durch Regenfall so angeschwollen, daß er weder überbrückt noch durchfurtet werden kann. Neun Tage hält er mit dem Rücken zum Fluß dem nachdrängenden Feind stand, dann erst gelingt der Übergang. Inmitten dieser Unglücksfälle, die allein schon seine gesamte Nervenkraft beanspruchen, erhält er die Nachricht, daß zwischen dem 4. und 8. Juli die Mississippi-Front endgültig zusammengebrochen ist. Der Union ist es damit gelungen, die östlichen und westlichen Südstaaten, die wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind, durch einen Keil zu trennen. Trotz der Niederlage bei Gettysburg muß Lee 30 000 Mann unter Longstreet mit der Bahn an die Tennessee-Front entsenden, damit wenigstens dort die Lage gerettet wird.

Der Wirtschaftskampf ist aber jetzt bereits zuungunsten der Südstaaten entschieden. Von Juli 1863 bis 1865 kämpft Lee mit vollem Bewußtsein für eine „verlorene Sache“. Er sieht das Versagen aller militärischen Hilfsquellen, den Zusammenbruch des gesamten Volksvermögens voraus. Pflichtgemäß drängt er seine Regierung, Friedensverhandlungen einzuleiten.

Im Winter 1863—1864 gelingt es seiner rastlosen Tätigkeit, noch einmal die Bestände aufzufüllen. Das Frühjahr findet die Armee zur Fortsetzung des Kampfes bereit. In Tennessee vereinigt die Union ihre bisher verstreuten Kräfte zu einer Armee von 200 000 Mann unter Sherman, dem die Konföderierten nur 43 000 Mann entgegenstellen können. Von Mai bis August wogt der Kampf wechselvoll hin und her. Gleichzeitig

setzt sich die unter dem Unionsgeneral Grant stehende Potomac-Armee mit 130 000 Mann nach Süden in Bewegung. Lee erkennt, daß der doppelt so starke Gegner näher an Richmond steht als er selbst. Mit allen verfügbaren Kräften fällt er in der Wilderneß (am 5. bis 6. Mai 1864) Grant in die Flanke. Dieser muß nach Westen zur Abwehr eindrehen. Darauf hat Lee gewartet. In der Nacht marschiert er ab und schiebt sich bei Spottsylvania zwischen die feindliche Armee und Richmond. Hier erringt er zunächst in mehrtägigem Kampf einen Abwehrsieg, geht dann zum Gegenstoß über und schlägt den rechten Flügel Grants. Nach diesem Teilerfolg bricht er den Kampf ab, weil die Verluste der Armee unerträglich steigen. Er muß sich jetzt auf reine Abwehr beschränken. In ausgedehnten Feldstellungen, die sich von Spottsylvania bis weit südlich Petersburg erstrecken, weist er Angriff auf Angriff des Gegners ab (Juni bis Oktober 1864). Schließlich bleibt Grant nichts anderes übrig, als den förmlichen Angriff auf Petersburg zu eröffnen, indem er gleichzeitig seinen Nachschub auf die Flotte basiert. Lee seinerseits beabsichtigt noch einen Vorstoß nach Norden auf Washington. Grant hindert ihn daran, indem er Nordvirginia in einer Tiefe von 100 km und Breite von 300 km verwüsten läßt und dadurch eine unpassierbare Zone schafft. Mitte September bricht die Tennessee-Front zusammen. Sherman hat sich das Eingangstor nach Georgia geöffnet und steht im Rücken des Kriegsschauplatzes von Virginia. (Siehe Skizze 9.)

Da faßt Lee in diesem Augenblick höchster Not einen ganzen Entschluß. Er will sämtliche Armeen der Konföderierten vereinigen, um Sherman zu schlagen, bevor er sich mit Grant vereinigen kann. Er will hierzu die Richmond—Petersburg-Linie und die gesamte Küstenfront aufgeben. In diesem entscheidenden Augenblick greift aber der Staatspräsident Jefferson Davis mit seinem Veto ein. Aus politischen Gründen glaubt er, den Regierungssitz Richmond nicht aufgeben zu können und verhindert die Ausführung der einzigen Maßnahme, die noch Aussicht auf Rettung in sich barg. Auf Befehl der Regierung muß Lee gegen überwältigende Übermacht in den Stellungen von Petersburg ausharren. Wie Lee erwartet hatte, setzt sich Sherman Mitte November von Atlanta aus in Marsch und erreicht, alle Verbindungen hinter sich abbrechend, am 21. Dezember Savannah am Atlantischen Ozean. (Siehe Skizze 9.) Dort wird er durch die Flotte neu verpflegt und ausgerüstet. Nach der durch den Winter bedingten Operationspause marschiert Sherman, allen Widerstand vor sich brechend, der Küste entlang nach Norden, um seine Vereinigung mit Grant zu vollziehen. Lee versucht, da die Petersburger Linie unhaltbar wird, sich nach Westen, in Richtung auf Lynchburg, durchzuschlagen, verfolgt von Grant.

Die Kämpfe dieser letzten acht Tage kosten der Union noch 12 000 Mann. Bei Appomatox sperrt Shermans Kavallerie und Infanterie die Rückzugsstraße. Ein Durchbruchsversuch scheitert. Lee erkennt das Aussichtslose weiteren Widerstandes und kapituliert am 9. April 1865.

Damit bricht die Konföderation endgültig zusammen. Das von heißem Befreiungswillen erfüllte Volk war zur Schlacke ausgebrannt. Vier Jahre hatten die 5 Millionen des Südens einen Heldenkampf sondergleichen gegen die 20 Millionen des Nordens geführt.

Der Untergang des Heeres läßt die menschliche Größe Lees noch einmal in vollem Glanze erscheinen. Schmerzerfüllt ruft er am Tage der Kapitulation vor dem versammelten Offizierkorps aus: „Warum bin ich nicht unter den Toten der letzten Schlacht?“ Im Bewußtsein seiner Verantwortung rafft er sich jedoch zu den Worten auf: „Nein, dieser Gedanke ist Feigheit und Flucht; wir haben die Pflicht zu leben, um unser Volk, unsere Frauen und Kinder sicher in die ungewisse Zukunft zu führen.“

Von der ihm feindlichen Presse mit Haß verfolgt, bewahrt er äußerlich seinen Gleichmut und erschöpft sich nicht in hoffnungslosem Kampf gegen ein unabwendbares Schicksal. Mit 59 Jahren geht er rüstig an den Aufbau seiner aus tiefen Wunden blutenden Nation. Als Direktor des Washington-Gymnasiums in Lexington beginnt er mit der Arbeit im kleinen und erzieht die Jünglinge zu pflichttreuen Männern. Keiner wußte besser wie er, zu welch sittlicher Größe das Volk des Südens fähig war. Diese guten Kräfte zu wecken, dazu war er der gegebene Mann. Mitten in der Arbeit ereilte ihn 1870 der Tod. Tiefe Trauer erfüllte das Land, das ihm in Glück und Unglück stets die Treue gehalten hatte.

II.

Von den Geschichtschreibern des amerikanischen Bürgerkrieges wird Lee für den bedeutendsten der großen Führer gehalten, und seine Bewunderer geben ihm den ersten Platz unter den Soldaten der englischen Rasse. Der persönliche Einfluß, der von ihm ausging, war bezwingend. Feldmarschall Viscount Wolseley, der ihn im Sommer 1862 sah, sagt, daß ihm Lee als der größte Mann erschienen sei, den er kenne, obwohl er Moltke und Bismarck gesehen habe. Die Macht dieser Persönlichkeit war es, welche die Soldaten des Südens mitriß und ihnen die Gewißheit des Sieges unter solcher Führung gab. „Gehen Sie zurück, General“, wurde ihm aus den Reihen des Korps Longstreet zugerufen, als er sich anschickte, es selbst zur Entscheidung in der Schlacht in der Wilderneß vorzuführen, „wir

Zu: Washington und Lee. Skizze 10.



werden es ebensogut machen, wenn Ihr Auge uns von fern folgt!" Das gleiche Vertrauensverhältnis verband den General mit seinen Unterführern. Er begnügte sich damit, ihnen Weisungen zu geben, ohne ihre Handlungsfreiheit durch Einzelheiten zu beengen. Lees Verantwortungsbewußtsein ging über das Ausmaß des Krieges hinaus; er fühlte die Pflicht, die ihm anvertraute Auslese des Volkes vor moralischer Verwilderung zu bewahren. Seinem Bemühen, die kriegerische Zucht unter den zukünftigen Staatsbürgern zu erhalten, kam die verbreitete Frömmigkeit des Ersatzes entgegen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß Führer von der menschlichen Größe R. E. Lees wichtige Bausteine zur Entwicklung der Kriegskunst beigetragen haben. Wie ihr Einfluß die Heere ihrer Zeit zu außerordentlichen Taten hinriß, so wirkt ihr Beispiel begeisternd auf jeden Jünger dieser Kunst, der nach Höherem strebt.

Vor den Schwierigkeiten der Lage, die Lee vorfand, konnte ein kleinerer Geist zurückschrecken. Neben der außerordentlichen, rein zahlenmäßigen Überlegenheit des Gegners erschwerte die völlige Abschnürung der Südstaaten nach außen jede organisatorische Maßnahme. Die Truppe litt zeitweise Mangel am Allernotwendigsten. Bei dieser Lage verdienen die Leistungen Lees die größte Anerkennung. Daß der General von solchen Truppen bis zuletzt alles verlangen konnte, verdient die höchste Bewunderung.

Zu diesen Beschränkungen der Kriegführung traten solche politischer Art. Um so größer erscheint Lee in der Fülle von Aushilfen, die er mit dem sicheren Blick des berufenen Feldherrn zu verwenden verstand, und in der Bewertung des Gegners, die er seinen Entschlüssen zugrunde legte.

Der Gebrauch der Waffen im Gefecht schloß sich im amerikanischen Bürgerkriege an französische Vorbilder an. „Wo das Gelände es erlaubt, sollen abwechselnd entwickelte und massierte Bataillone aufgestellt werden. Salvenfeuer der Linie, Bajonettangriff der Kolonnen, davon muß man den Sieg erwarten." Mit diesen Worten hatte Napoleon III. die taktischen Lehren des Österreichisch-Französischen Krieges 1859 gezogen. Aber wie immer, so schuf auch dieser Krieg sich sehr bald seine Taktik selbst. Sie bestand für die Infanterie in der Linie, zwei Treffen hintereinander, ein drittes in tiefer Aufstellung dahinter. Das vordere Treffen entwickelte etwa ein Viertel seiner Stärke zur Schützenlinie; die anfänglich beliebte Kolonne wurde durch das Artilleriefeuer bald vom Schlachtfeld verbannt. Da im Angriff angesichts des geringen Standes der Ausbildung, in dem meist durchschnittenen Gelände, die Truppen sehr bald stark vermischt wurden, hatte der oberste Führer im Verlauf des Gefechts so gut wie keinen Einfluß

auf die Verbände. Lee selbst hat es ausgesprochen, daß seine ganze Kraft dem richtigen Ansatz der Truppenkörper zur Schlacht gelte. Den Rest müsse er seinen Unterführern überlassen, und der Sieg liege in Gottes Hand. So äußerte sich seine Führungskunst in einer klugen Auftragserteilung und einer zweckmäßigen Gliederung. Bis zur Schlacht von Chancellorsville war die Armee in zwei Korps zu 4 bis 5 Divisionen eingeteilt; eines davon war dem überragenden Jackson, das zweite dem tüchtigen Longstreet unterstellt. Nach des ersteren Tod gliederte Lee das Heer in drei Korps zu 3 Divisionen, da keiner der verbleibenden Generale die Stelle Jacksons auszufüllen in der Lage war. Die Artillerie war durch das unübersichtliche Kampfgelände gezwungen, eng mit den Brigaden zusammenzuarbeiten; selten war die Möglichkeit zur Zusammenfassung des Feuers gegeben; auch hier griff Lee zeitgerecht ein, so am zweiten Tag von Chancellorsville, wo er durch eine schnell zusammengeraffte große Batterie erfolgreich den Sturm des linken Flügels vorbereitete, der die feindlichen Stellungen nahm. Die Verwendung der Kavallerie war eine der Stärken des südlichen Heeres. Von dem vortrefflichen Stuart, der durch kühne Unternehmungen im Rücken des Feindes Verwirrung schuf, in vorbildlicher Weise unterstützt, verdankte Lee einer zweckmäßig angesetzten Aufklärung einen großen Teil seiner Erfolge. Das höchste Lob sprach er dem berühmten Reiterführer mit den Worten aus: „Nie hat mir Stuart die geringste falsche Meldung gebracht."

Das Heer, an welchem Lees Persönlichkeit ihren Einfluß auf die Kriegskunst der Zeit ausübte, war ein Volksheer; wehrhaft durch gesunde Lebensbedingungen, fand es in Freiheits- und Vaterlandsliebe die Quellen seiner Kraft. Nur mit Ergriffenheit kann der Deutsche unserer Tage auf die Geschichte dieses Kampfes blicken, in dem ein siegreiches Heer von der Übermacht erdrückt und seine von der Welt abgeschlossene Heimat durch Entbehrungen zermürbt wurde. Als bleibendes Ereignis erhebt sich aus diesem gewaltigen Geschehen die Gestalt des großen Führers und Menschen Robert E. Lee.

Moltke.

Von Hauptmann Walter Jost.

Kindheit und Jugend des am 26. Oktober 1800 zu Parchim als Sproß alten mecklenburgischen Geschlechts geborenen Helmuth von Moltke stehen unter dem Zeichen des Kampfes und Sieges eines starken Willens gegen widrige äußere Umstände. Früh dem Elternhaus entrissen — sein Vater, ursprünglich preußischer Offizier, trat später in dänische Heeresdienste —, verbringt der junge Moltke sieben harte Jahre in der Kadettenanstalt zu Kopenhagen, wird 1819 dänischer Offizier und 1822 in die preußische Armee übernommen. Bewährung in der Front und gut bestandene Prüfungen sichern ihm den dreijährigen Besuch der Kriegsschule (1823 bis 1826) — der späteren Kriegsakademie — und 1828 die Kommandierung zum topographischen Büro des Generalstabes. 1833 erfolgt seine Versetzung in den Generalstab, zwei Jahre darauf die Beförderung zum Hauptmann. Knapp drei Jahre hat Moltke Frontdienst geleistet; seine ganze weitere Laufbahn bringt er im Generalstab zu.

Der in schwerer Jugend gereifte Mann vertieft seine Welt- und Menschenkenntnis in einem abenteuerlichen vierjährigen Kommando nach der Türkei (1835 bis 1839). In vielseitigster Verwendung bei der Kartenaufnahme, der Erkundung von Befestigungen, der Reorganisation des Heeres, als Berater türkischer Generale bei der Niederschlagung von Kurdenaufständen und im Krieg gegen den abtrünnigen Statthalter von Ägypten lernt er den Balkan, Kleinasien und Mesopotamien bis zu den Grenzen Persiens kennen und schärft seinen militärischen Blick in der Kriegführung unter den ungünstigsten Verhältnissen. Er findet, in die Heimat zurückgekehrt, 1842 in der 17jährigen Marie Burt seine Lebensgefährtin, mit der er bis zu ihrem tragischen Tod am Weihnachtsabend 1868 in glücklichster, aber kinderloser Ehe lebt. Als Adjutant preußischer Prinzen weilt er ein Jahr in Rom und bereist fast ganz Europa. Die Wirren der Revolution von 1848, die preußische Mobilmachung 1850 und die diplomatische Niederlage von Olmütz geben ihm als Chef des Stabes des IV. Armeekorps (1848 bis 1855) Gelegenheit zur Vervollkommnung seines militärischen und politischen Wissens und Könnens.

Der Chef des Generalstabes bekleidet dieses wichtigste Amt der Armee über ein Menschenalter, von 1857 bis 1888. Mit dem von Roon geschaffenen Instrument setzt er, an der Schwelle des Greisenalters stehend, die Politik Bismarcks in den deutschen Einigungskriegen in die Tat um. Als Berater seines in Selbständigkeit des Urteils, Treue, Dankbarkeit und Schlichtheit wahrhaft königlichen Herrn, der die Arbeit dieser drei von Natur so verschiedenen Männer zusammenfaßt, wächst Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Feldzüge nicht minder wie in der Größe des Charakters über die Schranken seines Amtes hinaus und wird zum Feldherrn.

Der Lebensabend ist weiterer militärischer und politischer Arbeit — als Reichstags- und Herrenhausmitglied — gewidmet. Buchstäblich bis zum letzten Tag im Dienst, endet dieses Leben selbstloser Pflichterfüllung am 24. April 1891. —

Wenn das Leben eines Menschen beinahe sein Jahrhundert füllt, dann hat es die Grenzen leiblicher Dauer weit gespannt, — wenn das Leben eines Soldaten im Dienste von fünf Königen sich die höchsten äußeren Ehren, den Ruhm dreier siegreicher Kriege und klassischer Vernichtungsschlachten erarbeitet, dann hat es Geschichte gestaltet, für sich, für sein Vaterland genug getan, — wenn ein Mensch und Soldat in Charakter, Denken und Handeln das Vorbild nachfolgender Generationen seines Berufsstandes wird und deren geistige Haltung mitbestimmt, dann hat er die Vergänglichkeit menschlichen Daseins und gewordener Geschichte überwunden und ist in die Unsterblichkeit eingegangen.

„Erst wägen, dann wagen."

I.

Gegenüber dem atemraubenden Tempo des heroischen Lebensablaufs Napoleons vollzieht sich Moltkes Entwicklungsgang in den legalen Bahnen des langsam die militärische Stufenleiter erklimmenden preußischen Offiziers. Aber diese Laufbahn und die Herausbildung seiner Persönlichkeit entbehren deshalb nicht der Dramatik.

Erbanlagen zuverlässig zu deuten und zu umgrenzen, ist ein gefährliches Unterfangen. Von seinem Vater, einem lebenslustigen, unsteten und in Geldsachen leichtsinnigen Mann, hatte der Sohn geistig und materiell wenig zu erben. Wohl aber spiegeln sich die hervorragenden Eigenschaften der einem alten Lübecker Patrizierhaus entstammenden Mutter in dem nach außen zurückhaltenden, innerlich aber an allem Schönen anteilnehmenden Wesen Moltkes, in seinem Gottvertrauen und der Vornehmheit der Seele wider. Auch die zähe Lebenskraft und der kriegerische Instinkt eines durch lange Jahrhunderte im Waffendienst oder auf eigener Scholle arbeitenden Geschlechts waren ihm mitgegeben.

Begünstigten vorteilhafte äußere Erscheinung und blühende, robuste Gesundheit — beides seit altersher nicht unwesentliche Beigaben für militärisches Fortkommen — seinen Weg? „Keine gute Akquisition!" — meinte der Prinz von Preußen, als er den kurz zuvor aus dänischen Diensten gekommenen hochaufgeschossenen, spindeldürren und leicht vornübergebeugten Leutnant von Moltke in der Parade vorbeimarschieren sah. Im Alter zwischen 25 und 30 Jahren leidet Moltke an einem Herzfehler und muß alljährlich längere Seebäder zur Kräftigung der schwankenden Gesundheit nehmen. Auch das Klima Kleinasiens fordert seinen Tribut in Gestalt mehrfacher heftiger Erkrankung. Aber eben sein Aufenthalt im Orient offenbart bei wochenlangen Gewaltritten in unwirtlichster Gegend die große körperliche und geistige Widerstandskraft des Mannes. Als 70jähriger zeigt er im Kriege gegen Frankreich keine Ermüdung. Im Alter

von 80 Jahren leitet Moltke noch längere Generalstabsreisen; mit 87 Jahren führt der Feldmarschall hoch zu Roß dem geliebten Kaiser sein Kolbergisches Grenadier-Regiment in der Parade vor. Und den Eindruck einer Reichstagsrede des über 90 Jahre alten Moltke gibt der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung" wieder: „Er sprach ohne Manuskript in einer das ganze Haus fesselnden Weise in ganz freiem, musterhaft klarem und formvollendetem Vortrag . . . Die Erscheinung dieses Mannes, über den das Alter keine Macht zu haben scheint, auf der Parlamentstribüne grenzt ans Unglaubliche und dürfte ohne Beispiel in der Geschichte sein."

Zu solchen Leistungen befähigten eine von Jugend an geübte äußerst maßvolle und anspruchslose Lebensweise und ein nie ermattender Geist diesen schwächlichen, aber zähen Körper. Dieser Geist formt auch den charaktervollen Kopf mit seiner hohen und breiten Stirn, dem kühnen Schwung der Nase, dem festgeschlossenen ernsten Mund und dem ruhigen, tiefsinnenden hellgrauen Auge. In rassekundlichen Büchern wird er heute als der vorbildliche Typus des Germanen abgebildet.

Förderte die Erziehung seine natürlichen Anlagen? 1828 klagt Moltke seinem Bruder: „Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten habe, so habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können." Aus einem Brief an die Braut: „Die langjährige Unterdrückung, in der ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt, den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war."

Erschloß materieller Wohlstand die Wege zur Bildung? Als Leutnant mußte er ohne jeden Zuschuß auskommen, lange Jahre war er in Geldsorgen, oft in Schulden, der Kauf seiner Pferde bereitet ihm große Schwierigkeiten. Er löst sie aus eigener Kraft durch schriftstellerische Betätigung.

Beschränkung auf das rein militärische Handwerk — Spezialistentum im Zeitalter der Naturwissenschaften und aufstrebender Technik — und glühender Ehrgeiz haben manchen Soldaten vorwärtsgebracht. Die erste aus Romantik und Geldnot geborene Gabe des Leutnants von Moltke ist eine Novelle „Die beiden Freunde". Dann schreibt er geschichtliche Abhandlungen über Belgien, Holland und Polen und übersetzt ein zwölf Bände umfassendes englisches Geschichtswerk ins Deutsche, „eine herkulische Arbeit", wie er meint. Er nimmt Sprachunterricht, hört Vorlesungen über Literatur, übt sein gutes Zeichentalent nicht nur in der Kartenaufnahme, sondern auch in hübschen Landschafts- und Porträtskizzen und gerät vorübergehend auch „in den Strudel der großen Gesellschaft". Zeit seines Lebens ist Moltke ein

begeisterter Kunst- und Musikfreund gewesen. Erst nach der Rückkehr aus der Türkei überwiegen in seinen Schriften die militärischen Belange. Anfangs der 40er Jahre bekundet er lebhafte Anteilnahme an dem neuen, damals noch vielfach mit Mißtrauen aufgenommenen Verkehrsmittel der Eisenbahnen. Er schreibt Aufsätze, die ebenso sein Verständnis für die großen verkehrspolitischen Gesichtspunkte wie tiefes Eindringen in technische Einzelheiten erkennen lassen. Das erste seiner zahlreichen kriegsgeschichtlichen Werke erscheint 1845 als Geschichte des Russisch-Türkischen Feldzuges 1828 und 1829.

Ist Ehrgeiz peinlich genaue Pflichterfüllung und rastlose Selbstvervollkommnung im Frieden, Streben nach vernichtender Waffenentscheidung im Kriege, dann war Moltke immer ehrgeizig. Erhält diese Triebfeder menschlichen Handelns egoistischen Beigeschmack, dann ist sie bei ihm nicht zu finden. Die Bescheidenheit wirkt bei dem werdenden Feldherrn, der an seinen Stern glauben soll, beinahe wie Schwäche. Der Major von Moltke wünscht sich, Chef des Stabes eines Armeekorps zu werden: „Höher will ich nicht und werde dann den Abschied nehmen." 1848 einige Monate als Abteilungschef im Großen Generalstab, schreibt Moltke, allerdings unter dem Einfluß der trostlosen innerpolitischen Lage: „Da ich mir ohnehin sagen muß, daß ich zu einer größeren Wirksamkeit als der bisherigen die nötigen Fähigkeiten nicht besitze, so reift der Gedanke, aus diesen Verhältnissen auszuscheiden, immer mehr bei mir heran." 1855 aus dem Brief an einen Freund: „Es ist wohl möglich, daß ich das, was ich leisten kann, bereits erreicht habe, und ich werde auf das leiseste Aviso in dieser Hinsicht sogleich zurücktreten."

Allzu kritisch gegen sich selbst, übt Moltke in der Beurteilung seiner Mitmenschen äußerste Zurückhaltung, zeigt bei Angriffen gegen seine Person sachliche Vornehmheit und hat stets für Menschen in unglücklicher Lage ein mitfühlendes Herz. Nach der gegen seinen Rat von dem türkischen Oberbefehlshaber im Kriege gegen die Ägypter verschuldeten Niederlage bei Nisib reist Moltke nach Konstantinopel zum Sultan und erwirkt die Begnadigung des unglücklichen Feldherrn. Immer ist er für seinen Gegner von Königgrätz, den Feldzeugmeister Benedek, warm eingetreten. Den General von Blumenthal, der als Stabschef der Kronprinzenarmee 1866 in einem von den Österreichern abgefangenen und veröffentlichten Brief Moltke als einen „genialen Mann, der keine Idee vom praktischen Leben hat und von Truppenbewegungen nichts versteht" bezeichnete, in sich selbst aber „das bewegende Prinzip der militärischen Operationen sowohl bei der 2. Armee als auch bei Moltke" sah, hat er 1870 wieder als Chef des Stabes beim

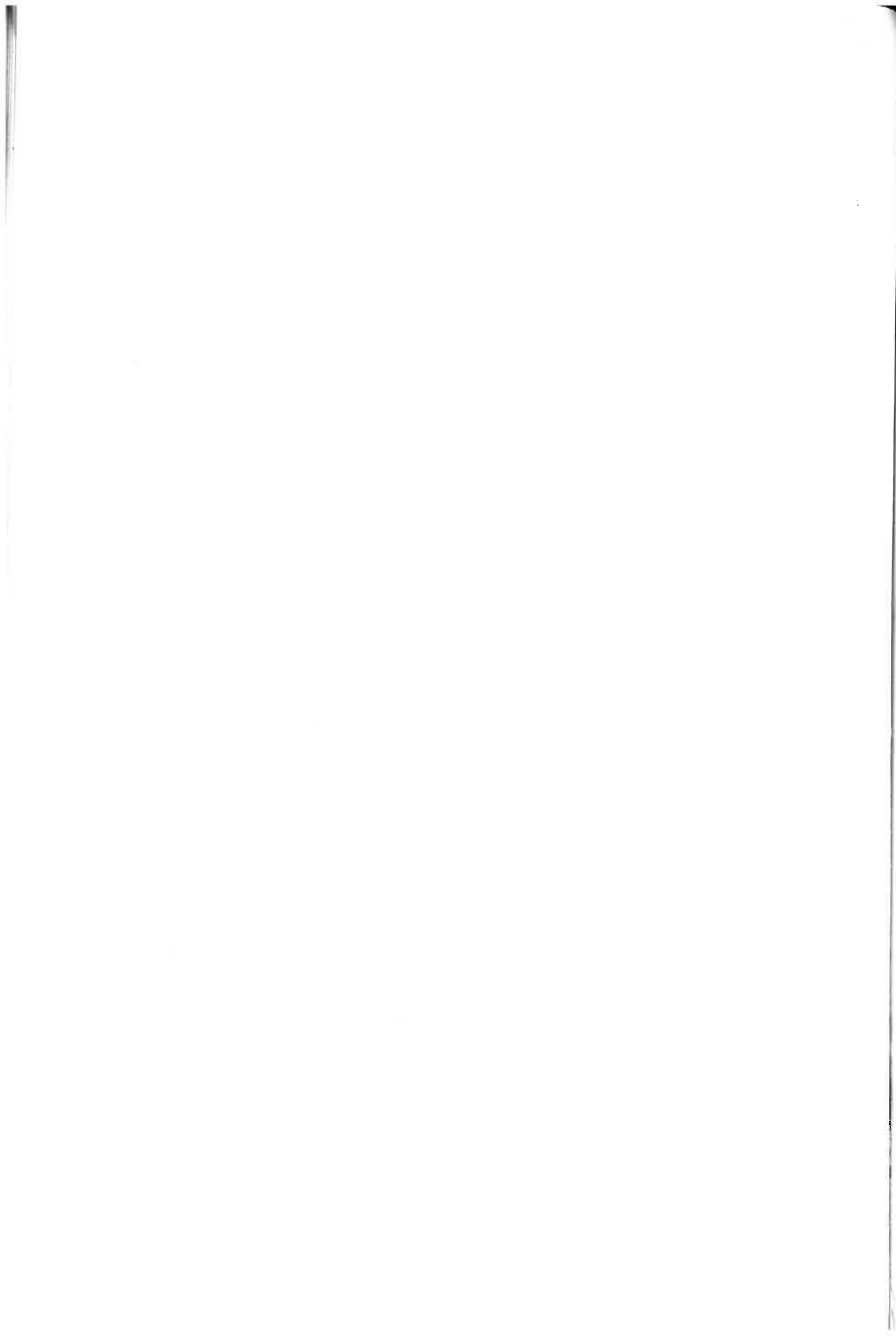
Kronprinzen geduldet. Die Fehler seiner Armeeführer, die ihm so oft das Konzept verdarben, deckte Moltke in seiner Geschichte des Krieges 1870/71: „Es ist eine Pflicht der Vaterlandsliebe und der Pietät, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen." Einsam auf der Höhe des Ruhmes überblickt er sein Leben: „Jetzt bin ich ganz oben herausgewachsen, vom Glück emporgetragen. Wie mancher viel bessere Mann ist untergegangen."

Gab ihm das Amt den Verstand? Seine Ernennung zum Chef des Generalstabes überraschte fast allgemein in der Armee. Man hielt Moltke für einen tüchtigen Generalstabsoffizier, wenige schätzten ihn höher ein. Der größte Teil seiner Schriften war ja ohne Nennung des Verfassers erschienen. Der „Große Generalstab" bestand damals aus 18, das gesamte Generalstabskorps der Armee aus 64 Offizieren. Immerhin, unbestreitbare Erfolge ließen 1867 die Verdoppelung der Zahl der Generalstabsoffiziere berechtigt erscheinen. Auch die Befugnisse des Generalstabschefs wurden allmählich erweitert. Zwar hatte schon eine Kabinettsorder von 1821 dem Chef des Generalstabs eine Stellung neben, nicht unter dem Kriegsminister eingeräumt, aber darüber waren lange Jahrzehnte vergangen, und die Persönlichkeit des Kriegsministers von Roon und seine umfangreiche Mitwirkung bei der preußischen Heeresreform von 1860 drängten den bescheidenen General von Moltke in den Hintergrund. Sein Wirkungskreis beschränkte sich auf die Ausbildung der Generalstabsoffiziere und die Fertigung der Operationsentwürfe; auf die Ausgestaltung des Heeres und die Ausbildung der Truppe hatte der Generalstabschef keinen Einfluß. Zu militärpolitischen Verhandlungen wurde Moltke nur in Ausnahmefällen zugezogen. Bismarck war gewohnt, alles mit seinem Freund und Ministerkollegen Roon unmittelbar zu erledigen.

Moltkes Stellung im Kriege 1864 ist heute schwer zu begreifen. Dem Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen geht die Willensmeinung des Chefs des Generalstabs in Form einer Denkschrift zu, deren Grundgedanken allerdings die Vernichtung der dänischen Armee durch doppelte Umfassung war. Die Ausführung durch Wrangel kommt über frontales Anrennen und unergiebige frontale Verfolgung nicht hinaus. Moltke war in Berlin zurückgelassen worden, über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz mußte er sich durch privaten Schriftwechsel unterrichten, da man ihn amtlich nicht auf dem laufenden hielt. Erst als Meinungsverschiedenheiten in der Frage des Sturmes auf die Düppeler Schanzen auftraten, „erlaubte" man, daß Moltke am Vortrag beim König teilnehme. Nach geglücktem Sturm reist der König ins Hauptquartier, Moltke bleibt in Berlin. „Es wäre gewiß



Moltke
Lithographie von Dümler.
Kupferstichkabinett, Berlin.



gut gewesen, wenn bei Anwesenheit des Königs im Hauptquartier die Kommandierenden und ihre Chefs versammelt worden wären, um ganz bestimmt festzustellen, was nach dem eben erfochtenen Sieg weiter geschehen solle. Vielleicht hätte man dabei auch meine Stimme hören können; bei der freilich sehr plötzlichen Abreise Sr. Majestät bin ich aber nicht befohlen worden" — heißt es in einem Brief Moltkes. Es ist kein Hohn, sondern verzweifelte Tatsachenschilderung, wenn der Generalstabschef in dem einige Tage später dem König vorgelegten neuen Operationsentwurf schreibt: „Was für die nächste Zukunft beschlossen, darüber bin ich völlig in Unkenntnis geblieben. Wenn aber in den öffentlichen Blättern (! d. Verf.) verlautet, die Absicht sei, Fredericia zu belagern, so kann ich nur dringend von einer solchen Expedition abraten." Dann schlägt er den gewaltsamen Übergang nach Alsen vor. Dieser Übergang glückt, nachdem Moltke als Chef des Stabes zum Oberkommando berufen war. „Es ist zu wichtig, daß die richtige Organisation in das Hauptquartier kommt", schrieb der Generaladjutant von Manteuffel dem Kriegsminister, während er von Moltkes Vorgänger meinte, dieser „habe die Oberkommando-Sachen mehr oder minder verwickelt".

Erst 1866 bestimmte eine Verfügung des Königs, daß der Chef des Generalstabs operative Befehle unmittelbar, nicht wie bisher durch Vermittlung des Kriegsministers, an die Armee erteilen durfte. Reibungslos hat auch in diesem Kriege, wie noch zu zeigen ist, die Maschine nicht gearbeitet. Auch hier konnte ein Divisionskommandeur dem Überbringer eines Befehls von Moltke antworten: „Ganz recht! Aber wer ist denn dieser General Moltke?" Und der Gegensatz zwischen Bismarck und Moltke nahm in diesem Kriege seinen Anfang.

Die Stellung des Generalstabschefs, wie sie in der Monarchie Preußen-Deutschlands bestehen mußte, hat Moltke geschaffen. Er schuf sie nicht durch stürmisches Drängen in organisatorischer Hinsicht, sondern durch stilles Arbeiten in dem gegebenen Rahmen, durch den Erfolg seiner Taten und die Größe des Charakters.

Moltke hat aus sich selbst „aufgebaut, was umgerissen war*)". Dieses Wort umschließt sein Werk ebenso, wie es die Kräfte des Verstandes, des Willens und des Gemüts zu seiner harmonisch geschlossenen Persönlichkeit eint.

Seinen scharfen, durchdringenden Verstand schulte Moltke an der geschichtlichen Erfahrung. Er hat die Geschichte der meisten Feldzüge seines

---

*) Vgl. S. 366.

Jahrhunderts geschrieben. Die Feder beherrschte er so gut wie das Schwert. „Zum Gelehrten fehlten ihm nur die akademischen Grade“ — so kennzeichnet Graf Schlieffen die wahrheitsuchende Natur Moltkes. Sein Stil ist einfach und klar, heute noch vorbildlich für den Soldaten. Wo es der Stoff erlaubt, erhebt sich seine Schreibweise zu künstlerischer Gestaltungskraft. Form und Inhalt der deutschen Dienstvorschriften bis zum Weltkrieg lassen die Macht seiner Gedanken wie die Kürze und Klarheit des Ausdrucks wohltuend erkennen. Weniger abstraktes Denken und Zergliedern als praktisches Anschauungsvermögen spricht aus seinen kulturhistorischen und militärischen Werken. Hervorragendes Sprachtalent und gutes Gedächtnis erleichtern ihm die Beherrschung von sechs Fremdsprachen (französisch, englisch, italienisch, russisch, türkisch und dänisch). Durch Welt- und Menschenkenntnis begünstigt, erwarb er sich in rastloser Arbeit ein gründliches Wissen. Dieses zum Können zu erheben, halfen ihm sein politischer Weitblick, ohne den ein Feldherr nicht bestehen kann, seine von Wirklichkeitssinn gezügelte Phantasie, die Folgerichtigkeit seiner Pläne und die Biegsamkeit in ihrer Durchführung.

Moltkes in zahlreichen Denkschriften niedergelegte Operationsentwürfe sind meisterhaft in der Erfassung der politischen Lage und der daraus sich ergebenden militärischen Maßnahmen. „Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen“ — schließt die Denkschrift von 1862, in der er den gleichzeitigen Kampf Preußens gegen Österreich, Bayern und Frankreich durch rücksichtslose Offensive siegreich gestalten will. Drei Jahre zuvor bezeichnet er die Koalition Frankreich-Rußland als die „größte Gefahr, die Preußen überhaupt drohen kann“. — „Es bliebe nur übrig, mit möglichst Wenigem Front nach der einen Seite zu machen, möglichst stark und schnell den Krieg nach der andern zu führen und dann zurückzuerobern, was inzwischen in der ersten Richtung verloren sein wird.“ Zwar hielt er 1860 den Zeitpunkt für den „Titanenkampf“, der sich „aus dem Zusammenwirken des slawischen Ostens mit dem romanischen Westen gegen das Zentrum Europas“ ergeben mußte, noch nicht für gekommen; aber den Grundgedanken zur Abwehr der tödlichen Gefahr von 1914 hat er schon 1859 in obigen Worten klar ausgesprochen.

Die Lehren von Jahrtausenden der Geschichte schätzte Moltke höher als die Forderungen schöngeistiger Schwärmer: „Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.“ — Ein wahres und kernhaftes Wort, dessen der Soldat auch in Zeiten all-

gemeiner Friedenssehnsucht, die jedem großen kriegerischen Ereignis folgen, eingedenk sein soll.

Moltke sah die Dinge, wie sie waren, nicht wie er sie sich wünschte. Er gehörte zu den seltenen Menschen, bei denen sich Neigung zu tiefgründigem Denken und Wirklichkeitsblick glücklich ergänzen. Obwohl nur kurze Jugendjahre im praktischen Dienst, hat er das Augenmaß für die Leistungsfähigkeit der Truppe nie verloren. In seinen Feldzugsplänen steckte er sich hohe Ziele, die leitenden Gedanken hielt er zähe fest, in der Durchführung wußte er sich jeder Änderung der politischen oder militärischen Lage anzupassen, mochten sich auch Schwierigkeiten aller Art entgegenstellen.

In unermüdlichem Fleiß hat Moltke in der Jugend alle äußeren Hemmungen überwunden. Die materielle Not stählte seinen Willen. „Genie ist Fleiß" — lautet einer seiner Aussprüche. Der Arbeit ist Moltke sein ganzes langes Leben treu geblieben. Oft hat der junge Offizier, wenn gesellschaftliche Verpflichtungen die Zeit beschränkten, die Nacht zu Hilfe genommen, sein Wissen zu erweitern. Bis zu seinem Tode hielt er an der Gewohnheit fest, seine Gedanken durch Niederschrift zu klären, durch wiederholte Umarbeitung die Erkenntnis zu vertiefen. Erst in hohem Alter konnte Moltke seinen Wahlspruch „Erst wägen, dann wagen" verwirklichen. „Ohne Gefahr machen sich keine weltgeschichtlichen Umformungen", hatte er 1859 geschrieben, als er vergeblich das Eingreifen Preußens gegen Frankreich im Französisch-Österreichischen Krieg wünschte. Auch in späteren Jahren hat er mehrfach erfolglos den Präventivkrieg von Bismarck gefordert. Dieser stellt ihm das Zeugnis aus, daß Moltkes Kampflust und Schlachtenfreudigkeit ihm zwar zu Zeiten unbequem, aber doch in entscheidenden Augenblicken für die Durchführung seiner Politik ein starker Beistand gewesen sei. Mit zunehmendem Alter werden Gedanke und Tat bei Moltke immer kühner. In unerhörter Schnelligkeit wird der Krieg gegen Österreich 1866 in knapp zehn Tagen entschieden, die kaiserliche Armee Frankreichs 1870 in wenigen Wochen zertrümmert. Vier feindliche Heere, davon drei mehr als 100 000 Mann, eines fast 100 000 Mann zählend, müssen im Deutsch-Französischen Krieg bei Sedan, in Metz, in Paris und auf Schweizer Gebiet die Waffen strecken. Nur ein leidenschaftlicher Wille zum Sieg konnte derartige Erfolge erzielen. Leicht sind diese Siege trotz aller Gunst der Verhältnisse Moltke nicht gemacht worden. In gespanntesten Lagen hat seine Ruhe und Festigkeit mehr als einmal drohendes Unheil abgewendet. Als der König bei Sadowa angesichts der ungünstigen Lage der 1. Armee und des Ausbleibens der Kronprinzenarmee den Rückzugsbefehl geben wollte, trat ihm Moltke entgegen: „Majestät! Hier handelt es

sich um das Schicksal Preußens. Hier wird nicht zurückgegangen!" In der Schlacht bei St. Privat am 18. August 1870 hatte sich der Generalstabschef der unberechtigten Eingriffe Roons zu erwehren, der dem König von einer Fortsetzung des Angriffs abriet. Während der kritischen Monate der Belagerung von Paris erteilte er siegesgewiß dem Prinzen Friedrich Karl den Befehl zum Angriff auf den weit überlegenen Feind bei Orleans und später bei Le Mans; den General von Werder veranlaßte er zur Annahme der Schlacht an der Lisaine gegen mehr als dreifache Überlegenheit.

Moltkes Charakterbild wäre unvollständig, wollte man nicht der tiefen Kräfte seines Gemüts gedenken. Nichts ist falscher als eine Betrachtungsweise, die in ihm nur den ernsten Verstandesmenschen sieht. Gottvertrauen und echte, allem Dogmatischen abholde Religiosität gaben seiner von Jugend an zur Schwermut neigenden Natur Trost und Halt. In sich selbst, nicht in der Meinung anderer, suchte und fand er das Gefühl seiner Würde. Daraus erklärt sich seine berühmte Schweigsamkeit, die schon an dem Leutnant von Moltke auffiel. So paarte sich seine Bescheidenheit mit zurückhaltendem Selbstbewußtsein. „Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige" — konnte er von sich selbst sagen, dessen Gleichmut und Beharrlichkeit im Unglück nie auf die Probe gestellt wurden. So vereinigen sich der Ernst seiner Lebensauffassung mit einem in Wort und Schrift häufig durchbrechenden sonnigen Humor, seine eiserne Willenskraft mit Herzensgüte, rastlose Pflichterfüllung mit Liebe zur Natur und Kunst.

Zwei Aussprüche kennzeichnen das Wesen dieses großen Menschen und Soldaten. Die Wirkung seiner Persönlichkeit, der es nach Veranlagung und Begrenztheit der Stellung als erster Berater des obersten Kriegsherrn versagt war, hinreißende Macht über die Gemüter seiner Soldaten zu erwerben, schildert einer seiner engsten Mitarbeiter, der nachmalige General von Verdy: „Was Moltke betrifft, so lebt er nur mit seinem Stab zusammen und ist stets gleich gütig gegen jeden einzelnen von uns. Niemand hat je ein unfreundliches Wort während des ganzen Feldzugs zu hören bekommen. Mit uns ist er auch munter in seiner einfachen Heiterkeit und vollständigen Anspruchslosigkeit. Wir fühlen uns alle wohl dabei und verehren ihn so, daß wir ihn auf Händen tragen möchten. Aber auch außerhalb unseres kleinen Kreises gibt es nur eine Stimme der Anerkennung für ihn; ein jeder sagt: er sei ein wahrhaft klassischer Charakter."

Und sein späterer Amtsnachfolger, Graf Schlieffen, setzte ihm ein Denkmal in den Worten: „Aber freilich, dieser Mann, der das »Selbst« und das »Ich« nicht kannte, der über alles, was uns an die eigene Person

kettet, weit erhaben war, kämpfte und arbeitete nicht für sich, für seinen Ehrgeiz, für seinen Ruhm, er kämpfte und arbeitete für einen Höheren. Sein Ehrgeiz, seine Selbstsucht waren nur darauf gerichtet, nicht der erste, sondern der treueste Diener seines Königs zu sein."

II.

Es macht den historischen Menschen aus, daß er die Notwendigkeiten seiner Zeit begreift, daß er sie durchdringt und so der Welt der Erscheinungen den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückt.

Was war das Wesen der Moltkeschen Kriege, und welches waren die Bedingungen und die Notwendigkeiten seiner Zeit?

Aus der Erbschaft Napoleons hatte die spätere Kriegführung im wesentlichen zwei Elemente übernommen: das der Vernichtungsstrategie und die Erkenntnis, daß der Krieg eine Sache des ganzen Volkes und nicht nur der Armee ist. Nicht übernommen war aber, wenigstens was Preußen-Deutschland anbelangte, die Großartigkeit der politischen Zielsetzung Napoleons, seine Vernichtungspolitik. Es waren Kriege zwischen kleinen Koalitionen oder einzelstehenden Mächten. Keine hat nach ungünstigem Kriegsausgang den Charakter als Großmacht verloren. Gegenüber den weltumspannenden Plänen Napoleons war es politisch die Zeit der nationalen Staatenbildung und der Selbstbestimmung der Völker. Innerpolitisch waren die Wellen von 1848 ziemlich verebbt. Überall hatte man Volksvertretungen geschaffen, aber die Macht der alteingesessenen Gewalten, wie in Preußen und Österreich, oder neuentstandener Monarchien, wie in Frankreich, war nur wenig geschmälert. Vom vierten Stand drohten der Kriegführung kaum noch Gefahren. Nur der Aufstand der Kommune in Paris 1871 offenbarte die unterweltlichen Kräfte, die ein unglücklicher Kriegsausgang heraufbeschwören konnte. Es waren die Kriege wirtschaftlich in hohem Maße selbständiger Staaten mit überwiegender Agrarwirtschaft und offenen Grenzen. Die Voraussetzungen für einen Wirtschaftskrieg, wie ihn der Korse in seinem Kampf gegen England angewandt hatte, entfielen.

Es waren aber auch für Moltke die Kriege Bismarcks, dessen Staatskunst die drohende Einmischung fremder Staaten verhinderte; es waren wehrverfassungsmäßig die Kriege der allgemeinen Wehrpflicht mit zahlenmäßiger und qualitativer Überlegenheit auf preußisch-deutscher Seite gegen die unterlegenen Wehrverfassungen der Gegner. Es waren strategisch die Kriege des verbesserten Straßennetzes, der Eisenbahnen und des Tele-

graphen, und es waren taktisch die Schlachten der wirkungsvolleren Feuerwaffen, des gezogenen Hinterladers bei Gewehr und Geschütz.

Die im Endergebnis erfolgreiche, in der praktischen Durchführung aber zu tiefgreifenden Meinungsverschiedenheiten führende Lösung der Frage des Verhältnisses zwischen Politik und Strategie in den deutschen Einigungskriegen ist in zwei Gegensätzen begründet: Sachlich in dem Gegensatz zwischen politischem und militärischem Kriegsziel, persönlich in der Verschiedenheit der Charaktere Bismarcks und Moltkes.

Seit jeher ist es das tragische Los preußisch-deutscher Kriegführung, daß die Politik des im Herzen Europas inmitten haßerfüllter Feinde gelegenen Staates nur das Ziel der Erhaltung oder der Wiedergewinnung der nationalen Selbständigkeit verfolgen kann, daß aber zur Durchführung dieses beschränkten politischen Kriegszieles gegenüber dem eindeutigen politischen und militärischen Vernichtungswillen der Gegner meist nur das Mittel der Vernichtungsstrategie bleibt.

Es war ein Höhepunkt in Bismarcks Staatskunst, als er 1866 in den Tagen von Nikolsburg angesichts der drohenden Einmischung Frankreichs den verzweifelten Widerstand seines Königs überwand und so die Fortsetzung der Vernichtungsstrategie dem weit gesteckten Ziel späterer Zusammenarbeit mit Österreich opferte.

Aber schon 1870 ist Bismarck im Unrecht, wenn er nach Sedan Moltke gegenüber die Forderung erhebt, die Strategie solle auf den Vormarsch nach Paris verzichten und nach der Eroberung des Elsaß in strategischer Defensive den Angriff der Franzosen abwarten. Damit wäre weder eine schnelle Beendigung des Krieges zu erreichen gewesen, die ebenso sehr im Interesse der Politik wie der Strategie lag, noch konnte so das politische Kriegsziel, die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens, in absehbarer Zeit verwirklicht werden.

Bekannt und oft erörtert ist die verschiedene Auffassung beider Männer in der Frage der Beschießung von Paris. Moltke wollte die Festung durch Hunger überwältigen und die Beschießung als letztes Mittel erst dann einsetzen lassen, wenn nach Wiederherstellung der rückwärtigen Verbindungen schweres Belagerungsgeschütz mit genügender Munition verfügbar war. Von einer Beschießung mit unzureichenden Mitteln versprach er sich keinen Erfolg. Bismarck seinerseits drängte mit Recht auf eine baldige Beendigung des Krieges, um ein Eingreifen neutraler Staaten zu verhindern. Er überschritt aber seine Befugnisse, wenn er durch sein Verlangen, die Beschießung sofort einsetzen zu lassen, der Strategie den Weg zur Erreichung dieses Ziels vorschreiben wollte.

Tatsächlich ist Paris mehr durch die Aushungerung als durch die um die Jahreswende 1870/71 einsetzende Beschießung gefallen. Und die Erfahrungen des Weltkriegs bestätigten, daß der Einsatz unzureichender militärischer Machtmittel gegen die moralischen Widerstandszentren des Feindes oft das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielt.

Dieser Meinungszwiespalt der beiden Männer in den großen Fragen der Kriegführung 1870/71 hatte seine Vorgänge in Reibungen während des Krieges 1866.

Beim Aufmarsch erstrebte Moltke die Vereinigung möglichst starker Kräfte gegen Österreich unter völliger Entblößung der Rheingrenze und Belassung ganz schwacher Kräfte gegen die Hannoveraner und Süddeutschen. Der König hatte sein Einverständnis zur Heranziehung des VIII. Korps aus dem Rheinland schon erteilt, als Bismarck ohne Moltkes Vorwissen die Belassung dieses Korps am Rhein erwirkte. Moltke mußte erneut beim König vorstellig werden, um diese Maßnahme rückgängig zu machen.

Schlimmer äußerte sich ein zweiter Eingriff des Staatsmannes zu Beginn der Operationen gegen die Hannoveraner. Durch die Weitergabe eines Telegramms des preußischen Gesandten in Karlsruhe, der rasches Vorgehen gegen Frankfurt empfahl, an den Oberbefehlshaber der preußischen Truppen im Westen, ließ sich der General Vogel von Falckenstein von seiner ihm klar vorgeschriebenen Hauptaufgabe, zunächst die bei Göttingen stehenden Hannoveraner zu entwaffnen, ablenken und stellte dadurch den Erfolg des Feldzuges in Frage. Es bedurfte des wiederholten Eingreifens Moltkes, um diesen Fehler auszugleichen.

Auf Grund dieser Reibungen wurde Bismarck 1870/71 — im Gegensatz zu dem 1866 üblichen Verfahren — nicht mehr zu den militärischen Beratungen beim König zugezogen. Er wehrte sich heftig gegen die vermeintliche Zurücksetzung, und die Verstimmung zwischen Staatsmann und Generalstabschef wurde immer tiefer. Weniger gegen die Person Moltkes, dessen „immer gleichbleibende weltmännische Höflichkeit“ Bismarck ausdrücklich anerkennt, als gegen die Ressorteifersucht des Generalstabs richten sich die Angriffe des Kanzlers. Zweifelsohne wurde damals von beiden Seiten gefehlt: seitens der militärischen Leitung durch unzureichende Unterrichtung des Staatsmanns über die beabsichtigten Operationen, von seiten Bismarcks durch unberechtigte und in der Form immer schärfer werdende Kritik der Strategie. Nach zahlreichen Beschwerden Bismarcks beim König erreicht die Krisis in den Tagen der Reichsgründung 1871 ihren Höhepunkt. Ein geringfügiger Anlaß, bei dem sich Moltke überdies völlig im Recht befindet, gibt dem Kanzler erneut Gelegenheit zur Beschwerde, die sich in zwei

scharfen, die Handlungsweise des Generalstabschefs mißbilligenden königlichen Befehlen an Moltke äußert. Dieser ist aufs tiefste verletzt und entwirft ein Rechtfertigungsschreiben an den König, in dem er sich in heftigen Ausdrücken gegen Bismarck zur Wehr setzt, dessen Beschwerden widerlegt und sein Ausscheiden aus dem Amt dem König anheimstellt.

Wer das ganze Ausmaß der Schwierigkeiten, unter denen das Reich damals gegründet wurde, richtig würdigt, wird zu der Ansicht kommen, daß die Absendung dieses Schreibens an den König eine schwere Belastung für Kaiser und Reich bedeuten mußte.

Moltke war sich dieser Gefahren wohl bewußt: Mehrere Tage ringt er mit sich selbst, wiederholt arbeitet er den ersten Entwurf um und merzt die schärfsten Wendungen aus; endlich faßt er den siegbringenden Entschluß: Er verzichtet auf die Absendung des Schreibens und läßt es zu den Akten nehmen.

„Durch die Anwesenheit des Staatsoberhauptes in Versailles fanden die politischen und militärischen Forderungen ihren Ausgleich" — so schildert Moltke später in vornehmster, sachlichster Geschichtsschreibung das Zerwürfnis.

Dieser Sieg über sich selbst im Dienste seines Königs und des Vaterlandes ist im Sinne richtungweisenden Vorbildes der Höhepunkt in Moltkes Leben und Wirken. Der Glanz dieses inneren Sieges strahlt heller als der seines größten äußeren Erfolges, den er am 1. September 1870 vor Sedan seinem König meldet: „Das Gardekorps greift jetzt ein; ich gratuliere Eurer Majestät zu einem der größten Siege des Jahrhunderts."

Clausewitz hatte gelehrt, daß der Krieg die mit andern Mitteln fortgesetzte Politik sei, daß die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkt zur Politik werde, daß die Politik die ganze kriegerische Handlung durchdringe und einen fortwährenden Einfluß auf sie ausübe.

Moltke, ein gelehriger Schüler von Clausewitz, schränkte die Lehre des Meisters ein:

„Die Politik bedient sich des Krieges für Erreichung ihrer Zwecke, sie wirkt entscheidend auf den Beginn und das Ende desselben ein, so zwar, daß sie sich vorbehält, in seinem Verlauf ihre Ansprüche zu steigern oder aber mit einem mindern Erfolge sich zu begnügen. Bei dieser Unbestimmtheit kann die Strategie ihr Streben stets nur auf das höchste Ziel richten, welches die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen. Sie arbeitet so am besten der Politik in die Hand, nur für deren Zweck, aber im Handeln völlig unabhängig von ihr."

Es ist leicht, nach den schmerzlichen Erfahrungen des Weltkrieges fest-

zustellen, daß Clausewitz' Ansicht zutreffender ist als die Moltkes. Wir verstehen nach all den bitteren Vorkommnissen dessen Forderung nach Unabhängigkeit, aber wir können seinem Lehrsatz keine Allgemeingültigkeit zusprechen. Er scheint selbst im Hinblick auf die deutschen Einigungskriege, in denen der Gegensatz zwischen beschränktem politischen Kriegsziel und Vernichtungsstrategie wegen der großen Überlegenheit unserer Heere besonders deutlich in Erscheinung trat, in der gewählten Fassung überspitzt.

Aber wenn die Theorie in diesem Falle Moltke nicht ganz folgen kann, so muß sie doch die praktische Lösung der Frage des Verhältnisses zwischen Politik und Strategie in jenen Kriegen, die der Feldherr im Bunde mit der Staatskunst Bismarcks im Gegensatz jedoch zu seiner Leidenschaftlichkeit durchsetzte, als erstes und wichtiges Verdienst des Generalstabschefs anerkennen.

Moltkes Strategie hatte sich nicht nur mit der Politik auseinanderzusetzen.

„Die Kriegführung muß heute noch andere Hilfsmittel in Anspruch nehmen, als es ehedem der Fall war. Sie kann die Wissenschaft und die Technik in ihrer Vielgestaltigkeit nicht entbehren. Alle müssen zusammenwirken, um aus dem Riesenkampf der Nationen siegreich hervorzugehen.

Aber es genügt nicht, daß sich diese Kräfte alliieren. Wie auf politischem Gebiet bleibt auch hier die Koalition weit hinter der Summe der absoluten Kräfte der einzelnen zurück . . .

Darum müssen die Kräfte der Wissenschaft und der Technik im Kriege nicht alliiert, sondern Vasallen der Kriegführung sein."

So lautet ein stolzes und wenig beachtetes Wort aus Moltkes Kriegslehren, das der sonst so konservative Mann an anderer Stelle ergänzt:

„Aber das Fortschreiten der Technik, erleichterte Verbindungen, neue Bewaffnung, kurz völlig veränderte Umstände, lassen die früheren Mittel zum Siege und selbst die von den größten Feldherren aufgestellten Regeln vielfach als unanwendbar auf die Gegenwart erscheinen."

Wissenschaft und Technik verleihen Herrschaft über die Natur, sie helfen Raum und Zeit zu überwinden. Sie stärken die Macht des Feldherrn, der das Wesen der neuen Kräfte richtig erkennt und diese zu gebrauchen versteht.

Wissenschaft und Technik verlangen Organisation; diese erfordert Arbeitsteilung.

Zunehmende Arbeitsteilung bedingt wachsende Abhängigkeit des Menschen vom Nebenmenschen. Freiheit über die Natur wird erkauft durch Gebundenheit an die Menschen. Überwindung dieser Fesseln ist nur möglich durch eine auf ethischer Grundlage beruhenden Arbeitsgemeinschaft.

Schon früher beschäftigte sich Moltke mit den technischen Neuerungen seiner Zeit. Das ganze Denken und Handeln des werdenden Feldherrn offenbart sein Streben, die Kräfte der Technik dem Kriege dienstbar zu machen. Die rege Anteilnahme an der Entwicklung der Eisenbahnen zu Anfang der vierziger Jahre wurde oben schon gestreift. Kurz nach der Mitte des Jahrhunderts befaßt sich Moltke mit den Fortschritten der Waffentechnik und deren Einfluß auf die Taktik. Lange vor seinen Feldzügen betont er, daß die erhöhte Wirkung der Feuerwaffen hauptsächlich der Verteidigung zugute komme. Als Chef des Generalstabes ist es 1859 eine seiner vornehmsten Sorgen, durch Verhandlungen zwischen dem preußischen Kriegs- und Handelsministerium einerseits und den Bundesstaaten andererseits die Einheitlichkeit und Sicherheit des Eisenbahnaufmarsches zu gewährleisten und das Liniennetz weiter auszubauen. Nach monatelangen Reibungen führen seine Anträge zu teilweisem Erfolg. Moltkes unermüdlicher Arbeit ist es mit zu verdanken, daß Preußen 1866, Deutschland 1870 mit einem viel leistungsfähigeren Eisenbahnnetz als die Gegner den Krieg beginnen konnten. Mit dem schnellen und reibungslosen Eisenbahnaufmarsch war die erste Grundlage für die späteren Schlachterfolge geschaffen. Begünstigt durch bessere materielle Kriegsvorbereitung und die Überlegenheit seiner Heere konnte Moltke fast alle Feldzüge strategisch und taktisch offensiv durchführen. Trotzdem ließ er sich den Blick für die Natur der Dinge nicht trüben. Noch während des Krieges 1870/71 schließt er eine Abhandlung mit den Worten: „Die Eisenbahnen dienen sonach ungleich mehr der Verteidigung als dem Angriff“ — und 1874 wiederholt er seine frühere Ansicht: „Meiner Überzeugung nach hat durch die Verbesserung der Feuerwaffen die taktische Defensive einen großen Vorteil über die Offensive gewonnen.“ Die Bedeutung des Telegraphen für die Kriegführung als des Mittels, „getrennte Heeresabteilungen nach einheitlichem Willen zu gemeinsamen Zielen zu leiten“, hat er erkannt und in meisterhafter Weise im Kriege 1866 und besonders während der monatelangen Kämpfe gegen die Armeen Gambettas 1870/71 diese Erkenntnis in die Tat umgesetzt. Neben diesen technischen Mitteln hat Moltke eine Reihe von Wissenschaften für die Zwecke der Kriegführung herangezogen. Statistik, Volkswirtschaftslehre, Geographie und Topographie vervollständigten die Unterlagen der strategischen Entwürfe.

Sein Verständnis für das Wesen der Organisation beleuchtet folgendes Urteil: „Die Eisenbahnen bilden einen zusammenhängenden Organismus, dessen Wirksamkeit abhängig ist von dem übereinstimmenden und ineinandergreifenden Wirken und der technischen Vorbildung und

Leistungsfähigkeit aller Teile. Dies macht es teilweise unerläßlich, den gesamten Betrieb einer mit Machtvollkommenheit ausgestatteten Militärbehörde zu unterstellen, aber auch jegliche Einmischung der Truppenbefehlshaber in den Betrieb aufs strengste auszuschließen." Mit der Verwirklichung dieses Gedankens ist die Grundlage geschaffen für die glänzende Organisation der deutschen Eisenbahnen im Weltkrieg, von der der damalige Feldeisenbahnchef sagte: „Nur eine Stelle gab es in dem Durcheinander staatlicher Organisation, die frei war von allen Hemmungen der Arbeit: Der Chef des Feldeisenbahnwesens."

Es ist eine der größten Leistungen Moltkes, wie er das Problem der Arbeitsteilung löste. 1860 ist der Generalstabschef maßgebend an einer Neuorganisation der Mobilmachung beteiligt. Man übertrug einen großen Teil der bisher vom Kriegsministerium allein ausgeführten Vorarbeiten den Generalkommandos und erreichte durch diese Dezentralisation eine beschleunigte Verwendungsbereitschaft der Truppen. Wie die Vorarbeit im Frieden, trug auch die Organisation der Armee im Kriege den veränderten Bedingungen Rechnung. Die gegen früher beträchtlich erhöhte Stärke des Feldheeres und die Unmöglichkeit, eine derartige Heeresmacht ohne entsprechende Zwischenglieder einheitlich von oberster Stelle zu führen, veranlaßte Moltke zu der grundsätzlichen, dauernden Einteilung der Streitkräfte in mehrere aus einer gewissen Anzahl von Armeekorps gebildete Armeen. Ähnlich war zwar schon in den Napoleonischen Kriegen verfahren worden; aber Napoleon hat nur ungern auf die unmittelbare Leitung seiner Armeekorps verzichtet, und bei seinen Gegnern lagen die Gründe für die Bildung selbständiger Armeen in der Eigenart des Koalitionskrieges. Diese organisatorischen Leistungen Moltkes erscheinen einfach. Aber weder die Gliederung der kaiserlichen Armee Frankreichs zu Beginn des Krieges 1870 noch die des deutschen Feldheeres am Anfang des Weltkrieges entsprach den Erfordernissen der Zeit.

Hand in Hand mit der verbesserten äußeren Organisation des Heeres gingen tiefgreifende innere Veränderungen: Aus kleinen Anfängen schuf Moltke die von seinem Geist durchdrungene Organisation des preußischen Generalstabes. Die Bedeutung dieser jahrzehntelangen, nach außen wenig hervortretenden Erziehungs- und Ausbildungsarbeit ist kaum zu überschätzen.

In der Zuteilung sachverständiger Gehilfen zu den oberen Kommandostellen, in dem Freihalten der Nerven- und Geisteskraft der höheren Führer für die entscheidenden Entschlüsse im Kriege unter Entlastung von allen minder wichtigen Dienstleistungen beruhte die geistige Lösung der Frage der Arbeitsteilung.

Die Schule des Generalstabes bildete die Voraussetzung für eine neue Art der Befehlserteilung. An Stelle napoleonischer Befehle, die den Unterführern nicht nur das Ziel, sondern oft auch bis in Einzelheiten hinein den Weg der Ausführung vorschrieben, setzte Moltke die Direktive, die den Führern möglichst große Freiheit in der Wahl der Mittel zum Erreichen des befohlenen Zieles ließ. Dadurch erst konnten Selbsttätigkeit bei Führer und Truppe als unentbehrliche Grundlage kriegerischen Erfolges, die gewaltige sittliche Kraft und die gründliche Beherrschung des Handwerks im Heer der allgemeinen Wehrpflicht zur Entfaltung kommen. So erst war die Möglichkeit gegeben, daß geborene Führerpersönlichkeiten wie Constantin v. Alvensleben, Goeben, Albert von Sachsen, Manteuffel, von der Tann der Moltkeschen Strategie die Wege ebneten. Ohne den Generalstab ließ sich die Kunst der erfolgreichen Führung von Massenheeren nicht bewältigen.

So hat Moltke im Krieg und Frieden die Aufgaben der Gegenwart gelöst. Für die Zukunft hinterließ er den lebendigen Organismus einer einheitlich denkenden und handelnden Führerschicht als wertvollstes Vermächtnis seines Geistes.

In der Verwirklichung dieser Gedanken eilte Moltke seiner Zeit weit voraus. Mit welchen Schwierigkeiten hatte der Generalstabschef zu kämpfen, um die Arbeitsteilung nicht zur Anarchie werden zu lassen, um seinen Absichten Geltung zu verschaffen! Es steckt etwas Gemeinsames in der Wirtschaftsführung der damaligen Zeit und in der Kriegführung. Freiheit von allen staatlichen und persönlichen Rücksichten forderte die Wirtschaft, deren Grundprinzip zu jenen Zeiten der hemmungslose Konkurrenzkampf war; Freiheit forderten auch viele Truppenführer, die auf eigene Faust Krieg führen wollten. Die oben erwähnte Antwort des Generals v. Manstein im Kriege 1866 an den Überbringer eines Befehls von Moltke hat symbolischen Gehalt. In dem Feldzug gegen die Hannoveraner konnte Moltke den Eigensinn des Oberkommandierenden nur durch unmittelbare Befehle an die unterstellten Truppen brechen. Nach der Schlacht von Spichern, die gegen den Willen der Heeresleitung geschlagen wurde und in der ein unglaubliches Durcheinander herrschte, meinte Moltke im ersten Unmut, nun könne er wieder von vorne anfangen. Den für die Armeeführung ungeeigneten und dazu noch widerspenstigen General v. Steinmetz mußte der König seiner Stelle entheben. Den Oberbefehlshaber der Maasarmee, den Kronprinzen von Sachsen, bezeichnete Moltke als den einzigen Armeeführer, der ihm keine Schwierigkeiten gemacht habe. Durch alle diese Reibungen, die durch die Eingriffe Bismarcks und Roons

noch vermehrt wurden, ließ sich Moltke nicht von dem für richtig erkannten Weg abbringen. Er handelt nach seiner Überzeugung:

„Der Vorteil, den der Führer durch ein fortgesetztes persönliches Eingreifen zu erreichen glaubt, ist meist nur ein scheinbarer. Er übernimmt damit eine Tätigkeit, zu deren Erfüllung andere Personen bestimmt sind, verzichtet mehr oder minder auf deren Leistungen und vermehrt seine eigenen Aufgaben in solchem Maße, daß er sie nicht mehr sämtlich zu erfüllen vermag."

Treffend hat ein französischer Kritiker vor dem Weltkrieg das Wesen der Moltkeschen Heeresleitung gekennzeichnet, allerdings nicht ohne einen hämischen Seitenhieb und geblendet von der Unnachahmbarkeit und Zeitbedingtheit der napoleonischen Schlachtleitung: „Es gab bei der deutschen Heerführung ein wahres geistiges Syndikat, so daß wir weniger durch das Talent eines Moltke als durch eine Institution, den Generalstab, besiegt worden sind." Wer den Anteil Moltkes an der Bildung dieses „geistigen Syndikats" kennt, darf diesem Urteil zustimmen. Es hilft aber auch die Tatsache erklären, weshalb Frankreich im Diktat von Versailles den deutschen Generalstab zerstören wollte.

Freilich hatten die Franzosen Grund genug, sich mit der deutschen Führungsmethode im Kriege 1870/71 zu beschäftigen. Neben sonstigen Unzulänglichkeiten wurde die französische Niederlage auch verschuldet durch den gänzlich mißglückten Eisenbahnaufmarsch immobiler Truppen zu Beginn des Krieges, die fehlerhafte Zentralisation der Militärverwaltung in Paris und durch die napoleonischen Gewohnheiten des 30jährigen Advokaten Gambetta, der in schrankenlosen Diktaturgelüsten „seine Aufgaben in solchem Maße vermehrte, daß er sie nicht mehr sämtlich zu erfüllen vermochte".

Moltke hat die Kräfte seiner Zeit gemeistert, Wissenschaft und Technik in das Vasallenverhältnis zur Kriegführung gezwungen. Er wurde der Schöpfer einer neuen Arbeitsmethode, die schließlich doch das Durchsetzen des Zentralwillens mit der selbsttätigen Mitarbeit der Untergebenen zu vereinen wußte, die durch diese Selbsttätigkeit, durch Vertrauen von oben und von unten die ethischen Kräfte der Armee zur Wirkung brachte. So schuf er die Grundlagen für die Führung der neuzeitlichen Massenheere.

Es bleibt noch übrig, zu umreißen, wie er Strategie und Taktik, die ureigensten Betätigungsgebiete des Feldherrn, in das stolze Gebäude seines organisatorischen Werkes eingliederte.

„Die Strategie ist ein System der Aushilfen. Sie ist mehr als Wissenschaft, ist die Übertragung des Wissens auf das praktische Leben,

die Fortbildung des ursprünglich leitenden Gedankens entsprechend den stets sich ändernden Verhältnissen, ist die Kunst des Handelns unter dem Druck der schwierigsten Bedingungen."

Keine Darstellung von Moltkes Leben und Wirken kann an diesem Ausspruch von Ewigkeitswert vorübergehen, und keiner hat den Sinn dieser Worte besser gedeutet als der Fortbildner Moltkescher Ideen, Graf Schlieffen:

„Das scheint ein Stein zu sein, der dem Hungernden statt des Brotes geboten wird, oder ein Orakelspruch, der mehr verwirrt als aufklärt. Das scheint nichts zu sein, und es ist alles. Es ist ein Protest gegen diejenigen, die in einer Theorie, einer Methode, in inneren oder äußeren Linien, in Umfassung oder Durchbruch usw. das alleinige Heil sehen. Es ist die Behauptung, daß für jeden Fall das Zweckmäßigste gesucht werden muß, und es ist die Herstellung voller Freiheit für den Führer, das zu tun, wodurch er den Sieg gewinnen zu können glaubt."

Wie sehr Moltke jeden Methodismus ablehnte, dafür bilden seine drei Jahrzehnte überspannenden Feldzugspläne den sprechendsten Beweis. Gemeinsam ist ihnen allen das feine Abstimmen des eigenen Wollens auf die außenpolitische Lage und die Machtmittel des Feindes, sorgfältigste Berechnung von Kraft, Raum und Zeit, rücksichtsloses Streben nach zahlenmäßiger Überlegenheit auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz und das Unterordnen allen Planens und Handelns unter die Forderungen der Schlacht, „des Sieges in der Waffenentscheidung als des wichtigsten Momentes im Kriege". Aber welche erstaunliche Vielseitigkeit, welche Fülle von Aushilfen umschließt Moltkes Strategie!

Da wechselt kühnste Initiative mit vorsichtiger Zurückhaltung: 1862 will er die schnellere Kriegsbereitschaft Preußens durch tatkräftige Offensive gegen die Koalition Frankreich-Bayern-Österreich ausnutzen. Im Februar 1866 läßt er der schwerfälligeren Rüstung Österreichs den Vortritt, um den Gegner vor den Augen der Welt als Friedensstörer gebrandmarkt zu sehen. Aber diesem Abwarten folgt gerade noch rechtzeitig am 2. Mai 1866 der für die damalige Stellung Moltkes bezeichnende Notschrei: „Was Allerhöchsten Orts seit den letzten drei Tagen beschlossen ist, weiß ich nicht, glaube aber, daß die Mobilmachung der Armee, will man nicht die Sicherheit des Staates gefährden, nur noch um Stunden verschoben werden darf."

Da äußert sich das Bewußtsein unabwendbarer Gefahr in dem Plan von 1862 in der Nichtachtung einer Verletzung des Bundesrechts durch den Einmarsch in Kurhessen, 1867 in der Forderung des Präventivkrieges

gegen Frankreich und 1887 gegen Rußland. Aber die ernsten Folgen einer Neutralitätsverletzung der Schweiz und Belgiens hat Moltke klar erkannt und mit diesen Möglichkeiten wohl von seiten Frankreichs gerechnet, für Preußen-Deutschland sie aber stets verworfen.

So zeigen seine Operationspläne für den Zweifrontenkrieg je nach der militärpolitischen Lage bald Einsatz der Hauptmacht gegen den westlichen, bald gegen den östlichen Feind, bald sofortige Offensive, bald strategische Defensive gegen den Hauptgegner Frankreich. Moltke, der Vernichtungsstrategie wie keiner vor ihm trieb, der für die Strategie Unabhängigkeit von der Politik beanspruchte, befürwortete 1877 gegen die überlegene Koalition Rußland-Frankreich eine Kriegführung mit beschränktem Ziel, indem zwar der erste Schlag offensiv gegen Frankreich geführt, ein Sieg aber nicht bis vor Paris verfolgt werden sollte; dann wollte er es der Diplomatie überlassen, mit Frankreich auf der Grundlage des bisherigen Besitzstandes Frieden zu schließen, um dadurch Handlungsfreiheit gegen Rußland zu gewinnen.

Vorausahnenden Geistes hat der Feldherr, der nie eine Schlacht verlor, die möglichen Folgen eines unglücklichen Feldzugs in Rechnung gestellt und 1873 das prophetische Wort gesprochen: „In solcher Lage wird es vor allem darauf ankommen, ein Auseinanderfallen der Souveränitäten, Separatfrieden und damit Auflösung des Deutschen Reiches zu verhindern. Dem kommen wir zuvor, indem wir die Armee zusammenhalten."

Aber alle diese großen Gesichtspunkte dienten nur der Vorbereitung der Schlacht unter den günstigsten Bedingungen. Moltke war ein Feind von weitreichenden operativen Pfeilstrichen ohne Rücksicht auf die Maßnahmen des Gegners. „Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus." Deshalb ist auch „ein Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere im ganzen Verlauf des Feldzuges kaum wieder gutzumachen".

Wie die Feldzugspläne offenbaren auch Moltkes Aufmärsche, die Anlage und Leitung seiner Schlachten den Meister im Gebrauch des Systems der Aushilfen.

1866 entsteht Königgrätz aus dem konzentrischen Vormarsch getrennter Armeen, die ursprünglich in Ausnutzung des Eisenbahnnetzes die Grenzen Sachsens und Böhmens in weitem Bogen umstanden. Es bedurfte unendlicher Anstrengungen Moltkes, langmütiger Nachsicht gegen die Armeeführer, die seine Gedankengänge nicht verstanden, aber auch der Untätigkeit Benedeks, um durch Vereinigung nach vorwärts die Gefahr von Teilniederlagen einzelner Armeen zu beseitigen und die Operationen so zu leiten,

„daß von verschiedenen Seiten aus ein letzter kurzer Marsch gleichzeitig gegen Front und Flanke des Gegners führt. Dann hat die Strategie das Beste geleistet, was sie zu erreichen vermag, und große Resultate müssen die Folge sein".

In ganz anderer Weise versammelt Moltke 1870 die Armeen in der Pfalz und plant, auf der inneren Operationslinie zwischen zwei feindlichen Gruppen stehend, einen Vormarsch gegen die Saar „in engster Konzentration", aber doch so breit, daß aus dem Anmarsch unmittelbar zur Umfassung geschritten werden kann. Zu der dort beabsichtigten einheitlichen Entwicklung der Kräfte ist es nicht gekommen. Aber die Heeresleitung verstand es, sich veränderten Lagen anzupassen. Trotz den Fehlern der Armee Steinmetz, die sich bei Saarbrücken vor den rechten Flügel der 2. Armee schob, trotz dem verspäteten Antreten der Armee des Kronprinzen und ihrem allzu vorsichtigen Folgen hinter dem bei Wörth geschlagenen Feind, wodurch ihre geplante Mitwirkung bei der Entscheidungsschlacht verhindert wurde, gelingt es dem Generalstabschef in den Tagen vom 14. bis 18. August — unterstützt von dem unbändigen Angriffsgeist der Truppen, aber auch gehindert durch unzählige Reibungen —, die 1. und 2. Armee bei Metz zu vereinigen und mit völlig verwandter Front, den Rücken nach Westen, die Schlacht von St. Privat zu schlagen, Bazaine in Metz einzuschließen.

Nach Neugliederung der Armeen wird der Vormarsch gegen Paris in breiter Front fortgesetzt, Metz bleibt umschlossen. Aus dem Vormarsch heraus erfolgt dann jener berühmte Rechtsabmarsch gegen Mac Mahon, der in den Schlachten bei Sedan durch doppelte Umfassung das Schicksal des Kaisers Napoleon und seines letzten Heeres besiegelte.

Am 19. September erscheinen die Deutschen vor Paris und schließen die Riesenfestung ein. Moltkes Führungskunst hatte die zahlenmäßig unterlegene kaiserliche Konskriptionsarmee in reißend schneller strategischer und taktischer Offensive zertrümmert; die der Zahl nach beträchtlich überlegenen Volksaufgebote der Republik schlug er in strategischer Defensive, taktisch aber in der Hauptsache offensiv. In überstürztem Handeln führte Gambetta seine mit großem Organisationstalent neugebildeten Armeen zum Entsatz der Hauptstadt heran. Sie wurden eine nach der andern geschlagen. Mit beschränkten Mitteln verstand es hier Moltke, Großes zu vollbringen. Nach dem Äußersten konnte er der ganzen Lage nach nicht streben. Das zeigt seine Weisung an die mit der Deckung der Einschließung von Paris betrauten Armeen, „nach erfochtenem Sieg die Verfolgung des Feindes nur so weit fortzusetzen, wie erforderlich, um seine Massen der

Hauptsache nach zu zersprengen". — „Eine durch vorherrschenden Geist geleitete Kühnheit ist der Stempel des Helden", sagt Clausewitz.

Schlimmstenfalls war Moltke entschlossen, die Einschließung von Paris unter Preisgabe des Belagerungsmaterials vorübergehend aufzugeben, um den Feind im freien Felde zu vernichten. Drängt sich in dieser Absicht, in der Herrschaft des Geistes über die Materie, nicht ein Vergleich auf mit den freilich wesentlich schwierigeren Verhältnissen des Weltkrieges, als die Millionenheere in den Schützengräben verrotteten, als der Geist des Feldherrn von dem übermächtigen Material erdrückt, die Kriegführung von der Technik in das Vasallenverhältnis gezwungen wurde? —

Moltke hatte aus den Erfahrungen von 1866, wo sich mancher höhere Führer noch nicht reif für die gewährte Selbständigkeit erwiesen hatte, seine Lehren gezogen. Auch in der Befehlsgebung stellte er „den Mann über das Prinzip". Er ließ seinen Armeeführern 1870/71 Freiheit des Handelns, wo immer es angängig war, aber er scheute sich nicht, beim Nahen der großen Entscheidungen von Metz und Sedan die Zügel straff zu führen, die Selbständigkeit der Unterführer durch unmittelbare Befehle an einzelne Korps und Divisionen zu beschränken und gelegentlich auch die Art der Ausführung genau vorzuschreiben. Und auch eine andere Erkenntnis konnte er, gestützt durch seine erhöhte Autorität, wirksamer zur Geltung bringen. Seine Warnung vor den unberufenen Ratgebern in der Umgebung des Kriegsherrn, vor den „Männern der Negative", die „das Verderben der Heerführer" sind, seine Mahnung, daß im Stabe des Oberkommandierenden nur eine Meinung gelten dürfe und daß „die militärisch-hierarchische Gliederung auch der Unterordnung des Gedankens" zu Hilfe kommen müsse, war zwar auch 1870 nicht unberechtigt, aber das Ergebnis der Schlachten und des Krieges wurde dadurch nicht beeinträchtigt. —

In der langen Friedenszeit nach 1871 war es eine heißumstrittene Frage der Militärliteratur, inwieweit sich Moltkes Strategie von der Bonapartes unterscheide und welchem der beiden Feldherren der Vorrang gebühre. Gewiß, Napoleon hat aus der Eigenart seiner Heere heraus und im Bewußtsein der Macht seiner Persönlichkeit wie der Unzulänglichkeit vieler seiner Unterführer in der Mehrzahl der Feldzüge die Massenbewegung auf einer Operationslinie bevorzugt, Moltke führte in Anpassung an die veränderten Bedingungen seine Armeen auf mehreren Operationslinien zum Sieg. Die Waffenwirkung ließ zu Anfang des Jahrhunderts den taktischen Zentrumsdurchbruch neben der Umfassung als Mittel zum Siege zu; Moltke versprach sich von dem bloß frontalen An-

griff wenig Erfolg und befürwortete die Feuerwirkung von zwei Seiten, gegen Front und Flanke. Der Korse vereinigte oft seine Kräfte vor der Schlacht, Moltke erstrebte die Vereinigung in der Schlacht. Aber nicht in den Formen, sondern im Geist der Kriegführung beider Feldherren liegt ihre Größe. Konnte Bonaparte zahlreichere Triumphe feiern als Moltke, so gestaltete dieser seine Siege vernichtender. Während jener mit dämonischem Willen die Hindernisse, aber zugleich auch die Maschine zermalmte, verstand es Moltke, auch in der Vernichtungsstrategie Maß zu halten; und mit Recht rühmt einer seiner Mitarbeiter, der General v. Blume, als vorbildlichen Zug in der Moltkeschen Führungskunst die seltene Verbindung von Tatkraft und Selbstbeschränkung in der Oberleitung. —

Moltkes Anteilnahme an den taktischen Neuerungen seiner Zeit, aber auch der in dieser Hinsicht beschränkte Wirkungskreis wurden schon erwähnt. Noch 1865 war der Chef des Generalstabes genötigt, seine Stimme im Sinne zeitgemäßen taktischen Fortschritts in nichtamtlichen Veröffentlichungen ohne Nennung des Namens zu erheben. Erst die Erfolge von 1866 gaben ihm das Recht, auch die Truppenausbildung maßgebend zu beeinflussen. Selten wurden die Erfahrungen eines Krieges rascher und gründlicher ausgewertet als in den Jahren nach 1866. Grundsätzliche Verbesserungen erzielte Moltke auf dem Gebiet der Marschtechnik und im Zusammenwirken der Waffen. Und wenn auch die 1869 herausgegebene „Instruktion für die höheren Truppenführer“ und die im Jahr darauf erschienene neue Ausbildungsvorschrift wegen der Kürze der Zeit noch nicht zum Allgemeingut der Armee geworden waren, so zeigten doch die Schlachten von 1870/71 besonders in der zweckmäßigeren Verwendung der Artillerie und Kavallerie, daß Moltkes Anregungen auf fruchtbaren Boden gefallen waren. Aber auch in der Taktik wirkte sich die Arbeit des Feldmarschalls weniger in formaler als in erzieherischer und moralischer Beziehung aus. Dieser Mann, der sich völlig darüber klar war, daß zwar die im Gefecht sich äußernde Kampfkraft in den unteren Stellen ruht, aber noch mehr die geistige Kraft des obersten Führers den Ausschlag gibt, dieser Mann, der eigentlich nie in der Truppe diente, hat auch der Truppe Lehren von bleibendem Werte gegeben:

„Autorität von oben und Gehorsam von unten, mit einem Wort Disziplin, ist die ganze Seele der Armee.“

„Im Kriege wiegen die Eigenschaften des Charakters schwerer als die des Verstandes, und mancher tritt auf dem Schlachtfelde glänzend hervor, der im Garnisonleben übersehen wurde. Beim kriegerischen Handeln kommt es oft weniger darauf an, was man tut, als darauf, wie man es

tut. Fester Entschluß und beharrliche Durchführung eines einfachen Gedankens führen am sichersten zum Ziel."

„Gesteigerte Anforderungen stellt der Krieg an den Offizier, der das Vertrauen des Soldaten durch sein persönliches Verhalten zu erwerben hat .... In dem Zugführer vor der Front, in dem Hauptmann und Rittmeister, auf den alle Blicke gerichtet sind, liegt die Kraft der Armee."

Uns, die wir das gewaltige Geschehen des Weltkrieges erlebt haben, will es vielleicht scheinen, als ob der alte Feldmarschall hier die Bedeutung des Charakters auf Kosten des Verstandes überschätzt habe. Aber man darf nicht vergessen, daß diese Worte nach drei siegreichen Kriegen niedergeschrieben sind von einem Manne, dessen hervortretendste Eigenschaft seine persönliche Bescheidenheit war. Er hat sehr wohl gewußt, daß im Kampfe gegen die Übermacht es in noch weit höherem Maße darauf ankommt, was man tut, und daß hierbei Charakter ohne Verstandeskunst wertlos ist. So sind daher jene anderen Worte voll tiefer Bedeutung für Vergangenheit und Zukunft zu verstehen:

„Wo die Armeen solche Führer haben wie 1870, und wo man nur mit Siegen zu rechnen hat, da ist der Strategie alles geboten, was sie bedarf. — Wir haben nur Siege zu verzeichnen gehabt, Gneisenau hat aber die geschlagene Armee zum Siege geführt. Diese höchste Probe haben wir noch nicht bestanden.

Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und in der Weltentwicklung führt er auch durch verlorene Feldzüge zum Ziel."

Am Ende einer langen Reihe großer Soldaten steht die Gestalt des alten Moltke. Weit genug von der Gegenwart entfernt, um ein gerechtes Urteil zu ermöglichen, ist er ihr doch zeitlich und geistig näher als die andern Männer, deren Lebensbilder in diesem Buch gezeichnet sind.

Ein deutscher Soldat schließt die Reihe der Vergangenheit von über zwei Jahrtausenden. Die deutsche Schicksalsprüfung unserer Tage hat Moltke vorausgesehen, ihrem Bestehen war die Arbeit der letzten Jahrzehnte seines Lebens gewidmet. Es ist anders gekommen.

Wer, außer dem Offizier und dem Berufshistoriker, kennt heute in unserm Vaterland Moltke? Wer hat eine deutlichere Vorstellung von ihm als die, die sich gelegentlich an den Generalstabschef des alten Kaisers, an die Namen von Königgrätz, Metz, Sedan und Paris dunkel erinnern?

Unter den Errungenschaften der neuen Zeit scheinen Leben und Erbe dieses Mannes bedeutungslos geworden zu sein. Freilich war sein

Charakterbild schon zu Lebzeiten nicht von der Parteien Gunst und Haß umstritten. Das kann auch ein Grund sein, weshalb die unangreifbare Einheit und Geschlossenheit seiner Persönlichkeit im Deutschland der Zwietracht und des Parteihaders in Vergessenheit zu geraten droht.

Für manche seiner Kriegslehren mag sein Satz gelten, „daß völlig veränderte Umstände die früheren Mittel zum Siege und selbst die von den größten Feldherren aufgestellten Regeln vielfach als unanwendbar für die Gegenwart erscheinen lassen". Andere wiederum verdienen die ernste Beachtung auch des heutigen Soldaten.

Darüber hinaus aber bleibt die menschliche Größe dieses Mannes ein ragendes Vorbild für die deutsche Armee, für das deutsche Volk. Moltke hat sich selbst bezwungen, bevor er den äußeren Feind besiegte. In einem Leben rastloser Arbeit, stiller Pflichterfüllung, tiefer Bescheidenheit, unter einer ruhigen Oberfläche die Glut des Herzens auf das Wohl und die Größe des Vaterlandes gerichtet, — so führte sein Weg zur Höhe. Es sind die gleichen Tugenden, die mit ihm das Reich einst groß machten. Auch das neue Deutschland wird sie nicht entbehren können.

„Es handelt sich nicht mehr um Monarchie oder Republik, sondern um Gesetz oder Anarchie!" — das war die Mahnung, die Moltke in trüben Tagen innerer Wirren erhob. In Zeiten außenpolitischer Demütigung des Vaterlandes aber sah sein zukunftsgläubiger Blick die Erfüllung voraus:

„Die unwürdige Rolle, die man uns spielen läßt, kann ja nicht von langer Dauer sein. Ein schimpflicher Friede hat noch niemals Bestand gehabt."

Quellennachweis.

Epaminondas.

Bauch: Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie. Breslau 1834.
Beloch: Griechische Geschichte. Berlin und Leipzig 1922.
Daniels: Das antike Kriegswesen, Sammlung Göschen, Band 488, 2. Aufl. 1920.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst, das Altertum. Berlin 1900.
Droysen: Heerwesen und Kriegführung der Griechen. Freiburg 1889.
—: Geschichte Alexanders des Großen. Gotha 1892.
Köpke: Das Kriegswesen der Griechen im heroischen Zeitalter. Berlin 1807.
Kromayer: Antike Schlachtfelder in Griechenland, 1. Band. Berlin 1903.
Liers: Das Kriegswesen der Alten, mit besonderer Berücksichtigung der Strategie. Berlin 1895.
Löhr: Das Kriegswesen der Griechen. Würzburg 1830.
Meyer: Geschichte des Altertums. Stuttgart und Berlin 1902.
Cornelius Nepos: Leben ausgezeichneter Feldherren. Stuttgart 1859.
Pomptow: Leben des Epaminondas, sein Charakter und seine Politik. Berlin 1870.
Rüstow u. Koechly: Geschichte des griechischen Kriegswesens von den ältesten Zeiten bis auf Pyrrhos. Aarau 1852.

Themistokles.

Plutarch: Vergleichende Lebensbeschreibungen (Reclam).
Stenzel: Seekriegsgeschichte in ihren wichtigsten Abschnitten.
v. Arnim: Kämpfer, großes Menschentum aller Zeiten, 1. Band.
Kirchhoff: Seehelden und Admirale.
Franz: Themistokles und die attische Marine.
Borckenhagen: Salamis. Eine seekriegsgeschichtliche Studie.
Böttiger: Die Weltgeschichte in Biographien.

Alexander der Große.

v. Alten: Handbuch für Heer und Flotte, Band 1. Berlin.
Arrian's von Nikomedien Werke, übersetzt von Dörner. Stuttgart 1829.
Beloch: Griechische Geschichte, Band 2 und 3. Straßburg 1897 u. 1904.
Berve: Das Alexanderreich auf prosopographischer Grundlage. München 1926.
Biographie universelle générale, Band 1. Paris 1843.
Birt: Alexander der Große und das Weltgriechentum. Leipzig 1924.
Daniels: Das antike Kriegswesen, Sammlung Göschen, Band 488. Berlin und Leipzig 1920.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst, 1. Teil, Das Alterum. Berlin 1908.

v. Domaszewski: Die Phalangen Alexanders und Cäsars Legionen. Heidelberg 1926.
Droysen: Heerwesen und Kriegführung der Griechen. Freiburg i. Br. 1889.
—: Geschichte Alexanders des Großen. Berlin 1917.
Granier: Die makedonische Heeresversammlung, Dissert. Berlin 1922 (ungedruckt).
Judeich: Die Schlacht am Granikus. Klio VIII. Leipzig 1908.
Kromayer: Vergleichende Studien zur Geschichte des griechischen und römischen Heerwesens. „Hermes", Zeitschrift für klassische Philologie. Berlin 1900.
Kromayer u. Veith: Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer. München 1928.
Plutarch: Vergleichende Lebensbeschreibungen. Reclam, Leipzig.
Rüstow u. Köchly: Geschichte des griechischen Heerwesens. Aarau 1852.
Veith: Der Kavalleriekampf in der Schlacht am Hydaspes, Klio VIII. Leipzig 1908.
Welzhofer: Die Welteroberer. Stuttgart 1911.
Graf Yorck v. Wartenburg: Kurze Übersicht der Feldzüge Alexanders des Großen. Berlin 1897.

Hannibal.

Delbrück: Geschichte der Kriegskunst, Altertum. Berlin 1900.
Kromayer: Antike Schlachtfelder. Berlin 1903.
Fuchs: Der 2. Punische Krieg.
Lehmann: Der Angriff der drei Barkiden auf Gallien.
Egelhaaf: Hannibal.
Graf Schlieffen: Cannae. Berlin 1922.

Cäsar.

C. J. Cäsar: Commentarii de bello gallico et de bello civili; cum supplementis A. Hirtii et aliorum.
Plutarch: Vitae parallelae: Cäsar etc.
Vellejus Paterculus: Historia romana.
Napoleon I.: Précis des guerres de César.
Baron Stoffel: Histoire de Jules César; la guerre civile.
v. Lossau: Ideale der Kriegführung in einer Analyse der Taten der größten Feldherren.
Napoleon III.: Geschichte Julius Cäsars (Übersetzung).
Mommsen: Römische Geschichte.
Veith: Geschichte der Feldzüge C. J. Cäsars.
Kromayer u. Veith: Heerwesen und Kriegführung der Griechen und Römer.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte. 1. Teil, Das Altertum.
Froehlich: Das Kriegswesen Cäsars.
Rüstow: Heerwesen und Kriegführung C. J. Cäsars.
v. Giehrl: Cäsar als Feldherr und Staatsmann im Lichte unserer Zeit.
Dusmanis: Bemerkungen zur Bestimmung der Örtlichkeit der thessalischen Schlacht usw.
Bircher: Bibrakte, eine kriegsgeschichtliche Studie.

Agrippa.

Weber: Allgemeine Weltgeschichte.
Delbrück: Weltgeschichte.
Neumann: Die hellenistischen Staaten und die römische Republik.
Gsell Fels: Rom und die Campagna.
Meurer: Seekriegsgeschichte in Umrissen.
Stenzel: Seekriegsgeschichte.
Rittmeyer: Seekriege und Seekriegswesen.
Kirchhoff: Seehelden und Admirale.
Plutarch: Das Leben des Augustus.
Frandsen: Marcus Vipsanius Agrippa. (Nach diesem Werk sind die antiken Schriftsteller zitiert.)
Autobiographische Inschrift des Kaisers Augustus auf dem Monumentum Ancyranum.

Frundsberg.

Reißner: Historia Herrn Georgen und Herrn Caspar von Frundsberg.
Barthold: George v. Frundsberg.
v. Miller: Frundsberg.
Schweigerd: Österreichische Helden und Heerführer.
Sleidanus: Beschreibung der Welthändel.
v. Ardenne: Die frommen Landsknechte.
Liebe: Der Soldat in der deutschen Vergangenheit.
Blau: Landsknechte.
v. Beck: Bayerns Heerwesen im 15. Jahrhundert.
v. Kanitz: Soldatenleben.
Frönspergers Kriegsbuch.
Jähns: Heeresverfassung und Völkerleben.
—: Geschichte des Kriegswesens, mit Atlas.
Rüstow: Geschichte der Infanterie.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst, 3. und 4.
—: Weltgeschichte.
Ranke: Deutsche Geschichte
und andere allgemeine Geschichtswerke, soweit sie die Zeit behandeln.

Moritz von Oranien.

Orlers: Wahrhaftige Beschreibung und eigentliche Abbildung aller Züge und Viktorien zu Wasser und zu Lande des Herrn Mauritz v. Nassau. Leyden 1612, französische Ausgabe.
Philippson: Geschichte Westeuropas unter Philipp II.
Roloff: Moritz v. Oranien und die Begründung des modernen Heeres. Preußische Jahrbücher, Jahrgang 1903.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst, Teil IV.
Jähns: Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance.

Gustav Adolf.

v. Clausewitz: Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge Gustav Adolfs, Turennes usw. und andere historische Materialien zur Strategie.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte.
Droysen: Gustav Adolf.
—: Beiträge zur Geschichte des Militärwesens in Deutschland während der Epoche des Dreißigjährigen Krieges.
Frohnhäuser: Gustav Adolf und die Schweden in Mainz und am Rhein.
Gallati: Der „Kgl. Schwedische in Teutschland geführte Krieg" des Bogislaw Philipp v. Chemnitz und seine Quellen.
Gindely: Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.
Heilmann: Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.
Heussi: Kompendium der Kirchengeschichte.
Hoeniger: Die Armeen des Dreißigjährigen Krieges.
Kaemmel: Deutsche Geschichte.
Klopp: Der Dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolfs.
Lenz: Gustav Adolf.
Lorentzen: Die schwedische Armee im Dreißigjährigen Kriege und ihre Abdankung.
v. Moltke: Die westliche Grenzfrage.
Paul: Gustav Adolf.
Publikationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. Bd. 39: Die Verhandlungen Schwedens usw. mit Wallenstein; Bd. 64: Die Politik Pommerns während des Dreißigjährigen Krieges.
v. Ranke: Geschichte Wallensteins.
Schiller: Der Dreißigjährige Krieg.
Sporschil: Der Dreißigjährige Krieg.
v. Treitschke: Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit.
Weidling: Schwedische Geschichte im Zeitalter der Reformation.
Winter: Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.
Wolf: Angewandte Geschichte.
—: Deutsche Geschichte.
Graf Yorck v. Wartenburg: Weltgeschichte in Umrissen.
v. Zwiedineck-Südenhorst: Die Gegenreformation in Deutschland.

Drake.

Stenzel: Seekriegsgeschichte.
Rittmeyer: Seekriege und Seekriegswesen.
Meurer: Seekriegsgeschichte.
Czibulka: Die großen Kapitäne.
Corbett: Drake and the Tudor Navy.
Maltzahn: Der Seekrieg.

Cromwell.

Kortüm: Geschichte der englischen Revolution.
Bölsche: Karl I. und die englische Revolution.
Carlyle: Über Helden und Heldenverehrung.
Merle d'Aubigne: Der Protektor oder die englische Revolution.
Pauli: „Oliver Cromwell" aus „Der neue Plutarch".
—: Aufsätze zur englischen Geschichte.
Guizot: Geschichte der englischen Republik bis zum Tode Cromwells.
Jonthey: Geschichte Oliver Cromwells.
Stern: Geschichte der Revolution in England.
Michael: Cromwell, Band 1 und 2.
Hoenig: Oliver Cromwell, Band 1 bis 3.
Helmolt: Weltgeschichte, 6. Band.
Luckwaldt: Oliver Cromwell, aus der Sammlung „Kämpfer".
Daniels: Geschichte des Kriegswesens.

Blake.

Meurer: Seekriegsgeschichte in Umrissen. 1925.
Publications of the Navy Records Society. Vol. a) XXIX: Mr. Julian Corbett's Fighting Instructions 1530—1816; b) XXXVII: First Dutch War, Vol. IV.
Marine-Rundschau. a) 1911: Conn: Betrachtungen über den Ersten Englisch-Holländischen Krieg; b) 1912: v. Janson: Der Niedergang der holländischen Seemacht; c) 1913: Glatzel: Seekriegsrechtliche Milieustudien; Groos: Über den kriegerischen Geist in der Weiterentwicklung der Seetaktik; d) 1921: Frhr. v. Maltzahn: Weltpolitische Probleme der Gegenwart III. Das Problem des Stillen Ozeans.
Nage: Robert Blake, Admiral and General at sea. London 1900.
v. Mantey: Seeschlachtenatlas. E. S. Mittler & Sohn, 1928.
Mahan: Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. E. S. Mittler & Sohn, 1896.
Stenzel: Kriegsführung zur See. 1913.
Rittmeyer: Seekriegsgeschichte.
Journal of the Royal United Service Institution, vol. LXII, February 1917: Barrett: The missing 15 years (1625—1640) in the life of Robert Blake, Admiral and General at sea.
Hayens: Two old Sea-Dogs; Drake and Blake, Collins' Clear Type Press. London und Glasgow 1904.
Stevenson: Admiral Robert Blake. 1910.
Hawke Locker, 1831: Portraits and Memories of celebrated Naval Commanders, National Gallery, Greenwich Hospital; Harding and Lepard.
Baumgarten: Lives English and Foreign, Vol. II. Halle, bei Justinus Gebauer, 1754.
Groos: Seekriegslehren. E. S. Mittler & Sohn, 1929.

Hoenig: Oliver Cromwell. Friedrich Luckhardt, Berlin SW, 1887.
Seakings of Britain: Hawkins to Blake by G. A. R. Callendar, B. A., Longmans, Green, & Co., London 1912.

Ruyter.

Brandt: Leben und Taten des fürtrefflichen und sonderbaren Seehelden Michael de Ruyter. Amsterdam 1687.
La vie de Corneille Tromp. (Verfasser nicht genannt.) Haag 1694.
Costard: Histoire de Ruyter. Paris 1824.
Klopp: Leben und Taten des Admirals de Ruyter. Hannover 1852.
Rittmeyer: Seekriege und Seekriegswesen. Berlin 1907/1911.
Meurer: Seekriegsgeschichte in Umrissen. Berlin 1925.
Czibulka: Die großen Kapitäne. München 1923.
v. Mantey: Seeschlachten-Atlas. Berlin 1928.
de Jonge: Geschiedenis van het Nederlandsche Zeewesen. Harlem 1858.
Mahan: Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Berlin 1896.
Corbett: Fighting Instructions 1530—1816. London 1905.
Marine-Rundschau, Aufsätze in verschiedenen Jahrgängen von Conn, Lassen, Gadewill, Glatzel und Dr. Graefe über die englisch-niederländischen Seekriege.
Blok: Die Geschichte der Niederlande, Band 4, 5. Gotha 1910/12.
Windelband: Die auswärtige Politik der Großmächte 1494—1914. Stuttgart 1925.

Vauban.

Abrégé des services du Maréchal de Vauban fait par lui même, publié par M. Augoyat. Paris 1839.
Vauban: Oisivetés. Paris 1843.
Chambray: Le Plutarque français: Vauban. Paris 1845.
Michel: Histoire de Vauban. Paris 1879.
Revue du génie militaire 1929: Normand, Tactique de fortification de Vauban.
Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine 1874: Die Bedeutung des Marschalls Vauban für die Artillerie.
Archiv für die Artillerie- und Ingenieur-Offiziere des deutschen Reichsheeres 1889: Jähns: Vauban.
Müller: Geschichte des Festungskriegs. Berlin 1892.

Prinz Eugen.

Handbibliothek für Offiziere, Geschichte der Entwicklung des Kriegswesens im 17. Jahrhundert. Berlin 1838.
Jähns: Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland, II. Abt. München und Leipzig 1890.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, 4. Band. Berlin 1920.
v. Frauenholz: Deutsche Kriegs- und Heeresgeschichte. München 1927.
v. Freytag-Loringhoven: Krieg und Politik in der Neuzeit. Berlin 1911.

Sugenheim: Deutschland im Spanischen Erbfolge- und im großen Nordischen Kriege. Berlin 1874.
Frhr. v. Mühlwerth-Gärtner: Die österreichische Kavallerie in den Feldzügen des 18. Jahrhunderts und in jenen der neuesten Zeit. Wien 1882.
Schmoller: Der Feldzug von 1706 in Italien. Berlin 1909.
Schwerdtfeger: Die Schlacht bei Malplaquet. Kirchhain 1912.
Israel: Der Feldzug von 1704 in Süddeutschland. Berlin 1913.
Sybel: Prinz Eugen v. Savoyen. München 1861.
Schüßler: Prinz Eugen (Meister der Politik, 2. Band). Deutsche Verlagsanstalt 1923.
Morgenstern: Österreichs Helden. St. Pölten 1783.
Arneth: Prinz Eugen v. Savoyen, 3. Band. Wien 1858.
v. Czibulka: Prinz Eugen v. Savoyen. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Karl XII.

Schwed. Generalstab: Karl XII. På Slagfältet. (Karl XII. auf dem Schlachtfeld.)
Lundblad: Geschichte Karls XII.
Fryxell: Leben Karls XII.
Sarauw: Feldzüge Karls XII.
Carlson: Geschichte Schwedens.
Erdmannsdörffer: Deutsche Geschichte.
Carlson: Eigenhändige Briefe Karls XII.
Frhr. v. Freytag-Loringhoven: Feldherrngröße.
Jähns: Geschichte der Kriegswissenschaften.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst.
v. B. K.: Geist und Stoff im Kriege.

Friedrich der Große.

Oeuvres de Frédéric le Grand. Berlin 1846–1857.
Graf Yorck v. Wartenburg: Napoleon als Feldherr, 1. Teil.
Ranke: Weltgeschichte, 2. Band.
Rochs: Schlieffen, 3. u. 4. Aufl.
Groener: Das Testament des Grafen Schlieffen.
v. Taysen: Friedrich der Große. Militärische Schriften. Berlin 1882.
Foerster: Graf Schlieffen und der Weltkrieg.
Die Werke Friedrichs des Großen. Reimar Hobbing, 1914.
Reichsarchiv. Der Weltkrieg.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst.
Gespräche Friedrichs des Großen. Reimar Hobbing, 1919.
v. Clausewitz: Vom Kriege. 5. Aufl., 1905.

Washington.

Pfister: Die amerikanische Revolution 1775–1783.
Carrington: Washington the soldier.
Headley: Washington and his Generals.

Marshall: Life of Washington.
Irving: Life of Washington.
Sparks: Leben und Briefwechsel George Washingtons.

Napoleon.

Fournier: Napoleon.
Lenz: Napoleon.
Roloff: Napoleon.
Marcks: Napoleon und Alexander.
Wahl: Geschichte des europäischen Staatensystems 1789–1815.
Sorel: l'Europe et la Révolution française.
Taine: Le régime moderne.
Kircheisen: Napoleon in seinen Werken.
La Correspondance militaire de Napoléon I. (10 Bände).
Militärische Schriften Napoleons I., herausg. von Boie.
Delbrück: Geschichte der Kriegskunst, IV.
Graf Yorck v. Wartenburg: Napoleon als Feldherr.
Frhr. v. Freytag-Loringhoven: Die Heerführung Napoleons.
Kuhl: Bonapartes erster Feldzug.
Graf Schlieffen: Cannae; 1806; Jena; 1807; 1813.
Alombert et Colin: La campagne de 1805 en Allemagne.
Mayerhoffer v. Vedropolje: 1805.
Buat: 1809; de Ratisbonne à Znaim.
Fabry: Campagne de Russie 1812.
Friedrich: Die Befreiungskriege.
Otetschestwennaja Woina 1812.
Mémoires sur l'art de la guerre du Maréchal Comte de Saxe. 1777.
Friedrich der Große: Generalprinzipien vom Kriege.
Scharnhorst: Militärische Schriften, herausgeg. von Frhr. v. d. Goltz.
—: Unterricht des Königs von Preußen an seine Generale.
—: Handbuch für Offiziere.
Erzherzog Karl: Grundsätze der Strategie.
Delbrück: Gneisenau.
Lehmann: Scharnhorst.
Meinecke: Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen.
Droysen: Graf Yorck v. Wartenburg.
Frhr. v. d. Goltz: Roßbach und Jena.
Jomini: Précis de l'art de la Guerre.
v. Clausewitz: Vom Kriege.
Foch: Des Principes de la Guerre.

Wellington.

Roeßler: Die Operationen Wellingtons und Soults 1809 und 1812 in ihrer strategischen Parallele. Berlin 1894.
Bonnal: Wellington, général en chef (1808–1814). Paris 1912.

Oman: Wellington army 1809—1814. London 1912.
Jackson u. Scott: The military life of Field Marshal The Duke of Wellington. London 1840.
Brialmont: Histoire du Duc de Wellington. Paris 1856/57.
Elliot: The life of the Duke of Wellington. London 1816.
Sherer: Militärische Memoiren, enthaltend die kriegerische Laufbahn des Herzogs von Wellington. Aus dem Englischen von G. Nagel. Hannover 1835/36.

Nelson.

Althaus: Admiral Nelson.
Andrew: A rapid Review of the Life of Nelson. 1905.
Callender: The Life of Nelson. 1912.
Charnock: The Life of Nelson. 1806.
Cobb: The Nelson Touch at Trafalgar. 1905.
Colomb: The Tactics of Trafalgar. 1905.
Ellison: Lord Nelson, naval Hero.
Kerr: The Spirit of Nelson. (In: The nine-teenth Century.) 1912.
Koßmann: Lord Nelson und der Herzog Franz Caracciolo. 1895.
de Lamartine: Nelson. 1853.
Moorhouse: Letters of the English Seamen 1587—1808. 1910.
—: Nelson in England. 1913.
Navy: Trafalgar Report. 1913.
Nicolas: Dispatches and Letters of Lord Nelson. (7 Bände.) 1845.
Schlieper: Nelson. (Aus: Illustrierte Helden-Bibliothek von G. Gellert.) 1903.
Southey: The Life of Nelson. 1891.
The Standard: Special Nelson Supplement. 1905.
White and Moorhouse: Nelson and the 20 Century. 1905.
? Life of Horatio Nelson.
? Recollections of the Life of the Rev. A. J. Scott, Lord Nelsons Chaplain. 1842.
? Lebensgeschichte des englischen Admirals Lord Viscount Nelson. 1805.
Nicolas: The dispatches and letters of Vice Admiral Lord Viscount Nelson. 7 Bände. London 1845/46.
Publications of the Navy Records Society: Band 16 und 18: Great Sea Fights; Band 29: Fighting Instructions; Band 35: Signals and Instructions, 1776—1794; Band 32, 38, 39: Barham Papers; Band 55 und 61: Letters of Lord St. Vincent; Band 46, 48, 58, 59: Spencer Papers.
v. Sybel: Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. Band 5. Frankfurt a. M. 1882.
Helmolt: Weltgeschichte. Band 7 und 9. Leipzig 1920, 1922.
The Cambridge Modern History. Band 8: The French Revolution. Band 9: Napoleon. Cambridge 1907.
Windelband: Die auswärtige Politik der Großmächte 1494—1919. Berlin 1925.
Stenzel-Kirchhoff: Seekriegsgeschichte in ihren wichtigen Abschnitten unter besonderer Berücksichtigung der Seetaktik. Leipzig 1907—1911.

Rittmeyer: Seekriege und Seekriegswesen. 2 Bände. Berlin 1907 und 1911.
Laird Clowes: The Royal Navy. Band 3–5. London 1898–1900.
Jomini: Histoire critique et militaire des guerres de la Révolution. 3 Bände. Brüssel 1840.
Jurien de la Gravière: Guerres maritimes sous la République et l'Empire. Paris 1879.
Tramond: Manuel d'Histoire Maritime de la France des origines à 1815. Paris 1927.
Mahan: Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 2 Bände. Berlin 1896 und 1899.
—: The life of Nelson. 2 Bände. London 1897–1898.
—: The strength of Nelson. (Aus: The National Revue 1905.)
v. Pflugk-Harttung: Napoleon I.; im besonderen 2. Teil II. Abschnitt: A. Stenzel, Der Krieg gegen England. Berlin 1900.
Kircheisen: Napoleon I. 5 Bände. München 1911–1925.
—: Nelson. 1926.
Lenz: Napoleon (Monographien zur Weltgeschichte, Band 24). Bielefeld und Leipzig 1908.
v. Müller: Der ältere Pitt. (Aus: „Meister der Politik", Band 3.) Berlin 1921.
Rose: William Pitt and the great War. London 1911.
Daniels: Englische Staatsmänner von Pitt bis Asquith und Grey. Berlin 1925.
Clark Russell: Horatio Nelson and the Naval Supremacy of England. New York und London 1890.
Laughton: Nelson. London 1900.
—: Nelson and his companions in arms. London 1905.
—: From Howard to Nelson. London 1899.
Horatio, Third Earl Nelson: The Nelson, whom Britons love. London 1909.
White and Moorhouse: Nelson and the 20th Century. London 1905.
Moorhouse: Letters of the English Seamen. London 1910.
Mahan: Types of Naval Officers. London 1902.
Mundy: The life of Rodney. London 1836.
Anson: The life of John Jervis Admiral Lord St. Vincent. London 1913.
Campbell: Lives of the British admirals. Band 7. London 1817.
Pouget: Vice Admiral Comte Martin. Paris.
de Noailles: Marins et Soldats français en Amérique pendant la guerre de l'indépendence des Etats-Unis (1778—1783). Paris 1903.
Corbett: England in the Seven Years' War. 2 Bände. London 1907.
—: The Campaign of Trafalgar. London 1910.
James: The British Navy in adversity. London 1926.
Pfister: Die amerikanische Revolution 1775–1783. 2 Bände. Stuttgart und Berlin 1904.
Allan: Life of Lord Viscount Nelson. 1905.
—: A naval history of the American revolution. 2 Bände. Boston 1913.
Kuhl: Bonapartes erster Feldzug 1796. Berlin 1902.
v. Peez und Dehn: Englands Vorherrschaft. Leipzig 1912.
v. Peez: England und der Kontinent. Leipzig 1909.

Lord Fisher: Records. London 1919.
—: Memories. London 1920.
Marine-Rundschau 1899—1904, 1906, 1909, 1910, 1912 und 1914.

Gneisenau.

Capelle: Gneisenau. Auswahl aus seinen Briefen und Denkschriften.
v. Clausewitz: Vom Kriege.
v. Cochenhausen: Gneisenau.
Delbrück: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau.
Friederich: Die Befreiungskriege 1813—1815.
Frhr. v. Freytag-Loringhoven: Feldherrngröße.
v. Müffling: Aus meinem Leben.
Pertz: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau.
v. Pflugk-Harttung: Die Aufzeichnungen des Generals Ferdinand v. Stosch über Gneisenau.
Graf Schlieffen: Gesammelte Schriften: Gneisenau.
v. Seeckt: Gedanken eines Soldaten.
v. Unger: Gneisenau.

Clausewitz.

Linnebach: Karl und Marie v. Clausewitz.
Schwarz: Leben des Generals Karl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz.
v. Caemmerer: Clausewitz.
v. Clausewitz: Vom Kriege. Hinterlassenes Werk, mit Vorwort des Grafen Schlieffen.
—: Hinterlassene Werke.
Rothfels: Karl v. Clausewitz, Politische Schriften und Briefe.
Frhr. v. Freytag-Loringhoven: Die Macht der Persönlichkeit im Kriege. Kriegslehren nach Clausewitz aus den Feldzügen 1813—1814.
Marcu: Das große Kommando Scharnhorsts.

Lee.

v. Ahlers: Offensive der Föderierten gegen Richmond 1862 bis Ende September (als Handschrift gedruckt).
Badeau: Military History of U. S. Grant.
Blankenburg: Die inneren Kämpfe der Nordamerikanischen Union bis zur Präsidentenwahl 1868.
Bond: General Robert E. Lee.
v. Borcke: Zwei Jahre im Sattel am Feind.
Early: The campaigns of General Robert E. Lee. 1872.
Esten Cooke: Life of General Robert E. Lee.
Frhr. v. Freytag-Loringhoven: Studien über Kriegführung auf Grund des Nordamerikanischen Sezessionskrieges in Virginia.
—: Feldherrngröße.

Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine (1871—1891).

Becker: Aus dem amerikanischen Sezessionskriege (Juni 1878).

—: Aus dem amerikanischen Sezessionskriege. Feldzüge am Mississippi 1862 und 63. (1875 Januar, Februar, März.)

Landmann: Aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege 1861—65. General Stonewall Jacksons Feldzug im Tal des Shennandoah im Mai und Juni 1862. (1872 Mai und Juni.)

v. Wedell: Die Operationen der Potomac-Armee unter General Grant im amerikanischen Sezessionskriege 1864—65. (1877 Juli, August, September.)

Scheibert: Stonewall Jacksons Virginiatal-Campagne. (1879 Mai, Juni.)

Mangold: Richmond und Washington, eine strategische Studie aus dem amerikanischen Bürgerkriege. (1882 Oktober.)

v. Bredow: Über die Leistungen der amerikanischen Kavallerie im Sezessionskriege. (1877 Mai, Juni.)

Scheibert: Shermans Marsch durch Georgien. Ein Beitrag zur Geschichte des Sezessionskrieges. (1886 Januar, Februar, März.)

—: General J. E. B. Stuarts letzter großer Raid. (1879 November, Dezember.)

—: General J. E. B. Stuart. (1877 Dezember.)

—: General Robert E. Lee, Oberkommandeur der ehemaligen südstaatlichen Armee in Nordamerika. (1875 Juli, August, September.)

—: Stonewall Jackson. (1875 Oktober, November.)

—: Oberst J. S. Mosby. (1876 Januar.)

Sherman: Lehren des Krieges. (1875 April, Juni.)

R. E. Lee: Recollections and Letters of General R. E. Lee. 1904.

(Childe) Lee: Robert E. Lee. (Revue des deux Mondes, Juni 1872.)

Long: Memoirs of Robert Lee.

v. Glasenapp: Neue militärische Blätter (erstes Semester 1875). Aus dem amerikanischen Sezessionskriege.

—: (zweites Semester 1875).

v. Bechthold: Die Schlacht bei Gettysburg am 1., 2., 3. Juli 1863. (Beitrag zur Geschichte des Nordamerikanischen Bürgerkrieges.)

The National Cyclopaedia of American Biography. 1897.

Page: R. E. Lee; man and soldier. 1911.

Comte de Paris: Histoire de la guerre civile en Amérique.

Pollard: The lost cause.

Sammlung Scribner: Campaigns of the civil war. Pond: Band 11; Humphreys: Band 12.

Sander: Geschichte des vierjährigen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Scheibert: Sieben Monate in den Rebellenstaaten 1874. Der Bürgerkrieg in den nordamerikanischen Staaten, militärisch betrachtet für den deutschen Offizier. 1874.

Taylor: Four years with General Lee. 1878.

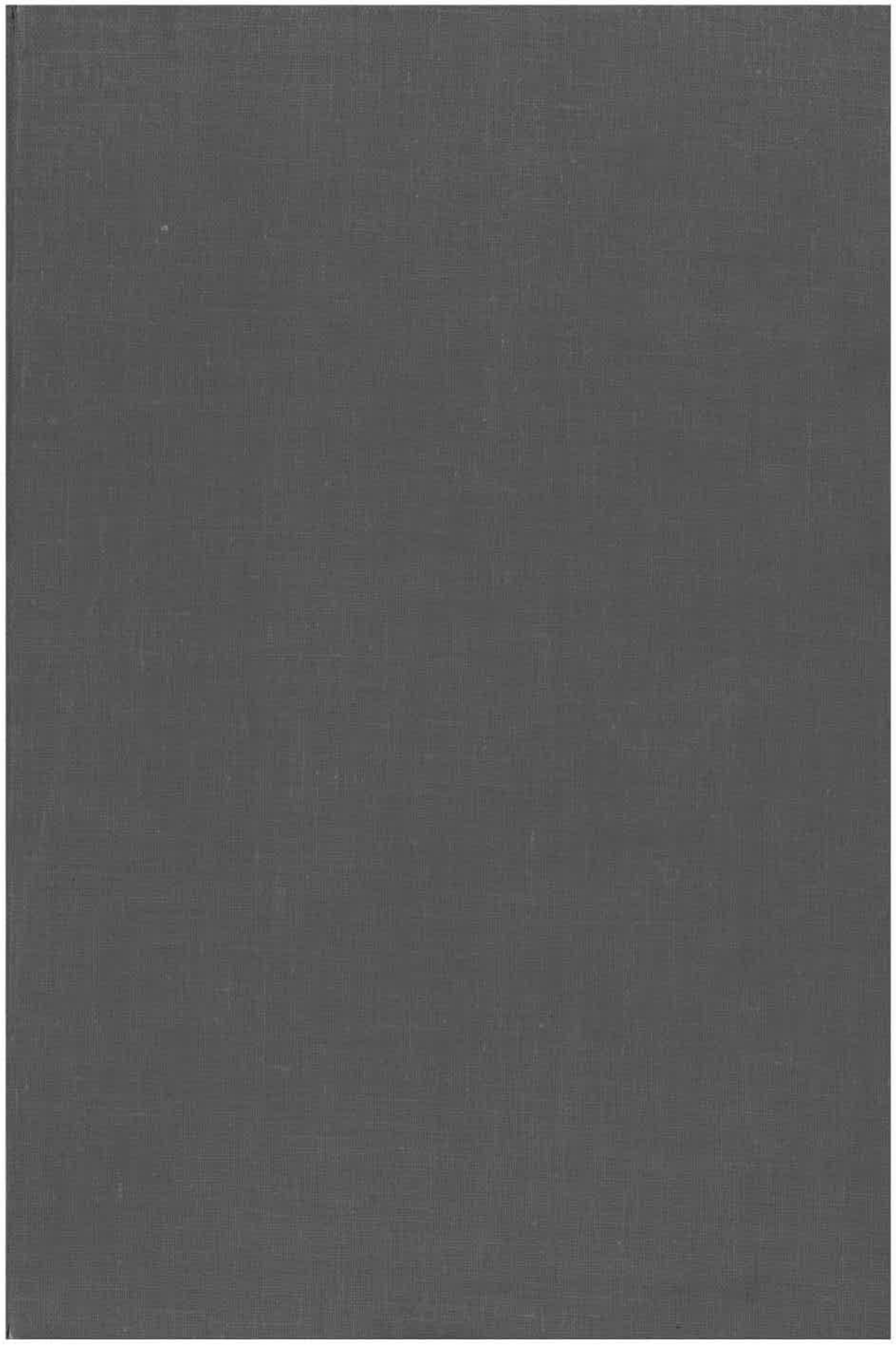
Moltke.

v. Blume: Moltke. Berlin 1907.
v. Caemmerer: Die Entwicklung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Berlin 1904.
Endres: Moltke. Leipzig und Berlin 1913.
Frhr. v. Freytag-Loringhoven: Die Heerführung Napoleons und Moltkes. Berlin 1897.
—: Feldherrngröße. Berlin 1922.
Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 7.
v. Haeften: Bismarck und Moltke. Preußische Jahrbücher, 177. Band.
Jähns: Feldmarschall Moltke. Berlin 1894—1900. 3 Bände.
Kriegsgeschichtliche Einzelschriften: Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen. Berlin 1905.
Moltke: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Berlin 1891—1893. 8 Bände.
—: Militärische Werke. Berlin 1892—1911. 4 Bände.
—: Ausgewählte Werke. Berlin 1925. 4 Bände.
Graf v. Schlieffen: Cannae. Berlin 1925.

Berichtigung. Auf Seite 66, 13. Zeile von unten, muß es heißen: „Stirb und Werde."

Auf Seite 74, 15. Zeile von oben, muß es heißen: Nicht selten begegnet man in der Geschichte Männern . . . .





FÜHRERTUM

